14. 8. 94.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Cultur-Geſchichte

der

Menſchheit,

von

Guſtav Klemm.

Nach

den beſten Quellen bearbeitet und mit xylographiſchen Abbildungen der verſchiedenen Nationalphyſiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunſtproducte u. ſ. w. verſehen.

Fünfter Band.

Die Staaten von Anahuac und das alte Aegypten.

BIBLIOTECA NAZIONALE FIRENZE

Mit 8 Tafeln Abbildungen.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1847.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Die Staaten von Anahuac . 1

Urbevölkerung, körperliche Beſchaffenheit . 3
Die weißen Herrſcher . 7
Geiſtige Anlagen . 8

Nahrung . 10

Kleidung . 13

Schmuck . 14

Wohnungen . 15

Werkzeuge, Art . 16

Gefäße . 18

Beſchäftigungen, Jagd . 20

Viehzucht, Cochenille . 22
Lama . 23
Ackerbau . 24
Handwerke . 26
Bearbeitung der Metalle . 27
Spinnen und Weben . 29
Bearbeitung der Steine . 31
Waſſerbauten . 32

Familienleben . 32

Ehe . 33
Geburt und Weihe der Kinder . 36
Erziehung der Jugend . 39
Ermahnung des Sohnes . 40
Ermahnung der Tochter . 43
Schulen . 45

Seite.

Hausleben . 47
Schwitzbad . 47
Krankheit . 48
Beſtattung . 49

Geſelliges Leben . 53

Spiele . 54
Wettſpiel, die Flieger . 55
Tänze . 57
Muſik . 58

Oeffentliches Leben . 59

Familie der Herrſcher . 60
Montezuma II. Pracht . 63
Adel . 66
Wehrhaftmachung . 67
Gemeine Freie . 69
Staatseinkünfte . 71
Rechtspflege . 72
Geſetze . 73

Oeffentlicher Verkehr, Straßen 74

Handel . 76
Münze . 77
Poſtweſen . 78

Kriegsweſen . 79

Waffen, Bogen, Pfeil, Lanze . 80
Schwert . 81
Schutzwaffen, Schild . 81
Harniſch, Helm . 82
Fahnen, Feldmuſik . 83
Feſtungen . 83
Kriegsverfaſſung, Tapferkeit . 85

Seite.

Religion 88

Oberprieſter 89

Prieſterſchaft 90

Prieſterinnen 91
Congregationen 93
Büßungen 94
Faſten 95
Beichte 96

Tempel 97

Götterdienſt, Opfer 99
Menſchenopfer 100
Thier- und Fruchtopfer . . . 104
Feſte, ſtehende 105
Feſte, bewegliche 113

Die Götter 114

Elementargötter 118
Hiſtoriſche Gottheiten des Adels 119
Hiſtoriſche Gottheiten des Volkes 121
Hausgötter 122
Künftige Welt 124

Cultur 126

Aſtronomie und Zeitmaaß . . 128
Bilderſchrift 131
Papier 132
Schriftzeichen 135
Mexicaniſche Manuſcripte . . 137
Sprache 143
Poeſie 144
Netzahualcojotl's Lied . . . 146
Mexicaniſche Schriftſteller . 151
Plaſtiſche Kunſt 152
Architectur 153
Bildnerei 162

Geſchichte 163

Weiße Einwanderer 164
Die Inländer-Sagen 165
Sagen der Eingebornen . . . 172
Ynca-Sage 174
Die Tolteken 180
Die Chechemeken 181
Die Azteken 187
Mexico Monarchie 190
Acamapitzin 191
Huitzilihuitl 192

Seite.

Maxlaton 193
Netzahualcojotl 195
Montezuma I. 200
Der Bund der drei Staaten . 203
Netzahualpilli 207
Montezuma II. 208
Die Spanier in America . . 219
Ferdinand Cortez 220
Die Spanier in Tlascala . . 228
Cortez in Mexico 233
Montezuma II. gefangen . . 239
Cortez erſter Rückzug aus Mexico 244
Cortez zweiter Rückzug aus Mexico 247
Die Belagerung von Mexico 250
Das Ende des Aztekenreiches 254

Das alte Aegypten 255

Körperliche Beſchaffenheit . 256
Die Kaſten 257
Geiſtige Eigenſchaften . . . 258

Nahrungsmittel 259

Früchte, Fiſche 259
Getränke, Bier 260
Wein 261

Kleidung 262

Fußkleidung 263
Schmuck 264
Bemalung 265
Halsſchmuck 266
Ringe für Arm, Finger . . 267
Fächer 268

Wohnungen 268

Städtiſche Bauart 270
Landhäuſer 272
Hausgeräthe, Seſſel . . . 273
Schlafſtätten 275
Schränke, Ziergefäße . . . 276
Beleuchtung 277

Fahrzeuge, Schiffe 278

Wagen 280

Werkzeuge, Axt 281

Meiſel 282
Hobel, Säge, Bohrer . . . 283

	Seite.
Gefäße	283
Töpferei	284
Porzellan	285
Glas, Metall	286
Formen der Gefäße	287
Beſchäftigung	289
Fiſcherei	290
Jagd	291
Viehzucht	295
Ackerbau, Pflug	297
Ernte	298
Magazine	299
Obſtbau	300
Blumenzucht	301
Handwerke	302
Bergbau, Gold	303
Goldſchmiedekunſt	305
Kupfer, Bronze	306
Eiſen	307
Spinnen, Weben	308
Baumwolle, Linnen	309
Seiler- und Lederarbeit	310
Zimmer- und Tiſchlerarbeit	311
Steinmetzarbeit, Töpferei	312
Familienleben	313
Die Ehe	314
Erziehung, Spielſachen	315
Hausweſen, Sclaven	316
Heilkunde	317
Tod und Beſtattung	318
Die Mumien	319
Särge, Bekleidung der Leichen	324
Leichenzug	327
Grabſtätten, Grabhöhlen	328
Schmuck derſelben	329
Das geſellſchaftliche Leben	330
Spiele, Würfel	331
Gaſtmäler	332
Tänzerinnen	333
Sänger	334
Gaſtmahle, Weingelage	335
Ballſpiele, Ringer	336
Das öffentliche Leben	337
Der König	338
Hofſtaat	342
Königsgräber	343
Die Prieſterkaſte	345
Die Kriegerkaſte	347
Das Volk, die Bauern	348
Handwerkerkaſte	349
Hirten	350
Schiffer, Sclaverei	351
Staatsverwaltung, Kreiſe	352
Gerichtsweſen	353
Geſetze	354
Diebſtahl	356
Verkehr und Handel	358
Münze, Maaß, Gewicht	359
Canäle, Dämme	361
Schifffahrt	362
Straßen	363
Kriegsweſen	364
Das Heer	365
Heerführer, Feldzeichen	367
Heerverfaſſung	368
Bewaffnung, Panzer	369
Helme, Schild	370
Spieß, Wurfſpieß, Pfeil	371
Köcher	372
Bogen	373
Schleuder	374
Keule, Streitaxt	375
Säbel, Sciopse, Schwert	376
Dolch, Streitwagen	377
Feſtungen	379
Sieg und Triumph	380
Einzelheiten aus den Darſtellungen in den Königsgräbern	381
Religion	391
Verſchiedene Cultusarten und Fortſchritt	392
Volksreligion	393
Heilige Thiere	393
Zauberei	400
Leichenfeierlichkeiten	401
Prieſterſchaft	402
Die Tempel	405
Die Opfer, Menſchenopfer	410
Proceſſionen	413
Tempelweihe	414
Prieſterſage	418
Iſis und Oſiris	419
Die Gottheiten, die größern	426
Die kleinern	431
Künftige Welt	433
Orakel	436

Digitized by Google

Seite.

Cultur 438

Rechenkunſt, Zahlzeichen . . 439
Schreibkunſt, Thot 440
Hieroglyphe 441
Papier 443
Schreibrohr 444
Zeitmeſſung 445
Längenmaaß 446
Landeskunde 447
Nilmeſſer, Medicin, Chemie . 444
Mechanik 449

Kunſt 450

Architectur 450
Sculptur 452
Statuen 453
Malerei und Kupferſtich . . 454
Muſik und muſikaliſche Inſtrumente 456
Schlaginſtrumente, Flöten . 457
Saiteninſtrumente, Harfe . 458
Guitarre 459

Die Geſchichte 460

Die Einwanderer 461
Die Hykſos 462
Buſiris, Gründer von Theben 463
Nachoreus, Gründer von Memphis 463
Seſoſtris oder Ramſes der Große und ſeine Feldzüge 464
Aegypten unter Sabakon, dann unter zwölf einheimiſchen Königen 467
Pſammetich von Sais . . . 468
Neko, Pſammis, Apries . . 469
Amaſis 470
Aegypten perſiſche Provinz . 471
Abfall und einheimiſche Könige 472
Aegypten aufs Neue unterjocht und perſiſche Provinz kommt an Alexander d. Gr. . . 473

Die Staaten

von

Anahuac und das alte Aegypten.

Digitized by Google

Wir haben bisher die paſſiven Völker der Urwälder, der öden Küſten, der weithin gebreiteten Steppen und die activen Volksſtämme der Hochgebürge der alten Welt und der an ſie gränzenden Wüſte in ihren Urzuſtänden betrachtet, ſodann einen Blick auf die Verbreitung der letzteren über den Erdball gerichtet und darauf eine Schilderung derjenigen Erſcheinungen verſucht, welche die Unterjochung und Beherrſchung der paſſiven Raſſe durch die active zunächſt hervorbringt.

Der Schauplatz dieſer Erſcheinung waren die Inſeln der Südſee, jene Inſeln, die unter einem milden Klima die erſten Lebensbedürfniſſe in reicher Fülle darbieten und die Entwickelung der menſchlichen Kräfte nächſtdem durch ihre Lage inmitten einer an wechſelnden Erſcheinungen reichen See weſentlich fördern. Wir fanden die ſchwarzen Ureinwohner hier nicht blos als die Diener der weißen Herrn, ſondern überhaupt auf der tiefſten Stufe der geſellſchaftlichen Stellung, zum Laſt- und Maſtvieh herabgewürdigt, in welchem der Beſitzer nicht einmal eine Seele anerkennt. Die Herren dagegen erſcheinen als übermüthige Beſitzer alles Grund und Bodens, aller Erzeugniſſe, aller Lebensgenüſſe, als die einzigen Inhaber alles Geiſtigen und jeglicher Cultur. Dieſer Zuſtand erklärt ſich zum großen Theile aus der inſulariſchen Lage der Südſee-Völker. Die Herrſcherfamilien wuchſen allgemach zu großer Menſchenzahl heran, ſie waren kraftvoll und gewandt genug um auch ohne Beihülfe der paſſiven Urbevölkerung fremde von Außen ſtammende Angriffe abwehren zu können. Daher blieb denn auch der Gebrauch der Kriegswaffen wie das ganze Kriegshandwerk ihr ausſchließliches Eigenthum. Dieſe Herrſcher aber blieben für die unterjochte Urbevölkerung immer nur höher ſtehende Weſen; ſie wurden ihnen nicht näher befreundet als der Hirt es es ſeiner Heerde wird, die er nur pflegt, um ſie zu benutzen.

Andere Erſcheinungen müſſen ſich da ergeben, wo die Urbevölkerung die überwiegende Mehrzahl der Nation bildet und die active Raſſe nur in kleinen Haufen als Herrſcher bei derſelben erſcheint, wo nicht blos leibliche Uebermacht genügt um ihr Anſehn und Geltung zu verſchaffen. Die active Raſſe ſteht hier ohngefähr in demſelben Verhältniſſe zu der paſſiven, wie der Schiffer zu der See; während der Menſch die friedlichen Binnengewäſſer nach ſeinem Belieben benutzt, nach ſeinem Gebrauche abdämmt oder ihnen einen Lauf anweiſet, wie er eben für ſeine Zwecke dienlich iſt, muß er

der unendlichen See gegenüber ſeine Pläne und Mittel nach den Eigenſchaften der gewaltigen Waſſermaſſe einrichten; er muß ihre Eigenthümlichkeiten genau erforſchen, die Gefahren kennen lernen, die ſie ihm bringen kann, eben ſo die Schwächen und Vortheile, die ſie ihm darbietet, und darnach muß er ſeine Kräfte bemeſſen, ſeine Maasregeln nehmen. Nur durch umſichtige und kluge Benutzung aller Umſtände, jeder Strömung in der Tiefe, jedes Luftzuges oberhalb der Gewäſſer, durch zweckmäßige Anwendung aller ſich darbietenden Hülfsmittel gelingt es dem Seefahrer die unwirthliche Waſſerwüſte zu durchſchiffen. In ähnlicher Weiſe ſehen wir denn auch kleine Haufen der activen Raſſe ganze Völker der paſſiven Urbewohner der Erde nicht blos beſiegen, ſondern ſie auch beherrſchen und ſie dadurch einer höhern Cultur zuführen.

Dieſe Erſcheinung begegnet uns in dem großen Landſtriche der ſich von Norden nach Süden durch mehr als hundert und dreißig Breitengrade zwiſchen dem atlantiſchen Ocean und dem ſtillen Weltmeer dahin ſtreckt. Eine Gebürgskette, die bis zu zwanzigtauſend Fuß Höhe aufſteigt, iſt das Grundgerüſte dieſes Erdtheiles, deſſen vornehmlichſte Landmaſſe nach dem Oſten ſich abdacht, wohin denn auch ſeine meiſten, zum Theil rieſenhaften Ströme abfallen. Das Land ſelbſt bietet in der heißen und gemäßigten Zone eine endloſe Fülle von Geſteinen und Mineralien, Hölzern und Cerealien, in der kalten Zone einen großen Reichthum aller Fleiſch-, Fell- und Pelzthiere dar.

Die Urbevölkerung America's lernten wir bereits im Laufe unſerer Betrachtung genauer kennen. (S. Th. I. S. 231 ff., Th. II. S. 7 ff.) Sie gehört offenbar der paſſiven Raſſe an, die wir in Neuholland, den Südſeeinſeln, der Polarzone, wie in Africa gefunden haben. Die gefärbte Haut, die Schädel- und Geſichtsbildung, vornehmlich aber ihre Indolenz, ihr Streben nach Ruhe, das nur durch die Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe unterbrochen wird und das namentlich da hervortritt, wo ſie nicht mit Europäern in Berührung kommt, das Alles ſpricht für dieſe Bezeichnung. Es begegnet uns indeſſen hier eine Erſcheinung, die in Uebereinſtimmung mit der übrigen Natur uns den bewundernswürdigen Reichthum ihrer Formen abermals vor Augen ſtellt. Die americaniſche Abtheilung der paſſiven Raſſe erſcheint in demſelben Grade milder und bildſamer als die Neger, in welchem auch ihre Hautfarbe heller iſt und ihre Körperform der activen Form näher ſteht; ein Erfahrungsſatz, der uns auch bei den Polarvölkern bereits entgegen getreten iſt. Die americaniſchen freien Indianer von Braſilien und Surinam ſind bei weitem eher und mit beſſerem Erfolge zu einem geordneten Leben zu bringen als die Neger, wie ſich aus der Geſchichte der Miſſionen, namentlich der Jeſuiten, deutlich nachweiſen läßt. Am lauteſten aber ſpricht für jene Behauptung eine Vergleichung der Geſchichte

von America mit der von Africa; in letzterem Erdtheile konnte nur an den Puncten ſich eine höhere Cultur entfalten, welche dem Zuſtrömen der activen Völker ununterbrochen ausgeſetzt waren, in Aegypten und an der Nordküſte; im Süden und an der Weſtküſte, wo die Negerbevölkerung das Uebergewicht hat, verblieb das Volk Jahrtauſende lang in der alten Barbarei.

Die Geſchichte von Alt-America dagegen zeigt uns ganz andere Erſcheinungen. Die alten Sagen der Peruaner und Mexicaner melden uns, wie die aus Norden gekommenen, weißen und bärtigen Gründer jener Staaten eine zahlreiche Bevölkerung vorfanden, die noch auf den niedern Stufen der Cultur verharrte und in Stämmen zuſammen lebend von Jagd und Fiſchfang ſich nährte, ohne eine feſte Wohnſtätte zu beſitzen. Dieſe Sagen melden ferner, wie jene Herrſcher das Volk nicht allein beſiegt, ſondern auch, wie ſie daſſelbe mit den friedlichen Künſten des Ackerbaues, der Webekunſt, der Thierpflege, der Schmiedekunſt bekannt gemacht und wie ſie eine gewiſſe Ordnung in Bezug auf das häusliche, geſellige und öffentliche Leben bei demſelben heimiſch gemacht haben. Die Ureinwohner zeigten ſich dabei äußerſt gelehrig und anſtellig. Die ſpaniſchen Eroberer fanden in dieſen altamericaniſchen Staaten eine ſo treffliche Organiſation, eine ſo große Achtung für das Geſetz und die Sitte, wie ſie z. B. von keinem Reiſenden bei irgend einem Negervolke jemals bemerkt worden iſt. Dagegen erſcheinen die Americaner aber auch nie in dem Verhältniſſe, in welchem z. B. der Neger zu ſeinem mauriſchen Herrn ſteht (ſ. Th. IV. S. 196 u. 203), und nur die fanatiſche Tyrannei der ſpaniſchen Eroberer würdigte den wehrloſen Indier zum Laſtthier herab.

Der vorliegende Abſchnitt unſeres Werkes hat nun die Aufgabe nachzuweiſen, *wie die active Raſſe die paſſiven Urvölker zu ſich heranzieht, wenn ſie in kleineren Maſſen unter jene tritt, welche Mittel ſie dabei anwendet und welche Formen des häuslichen, wie des öffentlichen Lebens aus ſolchem Zuſammentritt hervorgehen.* Wir beginnen, indem wir zuvörderſt unſern Blick nochmals der

körperlichen Beſchaffenheit

der Urbevölkerung zuwenden, deren Ueberreſte wir in den Indiern des Waldes und den Steppen und Prairie-Jägern, ſo wie bei den Californiern und Feuerländern begegnen. Allen iſt eine dunkle Hautfärbung, ſo wie ein langes, ſtraffes Haar eigen, wogegen ihnen die Fülle des Bartes, der die kaukaſiſchen Nationen auszeichnet, abgeht.

Es iſt bemerkenswerth, daß diejenigen Americaner, welche in dem Landſtriche wohnen, der von der activen Raſſe betreten wurde, wenn auch nicht in der Hautfarbe, doch in der Geſichtsbildung andere Formen zeigen. Die Denkmäler von Mexiko zeigen uns Ge-

ſichter mit ſehr langen, ſchmalen, zum Theil gekrümmten Naſen*). Aehnliche Geſichtsbildung herrſcht auch bei den nordamericaniſchen Jägerſtämmen vor**), wie ſchon Carver, Heckewelder, namentlich aber Prinz Maximilian von Wied nachgewieſen haben.

Dagegen finden wir in den von dem Schauplatze der altamericaniſchen Staatenbildung entlegenen Landſtrichen, namentlich in den Urwäldern von Braſilien***), eine Geſichtsbildung, welche der mongoliſchen außerordentlich nahe kommt, mit ſchiefſtehenden Augen, großen, ſtarken Lippen und einer kurzen, dicken Naſe. Aehnliche Geſichtsbildung fand Choris†) in Arauco und in Californien; die Geſichter ſind ſehr flach und breit, die Augen verhältnißmäßig klein, die Lippen ſehr wulſtig und die Naſe kurz, dick und breit.

Unter den altamericaniſchen Denkmalen tritt uns eine ähnliche, der paſſiven Raſſe angehörige Geſichtsbildung ebenfalls öfter entgegen; ein kleines Thonbild meiner Sammlung (Nr. 1308) zeigt ganz die Geſichtsbildung der Botocuden, mit der eingedrückten Naſe und den großen, dicken Lippen; doch erſcheint gerade dieſe den reinen paſſiven Typus tragende Bildung in den Denkmälern am ſeltenſten ††).

Deſto häufiger iſt eine Geſichtsbildung, welche gewiſſermaßen den activen und paſſiven Typus vermittelt und einen Uebergang zwiſchen beiden bildet. Sie zeigt eine lange breite dicke Naſe, wulſtige Lippen, eine zurückliegende, breite Stirn und unter derſelben kleine, wenig offene Augen mit dicken Lidern. Ein kleines Terracottaköpfchen, aus Tlascala (das ſich in meiner Sammlung befindet, Nr. 1834.) †††) ſtellt dieſe Form ganz deutlich vor Augen und läßt eine nach oben ſehr verbreiterte Stirn ſehen. Aehnliche Bildungen theilt Du Pair mit. (2. Expev. Taf. XII. 33. XLI. 88. LXIV. 123. 3. Exp. XXIII. 29.) Ich möchte ſie als eine Carricatur der griechiſchen Heroenphyſiognomie bezeichnen.

---

*) S. Humboldt vues des Cordillières. Atlas II. — Du Paix antiquités mexicaines. 3. Expédition. pl. VII. X. XX. XXI. XXII. XXIII. XXVI. XXIX. XXXI. XXXVI. XXXVIII. und die I. Tafel dieſes Bandes, fig. 3. 4. 5. 8—12.

**) Prinz Max v. Wied R. nach Nordamerica. Atlas.

***) Prinz Maximilian R. in Braſilien. Atl. Taf. 17. Spix und Martius R. in Braſilien. Atlas.

†) Choris Atlas, Arauco Taf. VIII. Californie Taf. VI. VII.

††) Die Farbe der Araucaner iſt röthlich braun, doch weit heller als die Farbe der übrigen Americaner. Ihr Geſicht iſt beinahe rund, die Augen klein aber lebhaft und voll Ausdruck, die Naſe etwas breit, der Mund klein, die Zähne weiß und von gleicher Größe; die Schenkel nervigt und wohl gemacht, der Fuß klein, aber etwas platt. Das Haar iſt ſtarr und kräftig. Molina Geſch. d. Eroberung v. Chile S. 45.

†††) S. d. 1. Tafel dieſes Bandes fig. 7.

An dieſer Mittelclaſſe tritt uns nächſtdem eine Bildung entgegen, die ihr ganz eigenthümlich iſt und welche bei den Mitgliedern der activen und herrſchenden Raſſe von America gar nicht vorkommt. Das gemeine Volk in den altamericaniſchen Reichen pflegte den Köpfen der Kinder durch angelegte Breter eine beſondere, in die Länge gezogene Geſtalt zu geben. Die Sitte wird noch jetzt unter den Eingebornen von America geübt (ſ. C.-G. Th. II. S. 47, dazu Wafer voyage and descr. of the Isthmus of America S. 158.) und ſo war es auch bei den Alten. Die Denkmäler ſowohl als die den Grabſtätten enthobenen Schädel zeigen gleichmäßig eine in die Länge gezogene Form*), die an den Schädeln der Incafamilien nicht bemerkt wird.

Uebrigens hatten die Ureinwohner wie noch jetzt ihre Nachkommen vortreffliche Zähne und ſcharfe Augen, die ihre Dienſte treu bis in's ſpäteſte Alter verrichteten. Mißgeſtaltete waren unter ihnen ſo ſelten, daß, wie Clavigero**) (I. 126.) bemerkt, unter tauſend Mexicanern ein Buckliger, Lahmer oder Schielender ſeltner zu finden war, als unter wenigen Hunderten von einem andern Volke***).

Die Herrſcher nun, welche dieſe Urbevölkerung zum ſeßhaften Leben und zu höherer Cultur führten, ſcheinen, wie die Sage andeutet, von Europa zunächſt an der Nordweſtküſte von America gelandet zu ſein, von wo aus ſie dem Laufe der Ströme und dem Zuge der Gebürge folgend bis Arauco gelangten. Ihre Denkmale reichen vom ſüdlichen Ufer des Erie-See's bis in den Golf

---

*) Morton Crania americana S. 97 ſchildert die Schädel der Ureinwohner von Peru, beſonders im Thale Desaguadera und den Hochebenen der peruaniſchen Anden, zwiſchen 14 u. 19½ Grad ſüdl. Breite: The head, which is small, elongated, narrow its whole length, with a very retreating forehead. The face projects, the upper jaw is thrust forward and the teeth are inclined outward. The orbits of the eyes are large and rounded, the nasalbones salient, the zygomatic arches expanded and there is a remarkable simplicity in the sutures that annect the bones of the cranium. Beſonders merkwürdig iſt der Schädel eines Natchez, Taf. 20, wegen ſeiner Höhe und der eines Cowalitsk vom Columbia-Strom, Taf. 49, eines peruaniſchen Kindes von Atacama, Tf. 2, ſo wie der Caraiben, Taf. 65, wegen ihrer außerordentlichen Flachheit.

**) Dr. Franz Xaver Clavigero Geſchichte von Mexico aus ſpaniſchen und mexicaniſchen Geſchichtſchreibern, Handſchriften und Gemälden der Indianer. Aus dem Italieniſchen durch C. Cullen in's Engliſche und aus dieſem in's Deutſche überſetzt. Leipzig, 1789. 2 Bde. 8. Ich hatte die deutſche Bearbeitung vor mir, die ich mit der Engliſchen Ueberſetzung verglichen habe. Es iſt, wie namentlich auch Prescotts history of the Conquest of Mexico beweiſet, das beſte, was je über die Geſchichte der Reiche von Anahuac geſchrieben worden.

***) S. beſ. Humboldt essai politique sur le Mexique. Liv. II. S. 88 f. u. Wafer voyaye and descr. of the Isthmus of America S. 131.

von Mexico und bis Peru und es iſt bemerkenswerth, daß dieſelben, je weiter ſüdlich ſie gefunden werden, an Umfang und an Vollendung zunehmen *).

Dieſe Herrſcher waren von lichterer Hautfarbe als die paſſive Urbevölkerung und ihre Schädel zeigen edle, kaukaſiſche Formen und niemals die bei den Indiern gewöhnlichen Verunſtaltungen, welche Folge künſtlicher Preſſung ſind**). Unter den Denkmälern begegnen wir mehrfach den kaukaſiſchen Geſichtsbildungen und ich verweiſe hierbei beſonders auf das Werk von Du Paix***). Hier finden wir unter anderem eine kleine Terracotta von antikem Profil, wie es unter den Indianern wohl nie vorkommt (Pl. 40. Nr. 89. Th. 1. S. 58.). In der Provinz Tlascala fand der genannte Reiſende eine Teponaſtle oder eine Art Trommel von Holz, auf welcher ein ſchönes kaukaſiſches Geſicht ausgeſchnitzt iſt (Pl. 60. Nr. 121.). Ein anderer Kopf von kaukaſiſcher Form, in Stein geſchnitzt, iſt wahrſcheinlich das Portrait einer ausgezeichneten Perſon und hat einen Bart; er ähnelt ſehr dem bekannten Kopfe eines germaniſchen Helden im brittiſchen Muſeum†). Von beſonderer Wichtigkeit wäre für dieſen Gegenſtand die Mittheilung der Portraits der fünfzehn peruaniſchen Incas aus gebrannter Erde, welche beim Sturze ihrer Herrſchaft von ihren treuen Dienern in die Erde vergraben und erſt nach Erlangung der Unabhängigkeit wieder zu Tage gefördert wurden††).

Die geiſtigen Anlagen

der Urbewohner der altamericaniſchen Staaten waren, ſo ſcheint es, bei weitem anders als die der Neger. Wir bemerken an ihnen namentlich mehr Mäßigung, als jenen eigen iſt, und eine gewiſſe Bildſamkeit, die eine Folge der erſteren Eigenſchaft iſt.

Der americaniſche Indier iſt mehr zur ruhigen Beobachtung und Betrachtung geneigt, als der Neger, er hat mehr Energie als derſelbe, was ſich unter anderen auch bei näherer Vergleichung der beiderſeitigen Handarbeiten ausſpricht. Die Pfeile der Botocuden und

*) Caleb Atwater in der Archaeologia americana, I. 123.

**) Nach einer Bemerkung des aufmerkſamen Morton, Cr. am. S. 115.

***) Antiquités mexicaines, relation des trois expéditions du Capitaine Dupaix ordonnés en 1805 — 1807. pour la recherche des antiquités du pays. Par. 1834. 2 Bde. u. Atlas fol. beſonders 1. Exp. Tf. XIII. ein Kopf mit griechiſchem Profil, einer Art Herme angehörend, und Tf. XXII. nach einem Relief. S. dazu die erſte Tafel dieſes Bandes, fig. 1 u. 2.

†) Du Paix Pl. 68. Nr. 127. Dazu description of the ancient marbles in the british museum. Part. III. Pl. 6. Einen andern kaukaſiſchen Kopf mit Bart zeigt Du Paix 2. Exp. LVIII. 109, der an die Jupiterbildung erinnert.

††) S. Mémoire von Renzi im l' Investigateur. Paris 1843. Tom. III. 2. Série. S. 441.

Camacans z. B. ſind mit außerordentlicher Nettigkeit und Sauberkeit gefertigt, obſchon dieſen Bewohnern der Urwälder bei weitem weniger Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, als den Negern, welche ſeit Jahrtauſenden den Gebrauch der Metalle kennen. Namentlich ſind die Spitzen von Rohr oder Holz mit außerordentlicher Genauigkeit durch feine Baumwollenfäden an dem Schaft befeſtigt, während die Negerwaffen ſehr ungleich und nachläſſig bearbeitet ſind. Bei weiterer Vergleichung der Americaner und der Neger bemerken wir bei erſteren eine Fülle kriegeriſchen Muthes und eine Ehrenhaftigkeit und Rechtſchaffenheit im öffentlichen Leben, welche letzteren gänzlich abgeht.

Ein Grundzug im Gemüthe der americaniſchen Raſſe iſt ein gewiſſer Ernſt*), der ſie zu ruhiger Beobachtung der ſie umgebenden Erſcheinungen geſchickt macht, wogegen der Neger, ſelbſt wenn es ihm ſchlecht geht, eine affenartige Scurrilität zeigt (ſ. C.-G. III. 352.). Nächſtdem folgt wohl auch hieraus jene Mäßigung und Beherrſchung der Leidenſchaften, die dem Neger ganz fremd iſt, die wir aber bei den nordamericaniſchen Jägern bemerkten. Man ſieht bei den Mexicanern, ſagt Clavigero (I. 128.), ſelten ſolche Ausbrüche des Zorns und ſolchen Unſinn der Liebe als bei andern Völkern. In ihren Bewegungen ſind ſie langſam; ſie zeigen eine bewunderns- würdige Standhaftigkeit und Unverdroſſenheit in Werken, welche Zeit und eine lange anhaltende Aufmerkſamkeit erfordern. Bei erlittenem Unrecht und bei Ungemächlichkeiten äußern ſie die größte Geduld und wo ſie keine üble Abſicht vermuthen, ſind ſie gegen alle Arten von Gefälligkeiten ungemein dankbar. Das gewöhnliche Mißtrauen, welches ſie gegen alle Fremde hegen, verleitet ſie zu Lügen und Betrug, eine Erſcheinung, die freilich ihren guten Grund hat in der ſchmachvollen und rückſichtloſen Handlungsweiſe der ſpaniſchen Eroberer. Gegen die Incas, welche ihnen die Künſte des Friedens zuführten, waren ſie nicht minder zutraulich als gegen die Spanier, die zuerſt zu ihnen kamen; von Natur ſind ſie ſchweigſam, ernſthaft und ſtreuge, Eigenſchaften, die wir auch bei den Nordamericanern fanden und die gar ſehr von der ſinnloſen Geſchwätzigkeit der Neger abſticht. Großmuth und vollkommene Uneigennützigkeit bilden Hauptzüge in ihrem Character. Sie zeigen, wie die Nordamericaner, in Gefahren großen Muth und ſind ſehr unerſchrocken, obſchon auch ſie oftmals dem plötzlichen Schrecken erliegen. Die Gefühle der Anhänglichkeit zwiſchen Eltern und Kindern und Ehegatten, ſo wie Hochachtung des Alters ſind ihnen in hohem Grade eigen.

Beſonders wichtig iſt aber die Bemerkung deſſelben langjährigen Beobachters, daß die mexicaniſche Jugend überaus gelehrig und bil-

*) L'indigène mexicain est grave, mélancolique, silencieux, aussi long temps, que les liqueurs énivrantes, n'ónt pas agi sur lui. Humboldt essai politique sur la N. Exp. Liv. II. ch. 6. p. 94.

dungsfähig iſt. Um ſich von dem Einfluß der Erziehung auf die Mexicaner zu überzeugen, ſagt Clavigero (I. 131.), darf man nur die lobenswürdige Lebensart betrachten, welche die Mexicanerinnen in dem königlichen Collegium zu Guadaloupe in Mexico und die Capuzinerinnen in eben dieſer Stadt und zu Michuacan führen; Erſcheinungen, die ſich in den Miſſionsberichten beſtätigt finden und welchen eine andere Bemerkung Clavigero's nicht widerſpricht. Er ſagt, daß die heutigen Mexicaner den alten nicht in allen Stücken gleich ſind; die alten zeigten mehr Feuer und waren für die Eindrücke von Ehre empfindlicher; ſie waren unerſchrockener, hurtiger, thätiger, kräftiger und arbeitſamer; ſie waren aber auch abergläubiſcher und grauſamer. A. v. Humboldt erklärt dieſe Erſcheinung durch die Bemerkung, daß der gebildete Theil der Nation, alle höheren Beamten, Prieſter, Gelehrten durch die Spanier vertilgt worden und daß nur die Bauern und Handarbeiter die Ahnen der gegenwärtigen indianiſchen Bevölkerung ſind*). Bei fortwährender Bedrückung mußte alſo dieſe Urbevölkerung in den Zuſtand zurückſinken, den ſie vor der Ankunft der Incafamilien gehabt hatte und der im Weſentlichen mit dem übereinſtimmt, welchen wir oben (Th. II. S. 7 ff.) bereits näher betrachtet haben.

Die alten Americaner waren, wie ihre jetzigen Nachkommen, vorzugsweiſe Jägerſtämme; durch die Ankunft der weißen Herrſcher wurden ſie dem Ackerbaue zugeführt, der die Nation in engere Gränzen zuſammenfaßte, innerhalb deren ſie nun ihren Lebensunterhalt zu ſuchen hatten. Sie wurden dadurch zu größerer Aufmerkſamkeit und ſorgfältigerer Benutzung der dargebotenen Hülfsmittel geführt.

Die Nahrung

der alten, ungebundenen Jägerſtämme wird vorzugsweiſe dem Thierreich entnommen, das in den mannigfachen Fiſchen, Amphibien und Vögeln, dann in den größeren dem Schaf- und Rindergeſchlecht angehörigen Säugethieren reichen Stoff lieferte. Als die Stadt Mexico auf den kleinen Inſeln ihres See's gegründet war, ſuchten die Einwohner noch ſorgfältig nach den Waſſerſchlangen, Ameiſen

*) Essai politique sur le Mexique Liv. II. ch. 6. p. 94. Die alten Americaner glichen vielleicht den Araucanern, wie ſie Molina (Geſch. der Eroberung von Chile S. 46) ſchildert. Er ſagt: Die Araucaner ſind durchgehend unternehmend, geiſtreich und ausdauernd, beſonders bei kriegeriſchen Unternehmungen, und ihr Leben achten ſie wenig oder nicht, beſonders wenn es darauf ankommt ihr Vaterland oder ihre Freiheit zu vertheidigen; übrigens ſind ſie ehrgeizig, gaſtfrei, großmüthig, erfüllen auf das Genaueſte ihre Verſprechungen, ſind erkenntlich gegen ihre Wohlthäter und mitleidig gegen ihre Gefangenen. Ihre Hauptlaſter ſind Trunkſucht, Faulheit, Eigendünkel und Hochmuth.

und Sumpffliegen und deren Eiern. Die Fliegen, Axajatl genannt, wurden in Kugeln zuſammengebacken, in Maisblätter gewickelt und mit Salpeter gekocht, was ein ganz wohlſchmeckendes Gericht gab. Von den Eiern, welche jene Fliegen in großer Menge an das Schilf anlegten, bereitete man eine beſondere Art Caviar, Ahuauhtli. Die Fliegen benutzte man nächſtdem zur Mäſtung der Vögel, die man auf den Markt brachte.

Der Mangel anderweiter Nahrung nöthigte ſie ferner eine ſchwammige Subſtanz zu benutzen, die auf dem See ſchwamm, die man an der Sonne trocknete und als Käſe genoß. Sie hieß Tecuitlatl, d. h. Excrement von Steinen. Es gehörte dies Gericht wohl auch zur animaliſchen Koſt, da daſſelbe wahrſcheinlich aus Infuſorienmaſſen beſtand.

Die Wohlhabenderen verzehrten Rehe, Caninchen, mexicaniſche Bären, Tuze, Techichi, die man, wie in Europa die Schweine, mäſtete, vornehmlich aber Truthühner und Wachteln, bei feierlichen Gelegenheiten aber auch Menſchenfleiſch, wie wir ſpäter ſehen werden. Bemerkenswerth iſt, daß die alten Mexicaner den Genuß der Milch nicht kannten, da ſie keine Milch gebenden Heerden beſaßen. Von Eiern genoſſen ſie die der Truthühner und der Iguana-Eidechſe. An Fiſchen hatte man großen Ueberfluß.

Das Hauptnahrungsmittel war jedoch der Mais*), Tlaolli (Zea mais), der dem Continent von America eigenthümlich iſt und im Ganzen nur geringer Pflege bedarf**), indem er ſich leicht vermehrt und nicht ſo zärtlich gegen die Einflüſſe des Clima iſt. Man hatte bereits mehrere Arten dieſes Getraides, die nach Farbe, Größe und Gehalt verſchieden waren. Um Brot zu fertigen, kochte man die Maiskörner mit ein wenig Kalk in Waſſer, wodurch die Hülſe erweicht und dann mit den Händen abgerieben wurde. Man knetete ſodann eine Maſſe daraus, die mit den Händen breit geſchlagen und gebacken wurde. Das Brot iſt rund und platt, etwa acht Zoll im Durchmeſſer und über eine Linie dick. Für Vornehme machte man das Brot ſo dünn wie Papier, ſetzte auch gewürzhafte Stoffe zu. Reiche Perſonen buken ihr Brot aus rothem Mais und miſchten die ſchöne Blume Coatzontecoxochitl und verſchiedene andere Kräuter darunter. Die Anfertigung und der Marktverkauf des Brotes war ausſchließliches Geſchäft der Frauen.

Aus Mai bereitete man ferner den Atolli, eine Schleimbrühe, die man kochte, durchſeihete und durch abermaliges Kochen eindickte und mit Honig verſüßte und auf achtzehn verſchiedene Arten bereitete.

---

*) Tſchudi (Peru I. 261.) fand Mais in den älteſten Gräbern von Peru.

**) Vgl. oben Th. I. S. 119. Th. II. 31. Acosta histoire naturelle des Indes. S. 161.

Außer dem Mais benutzten die Mexicaner die Cocaobohne*), welche ſie röſteten und mit dem Saamen von Pochotl zu gleichen Theilen mahleten. Es wurde das Mehl in einen Topf mit Waſſer geſchüttet, gequirlt und das ſich abſondernde Oel abgegoſſen. Der rückſtändige Satz ward ſodann mit Maisteig gemiſcht und gekocht, mit dem geſonderten Oele auf's Neue gemengt und dann kalt genoſſen. Man verſetzte das Getränk mit Vanille, mit der Blume Xochinacatzli, der Frucht Mecaxochitl und Honig. Dieſes Getränk, Chocalate, brachten die Spanier nach Europa, wo es ſich bis heute im Gebrauche erhalten hat.

Der Samen der Chia wurde mit Mais vermiſcht vornehmlich von den Kriegsleuten benutzt. Man fertigte einen nahrhaften Trank, Chianzotzoolatelli genannt, daraus, welchen man mit Honig und Aloe zuſammenkochte.

Von eßbaren Früchten benutzte und zog man Mammei (Mammea americana L.), Tlitzapotl, Cochitzapotl, Chietzaapotl, Ananas, Chirionoja, Ahuacati, eine Art Anona, Pitahaja (Cactus pitajava) Capolin oder die mexicaniſche Kirſche und indianiſchen Feigen. Als Speiſegewürz benutzte man das Salz, den langen Pfeffer und den Liebesapfel. (Solanum lycopersicum.)

In Peru war ſchon in der Zeit der Incas die Coca**) ein beliebtes Narcoticum, die man ſorgfältig pflegte, deren Genuß aber den höheren Ständen vorbehalten war und die noch jetzt unter den dortigen Eingebornen gebräuchlich iſt. Die Blätter werden, wie die des Betel, mit Kalkpulver gekaut.

Nächſtdem hatten die Alten ſchon ihre berauſchenden Getränke, welche die ſpaniſchen Berichterſtatter als Wein bezeichnen. Man bereitete ſie von Magui, Palmen, Maishalmen und Körnern. Der gebräuchlichſte künſtliche Wein hieß Chicha, er ward von der Maguri (Agave americana) gefertigt. Die zarten Blätter, woraus der Stamm beſteht, wurden umgehauen, ſo daß eine Höhlung im Stamm entſteht, worin ſich der Saft ſammelt, oder in ſolcher Menge quillt, daß eine einzige Pflanze in ſechs Monaten ſechshundert und während der ganzen Zeit ihrer Fruchtbarkeit zweitauſend Pfund Saft gewährt. (Clavigero I. 588.) Der Saft wird in einer langen, ſchmalen Kürbisfrucht geſammelt und in ein Gefäß geſchüttet, wo er binnen vierundzwanzig Stunden in Gährung übergeht, die man durch Beimiſchung des Weinkrautes, Ocpatli, noch verſtärkt. Das Getränk ſieht weiß aus und der Geſchmack iſt herb. In der Stadt Mexico wurden im Jahre 1774 allein 2,214,294 Aroben dieſes Saftes getrunken.

Endlich iſt hier auch der Tabak zu erwähnen, den die vornehmen Mexicaner zur Mittagsruhe zu rauchen pflegten. Sie miſchten die Blätter

*) Acosta S. 171 f.

**) S. o. Th. II. S. 34. Acosta S. 172.

Digitized by Google

mit Storax und andern hitzigen wohlriechenden Kräutern und zogen den Rauch durch kleine Pfeifen von Holz, Rohr oder Metall. Sie hielten die Naſenlöcher zu, um nichts von dem köſtlichen Rauche zu verlieren. Uebrigens war auch der Schnupftabak bekannt, der von dort aus durch die Spanier nach Europa gebracht wurde (ſ. Th. II. S. 34.).

Die Kleidung

der noch frei in den Wäldern und Steppen lebenden Americaner lernten wir ſchon oben kennen; ſie beſteht im Norden vorzugsweiſe aus Thierfellen, während die Bewohner der ſüdlichen Urwälder ganz nackt einhergehen. Durch die weißen Herrſcher wurde den Americanern die Kunſt des Webens zugebracht; ſie fertigten Zeuche aus den Fäden der Aloe, aus Baumwolle und Kaninchenhaaren von verſchiedener Feinheit und Farbe. Die Kleidung ſelbſt war ſehr einfach und hat ſich noch in der alten Weiſe bei den Araucanern erhalten, nur daß ſie von den Fremden die Beinkleider angenommen haben, an deren Stelle die alten Mexicaner einen großen breiten Gürtel, Maxtlatl, um den Leib trugen, deſſen breite Enden hinten und vorn herabhingen. Darüber trug man den Tilmatli, einen viereckigen, vier Fuß langen Mantel, deſſen Enden auf der Bruſt oder auf den Schultern zuſammengeknüpft waren und der mit dem Poncho der Chileſen übereinkommt. *)

Die Frauen trugen zunächſt den Curitl oder den von den Hüften bis auf die Waden reichenden Rock aus einem viereckigen Stück Zeuch und darüber den Huepelli, einen kleinen Mantel ohne Ermel, der vom Halſe bis auf den Leib reichte. Die Armen trugen dieſe Kleidungſtücke nur einfach, die Reichen trugen wohl drei bis vier Mäntel und die vornehmen Damen eben ſo viel Röcke und Mäntel. Im Winter legten die Herren ein Camiſol von Baumwolle, mit weichen Federn oder Kaninchenhaaren durchwebt, an und Damen von Range über den Huepelli noch eine Weſte, die faſt wie die Chorhemden der katholiſchen Geiſtlichen waren, aber weiter und mit längeren Aermeln. **)

Die Füße waren durch ſtarke Sohlen von Leder oder grobem Aloeſtoff geſchützt, die mit Schnuren feſtgebunden waren.

Die Kopfbedeckung beſtand vorzugsweiſe in dem wohlgepflegten Haar, das man nicht abſchnitt, außer bei den dem Tempeldienſt geweihten Jungfrauen. Die Frauen trugen daſſelbe lang und fliegend, die Männer banden es auf mannichfache Weiſe zuſammen. Doch kommen auf den Denkmalen auch Frauen mit aufgebundenem und

*) Molina Geſchichte der Eroberung von Chile. S. 47.

**) S. Humboldt vues des Cordillières. Atlas Taf. XIV., wo die mexicaniſchen Trachten nach den alten Manuſcripten abgebildet ſind.

Männer mit fliegendem Haare vor. Als Kopfputz waren vornehmlich Kronen von bunten Federn beliebt, zumal wenn ein Tanz gehalten oder ein Feldzug unternommen werden ſollte. Auf den Denkmalen erſcheinen Federkronen, die gleich denen der jetzigen Nordamericaner wie ein Kamm den Hinterkopf und den Nacken bedecken, vorzugsweiſe als Kriegerſchmuck.

Der Schmuck der alten Mexicaner beſtand zunächſt in der Reinhaltung des Körpers, auf die man große Sorgfalt verwendete. Man badete täglich mehrmals in Flüſſen und Teichen und ſie glichen darin auch den Chileſen*), die ſich täglich mehrmals kämmen und waſchen und auch ihre Kleidung und Wäſche überaus ſauber halten. Die Altmexicaner fertigten aus der Frucht Copolxocotl (Saponaria americana) und der Wurzel der Amolli eine Seife, dergleichen auch die jetzigen Araucaner zu bereiten verſtehen.

Nächſtdem ſchmückte man Ohren, Unterlippe und Naſe mit eingehängten Ringen von Metall, Bernſtein, Kryſtall, Muſchelſchaalen, Perlen und Smaragden, Amethyſten und andern in Gold gefaßten Edelſteinen. Wafer**) fand bei den Völkern des Iſthmus von America die Sitte, daß man in der Naſenſcheidewand ein halbmondförmiges Stück Silber oder Gold an Ringe einhing, welches, gleich dem Caracoli der Caraiben, die Ober- und Unterlippe ganz bedeckte. Es ſind dieß Zierrathen, die wir bei den Botocuden und Jägervölkern in ihren roheſten Anfängen bereits bemerkten (ſ. C.-G. Th. I. S. 252. Th. II. S. 50 ff.). Außerdem trug man noch eine Menge Halsbänder, Arm- und Handringe und Ringe an den Waden, die theils aus Metall, theils aus Perlen, Früchten u. dergl. gefertigt waren.

Sie hatten, um ihren Schmuck zu vollenden, Kämme aus Holz, kleine runde Spiegel aus dem ſchwarzen Obſidian, Fächer und Wedel aus Federn und benutzten auch die wohlriechenden Harze, welche das Land ſo reichlich hervorbringt, ſich mit Wohlgerüchen zu umgeben. (Clavigero I. 63.)

In den altperuaniſchen Gräbern fand man Spiegel aus Incaſtein, Schwefelkies, die kreisrund und auf der Oberfläche vollkommen glatt wie Kryſtall waren. Die Rückſeite war halberhaben und nicht ſo glatt wie die Spiegelfläche. Der Durchmeſſer betrug gemeiniglich 3—4 Zoll, doch ſah Ulloa einen von anderthalb Fuß Durchmeſſer, deſſen Fläche hohl war und den Gegenſtand vergrößerte. Man hatte auch Spiegel aus Obſidian, die ebenfalls rund und zum Theil Hohlſpiegel waren. Oben war ein Loch eingebohrt, um denſelben aufhängen zu können. (Ulloa Reiſe nach S.-America, in der Hall. Geſch. d. Reiſen. IX. 343; ſ. C.-G. II. 55. über die Harzſpiegel der Yquitos).

*) Molina S. 93.

**) Wafer voyage and descr. of the Isthm. of Am. S. 143.

Die Wohnungen

der alten Mexicaner waren nach den Mitteln und dem Stande ihrer Inhaber verſchiedenartig beſchaffen. Die Häuſer der Armen waren von Rohr, ungebrannten Ziegeln oder von Stein, das Dach aber aus langem Graſe oder den Blättern der Aloe, die gleich Ziegeln eingedeckt wurden. Den Grundpfeiler der Hütte bildete oft ein wohlgewachſener, ſchattengebender Baum. Die Hütte hatte gemeiniglich nur eine Kammer, in welcher die Familie mit ihrem geſammten Beſitzthum an Thieren, Geräthen u. dergl. vereinigt war. Bei wohlhabenderen Familien fand man außer dem Wohnzimmer auch wohl noch eine beſondere Badeſtube oder eine Kornkammer.

Die Wohnungen des Adels und der Reichen waren aus Stein und Kalk gebaut, beſtanden in zwei Stockwerken und waren mit großen Höfen, Vorſälen und ſchicklich geordneten Zimmern verſehen. Die Wände waren ſo weiß und glatt polirt, daß ſie im Sonnenſchein wie Silber glänzten. Der Fußboden war ein glatter, ebener Eſtrich von Gips; das Dach bildete eine flache Terraſſe. Viele Häuſer hatten Thürme. Die großen Häuſer in der Hauptſtadt hatten gemeiniglich zwei Eingänge, einen vorn auf der Gaſſe, den andern auf der hintern, nach dem Canal gerichteten Seite. Hölzerne, verſchließbare Thüren kannte man nicht, da das Eigenthum durch die Geſetze hinreichend geſchützt war; um aber der Neugier Vorübergehender zu wehren, hing man Rohrmatten davor, woran eine Schnur von Cacaobohnen oder mit zerbrochenem Kochgeſchirr befeſtigt war, die, wenn Jemand die Rohrdecke aufhob, ein Geräuſch verurſachte, das den Innenwohnenden die Ankunft eines Fremden anzeigte. Es war Sitte, daß Niemand ohne Einwilligung des Eigenthümers in ein Haus treten durfte, daher denn auch Perſonen, die nicht durch Geſchäfte, Verwandtſchaft oder Höflichkeit in ein fremdes Haus genöthigt wurden, ihre Worte vor der Thür anbrachten und hier, ohne ins Innere zu treten, abgefertigt wurden. *)

Das Hausgeräthe war ſehr einfach. Das Bett oder die Schlafſtätte beſtand bei den Armen aus einer oder zwei gewöhnlichen Schilfdecken, wozu bei den Reichen feine Decken aus Palmen und Betttücher von Baumwolle, bei den Vornehmern aber Tücher kamen, die mit Federn durchwebt waren. Das Kopfkiſſen der Armen war ein Stein oder ein Holzklotz, bei den Wohlhabenden Baumwollenkiſſen. Arme deckten ſich mit ihrem Mantel, Reiche mit Decken und Federn.

Die Stühle beſtanden aus niedrigen Seſſeln von Holz und Binſen, Palmen oder dem Rohre Zopalli. Tiſche fehlten und beim Eſſen wurde eine Decke auf dem Fußboden ausgebreitet. Bei Tiſche be-

*) Clavigero I. 563.

diente man ſich der Servietten, aber weder der Meſſer noch der Gabeln.

Das Feuer wurde meiſt durch Reibung zweier Hölzer hervorgebracht, wozu man vorzüglich das des Orleanbaumes (Bixa orellana) anwandte; doch kannte man auch das Feueranſchlagen mit Kieſelſtein. Zur Beleuchtung nahm man die Leuchtkäfer; demnächſt fertigte man Fackeln aus harzigem Holze, die zwar ein helles Licht gaben, aber die Zimmer mit Rauch füllten und ſchwärzten. Den Gebrauch des Wachſes als Leuchtſtoff führten erſt die Spanier ein.

Die Werkzeuge

der alten Americaner waren ſehr mannichfaltig und ſie hatten deren aus allerlei Stoffen, aus Stein wie aus Metall, und man behielt erſtere neben den metallenen bei, da das Material leicht zu haben war.

Vor Allem benutzte man den Obſidian, Ixtli, der unter allen Steinen der gemeinſte iſt und vom ſchönſten Schwarz bis ins Lauchgrüne, Blauliche und faſt Farbloſe übergeht. Außerordentlich gemein waren kleine, zwei bis einen Zoll lange, einen halben Zoll breite und wenige Linien dicke, zweiſchneidige Meſſer, die auf der einen, inneren concaven Seite glatt ſind, auf der äußeren convexen aber einen breiten Grat zeigen, eine Form, die aus demſelben Material in Aegypten, aus Feuerſtein auch in den altgermaniſchen Gräbern des nördlichen Deutſchland gefunden wird und die in der natürlichen Fügung des Geſteins ihren Grund hat (ſ. Taf. II. F. 7.). Dieſe zweiſchneidigen Meſſer ſind ſehr ſcharf und bei der Gemeinheit des Materials ſehr leicht herzuſtellen.

Für größere Werkzeuge, namentlich Aexte, benutzte man den Quetzalitzli, den Nephrit oder Beilſtein, deſſen Gebrauch wir auch in der Südſee, namentlich in Neuſeeland gefunden haben. Eine der ſchönſten Axtklingen iſt unſtreitig diejenige, welche A. v. Humboldt in ſeinen Vues des Cordillières (Taf. 28.) abbildet und die in der Königl. Kunſtkammer zu Berlin aufbewahrt wird. Sie iſt 9 Zoll lang, 2½ Zoll breit, vortrefflich geſchliffen und auf der einen Seite gravirt. Dem ähnlich iſt eine Klinge meiner Sammlung, an welcher man deutlich bemerken kann, daß die Altamericaner Geſchiebe dieſer Steinart durch ſorgfältiges Zuſchleifen in die gewünſchte Form brachten. Der lichtgrüne Stein iſt 4 Zoll lang, an der Schneide zwei, an dem abgebrochenen Ende 1½ Zoll breit und 1 Zoll dick und überaus ſorgſam geſchliffen. Noch ſchönere Bearbeitung zeigt ein dunkelgrüner Stein von 3½ Zoll Länge und 1½ Zoll Breite (ſ. Taf. II. F. 8.). Die Faſſung dieſer Axtklingen kommt, wie z. B. die Gemälde der Mendoza'ſchen Sammlung (Kingsborough Th. I. Taf. 39. N. 20. Taf. 42. N. 20. Taf. 43. N. 3.) beweiſen, mit derjenigen überein, welche wir bei den Mongolen angetroffen haben (ſ. C.-G. Th. III.

S. 160. u. Taf. V. 1. 2. u. daſ. S. 263.). Die Klinge wird in ein gekrümmtes Holz eingelaſſen und feſtgeſchnürt (ſ. Taf. II. N. 5. 6.). Die bedeutende Härte des Steins machte wahrſcheinlich einen langjährigen Gebrauch möglich. Auch in Peru hatte man ähnliche Werkzeuge aus Obſidian und Jade. *)

Die Mexicaner benutzten demnächſt zu Aexten und Hacken auch das Kupfer, das ſie in der Provinz Cohuixas und in Zacotollan fanden. Capitain Dupaix fand auf ſeiner zweiten Reiſe von Mexico nach Tlascala eine Art von rothem Kupfer, deren Schneide einen zierlichen Halbmond bildete; das Werkzeug war nicht ſchwer. Ein Indianer hatte bei Antequera auf ſeinem Felde einen irdenen Topf gefunden, der 23 Dutzend ſolcher Axtklingen enthielt. Man fand auch dort in ziemlicher Anzahl jene bronzenen Klingen, dergleichen auch bei uns gefunden wurden und die ich in meinem Handbuch der Germ. Alterthumskunde S. 252 als Framea bezeichnet habe. (S. Dupaix 2. Exp. N. 74. 75.) Es war hart und von einer andern Art, als dasjenige, woraus ſie Gefäße bildeten. Eiſen verwendeten ſie nicht zu dieſem Zwecke. (Clavigero I. 40.)

In den Gräbern der alten Bewohner von Quito, welche beſonders häufig um Cayambe angetroffen werden, fand man unter Anderem auch zahlreiche kupferne Aexte, die meiſt eine halbmondförmige, bald größere, bald kleinere Schneide und an der Rückſeite eine Röhre zum Aufſtecken an einen Stiel haben. (Ulloa a. a. O. 344. u. Taf. 11. 1—4.) **)

Außerdem iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie auch die aus gehärtetem, mit Wachs getränktem, ſcharfgeſchliffenem Rohr gefertigten Meſſer, welche wir ſchon bei den Waldindiern fanden, beibehalten haben.

Säge und Bohrer ſcheinen nicht unter den americaniſchen Alterthümern vorzukommen, trotzdem, daß unter den Gewerberzeugniſſen der Nation Dinge vorhanden ſind, die man in Europa kaum ohne dieſe Werkzeuge zu Stande gebracht haben dürfte. Dieß führt auf die Vermuthung, daß die alten Americaner, wie noch heutiges Tages die Hindu, die künſtlichſten Arbeiten mit der größten Genauigkeit und Sauberkeit nur vermittels ganz einfacher Werkzeuge zu Stande brachten. Bei ihnen mußte die Hand und das Auge des Menſchen die Kraft und die Sicherheit der Maſchine erſetzen — etwa wie bei Völ-

*) Ulloa Reiſe in Peru, in der allg. Hiſt. der Reiſen IX. 343 f.

**) Vergl. damit die Aexte der Nordamericaner (C.-G. Th. II. S. 62. u. Taf. VI. a. b.), deren Schneide ebenfalls, wie die auf der beiliegenden Tafel abgebildeten, mit dem Stiele parallel läuft. Alle dieſe Aexte ſind keilförmiger, als die bei uns in Europa gebräuchlichen. Bemerkenswerth aber iſt, daß ſich dieſe Form unter den Nordamericanern europäiſcher Abſtammung allgemeinen Eingang verſchafft hat und daß dieſe einfache Art dort zu jeder Art von Arbeit gebraucht wird.

fern, denen die Schrift unbekannt iſt, dem Gedächtniſſe der Menſchen größere Aufgaben zugemuthet werden, als bei denen, wo ſich daſſelbe auf die Schrift ſtützen kann.

Die Gefäße

der altamericaniſchen Völker waren überaus mannichfaltig und ſie verwendeten dazu die Producte aller drei Reiche der Natur und zwar zunächſt Stein. Aus Stein war der Metlatl, der in keinem Hauſe der Mexicaner fehlte und worin man den Mais und Cacao zu Pulver zerrieb, alſo eine Art Handmühle.

Nächſtdem fertigten die Mexicaner, wie auch die Nationen von Südamerica, aus Thon gar mannichfaltige und zum Theil ſehr kunſtreiche Gefäße in außerordentlich großer Anzahl, wie die an verſchiedenen Orten gefundenen zahlreichen Trümmer und die den Grabſtätten enthobenen vollſtändigen Gefäße andeuten.

Zum häuslichen Gebrauche hatte man mancherlei Teller, Schüſſeln, Taſſen und Töpfe, Kinderſpielzeug, Pfeifen u. dergl. Die berühmteſten Töpfer waren die Cholulesen, denen auch eine Art Glaſur nicht unbekannt war. (Clavigero I. 521.) Es fragt ſich, ob die Altamericaner bereits die Drehſcheibe gekannt haben, oder ob ſie, wie die altgermaniſchen Töpfer und die jetzigen Indianer, ihre Arbeiten aus freier Hand fertigten. Ein trefflich gearbeitetes altperuaniſches Doppelgefäß meiner Sammlung (N. 1995.), ſo wie ein anderes der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung ſind, obſchon ſie äußerſt genau in den Umriſſen erſcheinen, offenbar aus freier Hand gemacht. Beide beſtehen aus einem aſchfarbenen Thon, deſſen Oberfläche eine tiefere Färbung zeigt. Man fand ſolche Gefäße in Peru, Quito und Neuſpanien. Ferner hat man deren aus röthlichem und aus orangefarbenem Thone, die ebenfalls ſo vortrefflich gebrannt ſind, daß man annehmen muß, den Alten ſey bereits der Gebrauch des Brennofens bekannt geweſen. Eben ſo feſt gebrannt ſind die kleinen Portraits und Idole aus röthlichem Thon, die an mehreren Orten in großer Anzahl gefunden werden, wie z. B. in Pannuco, wo vielleicht ein Marktplatz für derartige Töpferwaaren war.

Viele dieſer Töpferwaaren beſtehen aus einfachen, ungefärbten Schaalen oder Taſſen, wie z. B. die orangefarbene kleine Schaale der Königl. Kunſtkammer in Berlin.*) Sie iſt ganz ohne Verzierungen. Eine andere Schaale aus röthlichem Thone iſt ebenfalls rund, hat aber drei Beine, nach Art unſerer Tiegel. Eine dritte, ebenfalls auf drei Beinen ruhende Schaale iſt im Innern mit ſehr regelmäßigen kreisförmigen Linien, Puncten und Strichen verziert. In der Mitte

*) S. A. del Rio Beſchreibung einer alten Stadt in Guatimala unfern Palenque, d. v. J. H. v. Minutoli. Berlin 1832. 8. Anhang S. 45. m. Abb.

Digitized by Google

findet ſich eine in kleine Bogen getheilte Kreislinie, die nach der Mitte hin ſich ſpiralförmig verläuft. *) Noch kunſtreicher iſt eine auf drei Füßen ruhende Schaale derſelben Sammlung. **) Die Schaale iſt eiförmig, mit reicher und dem Rande parallel laufender Linearverzierung verſehen. Dieſer Rand umſchließt das in zwei faſt kreisrunde Vertiefungen getheilte Innere, welches abermals überaus zierlich und geſchmackvoll mit Linien und Puncten geſchmückt iſt und zwar in einer Art, welche an die Tatowirung der Südſeeinſulaner und an die Linearornamente der altſcandinaviſchen und germaniſchen Bronzen erinnert.

Nächſt den röthlichen Gefäßen fertigte man deren auch aus einem aſchfarbenen Thon. Es ſind dieß meiſt Flaſchen mit engem Halſe, deren Bauch theils mit menſchlichen, theils mit thieriſchen, plaſtiſch gearbeiteten Figuren verziert iſt. Man hat einfache Flaſchen, aber auch Gefäße, welche aus zwei, ja aus drei derartigen verbundenen Flaſchen beſtehen; die Höhe dieſer Gefäße beträgt von fünf bis zwölf Zoll; die Arbeit iſt ſorgfältig. Man hat einfache Flaſchen ohne Henkel mit langem Halſe und ohne beſondern Ausguß, dann aber auch gehenkelte und mit Ausguß verſehene. In den Gräbern vom Cayambe in Quito fand man derartige Flaſchen, die auf der einen Seite den zum Trinken beſtimmten Ausguß, auf der gegenüberſtehenden aber den Kopf eines Indianers zeigten. Sie hießen Guaquero und man trank die Chicha daraus. ***) Die Königl. Kunſtkammer zu Berlin hat eine Flaſche, deren Leib einen Vogel darſtellt (ſ. Minutoli Taf. XII. 2.), eine Form, welche auch unter den altgermaniſchen Gefäßen vorkommt (ſ. mein Handbuch der germ. Alterthumskunde Taf. XIV. 2. u. S. 138.).

Auffällender ſind die Doppelflaſchen, deren Körper durch eine Röhre, deren Hälſe durch einen breiten Bügel verbunden ſind. Man hat deren in den Gräbern von Quito wie in Mexico gefunden. Bei erſteren bemerkt man an den Seiten des Bauches kleine Henkel, welche dazu dienen mochten, das Gefäß mit Schnuren zum Forttragen zu verſehen. Die eine Flaſche iſt ohne Oeffnung, die andere aber hat einen offenen Hals, der den Ausguß bildet. Die Königl. Kunſtkammer zu Berlin, die Königl. Gefäße-Sammlung zu Dresden haben ſolche Gefäße aufzuweiſen. †)

*) S. Minutoli a. a. O. Taf. IX. 2.

**) S. Minutoli Taf. IX. 1.

***) Ulloa a. a. O. S. 344. m. Abb. Die Hindu haben ähnliche Flaſchen mit einem Ausguß an der Seite, eine Form, die auch unter den chineſiſchen Gefäßen der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung erſcheint; ſ. meinen Leitfaden S. 99.

†) Taf. II. 9. enthält die Abbildung des in der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung, XVII. Saal, aufbewahrten Gefäßes aus dunkelgranem Thon. Die Maaſe ſind: Höhe 8¾ Z., Geſammtdurchmeſſer 10 Z.

Digitized by Google

Beſonders merkwürdig iſt ein Gefäß, was am Cony=Paß am Cumberlandſtrom in einem alten Erdwerke gefunden wurde. Es beſteht dieß Gefäß aus drei Köpfen, welche drei Vaſen bilden, deren Hinterhäupter durch einen langen emporſteigenden Flaſchenhals verbunden ſind. Die Köpfe ſind vier Zoll vom Scheitel bis zum Kinn, der Durchmeſſer in der Augengegend iſt drei Zoll. Der eine Kopf iſt um die Augen und von Ohr zu Ohr über die Stirn gelb bemalt, während die Maſſe des Gefäßes dunkelaſchfarbener feiner Thon iſt. (Archaeologia americana I. 238.) Aehnliche, wenn auch nicht mit Bildwerk verſehene Gefäße hat man auch in germaniſchen Gräbern gefunden, ſo z. B. bei Niederkaina bei Bautzen drei kleine Flaſchen, welche durch ihre Henkel verbunden ſind.

Außer dem gebrannten Thone fertigte man auch aus *Metallen* Gefäße verſchiedener Art. In den Gräbern von Quito entdeckte man zuweilen goldene Urnen. (Ulloa S. 342.)

Von *Pflanzenſtoffen* benutzte man zu Gefäßen namentlich die harten Schaalen mancher Früchte, insbeſondere der Kürbisarten, wie auch noch jetzt unter den Indianern gebräuchlich iſt (ſ. C.=G. II. 64.). Die runden Trinkſchaalen, Xicalli, wurden eben ſo wie die kleineren, cylinderförmigen Trinkbecher, Tecomatl, aus Kürbiſſen gemacht, welche auf Bäumen wachſen und die man in gleiche Hälften theilte, ſo daß jeder Kürbis zwei Gefäße lieferte. Die innere Höhlung war mit wohlriechender mineraliſcher Erde von verſchiedenen Farben, vornehmlich einem ſchönen Roth überfirnißt. (Clavigero I. 592.)

Aus den Blättern der Palme Irhnatl fertigte man Körbe, dergleichen auch gegenwärtig noch von den Indianern mit großer Genauigkeit und Zierlichkeit hergeſtellt werden.

Die Beſchäftigungen

der alten Urbewohner bezogen ſich, wie die der jetzigen Indianer, hauptſächlich auf Herbeiſchaffung der Nahrungsmittel und die *Jagd* nahm daher vorzugsweiſe ihre ganze Thätigkeit in Anſpruch. Die Jagd war es denn auch vorzugsweiſe, welche, als der eigenthümliche Bildungsgang der Americaner durch das Hereinſtrömen der europäiſchen Bevölkerung gewaltſam unterbrochen und die Trümmer der alten Völker in die Wälder zurückgeſcheucht wurden, ihnen fortwährend den nöthigen Lebensunterhalt gewährte. Wir lernten bereits oben (Th. I. 239., II. 19.) die Einzelheiten des Jagdweſens der americaniſchen Indianer näher kennen und dürfen uns daher jetzt darauf beſchränken, den Zuſtand der Jagd und der Fiſcherei zu ſchildern, wie er bei den alten Mexicanern beſtand.

Die alten Ureinwohner brachten die genaue Kenntniß der ſie umgebenden Natur, welche ſie durch ihre Jagden erworben hatten, ſo wie ihre dabei errungenen Fertigkeiten und Erfahrungen den herein-

kommenden Herrſchern als ein ſchätzbares Beſitzthum zu, das denn auch fernerhin auf das Beßte benutzt wurde.

Die Bogen, Pfeile, Blaſeröhre, Schlingen, Netze, Wurfſpieße und Angeln, die wir oben kennen lernten, waren auch bei fortſchreitender Cultur beibehalten und noch weiter vervollkommnet worden, wie wir aus den altmexicaniſchen Bildwerken erſehen. Wir finden da den langen Bogen mit der ausgezackten Holzſpitze, wie er noch jetzt in den Urwäldern Braſiliens erſcheint; die Grabſtätten von Peru, Chili und Mexico bieten eine Menge Pfeilſpitzen aus Obſidian dar, die von 1½ bis 3 Zoll Länge haben und in den befiederten Schaft eingeſetzt und mit Harz und Fäden daran befeſtigt wurden. Die Blaſeröhre, die wir auch bei den gegenwärtigen Indianern fanden (ſ. C.-G. II. 16.), waren auch bei den Mexicanern im Gebrauch und die der Vornehmen und der Könige zierlich geſchnitzt, bemalt und mit Gold und Silber ausgelegt.

Gar geſchickt verſtanden ſie die jungen, gewandten Affen zu fangen. Sie zündeten im Walde ein kleines Feuer an und legten zwiſchen die glühenden Kohlen den Stein Cacalotetl, d. h. den ſchwarzen Stein, der, ſobald er ſich erhitzte, mit gewaltigem Krachen zu zerſpringen pflegt. Das Feuer ward hierauf mit Erde bedeckt und dieſe mit Maiskörnern beſtreut. Sobald die Jäger ſich entfernt hatten, führten die alten Affen ihre Jungen herbei; wenn nun der Stein ſeine Wirkung that, entflohen die alten Affen, und die Jäger konnten mit leichter Mühe die Jungen fangen.

Nicht minder ſinnreich war die Art, wie ſich die Mexicaner der Gänſe, Enten und anderer Waſſervögel bemächtigten. Sie warfen auf das Waſſer, wo die Vögel in zahlreicher Menge ſich einfanden, Kürbisſchaalen, um ſie an den Anblick zu gewöhnen und ins Waſſer zu locken. Dann begab ſich der Jäger ſelbſt in das Waſſer, bedeckte den Kopf mit einem Kürbis und zog die betrogenen Vögel, wenn ſie auf den Kürbis pickten, bei den Füßen unter die Oberfläche des Waſſers.

Die Schlangen wurden lebendig gefangen, indem man das Thier mit der einen Hand raſch beim Nacken erfaßte und mit der andern ihm das Maul zuſammennähete, eine Geſchicklichkeit, welche die Indianer noch jetzt üben.

Nicht minder geſchickt waren die Mexicaner im Fiſchfang, den ſie mit Angeln, Netzen und Harpunen übten. Die Alligatoren wurden auf eine ſehr kühne Art angegriffen. Der Fiſcher ſchwamm mit einem doppelt zugeſpitzten ſtarken Stabe in der Hand ſeiner Beute entgegen und ſchob denſelben in den geöffneten Rachen des Thieres, das zuſchnappend wehrlos gemacht ward.

In Aufſuchung und Verfolgung der Spur des Wildes bewährten die Mexicaner auch, nachdem ſie einer höheren Cultur theilhaftig geworden waren, eine außerordentliche Geſchicklichkeit und Umſicht.

Wenn es galt, für die Opfer eine große Anzahl Thiere herbeizuſchaffen, oder wenn ſonſt der König es für gut fand, wurde in Mexico eine große allgemeine Jagd angeſtellt. Man umſtellte dann im Walde von Zacatepek in der Nähe der Hauptſtadt einen großen Raum mit Netzen und Schlingen; mehrere tauſend Jäger bildeten einen Kreis von ſechs, acht und mehrern Meilen um den Wald und zündeten dann das dürre Gras an, wobei ſie mit ihren Stimmen und mit Trommeln und Hörnern einen außerordentlichen Lärmen machten. Das dadurch in Angſt gejagte Wild zog ſich nun in den Mittelpunct des abgegränzten Raumes zuſammen und die Jäger näherten ſich allgemach dieſem Platze, bis das Wild in einen engen Kreis eingeſchränkt war. Einiges ward nun getödtet, anderes mit Schlingen gefangen oder mit den Händen ergriffen. Es wurde auf ſolche Weiſe eine unglaubliche Menge Wild erlegt. *)

Da ein Theil der Abgaben in Thieren und Thierfellen beſtand, da ferner die Federn der wildlebenden Vögel ſo häufig zur Kleidung wie zum Schmucke verwendet wurden, fanden ſolche größere und kleinere Jagden nothwendig öfter Statt.

Nächſtem war auch

die Viehzucht

eine der weſentlichen Beſchäftigungen der alten Mexicaner, wenn ſie auch nicht eigentliche Heerden in unſerm Sinne hatten, die wir dagegen im Süden finden.

Die Thiere, deren Pflege die Mexicaner beſonders ſich angelegen ſeyn ließen, waren zunächſt die Cochenillen. Dieſes Inſect lebt auf der indianiſchen Feige (Cactus opuntia) und bedarf einer großen Aufmerkſamkeit. Regen, Kälte und ſcharfe Winde bringen ihm den Untergang, auch hat es unter den Vögeln, Mäuſen und Würmern zahlreiche Feinde. Daher müſſen die Feigenſtöcke, woran ſie ſich nähren, immer ſehr rein gehalten werden. Man macht daher Neſter von Pflanzenfaſern auf die Blätter der Opuntia und muß dieſelbe, wenn es regnet, in die Häuſer verſetzen. Die Weibchen werfen vor dem Eierlegen die Häute ab und dieſe Häute werden mit einem Kaninchenſchwanze ſorgfältig von den Blättern gekehrt, da auch ſie brauchbar ſind. Jedes Blatt bekommt drei Neſter und jedes Neſt fünfzehn Inſecten. Man ſammelt jährlich dreimal die Thiere und hebt deren auch zur Zucht auf. Die letzte Sammlung iſt die ſchlechteſte, weil die Inſecten kleiner ſind. Die Thiere tödtet man durch heißes Waſſer und trocknet ſie theils an der Sonne, theils in der Reispfanne, theils in einem Ofen. (Clavigero I. 516.)

Eben ſo kannten die alten Mexicaner auch den Honig, der eines

*) Clavigero I. 517 ff.

ihrer ſchätzbarſten Gewürze war und namentlich zur Bereitung der Chocolade benutzt wurde. Das Wachs wurde ebenfalls benutzt. Noch jetzt giebt es ſechs Arten von Bienen in Mexico. (Clavigero I. 112.)

Mehr des Vergnügens, als eines beſondern Nutzens wegen zogen die Mexicaner eine kleine, unſchädliche grüne Schlange, die ſie im Felde jung einfingen, gut fütterten und aufzogen, ſo daß ſie wohl eine Länge von 5—6 Fuß erreichte. Man hielt ſie gemeiniglich in einer großen Wanne, aus welcher ſie ihr Herr herausnahm, um ſie zu füttern, wobei ſie ſich um ſeine Beine wand oder auf ſeine Schultern kroch. (Clavigero I. 103.)

Große Sorgfalt und Pflege verwendete man auf die Zucht und Pflege des Federviehs. Der Tepetolotl, eine Art Faſan, wird ſo zahm, daß er freudig auf ſeinen Herrn zuſchreitet und ihm das Futter aus der Hand frißt. Die Wachteln wurden in großer Anzahl gehalten, da man deren täglich zu den Opfern bedurfte. Gänſe, Enten und Tauben hielt man in den Höfen.

Der bunten Federn wegen, die zur Moſaik gebraucht wurden, ſtellte man Colibri (Huitzitzilin) und mehrere Tauben, Enten und andere Waſſervögel, dann auch Papageien, von denen man den grünen, mit gelben oder rothen Kopffedern, Toznenetl, auch wegen ſeiner Eigenſchaft, die menſchliche Stimme nachzuahmen, ſehr ſchätzte.

Unter den vierfüßigen Thieren zogen die Mexicaner vorzüglich den Tichichi, ein Thier, welches mit dem Hunde große Aehnlichkeit hat und das man auch als Hausthier hielt.

Dem Hochlande von Peru iſt das Llama eigenthümlich, das in Mexico nicht angetroffen wurde (Oken Naturgeſch., Säugethiere S. 1246.) und das die Stelle des Cameels und des Schafes der alten Welt in America vertritt, auch durch Cultur in verſchiedene Abarten ſich verzweigt hat. In Peru und Chili hat man ſehr große Heerden dieſes nützlichen Thiers. Bevor das Llama zum Laſttragen abgerichtet wird, ſtellt man eine Feier an, wodurch es gewiſſermaßen zum künftigen Gefährten des Menſchen geweihet wird. Man führt die Thiere in einen bei der Hütte abgegränzten Hof, putzt ſie mit bunten Bändern und Büſcheln auf und bringt Chicha und geröſteten Mais herbei. Die Freunde und Bekannten des Beſitzers kommen mit Frauen und Kindern zuſammen und es beginnt nach der Trommel und Pfeife ein fröhliches Tanzfeſt, das mehrere Tage und Nächte fortwährt. Von Zeit zu Zeit nahen ſich die Anweſenden den in einer Ecke des Hofes ſtehenden Thieren, umarmen ſie und überhäufen ſie mit Liebkoſungen, halten ihnen die Flaſchen mit Getränk vor, obſchon ſie wiſſen, daß ſie nicht trinken, reden ſie an, ſagen ihnen Schmeicheleien vor und dann erſt beginnt die Abrichtung zum Laſttragen, wobei man ſehr ſorgſam und ſanft verfährt. Nur wenige Llamas ſind beim Unterrichte ſtörriſch und widerſpänſtig und ſie werden ohne große Mühe an die Arbeit gewöhnt; man begegnet

ihnen mit großer Mäßigung, behandelt ſie auf der Reiſe ſehr mild, überläßt ſie ganz ihrem eigenen Schritt und lenkt ſie nur durch Pfeifen. Iſt das Thier müde, hungrig oder überladen, ſo legt es ſich nieder und alle Bemühungen, es wieder auf die Beine zu bringen, ſind vergeblich. Wenn ſie ermüden, erheben ſie ein klägliches, helles Geſchrei, das von dem verſchieden iſt, womit ſie ihren Zorn ausdrücken. (S. beſ. Ulloa Nachrichten von America I. 121.)

Außer dem Llama, deſſen Wolle nur zu groben Stoffen verwendet werden kann, wurden in den Zeiten der Incas die Vicuñas und Alpacas ebenfalls und namentlich ihrer Wolle wegen gezähmt und in Heerden gehalten. Die Alpaca wurde auch als Laſtthier benutzt. (Ulloa a. a. O. I. 121.)

Die Mexicaner hatten eine große Neigung die Natur und Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Thiere, welche bei ihnen vorkamen, zu beobachten und es war Sitte, daß wohlhabende Männer in ihren Wohnungen Sammlungen lebender Thiere hielten. Man erzog ſich Fiſche, Rehe, Caninchen, Vögel, Amphibien und dergleichen. Die größte Sammlung der Art beſaß Montezuma II. Es war ein großes Gebäude mit einem großen Hofe, der mit viereckigen, bunten Steinen gepflaſtert war und mehrere Behältniſſe hatte. In dem einen lebten die Raubvögel vom Adler bis zur Weihe und es wurden täglich 500 Truthühner getödtet, um ſie zu ernähren. Dieſe Vögel waren in Käfigen, die 7 Fuß tief in den Boden gearbeitet und 17 Fuß ins Gevierte waren. Jede Art hatte ihr beſonderes Behältniß, das zur Hälfte mit Steinen gedeckt war, um den Thieren vor dem Regen Schutz zu gewähren, zur Hälfte aber mit Latten verſehen, durch welche die Sonne eindringen konnte. Für Katzenarten, Wölfe und andere Raubthiere waren zahlreiche Käfige von feſtem Holze vorhanden. Es waren ferner zehn Fiſchteiche in der Nähe, deren einige mit ſüßem, andere mit Seewaſſer gefüllt waren und worin die Waſſervögel gezogen wurden. Zu ihrer Fütterung brauchte man täglich 300 Pfund Fiſche. Dreihundert Wärter beſorgten die Pflege der Thiere, für welche auch beſondere Aerzte gehalten wurden. Die Alligatoren wurden in ummauerten Teichen, die Schlangen in großen Gefäßen aufbewahrt. Mit dieſer Menagerie war eine Sammlung von fehlerhaft gebildeten und gebrechlichen Menſchen vereinigt. (Clavigero I. 304 ff.)

Der Ackerbau

bildete die Grundlage der altamericaniſchen Cultur. In Ermangelung der Zugthiere mußte das Geſchäft des Pflügens durch Menſchenkraft ausgeführt werden. Anſtatt des Pfluges diente eine Art Hacke, wie wir ſie noch jetzt bei unſerem Weinbau anwenden; ſie beſtand aus einem gekrümmten Stiele, an welchem eine kupferne Klinge befeſtigt war. Sie hieß Koatl oder Coa.

Die Felder waren mit ſteinernen Wänden oder auch mit einem lebendigen Zaune von Aloe umſchloſſen, die ſtets ſorgfältig unterhalten wurden. Das den Feldern nöthige Waſſer wurde durch Kanäle herbeigeführt oder durch Dämme feſtgehalten. Hochgelegene Felder ließ man brach liegen, bis ſie mit Geſtripp überlaufen waren, das man anbrannte; die Aſche ließ man als Düngung. Uebrigens benutzten auch ſchon die alten Peruaner den Huanu*).

Der *Mais* war der vornehmſte Gegenſtand des Ackerbaues. Der Sämann machte mit einem ſpitzigen, im Feuer gehärteten Stock ein kleines Loch und ſteckte ein oder zwei Maiskörner hinein, die er aus einem Korbe nahm, der über ſeiner Schulter hing; das Loch ward mit dem Fuße wieder zugeſcharrt. Die Saatlöcher wurden in beſtimmten Reihen ſchnurgerade angelegt. Hatte nun die Maispflanze eine gewiſſe Höhe erreicht, ſo wurde die Erde angehäufelt. Das Umgraben des Bodens, das Anhäufeln und die Ernte war Geſchäft der Männer. Die Frauen ſtreiften die Blätter von den Aehren und reinigten die Körner; das Jäten und Aushülſen war gemeinſchaftliche Arbeit beider Geſchlechter.

Um die Vögel von der Ernte abzuhalten war gemeiniglich dicht bei den beſäten Feldern ein kleiner hölzerner Thurm mit Zweigen und Decken errichtet, worin ein Wächter vor Sonnenbrand und Regen geſchützt war.

Das Getraide wurde in beſonderen Kornkammern aufbewahrt, die aus Holz im Viereck aufgebaut waren. Die runden, glatten Stämme des Ojametl wurden im Viereck übereinandergelegt und an den Ecken gefalzt, alſo in der Art wie die ruſſiſchen Bauerhäuſer. Das Haus war mit einer flachen Balkendecke gegen den Regen geſchützt. Sie waren oft ſo groß, daß darin 5000 — 6000 Fanegas Mais Raum fanden.

Außer dem Mais bauten die alten Mexicaner auch *Baumwolle*, *Cacao*, die *Chia*, den *langen Pfeffer* und die *Aloe*, deren Saft den Wein lieferte und aus dem dicken Theil ihrer Blätter man ein Gericht buk. Die Blätter benutzte man außerdem zu Dachziegeln; aus den Fäden fertigte man Zwirn, Stricke und Gewebe, aus den Spitzen Nadeln. Auch benutzte man die Pflanze ſchon als Heilmittel.

Feinere Früchte und Blumen wurden in den Gärten gezogen, von denen die *ſchwimmenden Gärten* und Felder im mexicaniſchen See unſtreitig die merkwürdigſten ſind. Als die Mexicaner durch die Nationen von Colhua und Tepaneca unterjocht wurden, waren ſie auf die kleinen Inſeln im See eingeſchränkt und um Früchte zu bauen mußten ſie ſich Boden ſchaffen. Sie flochten alſo Weiden und Wurzeln von Sumpfpflanzen u. a. Stoffe zuſammen und ſo

*) Tſchudi, Peru. St. Gallen 1846. I. 331.

bildeten ſie gewiſſermaßen große Körbe. Auf den Boden derſelben legten ſie allerlei leichtes Geſträuch, das im See trieb, und bedeckten dies mit dem Schlamm, den ſie von dem Grunde des See's heraufholten. Die Körbe beſtanden in länglichen Vierecken von 8 Fuß Länge und 3 Fuß Breite und ragten nicht völlig einen Fuß über den Waſſerſpiegel des See's hervor. Sie bauten darauf zuerſt Mais und Pfeffer, dann aber, als ſie wieder auf dem feſten Lande Grund und Boden für die nöthigen Nahrungspflanzen erworben hatten, wurden auch Blumen und wohlriechende Kräuter auf den ſchwimmenden Gärten gezogen und noch jetzt werden dieſe beweglichen Beete zur Blumenzucht beibehalten. Die Pflanzen gedeihen in denſelben zu beſonderer Schönheit und Ueppigkeit, da der Schlamm ein vortrefflicher Dünger iſt und die Waſſerfläche eine reichliche Nahrung für dieſelben darbietet. In den größern Gärten iſt gemeiniglich ein kleiner Baum oder eine Hütte, welche den Arbeiter gegen Sturm und Regen beſchirmt. Will der Beſitzer ſeinen Garten an eine andere Stelle bringen, ſo ſteigt er in einen Kahn und zieht ihn allein oder mit anderweiter Beihülfe fort.

Die Blumenzucht war bei den alten Mexicanern zu großer Vollkommenheit ausgebildet; die Könige und Geſandten pflegte man mit Blumen zu beſchenken, auch wurde eine große Menge derſelben in Tempeln und Privathäuſern verbraucht.

Die Mexicaner hatten außer den Küchengärten auch beſondere Luſtgärten, von denen die königlichen zu Mexico und Tezcuco, ſo wie die der Herren von Iztapalapan und Huaxtepec die berühmteſten waren. Der Garten zu Iztapalapan beſtand aus vier viereckigen Plätzen, die mit allen Arten von Bäumen bepflanzt waren. Dieſe Vierecke waren von Gängen durchſchnitten, die mit Fruchtbäumen, Strauchſpalieren und wohlriechenden Gewächſen eingefaßt waren. In der Mitte lag ein großer Fiſchteich von 400 Fuß ins Gevierte, an welchem eine große Anzahl Waſſervögel niſtete, und mehrere Canäle führten den Gärtnern das nöthige Waſſer zu.

Der Garten von Huaxtepec war noch größer und hatte ſechs Meilen im Umfang. Er ward von einem großen Fluſſe durchſtrömt und war mit Luſthäuſern verſehen. Man zog hier auch Gewächſe, die aus der Ferne hergebracht waren. Cortez meldete unterm 15. Mai 1522 an Karl V., daß der Garten von Huaxtepec der ſchönſte und angenehmſte wäre, den man jemals geſehen habe. Die ſpaniſchen Eroberer unterhielten denſelben auch noch viele Jahre.

Die Handwerke

der alten Americaner entſprachen dem Zuſtande der Bodencultur. Sie kannten zuvörderſt den Gebrauch der Metalle, wenn ſie auch noch neben den Metallgeräthen ſteinerne Werkzeuge, wie Meſſer,

Axtklingen, Meiſel, Pfeil- und Lanzenſpitzen beibehielten, da das Material dazu ohne große Mühe herbeizuſchaffen war und die Arbeiter an die Handhabnng dieſer Geräthe einmal gewöhnt waren. Nächſtdem mochten ſich auch mit Hülfe der Metalle die ſteinernen Werkzeuge leichter herſtellen laſſen.

Die Bearbeitung der Metalle.

wurde durch die weißen Herrſcher eingeführt. Die Berge von Anahuak, ſo wie das Hochland von Peru und Quito ſind reich an Metallen aller Art. Gold fanden die Mexicaner im Lande der Cohutras, Mixtecas, Zapotecas; ſie ſammelten die Körner aus dem Sande der Flüſſe und die genannten Völker mußten Gold als Tribut entrichten. Silber, Kupfer, Zinn und Queckſilber ward ebenfalls gewonnen.

Das Eiſen war den alten Americanern keineswegs unbekannt. In der chileſiſchen Sprache hatte es einen beſonderen Namen: Pauilgue; die daraus verfertigten Waffen heißen Ciuchel; Waffen, die aus anderem Metall gearbeitet ſind, Nulini; der Schmied heißt Ruthave, und in Eiſen arbeiten ruthaven. (Molina S. 18.) Auch die Mexicaner kannten das Eiſen und es gab Gruben in Tlascala, Tlachco u. a. Orten, allein ſie benutzten es nicht. So hat man denn auch unter den indianiſchen Alterthümern keine eiſernen Gegenſtände gefunden.

Dasjenige Metall, welches ſie für Werkzeuge, Geräthe und Waffen am liebſten bearbeiteten, war das Kupfer, das ſie auch mit Zinn u. a. Metallen miſchend verſchiedenartig zu färben und zu härten verſtanden. Von dieſen Erzgeräthen ſind einige roth und haben beinahe die natürliche Farbe des Kupfers, andre ſind gelb wie Meſſing und zwiſchen dieſen Stücken findet ſich noch eine Abwechslung, indem einige Stücke dem Meſſing näher kommen als andere. Die in den Gräbern gefundenen Stücke haben nicht vom Roſte gelitten. (Ulloa II. 168.) Aus dieſer Metallmiſchung fertigte man meiſelartige Klingen mit halbrunder Schneide, Aexte, die auf einen Stiel geſteckt wurden, kleine Haarzangen und Schmuckſachen, Haarnadeln, Hefte und jene halbmondförmigen Platten, wie ſie die Mittelamericaner noch heute in der Naſenſcheidewand tragen und die mit den Caracoli Aehnlichkeit haben, welche bei den Caraiben angetroffen werden, die aber die jetztlebenden Indianer durchaus nicht anzufertigen verſtehen. (S. C.-G. Th. II. S. 53.)

In Metall goſſen die alten Indianer auch Figuren, deren einige maſſiv, andere hohl gegoſſen und ſehr dünn und fein waren, und Gefäße, namentlich Schüſſeln. (Ulloa Nachr. II. 170.)

Der Umſtand, daß die gegenwärtigen Indianer gar keine Erzgeräthe haben und jene Gegenſtände nur als Alterthümer im Lande vorkommen, dann die merkwürdige Uebereinſtimmung der in America

gefundenen Alterthümer mit denen der alten und namentlich germaniſchen, vorrömiſchen Welt ſtimmen mit der Sage überein, welche die weißen Herrſcher Americas als die Lehrer der Schmiedekunſt bezeichnet. Die von mir bereits früher (ſ. C.=G. Th. IV. S. 257.) ausgeſprochene Anſicht, daß die Bronze zu den characteriſtiſchen Denkmalen der weißen Raſſe gehöre, beſtätigt ſich auch in Bezug auf den neuen Continent.

Vorzüglich geſchickt waren die mexicaniſchen Metallarbeiter in Anfertigung **goldener Figuren**. Sie goſſen Fiſche, welche Schuppen hatten, die abwechſelnd von Gold und Silber waren, Papageien, die den Kopf, die Zunge und die Federn bewegen konnten, Affen mit beweglichem Kopf und Fuß, die eine Spindel in der Hand führten; ſie faßten Edelſteine in Gold und Silber. Ihr Amboß und Hammer war aus Stein. Die Geſchicklichkeit der mexicaniſchen Goldſchmiede geht namentlich aus dem Verzeichniß der Koſtbarkeiten hervor, welches Ferdinand Cortez an Kaiſer Karl V. ſendete; man ſah darunter zuvörderſt zwei Räder zu 10 Palmen Durchmeſſer, das eine von Gold mit dem Bildniſſe der Sonne, das andere von Silber mit dem Bilde des Mondes, und mit Figuren von Thieren verziert. Ferner ein goldenes aus ſieben Stücken beſtehendes Halsband, worinnen 183 kleine Smaragden und 232 kleine Rubine gefaßt waren und wovon 27 kleine Glocken von Gold nebſt etlichen Perlen herabhingen. Ein anderes, kleineres Halsband aus vier Stücken. Ein hölzerner, mit Gold belegter und mit Edelſteinen gezierter Helm mit 25 kleinen Goldglocken; ſtatt des Federbuſches diente ein grüner Vogel, deſſen Augen, Schnabel und Füße von Gold waren. — Ein goldenes Armband. Ein Scepter, an den Seiten mit goldenen Ringen und Perlen eingefaßt. Vier Dreizacke mit bunten Federn und Spitzen von Perlen, die mit Golddrath angeheftet waren. Verſchiedene Schuhe von Rehhaut, mit Golddrath genäht und mit Sohlen von Stein. Beſonders künſtlich war ein Schild von Holz und Leder, mit daran hängenden kleinen Glocken, in der Mitte mit Goldplatten bedeckt, worauf das Bild des Kriegsgottes geſchnitten war, das mit den Köpfen eines Löwen, Tigers, Adlers und einer Eule umgeben war, deren Felle die natürliche Farbe zeigten. Vier und zwanzig Schilde von Gold und Perlen mit Federn, vier andre von Federn und Silber. Aus Gold gegoſſen waren vier Fiſche, zwei Enten, mehrere Vögel und zwei Seemuſcheln. Ein großes Crocodill war mit Goldfaden überſponnen. Man ſah darunter ferner einen großen und mehrere kleine mit Gold verzierte Spiegel, Mützen und Kronen von Federn und Gold, mit Perlen und Edelſteinen verziert, Federbüſche, Fächer. Alle dieſe Gegenſtände waren mehr der Arbeit als der Koſtbarkeit des Stoffes wegen zu ſchätzen und die ſpaniſchen Goldſchmiede konnten das Verfahren bei den Arbeiten aus gegoſſenem Metall nicht begreifen und erklären. (Clavigero I. 574.)

Spinnen und Weben

der Pflanzenfaſern und Wolle brachten die weißen Herrſcher ebenfalls den Ureinwohnern zu. Man benutzte dazu zuvörderſt die Baumwolle, die auch den heutigen Indianern bekannt iſt, dann die Bergpalme und Aloëarten. Man verwendete in Mexico ferner die Federn und die Haare der Haaſen und Caninchen, in Chile die Wolle des Chilihuenque, wozu man zwei Arten Webſtühle hatte; die eine Art war in verticaler Stellung und hieß daher Uthalgue (uthalen heißt gerade); die andere näherte ſich der europäiſchen Form und hatte anſtatt des Kammes eine Walfiſchribbe. Noch jetzt hat daher die chileſiſche Sprache beſondere Worte für alle Theile des Webſtuhles und für alle zur Bearbeitung der Wolle nothwendigen Gegenſtände und Werkzeuge. (Molina S. 17.)

Die Mexicaner kannten die Spindel und den Webſtuhl*) ebenfalls und fertigten aus Baumwolle überaus große und koſtbare Gewebe, die ſo fein waren wie die holländiſche Leinwand. Sie webten in dieſe Zeuge Blumen und Thiere von allerlei Farben. Sie durchwebten die Baumwolle mit Federn und ſtellten ſo Mäntel, Röcke, Bettvorhänge, Fußdecken her, die eben ſo weich als ſchön waren. Die feinſten Haare vom Leibe der Caninchen und Haaſen färbten ſie und ſpannen Fäden daraus, die zwiſchen die Baumwolle eingewebt und beſonders als Winterröcke von den Vornehmen benutzt wurden.

Die Pflanzenfaſern der beiden Aloearten Pati Quetzolichtli gaben einen Stoff, der unſerem Flachs nichts nachgiebt, während die Bergpalme den Hanf erſetzte. Man legte die Blätter in's Waſſer, reinigte ſie, trocknete ſie dann an der Sonne und brechte ſie ſo lange, bis ſie zum Spinnen taugten.

Man fertigte aus den Blättern der Bergpalme auch ſehr feine Decken von verſchiedener Farbe und Matten aus dem im See häufig wachſenden Schilfe.

Die Nähnadel fertigten die Mexicaner aus den Stacheln der Aloe. Die Chilener kannten ſie ebenfalls.

Hierher gehört auch eine Art von Kunſtfertigkeit, die *Federmoſaik*, die den alten Mexicanern ganz eigenthümlich war und die noch gegenwärtig von den Nachkommen wie von den europäiſchen Erben derſelben eifrig betrieben wird. Das Land brachte eine Menge der ſchönſten, in den herrlichſten Farben prangenden Vögel hervor und die Federn derſelben benutzten ſie zu Herſtellung von

*) Der in der Mendoza'ſchen Sammlung dargeſtellte Webſtuhl liegt horizontal auf dem Boden auf.

Digitized by Google

allerlei Schmuckſachen, Kronen, Halskragen, Kleidern, Decken; ſie zogen deshalb eine Menge bunter Vögel, namentlich die Colibriarten.

Sollte eine ſolche Arbeit unternommen werden (ſagt Clavigero **I. 561.**), ſo geſellten ſich etliche Künſtler zuſammen und wenn ſie über die Zeichnung einig waren, ſo beſtimmten ſie das Maas und die Verhältniſſe und jeder übernahm nun ein Stück des Ganzen. Sie waren bei der Arbeit ſo mühſam und unverdroſſen, daß oft ein ganzer Tag verging, ehe der Künſtler eine Feder einſetzte. Bald verſuchte er die eine, bald die andere, bald von der einen, bald von der andern Seite, bis ſich eine fand, die an dem beſtimmten Platze die gehörige Wirkung that. Wenn jeder Künſtler ſein Stück fertig hatte, verſammelten ſie ſich wieder, um das Ganze zuſammen zu ſetzen. War ein Stück zufälliger Weiſe nur im Geringſten in Unordnung gerathen, ſo ward es von Neuem gemacht, bis es ohne Tadel ausgeführt war. Sie hielten die Federn mit kleinen Zangen, um ihnen ja nicht den geringſten Schaden zuzufügen, und klebten ſie mit einem leimartigen Stoffe auf dem Grund feſt. Dann ſetzten ſie die Stücke auf einer kleinen Platte oder Tafel von Kupfer zuſammen und drückten die Federn ſo lange ſanft nieder, bis die Oberfläche des Werkes eben ſo glatt ausſah, als wäre ſie mit dem Pinſel gemalt worden.

Dieſe Art Arbeit kam nach der Eroberung des Landes durch die Spanier in Verfall, wohl aber erhielt ſich eine andere Art. Man fertigte Decken und Stoffe aus Baumwollenfäden und faßte in dieſe die bunten Federn. Die einfachſte Art ſind die Federkronen, dergleichen auch jetzt noch bei den Indianern des Südens und des Nordens vorkommen. Das Flechtwerk iſt ſehr dauerhaft und die Federn ſitzen ganz feſt darinnen. Ich beſitze eine Decke, eine Art Bruſtlatz, deren Grund aus ſcharlachrothen kurzen Federn beſteht. Das obere Ende iſt mit einem zollbreiten Streifen ſchöner ſchwarzer Federn eingefaßt. In der Mitte iſt ein Ornament von dieſer Geſtalt

deſſen Spitzen hellblau, während das übrige gelb iſt. Darunter folgen zwei gelbe zollbreite Streifen, an der ſich unten eine blaue und gelbe und zuletzt eine ſchwarze breite Kante befindet. Das Ganze iſt 20 Zoll lang und 12 Zoll breit und an den Seiten mit weißen Federn eingefaßt. Ein beſonders prachtvolles Denkmal dieſer Art Arbeit, die jedoch aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ſtammt, wird in dem Königl. Schloſſe Moritzburg bei Dresden aufbewahrt. Es beſteht aus einem vollſtändigen Himmelbett, mehreren Tapeten und drei Stühlen und zeigt die reizendſten Muſter in den herrlichſten Schattirungen.

Unter den mexicaniſchen Merkwürdigkeiten, welche Cortez im Jahre 1519 an Karl V. ſchickte, befanden ſich viele Federarbeiten,

dann aber auch Stücke, in welche einzelne Ornamente aus Federn eingewebt waren, ſo wie ganz baumwollene Mäntel, die theils ganz weiß, theils bunt, weiß und ſchwarz, roth, grün, gelb und blau, auswendig zottig und rauh, wie Fell, innen aber ganz glatt und ohne Färbung waren. Die Farben der Baumwolle waren ſehr ſchön und lebhaft.

Zu der Färbung der Baumwolle und anderer Stoffe benutzten die alten Mexicaner nicht allein die Cochenille, deren Zucht wir bereits kennen lernten, ſondern auch mancherlei Pflanzenſtoffe, namentlich den Rokou, Bixa orellana zum Rothfärben, und den Indigo *), deſſen altmexicaniſcher Name Xiuhquilipitzahuac war. Die alten Chilenen bedienten ſich zur Beize für ihre Färbeſtoffe eines alaunhaltigen Geſteins, das man Polcura nannte. (Molina S. 19.)

Die alten Mexicaner verſtanden ferner die Bearbeitung des Leders, das ſie namentlich zu ihren Sandalen benutzten und deſſen Bearbeitung die heutigen nordamericaniſchen Indianer ganz gut verſtehen, indem ſie die Hirſchfelle mit heißem Waſſer enthaaren, dann mit dem Gehirn der Thiere tüchtig durchkneten, endlich aber dieſelben auf beiden Seiten über angezündetem faulem Holze räuchern. (Gerſtäcker Streifzüge in N.-America II. 260.)

Die Bearbeitung der Steine

war zu großer Vollkommenheit gediehen; ſie benutzten die Geſchiebe des Nephrit zu Axtklingen, aus dem Schwefelkies ſchliffen ſie Spiegel, aus dem Obſidian ſchlugen ſie Klingen für Meſſer, Meiſel, Lanzen und Pfeile. Sie benutzten die kleinen Edelſteine für ihren Schmuck und die Felsarten zu Herſtellung ihrer Gebäude.

Die Arbeiter, welche Meſſerklingen aus Itzli ſchlugen, waren ſo geübt wie die europäiſchen Feuerſteinſchläger. Ein Mexicaner konnte in einer Stunde über hundert Stück Meſſerklingen liefern.

Die Edelſteinarbeiter benutzten Smaragde, Amethyſten, Carneole, Türkiſſe und andere Steine. Die Smaragde waren ſo gemein, daß jeder Adelige und Vornehme deren beſaß, und keiner ſtarb, ohne daß man ihm an der Lippe einen befeſtigte, der ihm ſtatt des Herzens dienen ſollte. Als Cortez das erſte Mal nach Europa zurückkam, brachte er fünf Smaragde mit, welche auf 100,000 Ducaten geſchätzt wurden, und zwei Smaragdgefäße, die an 300,000 Ducaten werth waren. Die mexicaniſchen Steinſchneider verſtanden es, jedem Edelſtein die beliebige Form und Politur zu geben, auch Figuren hineinzugraviren. (Clavigero I. 570.)

---

*) Wie A. v. Humboldt (Essay politique Liv. IV. Ch. 10.) nachgewieſen hat.

Aus Marmor, Jaspis, Baſalt und Alabaſter fertigte man Statuen und Reliefs, deren techniſche Bearbeitung nichts zu wünſchen übrig läßt, und dazu bedienten ſie ſich nur ſteinerner und bronzener Werkzeuge. Sie bearbeiteten für ihre coloſſalen Brücken ungeheuere Steinmaſſen und benutzten zur Verbindung derſelben den Kalk, verſtanden auch Bogen herzuſtellen.

Der Töpferkunſt der alten Americaner haben wir bereits gedacht. Sie brannten aus Erde vorzügliche Ziegelſteine, die ſie in der Baukunſt anwendeten. Die Erdbauten betrachten wir ſpäter.

Die Waſſerbauten

der alten Mexicaner gehören mit zu den merkwürdigſten Denkmalen ihrer Cultur, vor Allem der große Damm von Mexico, der nach der gewaltigen Ueberſchwemmung der Stadt im Jahre 1446 von Montezuma aufgeführt wurde, um künftighin das Waſſer von den Wohnſtätten abzuhalten. Dieſer Damm beſtand aus zwei Reihen Pfählen, die in der Mitte mit Steinen und Sand ausgefüllt waren; er war neun Meilen lang und elf Ellen breit und wurde in kurzer Zeit hergeſtellt. (Clavigero I. 262.)

Nicht minder großartig waren die zwei Waſſerleitungen, die auf einem durch den See gezogenen Damm liefen. Die Waſſerleitung ſelbſt war aus Stein und Mörtel gebaut, fünf Fuß hoch und zwei breit und zwei Meilen lang. Das Waſſer lief zur Zeit nur in der einen, indeſſen die andere gereinigt wurde. In der Nähe der Stadt theilte ſich der Waſſerſtrom in mehrere Arme, um die Brunnen der königlichen Paläſte und die übrigen Waſſerbehälter zu ſpeiſen. (Clavigero I. 567.)

Bemerkenswerth iſt ferner, daß die Mexicaner für die Auswahl der Hölzer bei ihren Bauten große Sorgfalt trugen, und namentlich daß ſie ſchon eine gewiſſe, regelmäßige Benutzung der Wälder eingeführt hatten, der zu Folge genau beſtimmt wurde, wie viel Holz im Laufe eines Jahres gefällt werden durfte.

Das Familienleben

der alten Ureinwohner von America glich dem der heutigen freien Indianer. Der Mann war der Mittelpunct, um den ſich Alles drehete, und der Frau lag die meiſte Arbeit ob, ihre Stellung war eine ſehr untergeordnete. Die Stellung der Frauen bei den durch die weißen Herrſcher unterjochten Americanern war eine günſtigere und durch Geſetze geſchützt, und der Abſchluß der Ehe durch gewiſſe Gebräuche gefeiert, die jedoch bei den verſchiedenen Stämmen des mexicaniſchen Reiches mannichfache Abweichung erlitten. Allgemeine Sitte war es, daß der Mann mehrere Frauen haben durfte, d. h. ſo viele er ernähren konnte.

Digitized by Google

Bei den Otomies war es Sitte, daß der junge Mann mit dem Mädchen ſeiner Wahl ſchlief; gefiel ſie ihm in der erſten Nacht nicht, ſo trennte er ſich wieder von ihr, fand ſie aber ſeinen Beifall, ſo blieb er den ganzen folgenden Tag bei ihr und durfte ſie fortan nicht wieder verlaſſen. Hierauf folgten 20—30 Tage der Enthaltſamkeit und Buße, während welcher ſie ſich fleißig badeten und Blut abzapften.

Bei den Mirteken band man die Mantelzipfel der Brautleute zuſammen, ſchnitt ihnen einige Locken ab und der Bräutigam trug dann ſeine Braut eine kurze Strecke auf dem Rücken fort.

In Ichcatlan war die Ehe unter den unmittelbaren Einfluß der Götter geſtellt. Ein Mann, der ein Weib nehmen wollte, begab ſich zu den Prieſtern, welche ihn zum Tempel führten, ihm vor dem darin verehrten Götterbilde eine Haarlocke abſchnitten und ihn ſodann dem Volke mit den Worten: „Dieſer Mann wünſcht eine Frau zu nehmen" vorſtellten. Der Mann ſtieg dann vom Tempel herab und das erſte ledige Frauenzimmer, das er antraf, ergriff er als die ihm von Gott beſtimmte Gattin. Mädchen, die keine Luſt hatten, ihn zu heirathen, hüteten ſich, dem Tempel nahe zu kommen.

Im Allgemeinen aber wurden die Ehen nie ohne Beiſtimmung und ausdrückliche Einwilligung der Eltern geſchloſſen. Wenn ein Sohn 20 bis 22 Jahre und ein Mädchen 16 bis 18 erreicht hatte, dachte man an ihre Verheirathung. Die Aeltern ſuchten dem Sohne eine angemeſſene Braut, bevor ſie jedoch weitere Schritte thaten, mußten die Wahrſager aus den Geburtstagen der Brautleute den künftigen Erfolg der Ehe erforſchen. Waren die Zeichen ungünſtig für die Erleſene, ſo gab man die Abſichten auf dieſelbe auf und ſuchte eine andere aus. Wenn nun ein günſtiger Ausſpruch erfolgt war, ſo ward bei den Eltern des Mädchens durch gewiſſe Weiber, Cihualtanque, Freiwerberinnen, angehalten. Die älteſten und ehrwürdigſten Frauen aus der Familie des Bräutigams übernahmen dieſen Auftrag. Das erſte Mal gingen ſie um Mitternacht in das Haus des Mädchens, brachten ihren Eltern Geſchenke und hielten auf ehrfurchtsvolle Weiſe um ihre Hand an, worauf denn, unter Anführung mancher Scheingründe, allemal eine abſchlägige Antwort erfolgte. Nach einigen Tagen kamen die Weiber wieder und wiederholten ihre Werbung und unterſtützten ſie mit allerlei Gründen. Sie ſtellten den Rang und das Vermögen des jungen Mannes dar, meldeten, was er der künftigen Frau zum Leibgedinge beſtimmt habe, und erkundigten ſich auch, was ſie zum Heirathsgut mitbringen würde. Nun antworteten die Eltern, daß ſie vorerſt ihre Verwandten und Freunde um Rath fragen, auch die Geſinnung ihrer Tochter erforſchen müßten, bevor ſie eine beſtimmte Antwort abgeben könnten. Die Eltern ließen hierauf durch andere Frauen ihre Entſchließung an die Familie des Bräutigams melden.

War nun eine bejahende Antwort erfolgt, ſo wurde der Hochzeittag angeſetzt. Die Eltern ermahnten zunächſt ihre Tochter zur Treue und zum Gehorſam gegen ihren Mann und zu einem Lebenswandel, der ihnen Ehre mache; dann brachten ſie dieſelbe unter zahlreicher Begleitung und mit Muſik nach dem Hauſe ihres Schwiegervaters; war ſie von Adel, ſo trug man ſie auf einem Tragſeſſel. Der Bräutigam und ſeine Eltern empfingen ſie an der Hausthür mit vier Fackeln, welche vier Weiber trugen. Bei der Zuſammenkunft brachten Braut und Bräutigam ſich einander Räucherwerk, alsdann nahm der Bräutigam die Braut bei der Hand und führte ſie in das zur Hochzeit zubereitete Zimmer. Beide ſetzten ſich auf eine neue, künſtlich gewirkte Decke, welche mitten im Zimmer und nahe am brennenden Feuer ausgebreitet war. Darauf knüpfte ein Prieſter einen Zipfel vom Kleide der Braut mit dem Mantel des Bräutigams zuſammen und dieß galt als die eigentliche feierliche Eheverbindung.*) Die junge Frau machte etliche Kreiſe um das Feuer und kehrte dann wieder nach ihrer Decke zurück, worauf ſie und der Bräutigam den Göttern Kopalgummi opferten und ſich gegenſeitig beſchenkten. Es folgte nun die Mahlzeit; das junge Ehepaar aß auf der Decke und reichte ſich wechſelsweiſe die Biſſen, ſo wie auch den andern Gäſten. So wie der Aloewein, der reichlich geſpendet wurde, ſeine Wirkung that, begaben ſich die Gäſte in den Hofraum, um zu tanzen. Das neue Ehepaar aber blieb vier Tage und vier Nächte im Zimmer, das ſie nur verließen, wenn natürliche Bedürfniſſe ſie dazu zwangen oder wenn ſie den Göttern Weihrauch und Speiſe opfern wollten. Dieſe vier Tage brachten ſie mit Beten und Singen zu, ſie trugen dabei neue Kleider und die Sinnbilder der Götter, welche ſie vorzugsweiſe verehrten, und vermieden jede unanſtändige Handlung. Ihre Lagerſtätte beſtand in den vier Nächten aus zwei Schilfdecken, welche die Prieſter aufbreiteten, um die Ehe zu heiligen, und die mit kleinen Betttüchern, gewiſſen Federn und in der Mitte mit einem Edelſtein geſchmückt waren. An den vier Ecken des Bettes waren Rohr und Aloeſtacheln hingelegt, womit ſich die jungen Leute zur Ehre der Götter Blut aus Zunge und Ohren zogen. Die Ehe durfte erſt in der vierten Nacht vollzogen werden, wenn ſie nicht ſchwere Ahndung der Götter auf ſich ziehen wollten. Den folgenden Morgen badeten ſie, zogen neue Kleider an und die eingeladenen Gäſte ſchmückten ihre Köpfe mit weißen und Hände und Füße mit rothen Federn. Das Feſt ward damit beſchloſſen, daß man die Gäſte mit Kleidern beſchenkte. Dann brachte man die Decken, Betttücher, das Rohr und die den Hausgöttern vorgeſetzten Eßwaaren

*) Die 62. Tafel der Mendoza'ſchen Sammlung (bei **Kingsborough Antiquities of Mexico** Th. I.) ſtellt dieſe Ceremonie dar.

nach dem Tempel.*) — So ſehen wir, wie die weißen Herrſcher bei dem Abſchluß der wichtigſten Verbindung im Familienleben ſofort ihren Einfluß durch ihre treueſten Diener, die Prieſter, bewahren. Dieſe Feierlichkeit fand jedoch nur bei der Vermählung mit der erſten Frau Statt, die auch im Hausweſen die vornehmſte Stelle einnahm.

Die Behandlung der Frauen war im Allgemeinen ſehr mild und dieſe Milde hat ſich noch bis jetzt in Mittelamerica bei den Trümmern der alten Reiche erhalten; es erſcheint dieß als andauernde Folge der alten Civiliſation um ſo mehr, wenn wir uns der barbariſchen Behandlung der Frauen bei den Bewohnern der Urwälder erinnern.**)

Die Ehe ſtand unter dem Schutze der Geſetze und der Mann durfte ſeine Frau, ſelbſt wenn er ſie auf dem Ehebruch ertappte, nicht ſelbſt tödten. Geſchah dieß dennoch, ſo mußte er ſterben, weil er der Gewalt der Obrigkeit vorgegriffen hatte. Das Geſetz aber beſtrafte den Ehebruch ohne Gnade am Leben. Der Ehebrecher ward geſteinigt oder ſein Kopf zwiſchen zwei Steinen zerquetſcht. Verging ſich ein Ehemann mit einem ledigen Mädchen, ſo ward dieß milder und nicht als Ehebruch beſtraft, da man vom Manne nicht ſo ſtrenge Treue wie von der Frau verlangte. In Ichcoatlan wurde eine des Ehebruchs überwieſene Frau ſofort in Stücke zerriſſen und ihre Glieder an die anweſenden Zeugen vertheilt. In Itztepek hatte man für dieſen Fall die uramericaniſche Sitte beibehalten, nach welcher der beleidigte Ehemann der Frau Naſe und Ohren abſchnitt. In einigen Gegenden des mexicaniſchen Reiches wurde der Mann, der wieder mit ſeiner Frau ehelich lebte, nachdem ihre Untreue erwieſen worden, am Leben geſtraft.

Eheſcheidung konnte nur nach dem richterlichen Ausſpruche möglich werden. Wer von der Frau geſchieden ſeyn wollte, erſchien vor dem Gericht und gab ſeine Gründe an. Die Richter ermahnten ihn zur Einigkeit und ſuchten von der Trennung abzureden. Beharrte jedoch der Mann bei ſeinem Entſchluß, ſo geſtattete man ihm, nach Gutdünken zu verfahren, genehmigte jedoch die Scheidung keineswegs durch einen förmlichen richterlichen Ausſpruch. Trennte ſich nun der Mann von der Frau, ſo durfte er ſich auch niemals wieder mit ihr verbinden.***)

Blutſchande mit den nächſten Verwandten wurde mit Aufhängen beſtraft. Heirathen zwiſchen Stiefgeſchwiſtern waren erlaubt. Ein Mann durfte die Witwe ſeines verſtorbenen Bruders nur dann heirathen, wenn Kinder vorhanden waren, für deren Erziehung noch zu

*) Clavigero I. 438.
**) Wafer Voyage S. 157. Molina über Chile S. 91 f.
***) Intereſſant iſt der Vergleich der mexicaniſchen mit den arabiſchen Sitten in Bezug auf Eheſcheidung; vgl. C.-G. IV. 150.

ſorgen war. An einigen Orten herrſchte die Sitte, daß die Adeligen ihre verwittweten Stiefmütter heiratheten, wenn der Vater keine Kinder mit ihnen gezeugt hatte. In den Hauptſtädten Mexico und Tezcuco war dieß jedoch ſtreng unterſagt.

Unnatürliche Laſter wurden an gewöhnlichen Leuten mit dem Strange, an Prieſtern mit dem Feuertode beſtraft. Unehelicher Umgang mit ledigen Frauen war ſtraflos, Kupplerinnen aber brannte man auf öffentlichem Markte die Haare mit kiefernen Fackeln ab und beſtrich ihnen den Kopf mit Pech. Ein Mann, der Frauenkleider anlegte, und eine Frau, die ſich als Mann verkleidete, wurden gehangen. *)

Bei der Geburt der Kinder fanden mancherlei Feierlichkeiten Statt, die wir bei den Nationen gefunden haben, welche von activen Stämmen beherrſcht werden, wie bei den Neuſeeländern (C.-G. IV. 305.). Die Hebamme ſchnitt gleich nach der Geburt dem Kinde die Nabelſchnur ab, vergrub die Nachgeburt, badete das Kind und ſagte zu ihm: „Nimm dieſes Waſſer hin, denn die Göttin Chalchiuhcuxie iſt deine Mutter. Möchte dieſes Bad dich von allen im Mutterleibe empfangenen Unreinigkeiten ſäubern, dein Herz reinigen und dir ein gutes, vollkommenes Leben verſchaffen." Darauf wandte ſie ſich mit ihrem Gebet an die Göttin, bat ſie in ähnlichen Ausdrücken um dieſe Gnade, nahm wieder Waſſer in die rechte Hand und benetzte Mund, Kopf und Bruſt des Kindes damit. Nachdem ſie das ganze Kind gebadet, ſprach ſie: „Möchte der unſichtbare Gott ſich doch herablaſſen, dich von allen Sünden und Unreinigkeiten zu reinigen und von allem Unglück zu befreien." Dann fuhr ſie fort: „Liebes Kind, die Götter Ometructli und Omecihuatl haben dich im Himmel geſchaffen und auf die Erde herabgeſandt: aber wiſſe, daß das Leben, in welches du jetzt trittſt, traurig, mühſelig und voll Elend iſt, und du wirſt nicht im Stande ſein, dein Brot ohne Arbeit zu eſſen. Gott ſtehe dir in den vielen Widerwärtigkeiten bei, die auf dich warten." Die Ceremonie ſchloß mit Glückwünſchen an die Eltern und Verwandten des Kindes. War es der Sohn eines Königs oder ſonſt eines vornehmen Mannes, ſo kamen die Unterthanen herbei, ihre Glückwünſche dem Vater abzuſtatten, eine Sitte, die wir bereits bei den Abiponern gefunden haben (C.-G. II. 84.).

Nach dem erſten Bade zog man die Wahrſager über das künftige Geſchick des Kindes zu Rathe und man zeigte ihnen zu dieſem Zwecke Tag und Stunde der Geburt an. Sie unterſuchten das Zeichen des Tages und das herrſchende Zeichen der Periode von dreizehn Tagen, darein der Tag fiel, oder wenn es um Mitternacht geboren worden, das Zeichen des eben beſchloſſenen und wieder angefangenen Tages. Hierauf ſtellten ſie ihre Betrachtungen an, aus

*) Clavigero I. 485.

denen der Ausſpruch hervorging, ob dem Kinde Glück oder Unglück bevorſtehen werde. War Unglück angeſagt und war der fünfte Tag nach der Geburt, wo ein zweites Bad Statt fand, ebenfalls ein unglücklicher, ſo half man ſich damit, daß man die Ceremonie bis zu einem glücklicheren Zeitpuncte hinausſchob. Das zweite Bad fand mit noch größerer Feierlichkeit als das erſte Statt. Es wurden alle Freunde, Verwandte und etliche junge Knaben eingeladen, die, wenn die Eltern wohlhabend waren, mit einer reichen Mahlzeit bewirthet und mit Kleidern reich beſchenkt wurden. Gehörte der Vater zum Soldatenſtande, ſo fertigte er zu dieſer Feierlichkeit einen kleinen Bogen, vier Pfeile und ein kleines Kleid. Die Landleute, Handwerker oder Künſtler ſchenkten ihrem Kinde dann Nachbildungen ihrer Werkzeuge im verkleinerten Maaſſtabe. Die Mädchen erhielten gleichermaſen Kleider, kleine Spindeln und Webewerkzeuge. Es wurden viele Fackeln angezündet, die Hebamme trug das Kind im ganzen Gehöfte umher und legte es dann auf einen Haufen Blätter vom Waſſerſchwertel, dicht an eine für dieſen Zweck mitten in den Hof geſetzte Wanne mit Waſſer, zog das Kind aus und ſprach dann: „Mein Kind, die Götter Omemeteuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in dieſe unglückliche Welt geſandt; nimm dieſes Waſſer hin, welches dir Leben geben ſoll.“ Nachdem ſie nun Mund, Bruſt und Kopf des Kindes wie beim erſten Bade benetzt hatte, badete ſie den ganzen Körper und rieb alle Glieder, mit den Worten: „Wo biſt du, Unglück? In welchem Gliede ſteckeſt du? Entferne dich von dieſem Kinde.“ Darauf hob ſie es auf, bot es den Göttern dar und flehete dieſe an, das Kleine mit allen Tugenden auszuſchmücken. Das erſte Gebet war an die genannten Herren des Himmels, das zweite an die Götter des Waſſers, das dritte an alle Götter und das vierte an die Sonne und Erde gerichtet. Sie ſprach: „O Sonne, Vater von Allem, was auf der Erde, unſer aller Mutter, lebt, nimm dieſes Kind und beſchütze es als deinen eigenen Sohn und (— wenn der Vater Soldat war —) da es zum Kriege geboren iſt, ſo mag es auch darin ſterben; indem es die Ehre der Götter vertheidigt, ſo wird es im Himmel alle die Glückſeligkeiten genießen, welche denen bereitet ſind, die ihr Leben für eine ſo gute Sache aufopfern.“ Darauf gab ſie dem Kinde die Werkzeuge ſeines künftigen Berufs mit einem Gebete an den Schutzgott derſelben in die Hände. Wenn dieß Waffen waren, ſo wurden ſie im freien Felde, friedliche Werkzeuge und weibliche Geräthe aber unter dem Steine, auf welchem der Mais gemahlen wurde, vergraben.

Bevor man jedoch dem Kinde die Geräthe ſeines künftigen Berufes in die Hände legte, fragte die Hebamme die eingeladenen Knaben, wie das Kind heißen ſollte, worauf dieſe den Namen, den ihnen der Vater vorher genannt, anſagten. Hierauf wurde das Kind angekleidet, in die Wiege gelegt und von der Hebamme die Göttin der

Wiege, Jacateuctli, gebeten es zu wärmen und in ihrem Buſen zu bewahren; auch der Gott des Schlafes, Joalteucli, wurde um ſeine Gunſt angeflehet.

Die Namen der Knaben waren meiſt Thieren, die der Mädchen den Blumen entnommen, jedoch nie ohne die Träume der Eltern und den Rath der Wahrſager zu berückſichtigen. Eben ſo nannte man Knaben auch nach den Zeichen ihres Geburtstages, eine Sitte, die beſonders den Mixteken eigen war, oder nach beſonderen Umſtänden, die ſich bei ihrer Geburt zugetragen. So ward einer der vier Häupter der Republik Tlascala zur Zeit der Ankunft der Spanier Citlalpopoca, rauchender Stern genannt, weil bei ſeiner Geburt ein Comet am Himmel ſichtbar war. Die Knaben hatten meiſt nur einen Namen, ſpäter ward noch ein zweiter hinzugefügt, der ihren Handlungen und Eigenſchaften entnommen war. So erhielt Montezuma I. wegen ſeiner Tapferkeit den Beinamen Ilhuacamina und Tlacalli.

Nachdem die religiöſen Taufceremonien vorüber waren, wurde eine Mahlzeit gegeben, die ſich nach den Vermögensumſtänden der Eltern richtete und wobei der reichlichere Genuß geiſtiger Getränke verſtattet war, weil die Gäſte in dem Privathauſe verweilten und Störung der öffentlichen Ruhe nicht zu befürchten war. Die Fackeln mußten ganz ausbrennen und während der vier Tage zwiſchen der erſten Taufe und der Namengebung durfte das Heerdfeuer durchaus nicht ausgehen, weil ein Verſehen der Art Sünde, Unglück gebracht haben würde. (Clavigero I. 434.)

Dieſe Luſtbarkeiten wurden wiederholt, wenn das Kind von der Bruſt entwöhnt ward, was gemeiniglich im dritten Jahre Statt fand.

Bei den alten Peruanern waren ähnliche Gebräuche, außerdem aber die Sitte, daß man den Kindern, nachdem ſie das erſte Lebensjahr zurückgelegt hatten, das Haar abſchnitt, wobei ein Raca genanntes Feſt Statt fand. Die Freunde kamen zuſammen, einer nach dem andern ſchnitt dem Kinde eine kleine Locke ab und überreichte ihm irgend eine Gabe; darauf erhielt es ſeinen Namen, der irgend einem merkwürdigen Umſtand entnommen wurde, der dem Kinde an dieſem Tage wiederfahren war. So war der ſiebente Inca Yahuar Huacar, Blut-Weiner, genannt worden, weil an dieſem Tage ein Tropfen Blut ſeinen Augen entfallen war, und Huascar, der vierzehnte Inca, hatte ſeinen Namen von Huasca, Goldkette, weil ihm die Edelleute am Racatage einen ſolchen Schmuck überreicht hatten. (Stevenson travels in south America I. 349.)

Die Wiegen der gemeinen Leute waren ſo eingerichtet, wie ſie noch bei den meiſten americaniſchen Indianern im Gebrauche ſind. Sie beſtanden aus einem Bret, auf welchem das Kind befeſtigt war und wodurch die ſeltſame Verunſtaltung des Schädels hervorgebracht wurde, die wir an den Todtenköpfen der Altamericaner wahr-

nehmen. (S. C.-G. II. 85. u. Morton crania americana S. 116. Wafer S. 158. Dazu Mondoza's Sammlung.)

Die Erziehung der Jugend war Gegenſtand der beſonderen Aufmerkſamkeit und war darauf berechnet, den Kindern Ehrfurcht für die Inſtitutionen des Landes einzuflößen.

Die erſten Jahre blieben die Kinder an der Bruſt der Mutter, die nur durch Krankheit beſtimmt werden konnte, demſelben eine Amme zu geben, welche mit der größten Sorgfalt ausgewählt wurde. Man bemühete ſich, die Kinder ſchon im zarteſten Alter an Hunger, Hitze und Kälte zu gewöhnen und ihre Körper abzuhärten. Vor Allem prägte man denſelben Ehrfurcht gegen die Eltern und gegen die Götter ein und begann dieſe Lehren ſchon mit dem fünften Jahre vorzutragen. Adelige Kinder wurden in öffentlichen Seminarien erzogen, welche unter der ſpeciellen Aufſicht und Leitung der Prieſter ſtanden.

Die Kinder ſchliefen auf einer leichten Decke und bekamen nicht mehr zu eſſen, als zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nothwendig war, und keine andere Kleidung als die Schaamhaftigkeit erforderte. So wurde die zarte Haut der Kleinen an die Einwirkung der Atmoſphäre gewöhnt. Die Eltern machten die Kinder mit der Verehrung der Götter bekannt und unterrichteten ſie in den Gebeten, mit denen die Götter angerufen wurden. Sie führten ſie in die Tempel und zeigten ihnen die heiligen Gebräuche. Sie prägten ihnen Abſcheu vor Laſter, Beſcheidenheit im Betragen, Achtung für höhere Perſonen und Liebe zur Arbeit ein. Vor Allem aber ſah man ſtreng darauf, daß ſie ſtets die Wahrheit redeten. So wie man ſie auf einer Lüge ertappte, wurden ſie mit Aloedornen in die Lippen geſtochen. Mädchen, welche die Neigung zeigten, außer dem Hauſe umher zu laufen, band man die Füße zuſammen. Ungehorſame oder zänkiſche Knaben wurden mit Neſſeln gepeitſcht oder auf andere Art geſtraft.

Der Soldat nahm ſeine Knaben mit in das Feld, um ſie an kriegeriſche Scenen zu gewöhnen und die Furcht vor Gefahren aus ihrer Seele zu verbannen. Der Landmann unterrichtete ſeine Söhne zeitig im Feldbau. Die Mädchen lernten die Weberei und das Spinnen und mußten fleißig baden, um ſtets reinlich und geſund zu bleiben. Man erhielt überhaupt Mädchen wie Knaben in ſteter Thätigkeit.

Das Erziehungsſyſtem der alten Mexicaner iſt auf ſieben Gemälden der Sammlung von Mendoza bildlich dargeſtellt*). Man ſieht hier das Kind in der Wiege, Kinderbeſchäftigungen, einen fünfjährigen Knaben mit dem Vater zu Markte ziehen und bereits ſein kleines Bündel tragen. Ein Mädchen von eben dem Alter wird im

*) Kingsborough antiqu. of Mexico I. Taf. 58—64. Das Alter der Kinder iſt durch beigeſetzte blaue Kreiſe angedeutet.

Spinnen unterrichtet. Ein Knabe von ſechs Jahren muß die Maisähren, welche auf dem Marktplatze zu Boden gefallen ſind, aufleſen.

Die 59. Tafel zeigt einen ſiebenjährigen Knaben, den der Vater im Fiſchfang, und ein Mädchen, welches die Mutter im Spinnen unterrichtet. Achtjährige Knaben werden mit Strafe bedroht, weil ſie ihre Schuldigkeit nicht thun wollen. Ein ungelehriger Knabe von neun Jahren wird mit Aloedornen geſtochen, eine Strafe, welche eine Mutter an einem Mädchen von gleichem Alter vollzieht. Ferner erſcheint Knabe und Mädchen von zehn Jahren, welche mit Ruthen für ihre Widerſpenſtigkeit beſtraft werden.

Die 60. Tafel zeigt Kinder von 11 bis 14 Jahren. Zwei Väter zwingen ihre Knaben, die keine Luſt zur Beſſerung zeigen, den Dampf von Chilli und großem Pfeffer in die Naſe zu ziehen. Einen andern läßt der Vater einen ganzen Tag gebunden auf dem Miſthaufen ſchmachten, und ein zwölfjähriges Mädchen muß einen ganzen Tag und eine Nacht auf der Straße herumgehen. Ein vierzehnjähriger Knabe muß ein mit Rohr beladenes kleines Schiff führen und ein Mädchen deſſelben Alters für ihre Mutter Mais mahlen, während ein anderes an den Webeſtuhl gebracht und ein Knabe zum Fiſchen angehalten wird.

Die nächſte Tafel zeigt die Beſchäftigungen vom 15. Jahre an. Der Vater übergiebt ſeinen Sohn einem Prieſter, um ihn in den Religionsgebräuchen zu unterrichten, und einen andern einem Offizier, um ihm das Kriegshandwerk beizubringen.

Die 63. Tafel zeigt die Beſchäftigungen der Jugend in den Seminarien; ſie kehren den Tempel, ſchaffen Zweige und Pflanzen zur Ausſchmückung herbei, fertigen Sitze von Rohr und tragen Holz zu dem Feuer und Steine zur Ausbeſſerung des Tempels. Die Beſtrafungen der Jünglinge werden ebenfalls dargeſtellt und ſie beſtehen vornämlich in Stichen mit Aloedornen in verſchiedene Theile des Körpers. Einen Jüngling, der ein Liebesverſtändniß mit einem Mädchen gehabt, werfen zwei Prieſter Feuerbrände an den Kopf. Einem andern werden die Haare vom Kopfe abgeſengt.

Die erſten Miſſionare, welche nach Mexico kamen, haben die Lehren aufbewahrt, welche der Vater den Söhnen, die Mutter ihren Töchtern vortrug, und ſie verdienen allerdings hier eine Stelle, da aus ihnen der Culturſtand der Nation ſich gar wohl ermeſſen läßt.

„Mein Sohn", ſagte der Mexicaner, „du biſt aus deinem Mutterleibe, wie ein Hühnchen aus dem Ei, an's Licht gekommen und mußt dich bereiten, wie jenes durch die Welt zu fliegen. Wir wiſſen nicht wie lange das Ideal, das wir in dir haben, der Himmel uns beſitzen laſſen wird; doch ſo kurz auch der Zeitraum ſein mag, ſo ſtrebe darnach recht zu leben und bitte Gott dir beſtändig beizuſtehen. Er ſchuf dich, du biſt ſein Eigenthum. Er iſt dein Vater und liebt dich mehr als ich thue. Uebergieb ihm deine Gedanken und wende

dich Tag und Nacht zu ihm mit deinen Seufzern. Verehre die, welche älter ſind als du, und verachte keinen. Gegen Arme und Unglückliche ſei nicht ſtumm, ſondern tröſte ſie vielmehr. Ehre jedermann, beſonders deine Eltern, denen du Gehorſam, Achtung und Dienſtgefliſſenheit ſchuldig biſt. Hüte dich, dem Beiſpiele jener gottloſen Kinder zu folgen, welche, wie das unvernünftige Vieh, weder ihre Eltern verehren, noch auf ihren Unterricht hören, noch ihren Ermahnungen und Strafen Folge leiſten: denn, wer in deren Fußtapfen tritt, wird ein unglückliches Ende nehmen und plötzlich und in Verzweiflung dahin ſterben oder von wilden Thieren gefreſſen werden. Spotte nicht, mein Sohn, über alte und unvollkommene Menſchen. Verachte den nicht, der einen Fehler oder eine Thorheit begeht, und mache ihm keine Vorwürfe darüber, ſondern hüte dich, daß du nicht in denſelben Fehler verfällſt, den du bei einem andern nicht leiden kannſt. Gehe nicht dahin, wo du nicht verlangt wirſt, und menge dich nicht in das, was dich nichts angeht. Suche deine gute Erziehung in allen Worten und Handlungen zu zeigen. Bei einer Unterredung lege deine Hände nicht auf einen andern, rede auch nicht zu viel und noch viel weniger falle einem andern in die Rede*). Hörſt du einen Andern abgeſchmackte Dinge hervorbringen, und es iſt dein Amt nicht, ihn zu beſſern, ſo ſchweige ſtill dazu: geht es dich aber an, ſo überlege erſt, was Du ſagen willſt, damit dein Tadel wohl aufgenommen werde.

Wenn Jemand mit dir redet, ſo höre ihn aufmerkſam an und bleibe in einer ſchicklichen Stellung. Spiele nicht mit den Füßen, oder nimm den Mantel in den Mund, ſpucke nicht zu oft aus, wenn du ſitzeſt; alle dergleichen Handlungen zeigen Leichtſinn und ſchlechte Erziehung an.

Bei Tiſche iß nicht mit zu viel Gier und laß es dir nicht merken, wenn dir etwas nicht gefällt. Ueberfällt dich Jemand unvermuthet bei *Tiſche*, ſo theile mit ihm was du haſt, und bewirtheſt du Jemand, ſo ſieh ihn nicht ſtarr und ſteif an. Beim Gehen ſiehe wohin du geheſt, damit du nicht Jemandem auf den Leib renneſt. Sieh'ſt du Jemand entgegen kommen, ſo weiche etwas aus, damit er Raum habe vorbeizugehen. Gehe nie vor älteren Perſonen her, wenn es nicht nothwendig, oder ſie es dir nicht befohlen. Bei Tiſch iß und trinke nicht eher als ſie, ſondern erwarte es mit Anſtand, damit du dir ihre Gewogenheit erwerbeſt. Wenn ſie Dir etwas geben, ſo nimm es mit Dankbarkeit an; iſt das Geſchenk anſehnlich, ſo werde dadurch nicht eitel; iſt es klein, ſo verachte es nicht. Werde nicht böſe und verurſache denen, die dir gewogen ſind, kein

*) S. II. 91. über die Höflichkeit und Wohlanſtändigkeit der heutigen americaniſchen Indianer, die freilich gar ſehr von den Begriffen unſrer Salonlöwen abweicht.

Mißfallen. Wirſt du reich, ſo werde nicht übermüthig und verachte die Armen nicht; denn eben die Götter, welche andern den Reichthum entziehen, um ihn dir zu geben, werden durch deinen Stolz beleidigt, nehmen dir die Güter wieder und geben ſie andern. Nähre dich durch deine eigene Arbeit; die Speiſen werden dir deſto lieblicher ſchmecken. Ich habe dich bis jetzt mit meinem Schweiße ernährt, mein Sohn, und keine Pflicht eines Vaters verabſäumt; ich habe dich mit allem Nothwendigen verſorgt, ohne es andern zu nehmen; thue du nun auch alſo.

Sage nie eine Unwahrheit, denn Lügen iſt eine abſcheuliche Sünde; wenn du dich in der Nothwendigkeit befindeſt, einem andern das, was du erfahren, mitzutheilen, ſo ſage die reine Wahrheit ohne Zuſatz. Rede von Niemand übel. Achte nicht auf Anderer Fehler, die du gewahr wirſt, wenn es dein Amt nicht iſt, ſie zu beſſern. Sei kein Neuigkeitsträger und ſpinne keine Uneinigkeit an. Sollſt du bei Jemand etwas ausrichten und dieſer ſchimpft in der Hitze auf den, der dich abſchickt, ſo erzähle eine ſolche Antwort nicht wieder, ſuche ihn zu beſänftigen und verſchweige ſo viel wie möglich, was du gehört haſt, damit du keine Uneinigkeiten anſtifteſt, die dich in der Folge gereuen möchten.

Halte dich nicht länger als nöthig iſt, auf dem Marktplatze auf, denn an ſolchen Orten läuft man die größte Gefahr allerlei Laſter aufzunehmen.

Wird dir ein Amt angeboten, ſo ſtelle dir vor, daß man dich vielleicht durch einen ſolchen Vorſchlag nur verſuchen will; nimm es nicht zu geſchwind an, wenn du gleich weißt, daß du geſchickter dazu biſt als ein anderer, ſondern entſchuldige dich, bis du genöthiget wirſt es anzunehmen; deſto mehr Achtung wirſt du dir erwerben.

Sei kein Verſchwender, du erzürneſt die Götter und ſie werden dich mit Schande bedecken. Halte dich im Zaum, mein Sohn, und warte bis das Mädchen, welches dir die Götter zur Frau beſtimmen, ein gehöriges Alter erreicht; überlaſſe es ihrer Fürſorge, weil ſie Alles gut zu ordnen wiſſen. Iſt die Zeit zu heirathen da, ſo thue es nicht ohne deiner Eltern Einwilligung, ſonſt wird es ein unglückliches Ende nehmen.

Stiehl nicht und ergieb dich nicht dem Spiele, ſonſt machſt du deinen Eltern Schande ſtatt Ehre, welche ſie für die dir gegebene Erziehung verdienen. Biſt du tugendhaft, ſo wirſt du die Gottloſen dadurch beſchämen. Nun nichts weiter, mein Sohn, ich habe genug geſagt, um mich der Pflichten eines Vaters zu entledigen. Ich wünſche durch dieſe guten Lehren dein Herz zu ſtärken. Weigere dich nicht, ſie anzunehmen und handle ihnen nicht entgegen, denn dein Leben und deine Glückſeligkeit hängen davon ab."

Dies waren die allgemeinen Lehren, welche der Vater dem

Sohne gab, denen, je nach dem Stande der Eltern, noch beſondere Anweiſungen beigefügt zu werden pflegten.

Die Mutter aber gab der Tochter folgende Ermahnungen:

„Meine Tochter, die du von meinem Fleiſch und mit Schmerzen geboren und mit meiner Milch genährt biſt, ich habe dich mit großer Sorgfalt zu erziehen geſucht; dein Vater hat dich wie einen Smaragd bearbeitet und polirt, daß du in den Augen der Männer als ein Juwel der Tugend erſcheinen möchteſt. Beſtrebe dich jederzeit gut zu ſein, wer wird dich ſonſt zur Frau begehren? Ein jeder wird dich verwerfen. Dein Leben iſt ein mühſeliger, dornenvoller Weg; wir müſſen nothwendig alle unſere Kräfte anſtrengen, um die Güter zu erwerben, welche die Götter bereit ſind uns zu geben. Wir müſſen deswegen nicht ſaumſelig, ſondern in allen Dingen betriebſam ſeyn. Sey ordentlich und bemüht das innere Hausweſen gehörig zu verwalten. Gieb deinem Manne Waſſer für ſeine Hände und backe Brot für deine Familie. Wo du geheſt, da gehe mit einem beſcheidenen und geſetzten Anſtande, ohne zu ſehr zu rennen. Lächele die, welche dir begegnen, nicht an; ſieh ihnen nicht ſteif in's Geſicht, wirf die Augen aber auch nicht beſtändig umher, von einer Seite zur andern, damit dein guter Name nicht leide. Wer dich grüßt und dich um etwas befragt, dem ertheile eine höfliche Antwort.

Sei fleißig im Spinnen und Weben, im Nähen und Sticken: durch dieſe Künſte erwirbſt du dir Achtung und zugleich Nahrung und Kleidung. Ueberlaß dich dem Schlaf nicht zu ſehr, ſuche auch den Schatten nicht immer, ſondern gehe in die freie Luft und ruhe dort aus. Weibiſche Verzärtelung zieht Müſſigang und andere Laſter nach ſich.

Bei deinen Beſchäftigungen hänge keinen böſen Gedanken nach, ſondern denke an den Gottesdienſt und wie du deine Eltern unterſtützen willſt. Wenn dich Vater oder Mutter rufen, ſo warte nicht bis es zum zweiten Mal geſchieht, ſondern gehe gleich um ihr Begehren zu vernehmen, damit du ſie nicht durch deine Zögerung verdrießlich macheſt. Gieb keine trotzige Antwort, oder laß es dir nicht merken, daß du ihren Willen nicht gern thuſt. Kannſt du nicht thun was ſie begehren, ſo entſchuldige dich auf eine höfliche Art. Kommt ein anderes, das gerufen wird, nicht gleich, ſo gehe du und höre ihre Befehle und mache es gut. Biete dich nie zu etwas an, das du nicht thun kannſt. Betrüge Niemand, denn die Götter ſehen alle deine Handlungen. Lebe mit Jedermann in Frieden und liebe Jedermann anfrichtig und auf eine ehrliche Art, damit man dich wieder liebe.

Sei mit deinen Gütern nicht geizig. Siehſt du, daß einem andern etwas geſchenkt wird, ſo gieb nicht Gelegenheit, daß man einen niedrigen Verdacht auf dich werfe, denn die Götter, denen alles gehört, vertheilen die Güter nach ihrem Wohlgefallen. Willſt du es

vermeiden andern zu mißfallen, ſo laſſe ihnen dein Mißfallen auch nicht merken.

Hüte dich vor unanſtändiger Vertraulichkeit mit Mannsperſonen und gieb unerlaubten Wünſchen keinen Raum in deinem Herzen, ſonſt wirſt du die Schande deiner Familie oder du beſchmutzeſt deine Seele, wie Schlamm das Waſſer. Halte keine Geſellſchaft mit lüderlichen, lügenhaften und müſſig gehenden Weibern, ſonſt werden ſie dich unfehlbar durch ihr Beiſpiel anſtecken. Gieb auf deine Familie im Hauſe Acht; gehe nicht um geringer Urſachen willen aus dem Hauſe und zeige dich nicht oft auf der Gaſſe und auf dem Marktplatze; an ſolchen Orten findeſt du dein Verderben. Erinnere dich, daß das Laſter wie eine giftige Pflanze, dem der es koſtet, das Leben raubt und hat es einmal ſeinen Wohnplatz im Herzen aufgeſchlagen, ſo treibt man es ſchwerlich heraus. Begegnet dir ein vornehmer Jüngling, der dir gefällt, auf der Gaſſe, ſo laſſe dich nicht mit ihm ein, ſondern verſtelle dich und gehe weiter. Sagt er dir etwas, ſo achte weder auf ihn noch auf ſeine Worte. Geht er dir nach, ſo drehe dich nicht um ihn anzuſchauen, damit ſeine Leidenſchaft nicht noch mehr gereizt werde. Bei einem ſolchen Betragen wird er dich bald in Ruhe gehen laſſen.

Ohne dringende Urſache gehe in kein fremdes Haus, damit man von deiner Ehre nichts Nachtheiliges denke oder ſage. Geheſt du in das Haus deiner Verwandten, ſo begrüße ſie mit Achtung und bleibe nicht müſſig ſtehen, ſondern greife gleich nach einer Spindel oder thue ſonſt etwas, was vorfällt.

Wenn du verheirathet biſt, ſo habe Achtung und Gehorſam für deinen Mann und thue fleißig was er dir befiehlt. Suche ſeinen Unwillen zu vermeiden; ſei nicht heftig und boshaft, ſondern empfange ihn zärtlich in deine Arme, wenn er auch arm iſt und auf deine Koſten lebt. Veranlaßt dein Mann dir einigen Unwillen, ſo laß es ihm, wenn er dir etwas zu thun befiehlt, nicht merken, ſondern verſtelle dich in dieſem Augenblick und ſage ihm nachher auf eine freundliche Art, was dich gekränkt, damit du ihn durch Sanftmuth gewinneſt und er dich in Zukunft nicht wieder beleidige. Verunehre ihn nicht in Gegenwart anderer, denn du verunehreſt dich dadurch ſelbſt. Beſucht Jemand deinen Mann, ſo empfange ihn freundlich und erweiſe ihm alle Höflichkeit. Beträgt dein Mann ſich unbeſonnen, ſo ſei du deſto beſcheidener. Fehlt er in der Verwaltung ſeines Vermögens, ſo erinnere ihn an ſeine Fehler; iſt er aber ganz unfähig dazu, ſo übernimm du die Sorge dafür; gieb genau auf ſeine Güter acht und vergiß nie, die Arbeiter richtig und gleich zu bezahlen. Wache darüber, daß nichts durch Nachläſſigkeit verloren geht.

Meine Tochter, nimm den Rath, den ich dir gebe, zu Herzen. Ich bin ziemlich alt und habe genug mit der Welt zu thun gehabt.

Ich bin deine Mutter und wünſche, daß es dir wohl gehen möge. Präge dieſe Lehren feſt in dein Herz, ſo wirſt du glücklich leben. Wenn du mich nicht höreſt und meine Ermahnungen vernachläſſigſt und es betreffen dich Unglücksfälle, ſo iſt es deine Schuld und du wirſt dafür büßen müſſen. Genug, meine Tochter, die Götter ſegnen dich."

Betrachten wir dieſe Ermahnungen, die aus den Lehren der Prieſter und der Herrſchenden hervorgingen, und vergleichen wir ſie mit dem rechtloſen Zuſtande, in welchem die Herrſcher der Südſee ihre unterjochte Bevölkerung erhalten, ſo erkennen wir, daß in jenen Lehren ein gewaltiger, moraliſcher Zwang für die Beherrſcher liegt, daß aber dieſer Zwang ſie auch einer höheren Cultur zuführt. Die mexicaniſchen Prieſter verſpeiſten eben ſo, wie die der Südſee, das Fleiſch des gemeinen Volkes, allein ſie behandelten daſſelbe nicht wie jene als ein plötzlich überfallenes Wild, ſondern ſie pflegten und ſchmückten daſſelbe, wie der Hirt mit ſeiner Heerde thut.

Die mexicaniſche Jugend wuchs in der Ehrfurcht gegen ihre Eltern, Prieſter, Edelleute und Könige heran; körperlich wurde ſie hart gehalten und auf körperliche Gewandtheit und Gehorſam waren auch die Spiele und Uebungen berechnet, die ſie vornehmen mußte. Die Azteken mußten von Jugend auf im Weltlauf ſich üben, ſie ſpielten mit dem Ball, ſie rangen und warfen nach dem Ziele und waren um ſo eifriger ſich hierin eine gewiſſe Fertigkeit anzueignen, weil auch die Erwachſenen öffentliche Spiele hielten, wobei es auf Kraft und Gewandtheit ankam.

Da die Söhne gemeiniglich das Gewerbe der Väter ergriffen, ſo konnten die Unterweiſungen darin ſchon in früher Jugend beginnen, wie wir aus den Gemälden der Mendoza'ſchen Sammlung erſehen haben. Für die geiſtige und moraliſche Ausbildung der Jugend war durch *öffentliche Schulen* geſorgt, die in der Nähe der Tempel und unter unmittelbarer Leitung der Prieſterſchaft ſtanden. Hier wurden ſie drei Jahre lang in der Religion und in den guten Sitten unterrichtet und die Lehrſätze weiter entwickelt, welche die Eltern von Jugend auf ihren Kindern eingeprägt hatten.

Die meiſten Mexicaner, hauptſächlich aber die Adeligen, ließen ihre Kinder in den eigentlichen Seminarien erziehen, welche ebenfalls zu den Tempeln gehörten und deren es für Knaben, Jünglinge und Mädchen in allen Städten des mexicaniſchen Reiches gab; die dabei angeſtellten Prieſter widmeten ſich ausſchließlich dieſem Berufe. In ähnlicher Weiſe hatte ſchon der Inca Roca von Peru in Cuzco eine Erziehungsanſtalt für die Prinzen von Geblüt errichtet, in welcher ſie in allen Wiſſenſchaften unterrichtet wurden. (Ulloa voyage d'Amerique meridionale II. 229.) In Mexico waren die Seminarien des Adels von denen der gemeinen Leute getrennt. Erſtere mußten die Arbeiten im Innern und in der nächſten Umgebung der Tempel

Digitized by Google

vornehmen, ſie mußten den obern freien Platz des Tempels kehren und das Feuer in den Gefäßen vor dem Tempel unterhalten, Letztere verrichteten die gröberen Arbeiten, ſchafften Brennholz, Steine und Kalk zu Ausbeſſerung der Gebäude herbei. Beide aber wurden in der Religion, Geſchichte, Malerei, Muſik und Allem, was ihnen in ihrem künftigen Berufe nützlich ſeyn konnte, unterrichtet.

Die Erziehungsanſtalten für die Mädchen ſtanden unter der Leitung von älteren Frauen, welche durch ihre Sittlichkeit Ehrfurcht geboten. Die Mädchen wurden ebenfalls zum Tempeldienſt angehalten und ihre Beſtimmung war, den untern freien Platz des Tempels zu kehren und alle Nächte dreimal aufzuſtehen, um Kopalharz auf die Feuerfäſſer zu werfen, die den Göttern täglich vorzuſetzenden Speiſen zu bereiten und allerlei Arten von Zeuchen zu weben. Sie wurden in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet, wodurch ſie vom Müſſiggang abgehalten und an die Arbeit gewöhnt wurden. Sie ſchliefen in großen Sälen unter Aufſicht bejahrter Frauen, die ſtets über die Beſcheidenheit und den Anſtand ihrer Schülerinnen ſtrenge Wacht hielten.

Die männlichen und weiblichen Zöglinge der Seminarien lebten ſtreng geſchieden von einander; eine Uebertretung dieſes Gebots wurde ſtreng beſtraft, wie wir auf der 63. Tafel der Mendoza'ſchen Sammlung ſehen.

Wollte ein Schüler oder eine Schülerin der Anſtalt ſeine Eltern beſuchen, was nur ſehr ſelten geſchehen durfte, ſo mußten ſie ſtets in Geſellſchaft der Vorgeſetzten gehen. Nachdem ſie dann die Lehren und Nachrichten ihrer Eltern eine kurze Zeit ſtill und aufmerkſam angehört, kehrten ſie in die Anſtalt zurück.

Beide Geſchlechter blieben hier bis zu ihrer Verheirathung. Der junge Mann bat dann bei dem Vorſteher um die Erlaubniß, ſich eine Frau wählen zu dürfen, oder ſeine Eltern verlangten ihn in dieſer Abſicht aus der Anſtalt zurück, wobei ſie den Vorſtehern für die Mühe und Sorgfalt dankten, welche ſie auf ſeine Ausbildung verwendet hatten.

Alle jungen Männer und Mädchen, die das zur Ehe erforderliche Alter erreicht hatten, wurden am Feſte des Gottes Tezcatlipoca feierlich entlaſſen. Bei dieſer Gelegenheit ermahnte ſie der Vorſteher in einer Rede zur Beſtändigkeit in der Tugend und zur Beobachtung aller Pflichten ihres neuen Standes. Die in dieſen Anſtalten erzogenen Mädchen wurden vorzugsweiſe zu Frauen geſucht, da man bei ihnen beſondere Geſchicklichkeit in allen Arbeiten und die ſittlichen Grundſätze, die ihnen dort beigebracht waren, mit Beſtimmtheit vorausſetzen durfte. Ein junger Mann, der im 22. Jahre ſich noch nicht verheirathet hatte, ward als ein dem Tempeldienſt ſich widmender betrachtet. Gereute ihn ſpäter ſein eheloſer Stand, ſo traf ihn allgemeine Verachtung und kein Frauenzimmer würde ſich entſchloſſen

haben, ihn zum Manne zu nehmen. In Tlascala war der eheloſe Stand verachtet, ſo daß man dem, der im mannbaren Alter nicht heirathen wollte, durch Abſcheeren der Haare beſchimpfte. (Clavigero I. 460 ff.)

Die königlichen Prinzen hatten ihre beſonderen Hofmeiſter und wurden, wie wir weiter unten ſehen werden, eben ſo ſorgſam für ihren künftigen Beruf vorbereitet, wie die Adeligen und Gemeinen.

Das häusliche Leben der alten Mexicaner hatte ſehr milde Formen und entbehrte, wie wir geſehen haben, keineswegs einer ſittlichen Würde. Es floß ſtill und ruhig dahin. Mäßigkeit und Arbeitſamkeit erhielten die Menſchen geſund und munter und durch Reinlichkeit ſuchten ſie Krankheiten von ſich abzuhalten, wozu noch einige Hausmittel kamen, unter denen die Blutentziehung und das Schwitzbad vornehmlich zu nennen ſind.

Der gemeine Mann auf dem Lande beſorgte die Blutentziehung ſelbſt mit den Stacheln der Aloe, ohne fremde Hülfe zu gebrauchen oder ſeine Arbeit zu unterbrechen. Er nahm dazu auch die Kiele des Stachelſchweins. In den Städten verrichteten die Aerzte dieſe Operation mit Lanzetten aus Itztli oder Obſidian, worin ſie ſehr geſchickt waren.

Nächſtdem glaubte man durch fleißige Bäder in Seen, Teichen und Flüſſen die Geſundheit ſehr zu fördern, und ſie badeten täglich wohl zweimal.

Das Schwitzbad, welches wir bereits bei den americaniſchen Indianern gefunden haben (ſ. C.-G. II. S. 175.), fand in einem aus Backſteinen errichteten kleinen Gebäude Statt, deſſen mexicaniſcher Name Temazcalli iſt und deren in jedem Orte mehrere angetroffen wurden. Es hat die Geſtalt eines Backofens, deſſen Boden etwas convex und tiefer als die Erdoberfläche gelegen iſt. Der größte Durchmeſſer beträgt acht Fuß, die größte Höhe in der Mitte ſechs Fuß. Der Eingang hat die Weite, daß ein Mann bequem hineinkriechen kann. Dem Eingang gegenüber iſt der Ofen, aus Stein oder Ziegeln errichtet, der von Außen geheizt wird und ein Luftloch zum Abzuge des Rauches hat. Die gegen das Innere des Bades gekehrte Ofenſeite hat $2\frac{1}{2}$ Fuß ins Gevierte und beſteht aus poröſem Stein, ohne Kalk zuſammengeſetzt. Oben am Gewölbe des Bades iſt ebenfalls eine Oeffnung wie beim Ofen. Dieß iſt die gewöhnliche Form des Schwitzbades; doch hatte man auch noch eine andere Art, die aus einer kleinen würfelförmigen, gegen die Luft wohlverwahrten Kammer beſtand. — Nachdem nun der Ofen geheizt worden, legte man eine Matte nebſt einem Bündel Kräutern oder Maisblättern hinein und ſtellte einen Krug Waſſer dazu. Der Badende kroch dann ganz nackend hinein und nahm der Bequemlichkeit oder plötzlichen Uebelbefindens wegen einen Bedienten mit ſich. Den Eingang verſchloß man ſodann, ließ aber das Luftloch noch eine Weile offen,

damit ſich der etwa aus dem Ofen dringende Rauch verziehen könne. Darauf ſprengte man Waſſer auf die heißen Steine, woraus ſich alsbald ein dicker Dampf entwickelte. Während nun der Badende auf der Matte liegt, treibt der Diener den Dampf abwärts und ſchlägt den Kranken ganz ſanft, namentlich auf die Stelle des Körpers, die der Sitz eines Leidens iſt, mit dem Kräuter- oder Blätter-Bündel, die er vorher in das Waſſer des Kruges getaucht hat, worauf dann bei dem Badenden der Schweiß ſich einſtellt, der durch Vermehrung oder Ablaſſen des Dampfes geſteigert oder gemindert werden kann. Nachher werden die Dämpfe durch das Luftloch entlaſſen, der Eingang geöffnet, der Badende kleidet ſich an und läßt ſich gemeiniglich in die Matte gehüllt nach ſeinem Zimmer tragen. Man bediente ſich des Schwitzbades oder Temazcalli beſonders bei Fiebern, nach dem Biß giftiger Thiere, nach Wochenbetten, Gichtanfällen u. dergl. (Clavigero I. 583.)

Die alten Mexicaner beſaßen genaue Kenntniß von der medicinischen Wirkſamkeit der ſie umgebenden Naturproducte und in der Wundarzneikunſt hatten ſie viel Geſchick, wie die ſpaniſchen Eroberer ſelbſt bezeugten. Zur Heilung der Wunden wendeten ſie ihre Balſame und Abkochungen von allerlei Kräutern an. Bei Knochenbrüchen legten ſie den gepulverten Samen der Necatzol und Toloatzin auf, die ſie mit einem Harze vermiſchten, bedeckten ſie dann mit Federn und ſchienten hierauf das kranke Glied mit kleinen Bretern. Die mexicaniſchen Aerzte kannten über zwölfhundert officinelle Pflanzen mit vaterländiſchen Namen, darunter Tabak, americaniſcher Balſam, Kopalgummi, Storax, Saſſaparilla, Tacamohac, Jalappe und andere, die auch von den europäiſchen Aerzten angenommen worden ſind. Bei aller gründlichen Kenntniß der Naturproducte und des menſchlichen Körpers behielten die Aerzte von Mexico aber dennoch die abergläubigen Ceremonien bei, welche wir bei den heutigen Indianern bemerkt haben (ſ. C.-G. I. S. 277. u. II. S. 171.). Sie belegten zunächſt die Krankheit mit ihrem Fluche und riefen dazu ihre Schutzgöttin, die Tzapotlatenan, an, die Erfinderin vieler mediciniſcher Geheimniſſe und vornehmlich des Oeles, das aus dem Ocotl deſtillirt wird. (Clavigero I. 575 ff.)

Doch mögen wohl mehrere Claſſen von Aerzten vorhanden geweſen ſeyn, wie wir ja auch in Europa neben den eigentlichen gelehrten Aerzten Quackſalber, curirende Schäfer, Hirten und alte Frauen, außer den Hausmitteln und ſympathetiſchen Curen finden. Wir können vielleicht annehmen, daß im alten cultivirten America die Medicin auf dem Standpuncte geweſen, wie ihn Molina (S. 84.) bei den Araucanern fand. Dort beſtehen drei Claſſen Aerzte neben einander. Die Ampire oder Empiriker ſind die geſchickteſten; ſie kennen den menſchlichen Körper und ſeine Leiden genau, beachten den Puls und nehmen ihre Mittel vorzugsweiſe aus dem

Digitized by Google

Pflanzenreiche, welches ſie ſehr gründlich kennen. Die Vilen nennt Molina die Theoretiker, welche alle anſteckende Krankheiten von Inſecten herleiten und alle Epidemien ohne Ausnahme Euthanpiru, Wurmkrankheiten, nennen. Die dritte Claſſe ſind die Maci oder Machi, Zauberer, wie wir ſie bei allen Indianern und allen paſſiven Nationen des Nordens wie des Südens fanden und die in Arauco ſich in den untern Regionen der Geſellſchaft beſonders geltend machen. Neben den Aerzten für innere Krankheiten haben die Araucaner auch noch die Guttarve, Wundärzte; dieſe richten verrenkte Glieder ein, heilen Knochenbrüche, Wunden und Geſchwüre und verrichten oft bewundernswürdige Curen. Außer dieſen eigentlichen Wundärzten beſtehen noch die Cupove, wörtlich Zerglieberer, welche die Leichen öffnen, um die Verzauberung derſelben nachzuweiſen, wodurch ſie allerdings eine genaue Kenntniß des menſchlichen Körpers ſich erwerben. Wie die alten Mexicaner bedienen ſich die Araucaner zum Aderlaß eines Steines, den ſie in ein kleines Stöckchen einlaſſen, auf welches ſie beim Gebrauch mit dem Zeigefinger ſchlagen. Ihre Clyſtierſpritze beſteht aus einer Blaſe, in deren Oeffnung ein kleines Rohr angebracht iſt.

Die **Beſtattung** der Mexicaner war mit vielen Ceremonien verbunden und war für die Aufſeher der Leichenbegängniſſe eine beſondere Beſchäftigung. Sobald Jemand geſtorben, holte man dieſe Leute, welches bejahrte Männer waren. Sie nahmen eine Anzahl Papierſtücken, legten ſie dem Todten an und beſprengten ſein Haupt aus einem Gefäß mit Waſſer. Dann zogen ſie ihm ein Kleid an, wie es ſich für ſeine Vermögensumſtände und ſeinen Stand ſchickte. War er Krieger, ſo bekam er das Kleid des Hnitzilopochtli; der Kaufmann, der Künſtler, jeder bekam das Kleid ſeiner Standesgottheit. Ertrunkene erhielten das Kleid Tlaloc, ein wegen Ehebruch Hingerichteter das des Tlazolteotl. Ein jeder wurde im Tode mit dem Kleide geſchmückt, welches der Gottheit ſeines Standes, ſeiner moraliſchen Eigenſchaften gehörte, und die alten Mexicaner trugen im Tode mehr Kleider als bei Lebzeiten.

Nebſt dem Kleide erhielt der Todte ein Gefäß mit Waſſer, um ſich deſſen bei der Reiſe in die andere Welt zu bedienen, und nach und nach legten ſie ihm mehrere Stücken Papier hin und erklärten ihm den Zweck und Gebrauch eines jeden derſelben. Bei der Niederlegung des erſten ſagten ſie ihm: „Vermittels dieſes Blattes wirſt du ohne Gefahr zwiſchen den beiden Bergen, die mit einander fechten, hindurch kommen;“ bei dem zweiten: „Mit dieſem Blatte wirſt du ohne Hinderniß über den Weg gehen, der durch die große Schlange vertheidigt wird;“ bei dem dritten: „Mit dieſem gehſt du ſicher durch den Ort, wo das Crocodil Xochitonal ſich aufhält.“ Das vierte war ein Freibrief durch die acht Wüſten, das fünfte half über die acht Hügel, das ſechſte brachte die wandernde Seele ohne

Schaden durch den ſcharfen Wind, der an dem Orte Itzehejacan ſo heftig wehete, daß die Felſen losgeriſſen wurden, und der ſo ſcharf wie ein Meſſer ſchneidet. Sie verbrannten dann alle Kleider, Waffen und etwas von dem Hausgeräthe des Verſtorbenen, damit ihn die Hitze des Feuers gegen den entſetzlich ſcharfen Wind ſchützen möge.

Nächſtdem wurde das hundeartige Hausthier Techichi des Verſtorbenen getödtet, damit es die Seele auf ihrer Reiſe begleiten möge. Sie banden dem Thiere eine Schnur um den Hals, damit es mit deren Hülfe den tiefen Fluß Chiuhnahuapon (den neuen Strom) glücklich durchſchreiten könne. Das Thier ward dann mit ſeinem Herrn begraben oder verbrannt. Während man nun das Feuer anſchürte, worin der Leichnam verbrannt werden ſollte, ſangen die Prieſter in einem melancholiſchen Tone. Wenn das vorbei war, ſammelten ſie die Aſche in einen irdenen Topf und legten nach den Vermögensumſtänden des Verſtorbenen einen Edelſtein von größerem oder geringerem Werthe hinein, der ihm in der andern Welt an Statt des Herzens zu dienen beſtimmt war. Den Topf begruben ſie in ein tiefes Loch und ſetzten achtzig Tage lang Brot und Wein darüber. So wurden die gemeinen Leute beſtattet. Bei weitem mehr Umſtände und Feierlichkeiten fanden bei der Beiſetzung der Edelleute und Könige Statt.

Wenn der **König** erkrankte, banden ſie den Bildern der Götter Huitzilipochtli und Tezcatlipoca eine Maske vor, die ſie nicht eher wieder abnahmen, als bis der König entweder todt oder geſund war. War der Tod des Königs von Mexico erfolgt, ſo wurde ſein Ableben feierlich bekannt gemacht und allen Herren in und bei der Reſidenz wurde der Trauerfall angezeigt, damit ſie bei dem Leichenbegängniß gegenwärtig ſeyn konnten. Mittlerweile legte man den königlichen Leichnam auf ſchöngewirkte Decken und ließ ihn durch die Diener bewachen. Vier bis fünf Tage darauf, wenn die Herren angelangt waren und ſchöne Kleider, reichen Federſchmuck und Sclaven zum Geſchenk mitgebracht hatten, legten ſie dem Leichnam fünfzehn oder noch mehr feine baumwollene Kleider von allerlei Farben an, putzten ihn mit Gold, Silber und Edelgeſteinen, hingen ihm einen Smaragd an die Unterlippe, der ihm Statt des Herzens dienen ſollte, und bedeckten ſein Geſicht mit einer Maske. Auf die Kleider legten ſie dann die Inſignien des Gottes, in deſſen Tempel der König begraben werden ſollte. Sie ſchnitten dem Leichnam einige Haare ab und verwahrten ſie mit den andern, die ihm in der Kindheit abgeſchnitten waren, in einer Büchſe, um das Andenken des Verſtorbenen zu erhalten. Auf die Büchſe ward ein hölzernes oder ſteinernes Bildniß des Königs gelegt. Darauf wurde der Sclave getödtet, der des Königs Hausprieſter geweſen war und Alles, was zum Privatgottesdienſt gehörte, beſorgt hatte, damit er ihm in jener Welt dieſelben Dienſte verrichten könne.

Nun folgte die **Leichenproceſſion**, welcher alle Verwandte des Verſtorbenen, der geſammte Adel und die Frauen des Königs folgten,

die ihre Betrübniß durch Thränen und Geberden offenbarten. Die Edelleute trugen eine große Fahne von Papier, das königliche Wappen und die übrigen Inſignien. Die Prieſter ſtimmten Geſänge, doch ohne muſicaliſche Inſtrumente an. War der Zug auf dem untern freien Platze des Tempels angelangt, ſo kam der Oberprieſter der Leiche mit ſeinen Dienern entgegen. Hier war der Scheiterhaufen aus allerlei wohlriechenden Hölzern, Kopalgummi und mehrfachen aromatiſchen Subſtanzen errichtet. Die Leiche wurde darauf gelegt und der Holzſtoß angezündet. Während der Scheiterhaufen mit der Leiche in Flammen ſtand und Kleider und Waffen des Verſtorbenen verbrannten, wurden unten an den Stufen des Tempels eine Menge Sclaven des Verſtorbenen und der Vornehmen, die ſie zum Geſchenk mitgebracht hatten, geopfert. Zugleich mit den Sclaven opferte man einige ungeſtaltete Männer, die der König zum Zeitvertreib in ſeinem Palaſt gehalten hatte; nicht minder wurden auch einige ſeiner Frauen geopfert, damit die Seele in jener Welt die gewohnte Unterhaltung und Freude nicht entbehren möge. Die Anzahl der Opfer richtete ſich nach der Pracht des Leichenbegängniſſes und ſtieg zuweilen wohl bis auf zweihundert. Der Techichi ward dabei keineswegs vergeſſen, da auch er dem Könige als Begleiter auf ſeinem Wege dienen ſollte.

Den folgenden Tag ſammelte man die Aſche und die Zähne, welche unverſehrt geblieben waren, ſo wie den Smaragd aus der Unterlippe; das Alles wurde ſorgſam zu den Haaren in die Büchſe gelegt und dieſe an einem zum Begräbniß beſtimmten Orte beigeſetzt. Die vier folgenden Tage wurden allerhand Speiſen auf das Grab geſtellt; den fünften, vierzehnten, ſechszehnten, achtzehnten und zwanzigſten Tag darauf opferte man einige Sclaven, womit die Menſchenopfer beſchloſſen wurden. Ein Jahr nach dem Begräbnißtage wurden Caninchen, Schmetterlinge, Wachteln und andere Vögel geopfert, auch Brot, Wein, Kopalblumen und das Acajetl, ein kleines mit Wohlgerüchen gefülltes Rohr, dargebracht.

In Mexico wurden alle Todten verbrannt; ausgenommen waren die Ertrunkenen, die an der Waſſerſucht, ſo wie an einigen andern Krankheiten Verſtorbenen, deren Körper man unverſehrt der Erde übergab.

In Arauco wurden die Todten zur Erde beſtattet und mit Erde überſchüttet; noch jetzt wird der Araucaner am erſten bis dritten Tage nach ſeinem Abſterben nach dem Begräbnißplatze der Familie getragen, der gewöhnlich in einem Gehölz oder auf einem Hügel gelegen iſt und Eltun genannt wird. Zwei Jünglinge reiten mit verhängtem Zügel voran, die nächſten Verwandten tragen die Bahre, welche eine Menge klagender Weiber umgeben; hinterher folgt ein Weib, welches Aſche auf den Weg ſtreut, um dadurch der abgeſchiedenen Seele den Rückweg abzuſchneiden. Auf dem Begräbnißplatze wird der in ſeinen beſten Kleidern prangende Leichnam an die Erde gelegt und mit ſeinen

Digitized by Google

Waffen, bei Frauen weibliche Geräthſchaften, ſo wie ein anſehnlicher Vorrath von Speiſen und Getränken, dem Grabe übergeben. Einige tödten das Pferd des Verſtorbenen und legen es ihm bei. Darauf nimmt man zum letzten Male Abſchied und bedeckt das Ganze mit Erde und Steinen in Geſtalt einer Pyramide, die mit Getränk übergoſſen wird. (Molina S. 73.) *)

Solche Grabhügel haben ſich denn auch erhalten. *Lionel Wafer*, der im Jahr 1685 zu Vermejo in der Audienz Lima (10 Gr. ſ. Br.) landete, fand hier den Erdboden eine halbe Meile lang mit Leichnamen von Männern, Weibern und Kindern bedeckt, ſo daß die Reiſenden bei jedem Schritt darauf traten. Die Leichen waren noch ſo friſch erhalten, daß ſie kaum vor acht Tagen geſtorben ſchienen, waren aber ſo leicht wie Kork oder Schwamm. Ein alter Indianer bezeugte, daß dieß die Gebeine ſeiner Vorfahren ſeien und daß ſie mit den Männern die zerbrochenen Bogen und mit den Frauen das Spinnzeug begraben hatten. **)

Ulloa beſchreibt die Grabhügel oder Guacas von Quito, die meiſt acht bis zehn Toiſen Höhe und zwanzig bis fünfundzwanzig Toiſen Durchmeſſer haben und aus Steinen aufgebaut und mit Erde überſchüttet ſind. Die zahlreichſten Guacas fand Ulloa in der Nähe des Fleckens Cayambe, weil in der Nähe deſſelben einer der größern Tempel geſtanden und das umliegende Gefilde als dadurch geheiligt angeſehen war. Die Hügel ſind nach Stand und Vermögen der Familien ſehr verſchieden, eben ſo der Inhalt derſelben, den die Werkzeuge und Geräthe, Gefäße und Schmuckſachen des Beſtatteten bilden, die wir ſchon oben kennen gelernt haben. (Ulloa Voyage I. 382. und im 9. Bande der allg. Hiſt. der Reiſen S. 341 ff.)

In der Nähe von Supe, nördlich von Lima, fand Stevenſon die Ueberreſte einer alten Stadt, die auf einem felſigen Hügel angelegt war, da die Alten fruchttragendes Land nicht gern zu Wohnſtätten nahmen. Dabei waren auch die Grabſtätten, in welchen ſich zahlreiche Geräthſchaften, jene bauchigen Doppelflaſchen, Baumwollenkleider, Calabaſſen, Getränke, Straußenfedern aus Braſilien und Schmuckſachen aus Gold und Silber vorfanden. Vermöge der großen Trockenheit und des Salzgehalts des Sandes finden ſich die Leichname vollkommen gut erhalten, obſchon manche dreihundert Jahre alt ſeyn mögen; eben ſo wohlerhalten ſind die Kleider, die jedoch zerfallen, wenn ſie der Luft und der Sonne ausgeſetzt werden. Hier finden wir alſo förmliche

*) Intereſſant iſt es, hiermit die Todtenceremonien der alten Germanen zu vergleichen, wie ſie aus der Bauart der Grabhügel hervorgeht. S. mein Handbuch der germ. Alterthumskunde S. 113.

**) Wafers Voyage S. 208. Wafer wollte den Körper eines neunjährigen Knaben mit nach England nehmen, das Schiffsvolk litt aber die Leiche nicht an Bord, weil ſie übeln Einfluß auf den Compaß ausübe.

Digitized by Google

Todtenſtädte, Aushöhlungen in den Felſen oder Grabſtätten auf Hochebenen angelegt. *)

Die alten Americaner ſuchten nächſtdem die Leichname durch künſtliche Mittel zu erhalten. Die Zapoteken balſamirten die Leichen der Vornehmen. Die Mixteken und Chechemeken begruben ſie, wie die von Quito, in Berghöhlen oder in Hainen. Diejenigen Mexicaner, welche nicht verbrannt wurden, ſetzte man auf kleinen Schemeln in ausgemauerte tiefe Gruben und legte ihnen die Geräthe und Werkzeuge bei, deren ſie ſich im Leben bedient hatten, nebſt Goldſchmuck und reichlichem Vorrath von Speiſe und Trank.

Die Sitte des Beerdigens und Begrabens ſcheint auch in America die älteſte und urſprünglichſte geweſen zu ſeyn; ſie ſcheint ſich in Peru und Quito erhalten zu haben. Die Sitte des Verbrennens kommt zunächſt bei den Chechemeken vor, deren erſter König Xolotl verbrannt wurde, worauf die Aſche in eine Urne geſammelt ward, die aus ſehr hartem Stein gemacht war. Sie ward darauf vierzig Tage der öffentlichen Verehrung dargeboten und die Vornehmen naheten ſich ihr täglich, um den Ueberreſten ihres Herrſchers die Thränen der Hochachtung darzubringen. Endlich ward ſie in einer benachbarten Höhle beigeſetzt. (Clavigero I. 152.) Die mexicaniſchen Könige wurden in den Tempeln beſtattet und große Schätze an edlem Metall dazugelegt. Die ſpaniſchen Eroberer fanden hier namhafte Maſſen Gold; die Soldaten des Cortes holten aus einem Begräbniſſe eines Tempels in Mexico 240 Unzen Gold.

Das geſellige Leben

der alten Americaner, namentlich der Mexicaner, war durch allerlei Feſte und Spiele verſchönert, die durchgehends durch die Prieſterſchaft geleitet und durch die Geſetze in den Schranken der Mäßigung und des Anſtandes gehalten wurden. Vor Allem wirkte die Erziehung, die, wie wir ſahen, ganz in den Händen der Prieſterſchaft war, darauf hin, das Volk abzuhärten, an Enthaltſamkeit zu gewöhnen und ihm vor Allem dem, was die herrſchende Gewalt anordnete, die größte Ehrfurcht einzuprägen. Dann verbot das Geſetz jede Ausſchweifung und ahndete ſie unerbittlich mit den härteſten Strafen; ſo war namentlich die Völlerei mit berauſchenden Getränken hart verpönt und nur bei Hochzeiten, die innerhalb des Hauſes und Hofraumes Statt fanden, ein reichlicher Genuß des Aloeweins nachgelaſſen. Junge Männer, die ſich betranken, wurden ins Gefängniß gebracht und hier zu Tode geprügelt, junge Frauen aber geſteinigt; bejahrte Männer kamen zwar mit dem Leben davon, wurden aber ſchwer gezüchtigt. Ein Edelmann, der ſich betrank, verlor Amt und

*) Stevenson travels in South-America I. 412.

Würden und wurde ehrlos. Dem Gemeinen wurde das Haar abgeſchoren und ſein Haus niedergeriſſen. Denn, ſagte das Geſetz, wer ſich mit Abſicht ſeines Bewußtſeins beraubt, iſt nicht werth unter Menſchen zu wohnen. Die Neigung der Uramericaner zu berauſchenden Getränken findet ſich noch bei ihren Nachkommen, wie wir ſchon früher ſahen. (Th. I. S. 257. Th. II. S. 32.) Die größte Freude der jetzigen Araucaner iſt der Rauſch und geiſtige Getränke müſſen bei ihren Feſten in größter Fülle vorhanden ſein, und ſie ſagen: es iſt ein ſchlechtes Feſt, wo es nichts zu trinken giebt. (Molina S. 98.)

Dieſe Neigung, die bekanntlich das Haupthinderniß der Cultur bei den Nordamericanern noch heute iſt und welche die rothhäutigen Stämme in kurzer Zeit aus der Reihe der Völker verſchwinden machen wird, betrachteten auch die Herrſcher der alten Reiche als den größten Feind ihrer Zwecke und ſuchten ſie daher möglichſt zu beſchränken und unſchädlich zu machen. Sie ordneten daher Spiele und andere Feſtlichkeiten an, die neben dem auch den Zweck hatten, die phyſiſche Ausbildung, Kraft und Gewandtheit der Nation zu befördern und ihren Ehrgeiz zu wecken.

Das Ballſpiel war eins der beliebteſten Spiele und fand in länglich viereckigen eigens dazu errichteten Plätzen ſtatt, die mit vier hohen Mauern eingefaßt waren. Die Mauern waren unten dicker als oben; die beiden langen Seiten höher und das Ganze wohl geglättet und geweißt. Die Mauer hatte ringsumher Einſchnitte und an den niedrigen Seiten ſtanden Götterbilder, welche man um Mitternacht unter beſtimmten Ceremonien dahin brachte. Die Prieſter bewahrten ſich ihren Einfluß dadurch, daß ſie den Ballſaal, ehe darinnen geſpielt werden konnte, auf feierliche Art einſegneten. Der Ball ſelbſt beſtand aus elaſtiſchem Gummi und hatte drei bis vier Zoll im Durchmeſſer und prallte, obſchon er ſchwerer als ein mit Luft gefüllter Ball war, um ſo beſſer in die Höhe. Man ſpielte zu Zwei gegen Zwei, oder zu Dreien gegen Drei und die Spielenden waren bis auf eine Binde um die Hüfte ganz nackend. Der Ball durfte nicht anders als mit dem Gelenke der Hand, dem Ellenbogen oder dem Knie berührt werden. Wer denſelben mit der Hand, dem Fuß oder einem andern Theile des Leibes berührte, verlor Eins von dem Spiele. Derjenige Spieler, welcher mit dem Ball die entgegengeſetzte Wand erreichte oder ihn von da abprallen machte, hatte Eins gewonnen. Arme Leute ſpielten um Maisähren und wurden wohl gar ſo leidenſchaftlich, daß ſie um ihre Freiheit ſpielten, wenn ſie ſonſt nichts weiter einzuſetzen hatten. Gewöhnlich ſpielte man um baumwollene Kleider, unter Vornehmen aber auch um Gold, Juwelen und koſtbare Federn. Im Mittelraume des Saales, zwiſchen den Spielenden, lagen zwei große runde Steine mit einem Loch in der Mitte, wie etwa unſere Mühlſteine, das etwas größer war als der Ball. Derjenige nun, der den ſeltenen Fall zu Stande

brachte, den Ball durch dieſes Loch zu treiben, war Sieger im Spiele und erhielt, dem eingeführten Geſetze gemäß, die Kleider der ſämmtlichen Anweſenden. Seine Geſchicklichkeit ward außerdem als etwas Außerordentliches, als eine unſterbliche That gerühmt.

Dieſes Spiel war im ganzen Reiche ſo allgemein, daß unter dem Tribut große Maſſen von Bällen aufgeführt werden. Die Städte Tochtepek, Otatitlan u. a. Orte mußten zuſammen jährlich 16000 Bälle liefern. (Clavigero I. 545.) Da das Spiel ſelbſt unter Aufſicht der Prieſter und unter dem Schutze der Geſetze ſtand, da die Bälle als Steuer eingeliefert werden mußten, ſo iſt wahrſcheinlich, daß die Spielenden ſie gegen eine gewiſſe Abgabe in den Spielhäuſern entnehmen mußten.

Das Spiel war allgemein beliebt und ſelbſt die Könige forderten ſich auf dieſes Spiel heraus, wie z. B. Montezuma II. den Netzahualpilli. In Mexico war es ſchon vor hundert Jahren nicht mehr im Gebrauch, wohl aber hat es ſich bei den Najariten, Opatern und Taraumareſern erhalten. (Clavigero I. 545.)

Totoloque war ein Wettſpiel, welches Montezuma mit Cortes während ſeiner Gefangenſchaft ſpielte. Der König warf in einer gewiſſen Entfernung kleine goldene Kugeln nach einem Ziele, das aus Gold gefertigt war; wer zuerſt fünfmal traf, gewann die zum Preis ausgeſetzten Juwelen.

Sehr gewöhnlich war der Wettlauf auf den großen Tempeltreppen, worin ſich die Mexicaner von Kindheit an übten. Von Zeit zu Zeit führten die Soldaten das Schauſpiel einer Schlacht auf.

Eins der ſeltnern Schauſpiele, das nur an großen Feſten, beſonders zum Säcurlarfeſt aufgeführt wurde und große Kühnheit und Gewandtheit erforderte, war das Schauſpiel der Flieger. Man ſuchte dazu einen hohen Baum im Walde aus, hieb alle Zweige herab, ſchälte die Rinde ab und richtete denſelben auf einem freien Platz in der Stadt auf. Auf die Spitze wurde ein hölzerner Cylinder geſetzt, von welchem aus vier ſtarke Stricke herabgingen, die einen viereckigen Rahmen hielten. In dem Raum zwiſchen dem Cylinder und dem Rahmen waren vier andere dicke Stricke befeſtigt, welche ſo oft um den Baum gewunden waren, als die Flieger in einem Kreiſe um den Baum fliegen ſollten. Dieſe Stricke gingen mitten durch die vier Pfoſten, aus denen der Rahmen beſtand. Die vier vorzüglichſten Flieger waren als Adler, Falken und andere große Vögel gekleidet und kletterten vom Platze aus an dem Baumſtamm in die Höhe, der deshalb von unten bis oben mit einem Stricke umwunden war, bis auf den Rahmen hinan. Von dem Rahmen ſtieg einer nach dem andern auf den Cylinder und nachdem er ein wenig darauf getanzt, band er ſich das Ende eines der Stricke, die durch den Rahmen gezogen waren, um den Leib und ließ ſich

von da an hinab, indem er mit ausgebreiteten Flügeln ſeinen Flug begann. Durch die Bewegung des Körpers ſetzten ſie den Cylinder und den Rahmen in Bewegung und indem der Cylinder ſich umdrehete, wickelte ſich der Strick, an welchem der Flieger ſchwebte, nach und nach vom Stamme ab. Der Kreis, den der Flieger beſchrieb, ward immer größer je näher er der Erde kam. Zu gleicher Zeit flogen vier, ein fünfter aber tanzte auf dem Cylinder und ſchlug hier entweder eine kleine Trommel oder ſchwenkte eine Fahne. Indeſſen waren noch mehrere am Stamme in die Höhe geſtiegen und dieſe warteten auf dem Rahmen bis die Flieger ihren letzten Kreis nahe an der Erde machten. Dann aber erfaßten ſie die Stricke und ließen ſich unter lautem Jubel des Volkes raſch hinab, um mit den Fliegern zugleich am Boden anzukommen. Konnten dieſe Kletterer von ihrem Strick aus den eines zweiten Fliegers erreichen, ſo erfaßten ſie denſelben, um ihre Gewandtheit zu zeigen. Die Stricke der Flieger waren ſo genau gegen die Höhe abgemeſſen, daß die Flieger dreizehnmal um den Stamm kreiſeten; dies deutete die Perioden von dreizehn Jahren an, aus denen ihre Centurie beſtand. Zu Clavigero's Zeit war dieſes gefährliche Spiel in Mexico noch gebräuchlich, man umgab aber den Rahmen gemeiniglich mit einem Geländer, weil ſehr häufig Unglücksfälle vorkamen. Denn ſeit der ſpaniſchen Eroberung haben ſich die Indianer dem Trunk ergeben, der unter der alten Herrſchaft ſtreng verboten war, und ſie wurden dann auf der namhaften Höhe, die gemeiniglich ſechzig Fuß beträgt, ſchwindelig. (Clavigero I. 543 m. Abbld.)

Außer dieſen Spielen gab es noch andere, die eine große Kraft und Gewandtheit erforderten. Es legte ſich einer mit dem Rücken auf die Erde und hielt die Füße in die Höhe, über die Fußſohlen ward eine ſtarke, acht Fuß lange Stange gelegt. Dieſe warf er in die Höhe und fing ſie immer wieder mit den Füßen auf, dann nahm er ſie zwiſchen die Füße und drehte ſie geſchwind herum. Dies alles führte man auch aus, während auf jedem Ende der Stange ein Mann ſaß.

Ferner ſtellte ſich ein Mann auf die Schultern des andern und beide machten lebhafte Tanzbewegungen, oft ſtand noch ein Dritter auf dem Kopfe des Zweiten. Zwei Tänzer ſetzten eine dicke, unten auseinander geſpaltene Stange auf ihre Schultern und ein Dritter ſtellte ſich auf den Gipfel derſelben und machte allerlei lebhafte Bewegungen. Und dieſe Kunſtſtücke, die bei uns nur von Perſonen ausgeführt werden, welche ſich ausſchließlich damit beſchäftigen, waren bei ihnen ſo gewöhnlich als bei uns ſeit wenig Jahren die Turnkünſte. Die Spanier, die zuerſt dieſe Sachen ſahen, glaubten, es gehe mit übernatürlichen Kräften dabei zu.

Für die Gewandtheit der Jugend wurde durch die Tänze geſorgt, welche von den Prieſtern gelehrt wurden. Es gab verſchiedene

Arten derſelben, deren jede ihren beſondern Namen hatte, der von der Beſchaffenheit des Tanzes oder von dem Feſte, zu welchem er gehörte, entnommen war. Einige Tänze fanden im Kreiſe, andere im Viereck ſtatt, zu einigen gehörten blos Männer, zu anderen nur Frauen. Die Edelleute legten bei ſolchen Gelegenheiten ihre beſten Kleider an und ſchmückten ſich mit Armringen und Anhängſeln von Gold, Juwelen und feinen Federn. In der einen Hand trugen ſie wie die Tänzer der Südſee einen Schild oder einen Fächer von den ſchönſten Federn, in der andern ein Ajacaxtli oder ein kleines rundes oder eiförmiges Gefäß mit vielen kleinen Oeffnungen, worinnen kleine Steine lagen, die nach dem Tacte der Muſik geſchüttelt einen munteren, nicht unangenehmen Ton hervorbrachten. Der gemeine Mann verkleidete ſich in allerlei Thiere und in Kleider von Papier, Federn und Häuten.

Die weißen Herrſcher fanden jedenfalls dieſe Dinge bereits vor, wie wir denn ſchon in den Urwäldern die Tänze und Tanzklappern (ſ. C.-G. I. 258.) und die Masken bei den Indianern des Nordens und Südens (C.-G. II. 114. ff.) kennen gelernt haben. Die meiſten Herrſcher benutzten ſie zu ihrem Zwecke, eine gewiſſe Ordnung und dadurch höhere Geſittung unter den Eingebornen herzuſtellen. Sie heiligten dieſe Gebräuche, indem ſie dieſelben noch enger mit den religiöſen Feſten verbanden und von den in den Urwäldern und Steppen üblichen Völlereien reinigten.

Der *kleine Tanz* wurde in den Paläſten zum Vergnügen der vornehmen Herren oder von Privatperſonen im Tempel als eine religiöſe Handlung, in Privathäuſern aber zu Verherrlichung der Hochzeiten oder anderer feſtlicher Ereigniſſe aufgeführt. Er beſtand aus wenigen Tänzern, welche ſich in zwei Linien einander gegenüber ſtellten und während des Tanzes ſich bald nach der rechten, bald nach der linken Seite wendeten oder auch gerade aus bewegten. Zuweilen kreuzten ſich beide Reihen und vermiſchten ſich, zuweilen trat nur eine Perſon vor und tanzte zwiſchen beiden Linien.

Der große Tanz ward auf einem freien, offenen Platze oder auf dem untern Vorhofe des großen Tempels gehalten und dazu fanden ſich gewöhnlich mehrere hundert Perſonen ein. Die Muſik befand ſich in dem mittlern freien Raum. Ihr zunächſt war der Adel in zwei, drei oder mehrern Kreiſen aufgeſtellt, je nachdem er zahlreich vorhanden war. In gewiſſem Abſtand ſtanden die Perſonen von geringerem Range ebenfalls nach der Anzahl in einem oder mehrern Kreiſen. Den äußerſten und größten Kreis bildete die Jugend. Das Ganze ſtellte ein großartiges Rad dar und jeder Tänzer hielt genau die Stelle inne, die er ſowohl nach dem Umfange als nach dem Durchmeſſer einnahm. Die, welche der Muſik zunächſt ſtanden, mußten ſich am langſamſten mit Bequemlichkeit und Anſtand bewegen; je weiter ein Kreis vom Mittelpunct entfernt war, deſto lebhafter war ſeine Bewegung.

Digitized by Google

Der Tanz war von Geſang begleitet, der ſich nach der Bewegung der Tänzer richtete, welche von der Muſik geleitet wurde. Zwei Perſonen ſangen einen Vers vor, worauf die andern alle antworteten. Die Muſik begann ſtets mit einem ernſthaften Ton und der Geſang mit leiſer Stimme. Je länger der Tanz währte, deſto munterer wurde die Muſik, deſto lauter die Stimme der Sänger und dem entſprachen auch die Bewegungen der Tänzer. Im Zwiſchenraum zwiſchen den Reihen der Tänzer befanden ſich einige Narren und Luſtigmacher, welche die Tracht anderer Nationen angelegt hatten oder als wilde Thiere verkleidet waren und durch ihre Poſſen die allgemeine Heiterkeit erregten. Wenn eine Abtheilung Tänzer ermüdet war, ſo trat eine andere auf und ſo konnte der große Tanz wohl ſechs bis acht Stunden währen.

Ein anderer Tanz zeichnete ſich durch eine gewiſſe ſymboliſche Bedeutung aus, indem er darſtellte, wie es möglich ſei, durch vereinigte, aber geordnete Arbeit ein regelmäßiges und ſchönes Werk herzuſtellen. Man richtete einen Baum von fünfzehn bis zwanzig Fuß auf einem Platze auf und befeſtigte an ſeiner Spitze ſo viele buntfarbige Seile als Tänzer vorhanden waren. Jeder derſelben ergriff dann eines der Seile und nun begann der Tanz nach dem Tacte der Muſik, der ſo lange währte, bis durch geſchickte Wendungen und Abwechſelungen ein buntfarbiges Netzlum den Pfahl gewebt erſchien, welches in der ſchönſten Ordnung ausgeführt war und woraus man die Genauigkeit und Regelmäßigkeit des Tanzes beurtheilen konnte. Wenn die Seile endlich ſo kurz wurden, daß die Tänzer ſie nicht mehr mit ausgeſtreckten Armen erreichen konnten, ſo begannen ſie von Neuem durcheinander zu tanzen und das Netz im Tanze wieder aufzulöſen und den Baum frei zu machen. Dieſer Tanz war zu Clavigero's Zeit in Yucatan noch üblich. (Clav. I. 541 ff.)

Außerdem wurden auch noch bei den Tempelfeſten Tänze aufgeführt, welche theils Geheimniſſe der Religion, theils Begebenheiten aus der Geſchichte des Landes vorſtellten, von denen wir ſpäter ſprechen. Dabei tanzten ſelbſt die Könige und die angeſehenſten Perſonen.

Endlich iſt auch die Muſik zu erwähnen. Ihr vornehmſter Zweck war die Geſelligkeit zu beleben und den Tanz zu leiten. Sie war am wenigſten unter allen Künſten ausgebildet, ja noch gar nicht auf die Stufe einer ſelbſtſtändigen Kunſt erhoben. Saiteninſtrumente fehlten gänzlich. Man hatte nur Hörner, Trompeten von Seemuſcheln und kleine Pfeifen von ſchneidendem Ton und Trommeln.

Der Huehuetl war ein drei Fuß hoher hölzerner Cylinder, auswendig geſchnitzt und bemalt, mit einer Rehhaut überzogen, die man mehr oder weniger anſpannte, nachdem ſie einen höhern oder tiefern Ton geben ſollte. Sie ward blos mit den Fingern geſchlagen und iſt auf der 71. Tafel der Mendoza'ſchen Gemälde-Sammlung abgebildet. Der Muſikus hat das Inſtrument vor ſich aufgeſtellt (Kingsborough ant. of Mex. Tom. I.).

Digitized by Google

Ein anderes Inſtrument war der Teponatzli oder die liegende Trommel, welche noch jetzt bei den Indianern im Gebrauche iſt. Es iſt ebenfalls aus Holz, hohl und ohne Trommelfell, hat aber in der Mitte zwei der Länge nach parallel laufende Oeffnungen, die nicht weit von einander entfernt ſind. Auf dem Raume zwiſchen den beiden Oeffnungen ward mit zwei Trommelſtöcken, die den unſrigen ähnlich ſind, der Ton durch Schlagen hervorgebracht. Die Klöpfel waren mit elaſtiſchem Gummi bezogen, um den Ton zu mildern. Die Größe des Inſtrumentes iſt ſehr verſchieden; manchmal ſo klein, daß man es an den Hals hängen kann, manchmal von Mittelgröße; einige ſind aber wohl auf fünf Fuß lang. Der Ton iſt ſehr melancholiſch und bei den großen ſo ſtark, daß er ſtundenweit zu hören iſt. Einen ſehr ſchönen Teponatzli bildet Du Pair ab (Antiqu. Americaines 2. expedition pl. 63). Er ſtellt einen mit eingezogenen Beinen liegenden Menſchen, von kaucaſiſcher Geſichtsbildung vor, der mit der linken Hand ſein Kinn ſtützt. Mit dieſen Inſtrumenten wurden die geiſtlichen Geſänge begleitet, die aber ſehr rauh und widerwärtig klangen.

Wir kommen nun zu der intereſſanteſten Partie der altamericaniſchen Staaten, zu dem

öffentlichen Leben.

Wenn wir bei den Völkern der reinen activen Raſſe nur den einen Stand, den der Freien, fanden, ſo begegnen uns hier wie bei allen den Völkern, welche aus einer Miſchung der activen und paſſiven Raſſe beſtehen, mehrere Stände, deren zahlreichſten das gemeine Volk und die Knechte ausmachte, der einen minder zahlreichen Adel und eine ſtarke Prieſterſchaft ernähren mußte, während die herrſchende Familie über alle anderen erhaben war. — „Als die Spanier Mexico eroberten, fanden ſie das Volk, ſagt A. v. Humboldt*), bereits in dem Zuſtand von Verworfenheit und Armuth, welcher überall den Despotismus und das Feudalweſen begleiten. Der Kaiſer, die Prinzen, der Adel und der Clerus, die Tnopixqui, beſaßen allein die fruchtbarſten Ländereien und die Gouverneurs der Provinzen erlaubten ſich ungeſtraft die härteſten Erpreſſungen. Der Landbauer war aufs tiefſte erniedrigt; die großen Straßen wimmelten von Bettlern; der Mangel an großen vierfüßigen Hausthieren zwang viele Tauſende, den Dienſt der Saumthiere zu verſehen und Mais, Baumwolle, Häute und andere Waaren, welche die entfernteſten Provinzen als Tribut nach der Hauptſtadt ſchickten, zu transportiren."

Dieß iſt mit wenigen Worten ein Charakterbild, daß ich abſichtlich an die Spitze dieſes Abſchnittes ſtelle, der den Zweck hat, die Staatseinrichtungen der alten Americaner zu ſchildern. Es iſt ein Bild, das nicht erfreulicher iſt, als die Schilderungen aus dem öffent-

*) Verſuch über den politiſchen Zuſtand von Neu-Spanien. Th. I. S. 143.

lichen Leben der Südſeeinſeln. Wie dort iſt ein ganzes Volk das willenloſe Eigenthum weniger Menſchen, die durch ihre Geburt als freie menſchliche Weſen bezeichnet werden; die Staatseinrichtungen aber, welche nicht ohne Meiſterſchaft und ſcharfe Berechnung entworfen ſind, haben nur das Wohlbefinden dieſer wenigen Herrſcher zur Abſicht. Das Ganze läßt ſich als eine großartige, mit Geſchick begonnene, mit Kraft durchgeführte Zähmung der Nation bezeichnen.

An der Spitze der peruaniſchen und mexicaniſchen Staaten ſteht

die Familie der Herrſcher,

die durch ihre unmittelbare Abſtammung von der Gottheit über alle anderen Menſchen hocherhaben iſt, und ſo war es namentlich in Peru die Familie der von der Sonne abſtammenden Incas. Dort erbte die königliche Würde ohne Widerſpruch vom Vater auf den Sohn.

Ebenſo war es in den Staaten der Chechemeken, Tepaneken, Colhuas und den anderen kleineren Staaten von Anahuak, deren Geſchichte wir weiter unten näher betrachten. Durch die Einwanderung der Tolteken, der Acolhuaner oder Tezkukaner und der Azteken oder Mexicaner bildete ſich eine ariſtokratiſche Verfaſſung aus, welche abermals zu einer faſt unumſchränkten Monarchie führte, wie ſie die Spanier bei ihrer Ankunft vorfanden.

Die Azteken kamen gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung nach Anahuak und zogen lange Zeit im Thale von Mexico umher, bis ſie im Jahre 1325 am See von Mexico Halt machten und hier eine Stadt gründeten, welche ſie Tenochtitlan nannten und die das heutige Mexico iſt, deſſen Name von dem aztekiſchen Kriegsgotte Mexitli ſtammt. Die neuen Ankömmlinge ſtanden unter der Leitung von zwanzig durch Adel und Geiſt ausgezeichneten Perſonen, deren Namen noch bekannt ſind*) und deren begabteſter und einflußreichſter Tenoch hieß. So widerſtanden ſie bis zum Jahre 1352 den Neckereien und Angriffen ihrer Nachbarn, wo ſie den Acamapitzin, den Sohn eines der 20 edlen Azteken, zum König ernannten. Das neue Königreich fand mancherlei Anfechtung von Seiten der Nachbarn, allein es erſtarkte im Kampfe, brach die Feſſeln, verband ſich mit den Nachbarn, namentlich mit den Tezcucanern, und ſo war Mexico noch vor dem Schluſſe des 15. Jahrhunderts der mächtige Staat von Anahuak, deſſen Einrichtung wir nun näher betrachten wollen.

Durch die Wahl des Acamapitzin zum Könige im Jahre 1352 wurde aus der Ariſtokratie eine erbliche Monarchie; man beſchloß, daß vier Edelleute den König aus der Familie Acamapitzin erwäh-

*) Clavigero I. 190.

len ſollten. Dieſe Wähler gehörten urſprünglich zu den 20 Führern, die das Volk an den See von Mexico geführt hatten; ſpäter wurden auch Mitglieder der königlichen Familie dazu genommen. Ihr Amt hörte auf, ſobald ſie den König gewählt hatten, und man ernannte ſodann entweder andere oder übertrug es den früheren aufs Neue. Starb einer derſelben, ſo wurde ſeine Stelle aufs Neue beſetzt. Die erſte Beſchränkung ihrer Macht war das Geſetz, daß die Krone ſtets bei der Familie Acamapitzin bleiben, die nächſte der Beſchluß, daß ſtets einer der Brüder oder der Enkel des verſtorbenen Königs ſein Nachfolger ſeyn ſollte und zwar der begabteſte. Auf das Recht der Erſtgeburt ward dabei keine Rückſicht genommen und die Söhne des Königs waren ſomit förmlich von der Nachfolge ausgeſchloſſen.

Hierbei iſt bemerkenswerth, daß wir bei den americaniſchen Jägerſtämmen bereits eine Ariſtokratie gefunden haben, welche die Angelegenheiten des Volkes leitete (ſ. C.-G. II. 123 ff.). Durch ſeßhafte Lebensweiſe, durch Bedrängniſſe von Außen und durch das Beiſpiel der früher begründeten Nachbarſtaaten bildete ſich die Monarchie daraus hervor. Die auf den königlichen Willen concentrirte Macht mußte den Feindſeligkeiten der Nachbarn beſſer widerſtehen, als der vielgetheilte Rath der Häuptlinge und deſſen, den ſie als den Oberſten ernannten, wenn dringende Gefahr, namentlich ein Angriff von Außen ſolch eine Wahl nothwendig machte.

Die erſten Könige von Mexico beſaßen eine ſehr eingeſchränkte Macht; der Rath der Edlen hatte noch große Geltung, wie denn noch bei der Thronbeſteigung von Acamapitzins Enkel und Nachfolger, Huitzilihuitl, die Edeln in ihn drangen ſich zu vermählen. Die erſten Könige waren in ihren Wünſchen ſehr mäßig. Mit der Sicherſtellung der Gränzen durch Bündniſſe mit gewaltigen Nachbarn, mit der Erweiterung des Gebietes und der Streitkräfte wuchſen die Anſprüche derſelben, ſo daß der letzte Herrſcher, Montezuma II., einer der ärgſten Despoten war, obſchon ihm verfaſſungsmäßig drei oberſte Rathscollegien zur Seite ſtanden, deren Mitglieder aus dem höchſten Adel beſtanden. Die Verwaltung der Provinzen, die königlichen Einkünfte und der Krieg waren die vornehmſten Gegenſtände dieſer Berathungen. Der König faßte keinen Entſchluß von Wichtigkeit, bevor er nicht die Anſichten dieſer Räthe vernommen hatte.

Wenn ein König geſtorben war, ſo ſchritt man nicht eher zur Wahl des Nachfolgers, bis das feierliche Leichenbegängniß vollzogen worden. Die vier Wähler traten dann zuſammen und machten nachher die getroffene Wahl den verbündeten Königen von Acolhuacan und Tacuta, ſo wie den Lehnsvaſallen, die dem Leichenbegängniß beigewohnt hatten, bekannt. Die beiden genannten Könige führten hierauf den neuerwählten Herrn zu dem Tempel; voraus gingen die Lehns-

Digitized by Google

vaſallen mit den Wappen ihrer Staaten, dann die Edelleute des Hofes mit ihren Amtszeichen, es folgten die beiden verbündeten Könige und hinter ihnen der neugewählte, nackende, nur mit dem Gürtel um die Hüften bekleidete Monarch. Dieſer ſtieg, auf zwei Edelleute geſtützt, den Tempel hinan, wo ihn der Oberprieſter nebſt den vornehmſten Dienern des Tempels empfing. Er betete zum Kriegsgott Huitzilopochtli, indem er die Hand auf den Mund legte, nachdem er die Erde damit berührt hatte. Der Oberprieſter beſtrich ſeinen Leib mit einer ſchwarzen Farbe und beſprengte ihn mit einem am Feſte des Kriegsgottes geweiheten Waſſer, wozu er die Zweige von Cedern, Weiden und Mais brauchte. Darauf hing man dem König einen mit Hirnſchädeln und Knochen bemalten Mantel um und über den Kopf eine ſchwarz und blaue Decke. Um den Hals band man ihm eine Calebaſſe mit einem Pulver, welches gegen Krankheit, Zauberei und Verrath ſchützen ſollte. Dann gaben ſie ihm ein Rauchfaß und ein Bündel Kopal in die Hand, womit er das Götzenbild anräucherte. Hierauf ſetzte ſich der Oberprieſter und der König kniete nieder, um die Rede deſſelben anzuhören, worin dieſer ihm zuvörderſt Glück zu ſeiner Thronbeſteigung wünſchte. Dann hielt er ihm ſeine Pflichten gegen ſeine Unterthanen vor, die ihn auf den Thron geſetzt; er empfahl ihm Eifer für Gerechtigkeit und Religion, Beſchützung der Armen und Vertheidigung ſeines Reiches.

Als Acamapitzins Enkel Huitzilihuitl den Thron beſtiegen hatte, war das Ceremoniell noch ganz in den Händen der Edelleute. Sie führten ihn ſogleich auf den königlichen Thron, ſalbten ihn, ſetzten ihm die Krone auf und einer der Angeſehenſten redete ihn alſo an: „Laß den Muth nicht ſinken, edler Jüngling, beim Antritt deines neuen Amtes, wozu du beſtimmt wirſt, um über ein Volk zu herrſchen, das zwiſchen dem Schilf dieſes Sees eingeſchloſſen iſt. Es iſt allerdings ein Unglück, ein ſo kleines Reich im Gebiete eines andern zu beſitzen und das Oberhaupt eines Volkes zu ſeyn, das urſprünglich frei, jetzt aber den Tepaneken zinsbar geworden; tröſte dich aber und denke, daß wir unter dem Schutze des großen Gottes Huitzilopochtli leben, deſſen Bild du biſt und deſſen Platz du einnimmſt. Die Würde, zu der er dich erhebt, muß dir nicht zum Vorwande einer weibiſchen Unthätigkeit, ſondern zum Antriebe dienen, alle Kräfte anzuwenden. Habe das edle Beiſpiel deines großen Vaters jederzeit vor Augen, welcher ſich keine Arbeit zum gemeinen Beßten verdrießen ließ. Wir wünſchten dir deines Standes würdige Geſchenke darbringen zu können, da dieß unſere Lage aber nicht erlaubt, ſo ſey zufrieden das Verſprechen einer unveränderlichen Zuneigung und Treue von uns anzunehmen." (Clavigero I. 196.)

Nachdem der König die Rede des Oberprieſters vernommen, begab er ſich mit ſeinem ganzen Gefolge nach dem innern freiern Platz

des Tempels, wo die übrigen Edelleute ihm ihre Ergebenheit bezeigten und ihn mit Juwelen und Kleidern beſchenkten. Hierauf führten ſie ihn in ein Zimmer des Tempels, wo er einen Tag verweilen mußte; hier durfte er zwar jede Speiſe genießen, aber nur einmal des Tages eſſen. Er badete ſich täglich zweimal, zog ſich Blut aus den Ohren, das er mit Kopal dem Kriegsgott opferte, den er dabei fleißig um Unterſtützung in ſeinem Berufe anflehete. Am fünften Tage holte der Adel den neuen König aus dem Tempel ab und führte ihn nach den Palaſt, wo die Lehusvaſallen ſich einſtellten, um die Belehnung zu erneuern. Darauf folgten Luſtbarkeiten des Volkes, Gaſtmäler, Tänze und Erleuchtungen.

Bevor die Krönung ſtattfand, mußte der neue König einen Feldzug unternehmen, um die für die nöthigen Menſchenopfer erforderlichen Gefangenen einzubringen. Dieß geſchah mit großem Gepränge. Darauf erfolgte die eigentliche Krönung, über deren Ceremoniell nähere Nachrichten nicht vorhanden ſind. Die verbündeten beiden Könige ſetzten ihm die Krone auf, die aus einem breiten Goldblech beſtand, das über der Stirn höher emporragte als an den Seiten und dem Hinterhaupte*). Sie war theils aus Goldblech, theils aus Golddrath geflochten und mit ſchönen Federn verziert. Die Krone trug der König bei jeder Gelegenheit, die übrige Kleidung war bei verſchiedenen Gelegenheiten eine andere. Im Innern des Palaſtes trug er einen Mantel von weißer und blauer Farbe, der Anzug für den Tempel war ganz weiß. Für Rathsverſammlungen, für den Beſuch der Criminaltribunale, bei Freudenfeſten, für jeden Fall war die Kleidung eine andere nach den genaueſten Beſtimmungen.

Wenn der König ausging, ſchritt ein Edelmann voran, welcher drei kleine Stangen und Zweige von wohlriechendem Holze und Gold trug, wodurch dem Volke das Herannahen des Monarchen angekündigt wurde. Nächſtdem begleitete ihn ſtets ein großes Gefolge. Bei den Chechemeken führte der vierte König Quinaltzin zuerſt den Trageſſel ein. Er ließ ſich von vier der vornehmſten Herrn tragen, während ein anderer einen Schirm über ſeinem Haupte hielt, eine Sitte, die der Adel von ihm annahm.

Das größte Gepränge aber führte bei den Mexicanern Montezuma II. ſeit 1502 ein. Er umgab ſich zuvörderſt mit mächtigen Edelleuten, die er durch ihre Erhebung verpflichtete ſeinem gränzenloſen Hochmuth, den er vor ſeiner Thronbeſteigung unter der Maske der Demuth verborgen hatte, zu fröhnen. Alle ſeine Diener waren aus

*) Die Abbildungen der Könige, welche Clavigero N. 15 zuſammenſtellt, zeigen minder deutlich die Form der Krone als die 30. Fig. der 40. Taf. der Mendoza'ſchen Sammlung, wo eine aufgebreitete goldene Krone unter den Gegenſtänden des Tributs abgebildet iſt. Sie ward mit rothen Bändern am Hinterkopf zuſammen gebunden.

dem Adel genommen; außer dieſen mußten jeden Morgen 600 Lehnsleute kommen, ihm ihre Aufwartung zu machen; ſie brachten den ganzen Tag im Vorzimmer zu, wohin keiner ihrer Diener gelaſſen wurde. Sie mußten leiſe reden und die Befehle des Monarchen ſchweigend erwarten. Das Gefolge der Vaſallen füllte drei Höfe des Palaſtes und einen Theil der Straße vor demſelben. Die zum Hofe gehörigen Damen mit ihren Dienerinnen waren nicht minder zahlreich und ſie lebten unter der Aufſicht alter, würdiger Frauen, welche dieſen Harem bewachen mußten. Von dieſen Frauen behielt der König nur die, welche ihm beſonders gefielen, die andern gab er ſeinen Vaſallen zur Belohnung ihrer Dienſte. Von Montezumas Gemahlinnen ſollen einmal 150 zu gleicher Zeit ſchwanger von ihm geweſen ſein. Sämmtliche Vaſallen der Krone mußten ſich alljährlich einige Monate in der Hauptſtadt aufhalten und bei ihrer Abreiſe Brüder oder Söhne als Geiſeln zurücklaſſen, daher ſie genöthigt waren, Häuſer in Mexico zu beſitzen.

In den Palaſt durfte Niemand eher treten, als bis er am Eingange die Fußbekleidung abgelegt hatte. Die vornehmſten Herren, nur die Mitglieder der königlichen Familie ausgenommen, mußten ihre koſtbaren Kleider ablegen oder ſie wenigſtens mit geringeren Stoffen bedecken, wenn ſie vor dem König erſcheinen wollten, um ſo ihre demüthige Geſinnung anzudeuten. Jedermann, der ins Audienzzimmer trat, mußte, ehe er redete, drei Verbeugungen machen und bei der erſten Herr, bei der zweiten mein Herr, bei der dritten großer Herr ſagen. Man mußte leiſe reden mit niedergebogenem Haupte, die Antwort empfing man wie ein Orakel durch die Secretaire. Beim Weggehen durfte Niemand dem Throne den Rücken zukehren.

Der Audienzſaal war zugleich Speiſeſaal. Die Tafel war ein Kiſſen, vor welchem der König auf einem niedrigen Stuhl ſaß. Die Tiſchwäſche beſtand aus feiner, weißer Baumwolle von größter Reinheit, die Tiſchgeſchirre aus dem feinen Thon von Cholula. Jedes Stück ward nur einmal gebraucht, dann erhielt es einer vom Adel. Die Schalen zu der Chokolade u. a. Getränken aus Cacao waren aus Gold, ſchönen Seemuſcheln oder lakirten Calebaſſen. Die goldnen Speiſegeſchirre wurden nur bei feierlichen Gelegenheiten im Tempel gebraucht. Die Gerichte waren in ſo großer Anzahl vorhanden, daß ſie den Fußboden eines großen Zimmers ganz bedeckten; ſie beſtanden aus allen Arten Wildpret, Fiſchen, Früchten und Gewächſen. Drei bis vierhundert Edelleute trugen die Speiſen in gewiſſer Ordnung auf, boten ſie dem Könige an und hoben ſie auch wieder ab. Jede Speiſe hatte ihr beſonderes Kohlenfeuer, damit nichts kalt wurde. Der König zeigte mit dem Scepter auf die Speiſen, welche er wünſchte. Bevor er ſich niederließ, reichten ihm vier der ſchönſten Frauen des Harems das Waſchwaſſer und blieben nebſt ſechs der vornehmſten Miniſter und dem Vorſchneider die ganze Mahlzeit über in der Nähe ſtehen.

So wie ſich der König zur Tafel niedergelaſſen, ſchloß der Vorſchneider die Saalthüre, damit keiner der Edelleute den König ſpeiſen ſähe. Die Miniſter ſtanden in ehrerbietiger Entfernung ſtill zur Seite und ſprachen nicht eher, als bis der König ſie gefragt hatte. Die vier Frauen nebſt dem Vorſchneider brachten ihm die Schüſſeln und zwei andere das aus Mais und Eiern gebackene Brot. Zur Unterhaltung wurde während der Mahlzeit Muſik gemacht und einige übelgeſtaltete Perſonen mußten ihn mit ihren Einfällen beluſtigen, wobei ſie im Spas, wie die europäiſchen Hofnarren des 16. und 17. Jahrhunderts, oftmals die wichtigſten Wahrheiten vorbrachten. Nach der Mahlzeit wurden die übrig gebliebenen Speiſen unter den Adel des Palaſtes vertheilt und der König rauchte dann aus einem Rohr den mit Storax gemiſchten Tabak, bis er einſchlief.

Nach kurzer Ruhe gab er auf ſeinem niedrigen Stuhle Audienz, wobei er alle Vorträge aufmerkſam anhörte; den Aengſtlichen ſprach er Muth ein und ertheilte durch ſeine Räthe die Antworten. Hierauf ließ er Sänger kommen, die ihm die Thaten der Vorfahren ſchilderten, oder er ſah den mancherlei Spielen zu. Wenn er ſich von ſeinem Sitze erhob, wurden Decken vor ihm auf den Boden gelegt; verließ er den Palaſt, ſo trug man ihn in einem Tragſeſſel und wer ihm begegnete, mußte ſtehen bleiben und die Augen ſchließen.

Die Pracht und Eitelkeit des Montezuma ſprach ſich namentlich auch in den Paläſten deſſelben aus. Seine gewöhnliche Reſidenz war ein weitläufiges Gebäude von Stein und Kalk mit 20 Thoren, die auf den öffentlichen Markt und mehrere Straßen führten. Es hatten die großen Höfe, von denen einer mit einem ſchönen Brunnen geziert war, verſchiedene Hallen und über hundert Zimmer, deren einige Wandbekleidungen von Marmor und anderen koſtbaren Steinen hatten. Die Balken waren aus Cedern, Cypreſſen und anderen köſtlichen Hölzern geſchnitzt. Die eine Halle faßte an dreihundert Perſonen. Für ſeine Weiber, für die Miniſter, Räthe, Hofbeamten ſo wie für die verbündeten Könige waren in Mexico mehrere Häuſer vorhanden, für den König aber Paläſte in anderen Städten des Reiches.

Wir lernten ſchon oben die großartige Menagerie kennen, welche Montezuma in ſeinem Palaſte angelegt hatte. Er beſaß in der Nähe des Palaſtes ſowohl als anderwärts mehrere prachtvolle Gärten, worin die Küchengewächſe für die königliche Tafel wie auch officinelle Pflanzen und Blumen gezogen wurden. An mehreren Orten waren große Luſtwälder angelegt, die mit Mauern umgeben waren und worin Wildpret unterhalten ward, deſſen Jagd den König zuweilen beluſtigte. Ein ſolcher lag mitten im See von Mexico auf einer Inſel*).

*) Dieß alles nach Clavigero I. 301 und den Berichten der Conquiſtadoren, namentlich des Cortez historia de nueva España. Mex. 1770. fo. beſ. S. 115.

Die Gärten, welche Nezahualcoyotl in ſeiner Hauptſtadt Tezcuko angelegt hatte, ſcheinen die des Montezuma jedoch noch übertroffen zu haben, namentlich hatte er ſeinen Lieblingsaufenthalt, den Hügel Tetzkozinko, zwei Leguas von Tezcuko, auf das Herrlichſte ausgeſchmückt. Er war in mehrere Terraſſen getheilt, welche eine Treppe von 520 Stufen durchſchnitt, deren mehrere in den anſtehenden Porphyr eingehauen waren. Im oberſten Theile des Gartens befand ſich ein Waſſerbehälter, der durch eine mehrere Meilen weit ſich ausdehnende Waſſerleitung geſpeiſt wurde. In der Mitte dieſes Waſſersbehälters war ein Stein, in welchem die Chronik der Regierung Nezahualcoyotls eingehauen war. Weiter unten befanden ſich drei Waſſerbecken, in deren jedem das Standbild einer Frau aufgeſtellt war, wodurch die drei verbündeten Staaten angedeutet wurden. Ein anderer Teich enthielt einen geflügelten Löwen mit dem Bilde des Königs. Außerdem wurde das Waſſer durch Röhren an verſchiedene Puncte der Gartenterraſſen geleitet, wo es ſich in Waſſerfällen über die Felſen ergoß und die wohlriechenden Sträucher und Blumen erfriſchte. Am Fuße des Hügels befanden ſich Cedernhaine mit marmornen Säulenhallen, Bädern, die in den anſtehenden Porphyr eingehauen waren, und allerlei Luſthäuſern und hier ſtand auch das eigentliche Landhaus des Königs mit ſeinen luftigen Hallen und leichten Bogengängen*).

Durch dieſen äußern Prunk zeigten die Herrſcher von Azteken und der Acolhuauer, daß ſie die ſichtbare verkörperte Gottheit Huitzilipochitl waren, als welche ſie bei ihrer Thronbeſteigung erklärt wurden.

Der königliche Hofſtaat war, namentlich am Hofe von Merico, ſehr zahlreich. Oben an ſtand der oberſte Schatzmeiſter oder Oberhofmeiſter, Huricalpirqui, der ſämmtliche Abgaben an ſich nahm, welche die Einnehmer in den Provinzen einlieferten. Er führte Rechnung über Einnahme und Ausgabe in beſonderen Büchern, die wir ſpäter näher betrachten werden. Unter ihm ſtanden nun die beſonderen Schatzmeiſter, einer über das Gold und die Edelſteine, und die Künſtler, die ſich mit der Bearbeitung derſelben beſchäftigten. Ein anderer beaufſichtigte die Vorräthe der koſtbaren Federn, die theils als Tribut einkamen, theils aus der königlichen Sammlung lebendiger Vögel genommen wurden. Die Federkünſtler hatten ihre Werkſtätte in dem Theile des königlichen Palaſtes, wo die Vögel gepflegt wurden. Der Vorſteher der königlichen Menagerie war zugleich auch Auſſeher der Waldungen und hatte die Verpflichtung, dafür zu ſorgen, daß die vaterländiſchen Thiere ſtets vollſtändig in der Sammlung vorhanden wären. (Clavigero I. 468. und Prescott I. 541.)

Nächſt dem Könige ſtand der Adel, der einzig erblich geweſen zu ſeyn ſcheint. Er ſtammte noch aus der Zeit der Gründung des

**) Prescott, Eroberung v. Merico I. 146 nach Padilla und der handſchriftl. Geſchichte der Chichimeken von Irtlilrochitl.

Staates, doch fehlt es an genaueren Nachrichten darüber. Man faßte die Edelleute alle unter dem Namen Teuktli zuſammen. Sie waren in Claſſen getheilt, deren jede ihre beſonderen Vorrechte und Abzeichen hatte. Sämmtliche Teuktli hatten das Vorrecht gemein, Gold und Edelſteine auf ihren Kleidern zu tragen und, namentlich ſeit Montezuma II., die Stellen bei Hofe und bei den Gerichten und die Heerführerſtellen zu bekleiden.

Der Edelmann mußte von vornehmer Abſtammung ſeyn, Beweiſe ſeiner Tapferkeit im Felde gegeben, ein gewiſſes Alter erreicht haben und ſehr reich ſeyn, um den ſtandesgemäßen Aufwand machen zu können. Um den Rang zu erlangen, mußte er ſich ein Jahr lang ſchweren Prüfungen unterwerfen, faſten und Blut laſſen und ſich des Umganges mit dem andern Geſchlechte gänzlich enthalten, allen Spott und üble Behandlung geduldig ertragen und anderweite Proben ſeiner Standhaftigkeit geben. Man durchbohrte ihm den Naſenknorpel, um einige Goldgehänge, als Unterſcheidungszeichen ſeines künftigen Standes, einzuhängen. An dem Tage, wo er zu ſeiner neuen Würde gelangen ſollte, zog man ihm eine ſchlechte Kleidung, die er während des Prüfungsjahres getragen hatte, aus und legte ihm dafür eine prächtige an. Dann umwand man ſein Haar mit einem rothledernen Bande, woran ſchöne Federn befeſtigt waren, und hing ihm den Goldſchmuck in die Naſenſcheidewand. Dieſe Ceremonien verrichtete ein Prieſter auf dem obern freiern Platze des Tempels und hielt nach deren Beendigung eine Glückwünſchungsrede an ihn. Hierauf ging der neue Edelmann auf den untern freiern Tempelplatz und hielt mit dem Adel einen großen Tanz, worauf ein prächtiges Gaſtmahl folgte, an welchem alle regierenden Herren des Reiches Antheil nahmen, die er mit einer großen Menge koſtbarer Kleider beſchenken mußte. Bei ſolchen Gelegenheiten wurden oft 1000 bis 1600 Truthühner, eine große Menge Caninchen, Rehe und andere Thiere, große Maſſen von Cacao zu den Getränken und Obſt aller Art verbraucht. Von nun an hing der Aufgenommene ſeinem Namen das Wort Teuktli an, z. B. Chechemeca-Teuktli, Pil-Teuktli, wie etwa das von beim weſteuropäiſchen Adel den Stand andeutet.

Wir ſehen hieraus, daß der Adel an und für ſich wohl erblich war, daß er aber durch Ceremonien erworben werden mußte, welche offenbar aus den Gebräuchen der Wehrhaftmachung hervorgegangen ſind, die wir bei allen americaniſchen Völkern des Nordens wie des Südens gefunden haben*). In den Stämmen der republicaniſchen Americaner war jeder Freigeborne zu Erlangung der Kriegerwürde berechtiget, er konnte ſie alſo erwerben, ſobald er zur männ-

*) S. C.-G. I. 297. bei den Waldindiern II. 89.; vgl. Prescott I. 23. Die Büßungen und Martern, die Durchbohrung der Naſe, die Bekleidung mit dem Schmuck, dann die darauf folgende Weihe nebſt dem Gaſtmahle findet ſich außerdem noch bei den Auſtraliern.

lichen Kraft gelangt, zur Vertheidigung des Stammes geſchickt worden war. Die Einnahme feſter Sitze, die Bildung einer Monarchie aus fremden Herrſchern mußten eine Beſchränkung des Adels als einer höheren Kriegswürde herbeiführen. Die Maſſe des Heeres mußte das Volk ſtellen, für den Adel blieben die Heerführerſtellen, die mit gewiſſem Aufwand verbunden waren. Es konnte alſo Niemand in den Adel aufgenommen werden, der nicht im Beſitze eines gewiſſen ſelbſtſtändigen Vermögens war; es mußte mithin der Candidat bereits den Vater beerbt oder ſich ſelbſt im Kriege durch Tapferkeit Anſprüche auf Beute erworben, damit aber die Mittel zu einem ſtandesgemäßen Leben verſchafft haben. Daher konnte der Eintritt in den Adelſtand trotz aller Abſtammung nur bereits gereiften Männern geſtattet werden. So konnte es denn kommen, daß viele Edelgeborene doch keineswegs Mitglieder des Adels, der kriegeriſchen Ariſtokratie werden konnten, weil es ihnen an den nöthigen Mitteln gebrach oder weil ſie alt wurden, bevor ſie dieſelben zu erwerben Gelegenheit hatten. Der Krieg hatte den mexicaniſchen Staat gegründet, der Krieg mußte ihn erhalten, der Kriegerſtand war alſo der erſte Stand im Reiche, wie der Kriegsgott der oberſte aller Götter und der König, als oberſter Heerführer, ſein Stellvertreter auf Erden war.

Der Kriegsadel mußte alſo erworben werden, wie etwa im europäiſchen Mittelalter die Ritterwürde. Diejenigen Edelgebornen, welche dieſe Ritterwürde anzunehmen verhindert oder abgeneigt waren, lebten entweder als Landbeſitzer und Grundeigenthümer, oder ſie fanden vielleicht in dem ſehr zahlreichen Prieſterſtande gleich den nachgebornen Söhnen des europäiſchen Geburtsadels eine ehrenvolle Freiſtätte.

Der Adel war im Beſitz von Ländereien, welche theils unantaſtbares Erbgut, wie die Allodien des germaniſchen Adels, waren, theils von dem Könige an verdiente Männer überlaſſen wurden.

Das Grundeigenthum der Krone wurde Tekpantlalli genannt; der König gab an ſeine Hausdiener Stücke davon zum Nießbrauch als Beſoldung. Die Inhaber zahlten dem Hofe dafür eine geringe Abgabe an Blumen oder Vögeln, ſo oft ſie vor ihm erſchienen, und dieſe Abgabe ſtand nicht im Verhältniſſe zu dem Ertrage der Güter, ſondern war nur eine ſymboliſche Anerkennung der Oberherrlichkeit der Krone. Dieſe Hausdiener, Tekpantlaka, Volk des Palaſtes genannt, mußten die königlichen Gebäude in gutem Zuſtand erhalten und wenn es nöthig war, neu bauen, die königlichen Gärten beſorgen und die in ihrem Diſtricte wohnenden Unterthanen dazu anhalten. Sie mußten bei Hofe erſcheinen, den König begleiten, wenn er ausging, und genoſſen daher ein gewiſſes Anſehen. Starb einer dieſer Herren vom Volke des Palaſtes, ſo war ſein Sohn in der Regel Erbe ſeiner Würden, Aemter und Grundlehne; er verlor jedoch das Alles, wenn er ſich an einem andern Orte niederließ, doch mußte ihm dann die Gemeinde, wohin er ſich gewendet hatte, ein Stück Land anweiſen.

Digitized by Google

Die Pillalli oder Länder der Edelleute kann man den germaniſchen Alodien vergleichen. Sie waren die alten Beſitzungen des Adels, die vom Vater auf den Sohn übergingen und die meiſt aus der Zeit der erſten Eroberung ſtammten, oder auch Ländereien, welche der König verdienten Männern als ein Erbe übergeben. Die Beſitzer konnten dieſe Güter auch verkaufen, nur in der Regel nicht an andere als an Edelleute. Indeſſen gaben doch auch die Könige zuweilen ſolche Alodien nur unter der Bedingung ab, daß ſie von der Familie niemals veräußert würden.

Die Maſſe des Volkes oder die gemeinen Freien waren in Gemeinden vereinigt, welche wiederum beſondere Ländereien eigenthümlich hatten, wovon jedoch durch den Willen des Königs Theile an Edelleute abgegeben werden konnten. Auf dieſen Freien ruhete die ganze Laſt der Abgaben, wie wir ſpäter ſehen werden. Sie lebten theils in Städten, theils als Bauern auf dem Lande und die Gemeindeländereien waren unter ſie vertheilt. Der Stand des Vaters erbte auf den Sohn, ausgenommen der Stand der Knechtſchaft, denn alle Mexicaner waren frei geboren.

Dennoch gab es zahlreiche Sclaven: zunächſt Kriegsgefangene, die jedoch meiſt zum Opfer beſtimmt waren, dann ſolche, welche wegen eines Verbrechens ihre perſönliche Freiheit verloren hatten, und endlich die, welche aus Noth und Armuth ſich ſelbſt an einen Herrn verkauften.

Der Kauf eines Sclaven war nur dann gültig, wenn er vor wenigſtens vier Zeugen und zwar unter beſonderen Förmlichkeiten abgeſchloſſen worden war. Der Sclave durfte ſich Vieh halten und Eigenthum erwerben, ſich auch andere Sclaven kaufen, da die Sclaverei blos die Verpflichtung zu perſönlichen Dienſtleiſtungen gegen einen gewiſſen Herrn mit ſich brachte. Daher war denn auch die Freiwerdung gar ſehr erleichtert und die meiſten Sclaven wurden mit dem Tode ihres Herrn frei.

Wenn ein freier Mann eine Sclavin ſchwängerte und ſie ſtarb während der Schwangerſchaft oder in unmittelbarer Folge derſelben, ſo mußte er nebſt dem Kinde für ſie in den Dienſt des Herrn treten; kam die Sclavin jedoch glücklich nieder, ſo waren Vater und Kind frei.

Armen Eltern war es geſtattet, eines ihrer Kinder zu verkaufen, um ſich aus der Noth zu reißen. Eben ſo konnte ein freier Mann aus gleichem Grunde ſeine Freiheit aufgeben. Allein es durfte kein Herr einen Sclaven ohne deſſen Einwilligung verkaufen, ausgenommen, wenn es ein Sclave mit einem hölzernen Kragen war. Verlaufene, widerſpänſtige und laſterhafte Sclaven wurden nämlich von ihrem Herrn zwei- oder dreimal in Gegenwart einiger Zeugen gewarnt und bekamen, wenn das nicht fruchtete, einen hölzernen Kragen um den Hals. Von nun an durften ſie auf öffentlichem Markte verkauft werden. Blieben ſie

bei zwei oder drei Herren unverbeſſerlich, ſo verkaufte man ſie zum Opfer, was jedoch nur höchſt ſelten ausgeführt wurde. Aber ſelbſt dieſen Sclaven war die Möglichkeit zu Wiedererlangung ihrer Freiheit nicht abgeſchnitten. Er mußte nämlich aus der Behauſung ſeines Herrn auszubrechen und in den königlichen Palaſt zu gelangen ſuchen. Wer ihn, ſeinen Herrn und deſſen Kinder und Diener ausgenommen, daran hinderte, verlor ſeine eigene Freiheit.

Ein Mexicaner gab nur ſelten ſeine perſönliche Freiheit freiwillig auf; es waren dieß meiſt nur Spieler, Tagediebe oder liederliche Weibsbilder, die keine Kleider hatten ſich öffentlich ſehen zu laſſen. Zuweilen kam es vor, daß zwei oder drei arme Familien ſich anheiſchig machten, einem gewiſſen Herrn beſtändig einen Sclaven zu ſtellen. Sie gaben ihm deshalb einen ihrer Söhne und nahmen ihn nach etlichen Jahren, entweder um ihn zu verheirathen oder in anderer Abſicht zurück, ſtellten aber dafür wieder einen anderen. Der Herr war gewöhnlich mit dieſem Tauſche zufrieden und gab eine Erkenntlichkeit für den neuen Sclaven. Die Hungersnoth des Jahres 1506 zwang viele Familien, ein derartiges knechtiſches Verhältniß einzugehen, der König von Acolhuacan, Nezahualpilli, machte ſie jedoch wieder frei und Montezuma II. folgte dieſem Beiſpiel in ſeinem Reiche. (Clavigero I. 489.)

Der Adel, die Prieſter und die freien Leute oder Bürger waren alſo die Stände der mittelamericaniſchen Reiche, aus deren erſten ſich der dazu Befähigte zu der perſönlichen Würde des Kriegsadels emporſchwingen konnte, während Unglück und Verbrechen den Bürger in den Stand der perſönlichen Sclaverei herabzudrücken im Stande war. Ueber Allen ſtand der König.

In entſprechender Weiſe war auch der Grund und Boden des Reiches vertheilt. Alle Ländereien gehörten entweder der Krone oder den Tempeln, den Edelleuten und den Gemeinden und dieſe Vertheilung war in beſondern Charten oder Landtafeln verzeichnet, auf denen das Krongebiet dunkelroth, das der Adligen hellroth und das der Gemeinden gelb abgezeichnet war. Das Land der Gemeinden war wieder in kleinere Abtheilungen getrennt, deren jede beſonders verwaltet wurde und welche nie an Privatperſonen veräußert werden konnten. Beſondere Abtheilungen waren beſtimmt, in Kriegszeiten den Mundvorrath für das Heer zu liefern.

Aus den Ländereien floſſen dann auch die Unterhaltungsmittel des Hofes und der Beamten, für deren Unterhalt übrigens noch anderweite Abgaben angeordnet waren. Die Kaufleute mußten von ihren Waaren, die Künſtler und Handwerker von ihren Erzeugniſſen Steuern zahlen, ebenſo wie die Landbauern und Gärtner. In der Hauptſtadt jeder Provinz war ein Gebäude zum Magazin für Getreide, Kleider und andere Sachen beſtimmt, welche die königlichen Einnehmer einſammelten. Sie trugen einen kleinen Stab in der einen und einen

Fächer von Federn in der andern Hand und waren ihres Amtes wegen nicht ſehr beliebt beim Volke.

Die Schatzmeiſter des Königs hatten genaue Verzeichniſſe derjenigen Gegenſtände, welche die Provinzen und Städte an die Krone als Steuer zu zahlen hatten, und die Sammlung des Mendoza bewahrt ſechs und dreißig Tafeln ſolcher Steuer-Verzeichniſſe*); die vornehmſten Gegenſtände waren baumwollene Kleider, Getraide und koſtbare Federn.

Die Städte Xoconochco, Mazatlan und andere Küſtenorte entrichteten der Krone jährlich außer den baumwollenen Stoffen 4000 Handvoll ſchöner Federn von allerlei Farbe, 200 Säcke Cacaobohnen, 40 Unzenhäute, 160 Vögel von beſonderen Farben. Huaxjacac u. a. Zapoteken-Städte zahlten 40 Goldplatten von der Größe einer Auſter und Fingerdicke, 20 Säcke Cochenille; Tlachiancho und Azotlan 20 Gefäße mit Goldkörnern. Tochtepek, Michapan u. a. Orte am mexicaniſchen Meerbuſen gaben außer Gold, Baumwolle und Cacao 74,000 Hände bunter Federn, ſechs Halsbänder, zwei ſehr feine und zwei gewöhnliche Smaragde, zwanzig Ohrringe von Bernſtein mit Gold gefaßt und eben ſo viele von Cryſtall, hundert kleine Töpfe von Storax und 16,000 Gummibälle. Tepejacak, Acatzinco u. a. Orte brachten 4000 Säcke Kalk, 4000 Laſten Atati oder feſtes Rohr zu Gebäuden, 4000 Laſten kleines Rohr zu Pfeilen, 8000 Laſten Acajetl, feines mit Aromen gefülltes Rohr. Malinaltepek, Ichcatlan u. a. Orte im Süden lieferten 600 Schalen mit Honig, 40 große Gefäße mit gelbem Ocher zum Malen, 160 Aexte von Kupfer, 40 runde Goldplatten von beſtimmter Größe, 10 kleine Gefäße feiner Türkiſſe und eine Ladung gemeine Türkiſſe. Quauhnahuak, Xuitepek u. a. Städte der Tlahuiken gaben 16,000 Stück große Blätter Papier, 4000 Gefäße von verſchiedener Größe. Andere Orte lieferten Strohmatten, Strohſeſſel, Tabak, Brennholz, Steine, Balken, Kopalharz roh und geläutert, flüſſige Harze; es kommen unter den Schmuckſachen Halsbänder und auch eine goldene Krone vor. Faſt auf allen Tafeln der Mendoza'ſchen Sammlung erſcheinen auch kriegeriſche Rüſtungen mit dem Helm, deren Farbe und Form genau beſtimmt war. Ferner bemerkt man darunter mehrmals einen lebendigen großen Adler, deren die Städte der Otomies jährlich vierzig Stück einſenden mußten. Die Malatzinken mußten ein Feld von 700 Ruthen Länge und 350 Ruthen Breite für die Lebensmittel der königlichen Heere bebauen.

Anfangs waren die Abgaben mäßig und ſtanden in einem billigen Verhältniſſe zu den Erzeugniſſen des Landes. Gegen das Ende des mexicaniſchen Reiches aber wurden ſie drückend und da ſie mit der größten Strenge eingetrieben wurden, wirkten ſie verderblich. Wer

*) Am vollſtändigſten im erſten Bande des Kingsborough'ſchen Werkes abgebildet.

den ausgeſchriebenen Tribut nicht zahlen konnte, wurde als Sclave verkauft. Die königlichen Paläſte waren angefüllt mit den größten Schätzen, von denen die Beamten bezahlt und hülfloſe Alte, Wittwen und Waiſen unterſtützt wurden.

Die Oberaufſicht über die Einlieferung der Abgaben führte in der Reſidenz wie in jeder der vornehmſten Städte des Reiches der Cihuacoatl, der zugleich auch die Oberaufſicht über die Handhabung der Gerechtigkeit hatte; er war der Stellvertreter des Königs in Civil- und Criminalſachen. Er hatte unumſchränkte Macht und gegen ſein Urtheil fand keine weitere Appellation ſtatt. Die Einnehmer mußten ihm ihre Rechnungen vorlegen. Wer ſich unterſtand ſeine Gewalt oder die Kennzeichen ſeiner Würde anzumaaßen, der ward am Leben geſtraft. (Clavigero I. 480.)

Unter dieſem Oberrichter ſtand der Gerichtshof des Tlacatecatl, welchem zwei Beiſitzer beigegeben waren. Sie hielten täglich öffentliche Sitzung im Rathhauſe (Tlatzontecojan, d. i. der Ort, wo Recht geſprochen wird) und hatten ihre unteren Gerichtsdiener bei ſich. Sie hörten die ſtreitenden Parteien aufmerkſam an, unterſuchten den Stand der Sache und ſprachen dann ihr Urtheil, von welchem in Civilſachen keine anderweite Appellation ſtattfand. Der öffentliche Ausrufer, Tepejotl, mußte das Urtheil bekannt machen, eine andere Magiſtratsperſon vollzog daſſelbe.

In jedem Stadtgebiete hatte ein Edelmann als Abgeordneter des Tlacatecatl eine Gerichtsſtätte; er wurde jährlich von den Einwohnern dieſes Gebietes gewählt und bildete die erſte Inſtanz in allen Rechtsſachen ſeines Bezirkes. Er begab ſich täglich zum Oberrichter, Cihuacoatl, und zum Tlacatecatl, um ihnen Bericht über das zu erſtatten, was bei ihm vorgekommen war.

Außer dieſen drei Gerichtshöfen waren in jedem Stadtbezirke mehrere von den Einwohnern gewählte Gerichts- und Polizeibeamten, welche über das Treiben der Einwohnerſchaft Aufſicht führten und täglich meldeten, was etwa vorgefallen war. Es beſtanden überdem noch eine Anzahl Gerichtsdiener, welche die Anordnungen der Obrigkeit bekannt machten und die Schuldigen vor das Gericht forderten. Die unterſte Beamtenclaſſe waren die Topilli oder Gerichtsſchergen, welche die Verhaftungen beſorgten.

Die Richter blieben vom Morgen bis zum Abende im Gerichtslocale und das Eſſen wurde ihnen dorthin gebracht. Damit ſie durch Familienſorgen in ihrem Berufe nicht geſtört werden und keinen Vorwand zur Annahme von Geſchenken und Beſtechung haben möchten, hatte man ihnen Land und Menſchen zur Bearbeitung deſſelben angewieſen, die nicht an ihre Perſon, ſondern nur zu der Stelle, welche ſie bekleideten, gehörten. In ſehr wichtigen Sachen wurde das Urtheil der Richter dem Könige vorgelegt. Aller zwanzig Tage, d. h. jeden mexicaniſchen Monat, wurde in Gegenwart des Königs eine

große Verſammlung der Richter gehalten, der alle zweifelhafte und unentſchiedene Streitſachen vorgelegt wurden. Waren dieſe Rechtsfälle zu verworren oder konnten ſie auf einmal nicht zur Entſcheidung gebracht werden, ſo wurden ſie bis auf die große Hauptverſammlung vertagt, welche aller achtzig Tage ſtattfand und deshalb Nappapſallatoli, d. h. Verſammlung von Achtzig, genannt ward. In dieſer Sitzung mußte Alles zur Erledigung gebracht werden und die Schuldigen wurden in Gegenwart aller beſtraft. Wenn der König das Urtheil über einen Schuldigen ſprach, zog er mit einem Pfeil einen Strich über den Kopf der ſchuldigen Perſon, die in der bildlichen Darſtellung des ganzen Rechtshandels abgemalt war.

Die Mexicaner mußten ihre Sachen in den Gerichtshöfen ſelbſt führen und es wurden darüber Abbildungen gefertigt, deren ſich noch einige erhalten haben. A. v. Humboldt theilt auf der 12. Tafel ſeines Atlas (Pittor. Anſichten der Cordilleren u. S. 77.) ein Stück eines ſolchen Proceſſes mit, der eine Meierei betroffen zu haben ſcheint. Man erkennt darauf die Landſtraße, welche durch Fußtapfen bezeichnet iſt, mehrere im Profil gezeichnete Häuſer, einen Indianer und ſpaniſche Kläger und Richter.

In gleicher Weiſe waren auch die Geſetze abgefaßt, welche in Tezcuco von dem Könige gegeben wurden, während in Mexico wenigſtens in früheſter Zeit der Adel Antheil an der Geſetzgebung gehabt hatte. Die Geſetze waren ſehr ſtreng, ja grauſam.

Ein Verräther des Staates und des Königs ward in Stücken zerriſſen und ſeine Anverwandten, welche um das Verbrechen gewußt und es nicht angegeben hatten, verloren die Freiheit. — Wer ſich unterſtand im Kriege oder bei öffentlichen Luſtbarkeiten des Zeichens der königlichen Gewalt oder des Oberrichters ſich zu bedienen, ward hingerichtet und ſeine Güter eingezogen. Hingerichtet ward ferner, wer einen Geſandten, Miniſter oder Courier mißhandelte. Letztere aber durften bei Todesſtrafe nicht von der öffentlichen Heerſtraße abweichen.

Eben ſo ſtand Todesſtrafe auf Anſtiftung von Aufruhr unter dem Volke, auf willkürlicher Verrückung oder Hinwegnahme der von der Obrigkeit geſetzten Gränzzeichen in den Feldern, auf einen richterlichen Ausſpruch, der dem Geſetze entgegenlief, auf Beſtechung und auf lügenhafte Berichte.

Enthauptet wurde, wer in einem Feldzuge ohne Erlaubniß des Heerführers eine Feindſeligkeit beging oder einen Angriff wagte, bevor das Zeichen dazu gegeben war, wer die Fahne verließ oder einem gegebenen Befehle zuwider handelte.

Wer auf dem Markt das von der Obrigkeit angeordnete Maaß veränderte, wurde ſofort hingerichtet. Ein Mörder, gleichviel ob eines freien Mannes oder eines Sclaven, einer Frau, ſelbſt wenn ſie auf Ehebruch ergriffen worden, wurde gleichfalls am Leben geſtraft.

Die Ehegeſetze der Mexicaner lernten wir ſchon oben kennen. Nicht minder ſtreng wurden Verbrechen am Eigenthum beſtraft. Wer auf öffentlichem Markte ſtahl, wurde auf der Stelle zu Tode geprügelt. Wer eine Kleinigkeit entwendete, mußte ſie wieder erſetzen; waren aber die geſtohlenen Sachen von großem Werth, ſo ward der Dieb Sclave des Beſtohlenen oder er ward, wenn die geraubte Sache nicht wieder zu erſetzen war, zu Tode geſteinigt. Wer Gold oder Edelſteine geſtohlen hatte, wurde durch alle Gaſſen der Stadt geführt und an dem Feſte, welches die Goldſchmiede ihrem Gott Xipe zu Ehren feierten, geopfert. Wer eine Anzahl Maisähren ſtahl oder auf fremdem Gebiet eine Anzahl nutzbarer Bäume ausriß, wurde Sclave des Eigenthümers. Indeſſen durfte doch jeder Arme auf der Reiſe ſo viel Maisähren und Baumfrüchte abnehmen, als er zu Stillung ſeines Hungers brauchte.

Wer im Feldzug Waffen oder Zeichen ſeines Cameraden ſtahl, wurde zu Tode geſteinigt. Wer ein auf der Straße herumirrendes Kind zum Sclaven machte und als ſein Eigenthum verkaufte, verlor ſeine perſönliche Freiheit und ſein Vermögen. Die eine Hälfte wurde zum Unterhalt des Kindes ausgeſetzt, die andere bekam der Käufer, um dem Kinde die Freiheit zu geben. Waren mehrere dabei betheiligt, ſo wurden ſie alle auf gleiche Weiſe beſtraft. Den Verluſt der Freiheit und Güter zog es nach ſich, wenn Jemand eines andern Gut, das er nur in Pacht hatte, verkaufte. Vormünder, welche vom Vermögen ihrer Mündel nicht richtige Rechnung ablegen konnten, wurden gehangen, eben ſo Söhne, welche das Vermögen ihrer Eltern auf laſterhafte Weiſe durchbrachten. Zauberer wurden den Göttern geopfert. Leuten, welche durch Lügen einem anderen Schaden zugefügt hatten, wurde ein Stück Lippe oder auch die Ohren abgeſchnitten. Wie das Laſter des Trunkes beſtraft wurde, erwähnten wir bereits oben. (Clavigero I. 484.)

In Acolhuacan hatte König Nezahualcojotl (ſt. i. J. 1470) die Geſetze neu geordnet. Ein Dieb ward erſt durch die Straßen geſchleift, ehe er gehangen wurde. Mörder wurden enthauptet. Ein Sodomit ward in einem Haufen Aſche erſtickt und ſeinen Genoſſen das Eingeweide aus dem Leibe geriſſen und derſelbe voll Aſche geſtopft. Wer zwiſchen zwei Staaten Uneinigkeit ſtiftete, wurde an einem Baum gebunden und lebendig verbrannt. Ein Edelmann, der ſich betrank, ward gehangen und ſein Körper dann in einen See oder Fluß geworfen. Ein Bürger, der ſich gleichem Laſter hingab, ward das erſtemal an der Freiheit, das zweitemal am Leben geſtraft. Todesſtrafe ſtand auf abſichtlicher Verfälſchung hiſtoriſcher Malereien, auf dem Felddiebſtahle über ſieben Aehren, auf Ungehorſam der Söhne gegen ihre Eltern.

Aehnlich waren die Geſetze in anderen Staaten von Anahuac, obſchon in den Provinzen mannichfache Abweichungen ſtattfanden;

den eroberten Staaten draugen die Mexicaner ihre Geſetze ſo wenig auf als ihre Sprache.

Die ſchimpflichſte aller Strafen war in Mexico der Galgen, dann folgte die Verbannung aus dem Reiche, weil ſie vorausſetzte, daß der Verbrecher ein anſteckendes Laſter an ſich habe. Prügel und Ruthenſtreiche waren nicht unter den Strafen für Erwachſene, ſie kamen blos bei Kindern in Anwendung.

Der Gefängniſſe hatte man zwei Arten. Die mildere Haft, Teilpilojan, war für Schuldner oder für ſolche, welche nicht der Todesſtrafe entgegen gingen; die ſtrenge Haft hieß Quauhcallo und war ein Käfig für die dem Tod Geweiheten, die während der Haft nur ſehr wenig zu eſſen bekamen. Die zum Opfer beſtimmten Kriegsgefangenen wurden wohlgenährt. Entkam ein Gefangener durch Nachläſſigkeit der Wache aus dem Käfig, ſo mußten die Einwohner des Stadtbezirkes, den die Stellung der Wachen oblag, dem Herrn des Entſprungenen eine Sclavin, eine Ladung baumwollener Kleider und einen Schild dafür geben. (Clavigero I. 493.)

Der öffentliche Verkehr

war in den Staaten von Anahuac wie von Peru Gegenſtand ganz beſonderer Aufmerkſamkeit der Regierung. Vor allem waren treffliche Heerſtraßen angelegt, welche die verſchiedenen Orte mit einander verbanden und die alljährlich nach der großen Regenzeit wieder ausgebeſſert wurden. Da man weder Laſtthiere noch Wagen hatte, waren ſie leicht zu unterhalten. In den Gebirgen und den unangebauten Gegenden hatte man Häuſer errichtet, wo die Reiſenden gegen Nacht, Sturm und Wetter eine Zuflucht hatten. Wo Flüſſe die Heerſtraßen durchſchnitten, befanden ſich entweder Brücken oder Fahrzeuge. Die meiſten Brücken waren von Holz, die ſteinernen waren ſeltener. Auch hatte man Hängebrücken, die an den am Ufer befindlichen Bäumen befeſtigt waren. Sie beſtanden aus überaus zähen Baumzweigen, die man ſehr dicht und feſt zu 3—4 Zoll Dicke zuſammengeflochten hatte und die wie ein ſchwankendes Netz über dem Fluſſe ſchwebten; manche waren ſo feſt angeſpannt, daß ſie gar keine ſchwankende Bewegung hatten. (Clavigero I. 528. Mollieus Reiſe nach Columbia. D. v. Fr. Schoell. Berl. 1825. 8. S. 154. u. Humboldt vues des Cordill. pl. 33. mit Anſicht der Brücke von Penipe, die 120 Fuß lang iſt.) Da die alten Mexicaner vortreffliche Schwimmer waren, ſo bedienten ſich blos die Laſtträger der Brücken.

Die Schiffe der Mexicaner waren länglich mit plattem Boden und ohne Kiel, Maſten oder Segel und wurden nur mit dem Ruder regiert. Die Größe war ſehr verſchieden und ſie boten Raum für zwei bis zu dreißig Menſchen. Manche beſtanden, wie die Canots in Guiana, nur aus einem einzigen Stamm. Auf dem See von Mexico

am achtzigſten Tage. Starb ein Kaufmann auf der Reiſe, ſo erhielten die älteſten Kaufleute ſeiner Vaterſtadt ſogleich Nachricht davon, die ſie ſeinen Verwandten mittheilten, welche eine hölzerne unförmliche Statue anfertigten, die den Verſtorbenen darſtellen ſollte und womit ſie das Leichenbegängniß deſſelben feierten.

Eine große Menge von Kaufleuten reiſete durch alle Provinzen des Reiches. In jeder Stadt der Staaten von Anahuac ward alle Tage ein Markt gehalten, aller fünf Tage aber ein größerer und allgemeinerer. In den nahe beiſammen liegenden Städten wurde der Markt an verſchiedenen Tagen gehalten, damit nicht eine Stadt der andern ſchaden möge. In Mexico fand er am 3., 8., 13. und 18. Tage eines jeden Monats ſtatt.

Der Marktplatz von Tlalteloco war zweimal ſo groß als die Stadt Salamanca und mit bedeckten Gängen zur Bequemlichkeit der Kaufleute umgeben. Jede Gattung von Waaren hatte ihren beſtimmten, von den Handelsrichtern angeordneten Platz, der nie verändert werden durfte. Die umfangreichen Waaren, wie Balken, Steine und dergl., mußten, da trotz der Größe deſſelben der Marktplatz nicht groß genug war, in den dem Markt zunächſt gelegenen Gaſſen und Canälen abgelagert werden. Hier kamen täglich an 50,000 Handeltreibende zuſammen. Außerhalb des eigentlichen Markts durften nur Eßwaaren verkauft werden. Die Gegenſtände des Handels waren alle Arten lebendiger und todter Thiere, Felle, Federn, Metalle, Edelſteine, Kalk, Bauſteine, Farberden, Kräuter, Harze, Blumen, Heilmittel, Getränke, Obſt, Oele, Salben, Kleiderſtoffe aus Fäden, Wolle, Metallwaaren, Töpferarbeiten, Malereien, Hausgeräthe, Sclaven, Excremente der Menſchen, die zum Gerben der Thierfelle angewendet wurden.

Die Waaren wurden nach der Zahl und nach dem Maaß und Gewicht verkauft, welches genau beſtimmt war und richtig beobachtet werden mußte. Das Gewicht der Mexicaner iſt nicht bekannt*).

Die Mexicaner hatten demnächſt fünf Arten von Münzen, wornach der Preis der Dinge allgemein berechnet wurde**). Die erſte Art war eine Cacaobohne, die beſtändig wie unſere Scheidemünze im Umlauf und die von der verſchieden war, aus welcher die Chokolade bereitet wurde. Sie wurde nach 8000 Xiquepilli berechnet und man hatte Säcke, welche 3 Xiquepilli oder 24,000 Bohnen

*) Clavigero I. 524. Aeltere ſpaniſche Schriftſteller zweifelten, daß die alten Mexicaner überhaupt Wagen gehabt hätten. Die Indianer von Peru haben jedoch ſeit alter Zeit Wagen, welche aus zwei mit Fäden an einem Querſtabe befeſtigten Wagſchaalen beſtehen. Die Maaße der Alten ſind vielleicht noch in einigen der Gefäße enthalten S. Ulloa, Nachr. v. America II. 274.

**) Vergl. C.-G. III. 320. über die Kaurimuſcheln und die Matten der Neger.

faßten. Wie die Kaurimuſcheln der Neger, welche die Natur ſtets von derſelben Größe und Schwere hervorbringt, waren auch dieſe Bohnen der ſichere Haltpunct und Maaßſtab des allgemeinen Verkehrs.

Die zweite Art Münze waren kleine Tücher von Baumwolle, Patolquachtli, von beſtimmter Größe, welche, wie die Matten der Neger, gewiſſermaaßen das Papiergeld der Chineſen und Europäer erſetzten. (S. C.-G. III. 320.)

Die dritte Art Münze beſtand aus Gänſekielen voll Goldſtaub, die je nach Verhältniß ihrer Größe mehr oder minder werthvoll waren.

Die vierte Art waren Kupferſtücke in der Geſtalt eines Hammers oder T, die man beim Aufkauf von Sachen niederen Werthes anwendete.

Endlich aber hatte man auch dünne Stücke Zinn, die jedoch kein wirkliches Gepräge an ſich trugen.

Der öffentliche Verkehr, die Correſpondenz der Provincialbehörden mit der Hauptſtadt und dem königlichen Hofe hatte ein förmliches Poſtweſen hervorgerufen, das trefflich eingerichtet war.

An den großen Heerſtraßen ſtanden von drei zu drei Stunden kleine Thürme, in denen fortwährend ein Eilbote bereit ſtehen mußte. Der erſte Eilbote rannte, ſobald er ſeinen Auftrag, ſeinen gemalten Brief oder Actenbündel erhalten hatte, ſo ſchnell als nur möglich nach der nächſten Station und übergab daſſelbe dem dort Harrenden, der ſich alsbald mit derſelben Eile auf den Weg machte. Auf ſolche Weiſe wurden die Nachrichten ſo ſchnell befördert, daß ſie zuweilen an einem Tage 150 Stunden Wegentfernung weit kamen, und Montezuma II. erhielt dadurch täglich neue Nachrichten aus dem 100 Stunden von ſeiner Reſidenz entfernten mexicaniſchen Meerbuſen. Die Eilboten wurden für ihren Beruf eigens ausgebildet und von Jugend auf darin geübt und durch Preiſe ſtets in regem Eifer erhalten.

Die Eilboten hatten, je nach der Beſchaffenheit ihrer Nachrichten, beſondere Kennzeichen. Brachten ſie die Kunde einer verlorenen Schlacht, ſo gingen ſie mit aufgelöſten und verworrenen Haaren und eilten, ohne Jemand ein Wort zu ſagen, gerade nach dem königlichen Palaſt, knieten vor dem König nieder und erſtatteten ihren Bericht. Nach einem erfochtenen Siege dagegen war ihr Haar mit einer Schnur zuſammengebunden, der Leib mit einem baumwollenen Tuche umgürtet und in der Linken trug der Bote einen Schild, mit der Rechten ſchwang er das Schwerdt; indem er nun die Großthaten der Väter abſang, eilte er vom Jubel des Volkes begleitet nach der Königsburg und meldete hier wie ſich Alles zugetragen.

Für beſondere Botſchaften an fremde Höfe ſchickte man allemal Männer von Adel und Beredtſamkeit und gemeiniglich drei, vier oder mehrere Perſonen zuſammen. Sie trugen gewiſſe Kennzei-

chen, woran Jedermann ſogleich ihre Beſtimmung erkennen konnte; Bruſt und Rücken war mit einem grünen, dem Scapulir der katholiſchen Geiſtlichkeit ähnlichen Gewande bedeckt, von welchem einige baumwollene Quaſten herabhingen. Ihr Haar war mit ſchönen Federn durchflochten und mehrere Quaſten waren auch hier angebracht. In der Rechten hielten ſie einen Pfeil mit niedergebogener Spitze, in der linken einen Schild und ein Netz, worin ſie ihren Mundvorrath mit ſich führten. An allen Orten, durch welche ſie kamen, wurden ſie wohl empfangen und gebührend geehrt. Doch durften ſie die Heerſtraße nicht verlaſſen. Niemand durfte ſie beleidigen.

Waren ſie am Orte ihrer Beſtimmung angelangt, ſo hielten ſie nicht eher ihren Einzug, bis der Adel ihnen entgegen gekommen war, der ſie dann nach dem öffentlichen Gebäude führte, wo ſie bewirthet wurden und freie Wohnung erhielten. Die Edelleute begrüßten ſie und ſchenkten ihnen Räucherwerk und Blumenbüſchel. Nachdem ſie ſich von der Reiſe erholt hatten, geleitete man ſie nach dem Palaſte des regierenden Herrn, der ſie einzeln vor ſeinen Beamten und Dienern im Audienzſaale empfing. Nach einer tiefen Verbeugung ließen ſie ſich mitten im Zimmer auf ihre Ferſen nieder, ſagten aber kein Wort und ſchlugen die Augen zu Boden. Sobald der Herr das Zeichen gegeben, daß ſie reden ſollten, wiederholte der Aelteſte der Geſandten eine tiefe Verbeugung und trug ſeine Botſchaft mit leiſer Stimme in wohlüberdachter Rede vor. Der König und ſeine Räthe hörten aufmerkſam zu und bogen dabei ihre Köpfe faſt bis auf die Knie herab.

Nach der Audienz kehrten die Geſandten in ihre Wohnung zurück. Mittlerweile berieth der König mit ſeinen Räthen die Nachrichten der Botſchafter und ließ dann durch ſeine Miniſter ihnen ſeinen Entſchluß bekannt machen. Man verſah ſie reichlich mit Lebensmitteln, beſchenkte ſie und ließ ſie ſodann durch die Prieſter, die auch bei ihrem Empfange zugegen geweſen, aus der Stadt hinausgeleiten. War der König, an welchen ſie geſendet worden, ein Freund des mexicaniſchen Reiches, ſo durften ſie die Geſchenke deſſelben nicht ablehnen; im Gegentheile aber bedurften ſie einer beſonderen Erlaubniß dazu. (Clavigero I. 469.)

Das Kriegswesen

der alten americaniſchen Reiche ſtand auf einer nicht minderen Stufe der Entwickelung als das Staatsleben. Wir werden dabei beſonders deutlich bemerken, wie ſich daſſelbe aus den Elementen herausgebildet hat, welche wir bei den Jägervölkern von Nord- und Südamerica kennen gelernt haben, und wie daſſelbe durch die weißen Herren nicht ſowohl neu geſchaffen, als vielmehr nur mehr geregelt und weiter entwickelt worden.

Betrachten wir zuvörderſt die Waffen, ſo finden wir, wie in den Prairien und Urwäldern, als Hauptwaffen Bogen und Pfeil, Lanze und Keule, aus denen nachher das Schwert entſtanden iſt.

Zu den Bogen nahm man ein elaſtiſches, feſtes Holz, das nicht leicht brach. Die Sehne wurde aus Thierdärmen oder auch aus Haaren gefertigt. Einige Bogen kamen an Größe denen der Botocuden gleich, andere waren, wie namentlich die Gemälde der Mendoza'ſchen Sammlung zeigen, bei weitem kürzer.

Die Pfeile wurden theils aus hartem Holze theils aus Rohr gefertigt. Einige hatten zackige Holzſpitzen, andere Spitzen von Knochen oder Fiſchgräten, noch andere Obſidianklingen von 1½—2 Zoll Länge. Sie waren mit Harz und Fäden an dem Schafte befeſtigt. Der Pfeilvorrath wurde in einem buntbemalten Köcher aufbewahrt (ſ. Taf. III. Fig. I. eine Lanze mit Holzſpitze nach einem Bilde der Mendoza'ſchen Sammlung).

Die Alten waren ſehr geübte Bogenſchützen, ſie wurden von Jugend auf darin geübt und von Eltern und Vorgeſetzten durch Belohnungen dazu ermuntert. Sie übten ſich ſowohl im Treffen als auch im Schnellſchießen. Sie warfen oft eine Maisähre in die Luft und ſchoſſen mit ſolcher Geſchwindigkeit darnach, daß alle Körner herausgeſchoſſen waren, bevor die Aehre wieder auf den Boden fiel.

Die Lanze, die noch jetzt bei den Reitervölkern von Südamerica gefunden wird, hatte mannigfaltige Geſtalt und war zum Theil achtzehn Fuß lang. Die Spitze war meiſt von Obſidian, zuweilen auch von Kupfer. Die Gemäldeſammlung des Mendoza (68., 27. bei Kingsborough I. und unſerer 3. Taf. Fig. 9.) zeigt uns einen Krieger mit einer etwa zehn Fuß langen Lanze, die ganz aus Holz, etwa in der Art der Negerhaſſagaim geſchnitzt, deren Spitze aber mit ſieben Obſidianklingen bewehrt iſt, etwa in der Weiſe wie die mit Haifiſchzähnen verſehenen Schwerdter der Südſeeinſulaner (ſ. C.-G. IV. 343. u. Taf. III. F. 5.). Dagegen enthält die 92. Tafel der vaticaniſchen Sammlung (Kingsborough II.) einen Krieger, welcher zwei kürzere, wahrſcheinlich zum Wurf beſtimmte Spieße führt, welche Spitzen von Holz oder Knochen haben, die auf der einen Seite, gleich den Pfeilen der Botocuden, ſägeförmig mit drei Widerhaken bewehrt ſind und etwa acht Fuß Länge haben; das andere Ende zeigt Federn, um das Geſchoß ſicherer durch die Luft zu leiten. Dieſer Wurfſpieß hieß Tlacochtli, war aus feſtem Holze gefertigt, die Spitze beſtand entweder aus dem im Feuer gehärteten Holze, oder aus Knochen, Obſidian oder Kupfer. Manche liefen in eine dreifache Spitze aus, um auf einen Wurf drei Wunden zu gleicher Zeit zu machen. An dieſen Wurfſpieß war zuweilen eine Schnur befeſtigt, womit man denſelben zurückziehen konnte. Sie warfen dieſe Waffe ſo kräftig, daß ſie einen Mann damit ganz durchbohrten. Den Spaniern war dieſer Wurfſpieß beſonders gefährlich.

Neben dieſen Wurfgeſchoſſen führten die Alten auch noch die Schleuder.

Für den Kampf im Handgemenge war das Schwert, Maquahiutl, beſtimmt. Es beſtand aus einem hölzernen Stabe von 3½ Fuß Länge und 4 Zoll Breite, der auf beiden Seiten mit Obſidianklingen bewehrt war. Dieſe Klingen waren überaus ſcharf, drei Zoll lang und zwei breit und mit Harz im Holze befeſtiget. Dieſes Schwert kommt ſehr häufig in den altmexicaniſchen Gemälden vor; es hatte keine Spitze und war blos zum Hiebe beſtimmt, auch hatte es keine Parirſtange. Die meiſten hatten auf jeder Seite drei Klingen. Der Krieger hatte es an einem Portepée um das Handgelenk befeſtigt. Das Schwert war ſo wirkſam, daß einſt einem Pferde mit einem Hiebe der Kopf herunter gehauen wurde. Indeſſen waren nur die erſten Hiebe gefährlich; die ſcharfen Klingen ſprangen, wenn ſie auf Metall oder Knochen trafen, leicht aus und wurden ſtumpf nnd ſchartig. Die Größe der Schwerter richteten ſich die Krieger zuweilen nach Maaßgabe der Kraft ein. Der Tlascalaniſche Held Tlahuicol, der von Montezuma II. gefangen und geopfert wurde, hatte ein Schwert, welches ſo ſchwer war, daß ein Mann von gewöhnlicher Stärke daſſelbe kaum vom Boden aufheben konnte (Clavigero I. 315.), während manche Gemälde wiederum ſehr kleine Schwerdter zeigen (ſ. Taf. III. Fig. 2.).

Die Keule wurde ebenfalls von den Mexicanern geführt, eben ſo die Axt, doch ſcheint ſie gegen das Ende der alten Reiche durch das Schwert faſt ganz verdrängt worden zu ſeyn. Der gewöhnliche Waffenvorrath des Soldaten beſtand aus Wurfſpieß, Schleuder, Bogen und Pfeil und Schwert.

Die Schutzwaffen beſtanden aus Schild, Helm und Harniſch. Der Schild hatte gemeiniglich eine kreisrunde Geſtalt und war nach den Gemälden zu urtheilen etwa ſo breit als der Durchmeſſer eines Mannes von Schulter zu Schulter. Sie waren ſämmtlich ſehr bunt und in ſehr mannichfaltigen Muſtern bemalt. Manche Schilde waren von dem Rohr Otatli, mit ſtarken Baumwollenſchnuren durchflochten und mit Federn bedeckt. Die Schilde der Edelleute waren mit Goldplatten, andere von großen Schildkrötenſchaalen mit Kupfer, Silber oder Gold, je nach Vermögen oder Rang des Kriegers, belegt. Man hatte wohl auch ſehr große, den ganzen Leib deckende Schilde. Auf den Verzeichniſſen der Tribute bemerkt man neben jeder Rüſtung einen Schild, welcher, je nach der Provinz oder Ortſchaft, ein beſtimmtes Muſter zeigt. Alle haben einen Rand, alle ſind kreisrund und von allen fällt eine aus Zeuch oder Federn gefertigte Art Schurz herab, deſſen Beſtimmung es war, die von dem Schilde ſelbſt nicht bedeckten Untertheile des Körpers gegen die ſtürmiſchen Andränge der Geſchoſſe zu ſchirmen. Die Darſtellungen aus der älteren Geſchichte in der mexicaniſchen Handſchrift (Kingsborough

II. 92.) zeigen uns neben einfacheren Waffen Schilde ohne dieſen Schurz, wogegen die reich ausgeſchmückten Krieger in den Bildern des Mendoza auch ſehr reiche und beſchürzte Schilde führten. Für die Luſt- und Scheinkämpfe führte man ſehr zierliche, kleine und dünne Schilde, die reich mit Federn geſchmückt waren. Der Schild ward mit der linken Hand gehalten.

Helm und Harniſch waren nur für die Officiere beſtimmt, der gemeine Soldat ging ganz nackend und hatte nur um den Unterleib einen Gürtel. Die mangelnde Kleidung wurde durch einen farbigen Anſtrich des Körpers erſetzt, eine Sitte, die aus den Urzuſtänden der Nation beibehalten worden war.

Je vornehmer ein Officier war, deſto zuſammengeſetzter war auch ſeine Rüſtung. Der geringſte war der Bruſtharniſch von Baumwolle, der oft zwei Finger dick war und die Kraft jedes Pfeiles brach, weshalb denn auch die Spanier dieſe Ichcahuepilli genannten Harniſche von den Mexicanern in den Kriegen gegen dieſelben annahmen. Die Harniſche wurden, ehe man ſie in Gebrauch nahm, ſorgſam geprüft und ſie mußten die Pfeilprobe aushalten.

Ueber dieſen Harniſch trug man einen andern, der die Schenkel und einen Theil der Arme bedeckte. Dieſe müſſen in großer Anzahl in den Zeughäuſern vorhanden geweſen ſeyn, da ſie in den Tributverzeichniſſen ſehr häufig vorkommen und oft zu zwanzig Stück auf einmal eingeliefert werden mußten; ſie ſind faſt durchgängig mit Schild und Helm verbunden und kommen in allen Farben und mit den verſchiedenartigſten Muſtern vor. Man bemerkt einfarbige, geſtreifte, gefleckte, wie von Partherfell; an einigen ſind Trodeln und Bänder angebracht, namentlich am Unterleibe. Unter den Tributſtücken von Quahuacan bemerkt man einen ſolchen Harniſch, der anſtatt der Beine einen Federſchurz hat. (Vergl. die 3. unſerer Tafeln Fig. 7. und 8.)

Ueber dieſen Harniſch trugen die regierenden Herren ein dickes Oberkleid von Federn, welches einen Küraß von Goldplatten oder Silber verdeckte, der vollkommenen Schutz gegen europäiſche Waffen gewährte.

Unter den Gemälden der Mendoza'ſchen Sammlung kommen auch Kriegstrachten vor mit langen Aermeln und langen Beinkleidern von einer Farbe, doch ſcheint dieß nur Tracht der höchſten Officiere geweſen zu ſein.

Die Geſtalt der Helme bietet eine überaus große Mannichfaltigkeit dar. Wir bemerken in den Steuerverzeichniſſen ſpitzige, hohe Mützen wie die der alten Grenadiere, aus einem gewebten Stoff, cylinderförmige Hüthe, nach Art unſerer Infanterietſchakos, die mit Federn mannichfach verziert ſind, flache lange Mützen von niedergedrückter Geſtalt, dann aber auch bloße Kämme oder Criſtá aus aufrecht ſtehenden Federn, die auf das Haar unmittelbar befeſtigt wor-

den zu ſeyn ſcheinen, etwa wie ſie jetzt noch unter den Nordamericanern üblich ſind (ſ. C.-G. II. Taf. XVII.), zum Theil von ſehr bedeutender Höhe; ferner halbkugelförmige Kappen mit Nackendecke, eine Form, welche die ſeltenſte zu ſeyn ſcheint, die aber immer von einem gewaltigen, hinten ausſtehenden Federbuſch begleitet iſt (ſ. Taf. III. Fig. 3—6.).

Vorzüglich beliebt war dieſen Verzeichniſſen zu Folge ein Helm aus feſtem Stoffe, Holz oder vielleicht auch Pappe aus Agavenpapier, welcher einen Thierkopf darſtellte, der mit Federn reich verziert war. Man bemerkt darunter die Köpfe von Panthern, Schlangen, Krokodillen und Antas mit aufgeſperrtem, zahnreichen Rachen. Die Federbüſche der Helme deuteten eben ſo wie die Form derſelben den Rang des Kriegers an. An einigen Helmen iſt eine, meiſt blau und rothe Cocarde bemerkbar.

Die Fahnen der verſchiedenen Heerhaufen beſtanden aus acht Fuß langen Stangen, an welchen oben das Wappen des Staats oder der Provinz aus Gold, Federn und anderem koſtbaren Stoff befeſtigt wurde. Das Wappen von Mexico war ein auf einen Panther herabſtürzender Adler, das von Tlascala ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln; Tizatlan hatte einen Reiher auf einem Felſen, Tepetiepac einen Wolf mit Pfeilen in den Klauen; die Fahne, welche Cortes in der Schlacht von Otompan eroberte, war ein Netz von Gold. Das ganze Heer hatte eine gemeinſame Fahne, dann jeder Heerhaufen von 2—300 Mann ſeine beſondere. Die Farbe derſelben entſprach den Federn auf den Rüſtungen der Officiere und Edelleute. Die Fahne ſaß ganz feſt am Fahnenſtock. Bei den Mexicanern hatte die Fahne im Mittelpunkt des Heeres ihren feſten Stand, die Tlascalaner führten ſie in Friedenszeiten an der Spitze, im Kriege im Hintertreffen des Heeres.

Die Feldmuſik beſtand aus Trommeln und Muſchelhörnern, die einen gewaltigen Lärm verurſachten.

Zum Schutze der Städte und des Landes hatte man großartige Befeſtigungen errichtet, die in älteſter Zeit aus bloßen Erdwällen beſtanden, deren Ueberreſte uns Blicke in die Geſchichte der Wanderungen jener Nationen von Norden nach Süden gewähren. Dieſe Erdwerke beſtehen meiſt aus Hügeln, die gegenwärtig noch acht bis zwölf Fuß Höhe haben und in weitem Umfang mit Erdwällen umgeben ſind. Viele derſelben ſind gleich einem verſchanzten Lager mitten in Sümpfen angelegt*). Einige zeigen ſehr ausgedehnte Vorwerke, die den Zugang zur Hauptverſchanzung decken und zum Theil aus langen parallellaufenden Wällen beſtehen, die hier und da, namentlich am Eingang, durch Hügel vertheidigt werden können.

*) Archaeologia americana, und aus derſelben in F. W. Aſſal, Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerica und ihre Denkmäler. Heidelb. 1827. 8. Nebſt Atlas von 12 Steintafeln.

In den Reichen von Anahuac fanden die Spanier förmliche **ſteinerne Feſtungen** mit Wällen, Graben, Palliſaden, Bruſtwehren und Mauern. Bemerkenswerth iſt, daß der Mittelpunct der nordamericaniſchen alten, von keiner Sage der jetzigen Indianer umwehten Erdwerke gemeiniglich ein hoher, oft viereckiger, terraſſenartig aufſteigender Hügel iſt und daß in den Orten von Anahuac der große Tempel eine gleiche Stellung einnimmt.

Die Stadt Quauhquechollan war mit einer ſtarken, ſteinernen, zwanzig Fuß hohen Mauer umgeben, welche zwölf Fuß dick war. Die Hauptſtadt Mexico war durch ihre Lage im See verhältnißmäßig ſehr feſt und für die Kriegsmittel jener Völker unüberwindlich. Alle Zugänge waren durch den See gedeckt und fanden nur über die Dämme ſtatt, welche durch Gräben und Wälle durchſchnitten waren, die nur auf Zugbrücken überſchritten werden konnten. Zur weiteren Vertheidigung der Stadt lagen einige tauſend kleine Fahrzeuge im See, die mit geſchickten Schiffern und geübten Soldaten bemannt waren.

Als **Citadelle** diente der Hauptſtadt der große Tempel, der Hauptſitz des Kriegsgottes und ſeines ſichtbaren Stellvertreters, des Königs. Die Königsburg war denn auch hier der Mittelpunct aller wichtigen Schätze der Nation, ja ihrer geſammten Cultur, wie ſie der höchſte, hervorragendſte Punct in der ganzen Stadt war.

Der große Tempel von Mexico ſtand in der Mitte der ganzen Stadt und nahm mit ſeinen Nebengebäuden einen ſo großen Raum ein, daß er geradezu als ein eigener Stadttheil betrachtet werden muß. Eine viereckige Umfangsmauer gränzte einen ſo großen Raum ab, daß wohl 500 andere Häuſer darin Platz gehabt hätten. Dieſe Mauer, von Kalk und Stein aufgeführt, war acht Fuß hoch, ſehr dick und oben mit Schießſcharten verſehen, zwiſchen denen Statuen von Schlangen angebracht waren, daher ſie auch die Schlangenmauer, Coatepantli, genannt wurde. Die vier Thore waren nach den Himmelsgegenden gerichtet und über einem jeden waren große Zeughäuſer für Waffen aller Art eingerichtet. Der innere Raum war mit ſo glatten Steinen gepflaſtert, daß die Pferde der Spanier darauf kaum fußen konnten. In der Mitte erhob ſich ein coloſſaler, vierſeitiger Steinbau, der länger als breit war und fünf Abſätze von gleichmäßiger Höhe bildete, deren oberſter den geringſten Umfang hatte. Der unterſte Abſatz war von Oſten nach Weſten 50, von Norden nach Süden 43 Klafter lang. Jeder der darauf folgenden Abſätze war nur eine Klafter ſchmäler, ſo daß auf jedem derſelben ein freier Raum um die Baſis ging, auf welchem drei bis vier Mann neben einander gehen konnten. Von jedem Abſatze führte an der Südecke eine Treppe nach dem unteren herab, welche zuſammen einhundert und vierzehn, einen Fuß hohe Stufen gaben. Da eine jede Treppe von Süden nach Weſten herabging, mußte man, um zur Treppe des folgenden Abſatzes

Digitized by Google

zu gelangen, allemal um alle vier Seiten des Gebäudes herumgehen. Wer alſo den zweiten Abſatz erſteigen wollte, mußte nach Erſteigung der erſten Treppe den ganzen unterſten Abſatz von Weſten nach Oſten hin gewendet umſchreiten, bevor er an die Treppe des zweiten gelangte. Der oberſte Abſatz hatte eine platte Decke, von welcher man eine weitumfaſſende Ausſicht über Stadt, See und die ganze Gegend genoß und jeden aus der Ferne herankommenden Feind bemerken konnte. Aehnliche Tempel waren in allen Hauptſtädten. In dem Tempel von Mexico widerſtanden die Einwohner den letzten Angriffen der Spanier mit großer Tapferkeit.

Außer dieſen Hauptwaffenplätzen und Feſtungen waren im Lande auch noch kleinere Burgen angebracht, die gleichfalls aus hohen, mit Mauern umgebenen Gebäuden beſtanden, auf welche allemal nur eine außen angebrachte Treppe führte.

Die Tlascalaner hatten die öſtliche Gränze ihres Staates mit einer Mauer umſchloſſen, welche drei Stunden lang war und von einem Berge zum anderen reichte; ſie war außer den Bruſtwehren acht Fuß hoch und achtzehn dick, die Steine waren mit feinem Mörtel trefflich verbunden. Sie hatte nur einen einzigen, acht Fuß breiten Eingang, der aber vierzig Schritt lang war. (Clavigero I. 368. 505.)

Die ſicherſte Schutzwehr des Staates war jedoch die *Tapferkeit* der Nation und die wohlgeordnete *Kriegsverfaſſung*. Die Jugend wurde fleißig in den Waffen geübt und der geehrteſte Stand war der des Soldaten, wie denn die oberſte Gottheit der Nation der Kriegsgott war und ſein Tempel der Mittelpunct der Streitkräfte. Kein Prinz konnte die Wahl zum König erlangen, bevor er nicht im Kriege ſich ausgezeichnet und die Würde eines commandirenden Generals erworben hatte und nur dann ward er gekrönt, wenn er mit eigener Hand in einem Kriege Gefangene gemacht, die an ſeinem Krönungsfeſte dem Kriegsgotte geopfert wurden. Es erforderte die Königswürde ſowohl Feldherrntalent als auch perſönliche Tapferkeit. Daher wurden die Knaben von Jugend auf an die Schrecken des Krieges, an das Blutvergießen bei den Menſchenopfern gewöhnt und ihnen eingeprägt, daß die Seelen der Tapfern in jener Welt ganz beſondere Vorzüge genöſſen. Sie ehrten auch die perſönliche Tapferkeit an dem überwundenen Feinde dadurch, daß ſie demſelben, wenn er einmal zum Schlachtopfer des Kriegsgottes beſtimmt war, die Waffen zurück gaben und ihm geſtatteten mit denſelben in der Hand und kämpfend zu ſterben. Der Edelmann mußte, bevor er ſeine Laufbahn als höherer Officier antreten konnte, zuvörderſt eine Ritterwürde dadurch erwerben, daß er Beweiſe ſeiner perſönlichen Tüchtigkeit ablegte. Wer zum erſtenmal ins Feld zog, mußte ein einfaches, weißes Kleid aus grobem Aloeſtoff anlegen und ſelbſt königliche Prinzen waren von dieſer Sitte nicht ausgeſchloſſen. Erſt nachdem ſie Proben ihrer Taferkeit abgelegt hatten, wurden ſie mit der koſtbaren, glänzenden

Kriegerkleidung beehrt. Um auch nach der Erlangung der Ritter- oder Kriegerwürde noch ferner den Eifer wach zu erhalten, waren mehrere kriegeriſche Orden geſtiftet. Ein Soldat, der durch ſein Beiſpiel dem ſinkenden Muth des Heeres wieder neues Leben gab und daſſelbe zu einem erneuerten Angriff bewegte, erhielt eine beſondere Ehrenkleidung, Tlacatzluhqui genannt. Der erſte oder unterſte Orden war der Ocelo oder Tiger und man erkannte deſſen Mitglieder an einer beſondern Art Wappenrock, der bunt gefleckt war wie das Fell der Panther. Der nächſte Orden war Quauhtin oder Adler; der höchſte Achcautin oder Prinzen. Die Ritter trugen das Haar oben auf dem Kopf mit einer rothen Schnur zuſammengebunden, von welcher ſo viel baumwollene Locken herabhingen, als ſie Heldenthaten verrichtet hatten. Nach dieſer Ehrenwürde trachteten ſelbſt Generale und Könige, wie Tizok und Montezuma II. Die Mitglieder der Orden hatten im königlichen Palaſte beſondere Zimmer, wenn ſie dort auf Wache waren, und ſie durften ſich in ihren Häuſern goldener Geräthe bedienen, auch trugen ſie feinere Kleider und Schuhe als die übrigen.

Das Heer war in Abtheilungen von 8000 Mann und dieſe in Compagnien von 3—400 getheilt, deren jede ihren beſonderen Befehlshaber hatte. Die höchſte Kriegswürde war die des commandirenden Generals, dann folgten vier Claſſen Oberbefehlshaber, deren jede ihre beſonderen Abzeichen hatte. (Clavigero I. 495.)

Für verwundete oder kranke Soldaten waren in den vornehmſten Städten des Reiches Hospitäler angelegt. Dem Soldaten aber, der ſeine Schuldigkeit nicht that, trafen harte Strafen.

Wie alle Staatsangelegenheiten, ſo wurde auch der Krieg vom Könige mit dem königlichen Rathe reiflich erwogen. Empörung der Provinzen, Beleidigung oder Ermordung der Geſandten, feindliche Einfälle von Außen waren Anlaß oder wenigſtens Vorwand zu einem Feldzuge, deſſen eigentlicher Grund freilich oft genug die Herbeiſchaffung der zu den religiöſen Feſten nothwendigen Menſchenopfer waren.

Bevor es jedoch zum Kriege kam, wenn er auch ſchon im Staatsrathe beſchloſſen worden, ſchickten die Könige doch zuweilen erſt noch dreifache Geſandte an den zu bekriegenden Staat: einen an den Fürſten, wenn dieſer Urſach zum Einbruch gegeben, den andern an die Adeligen, damit dieſe den Fürſten zur Nachgiebigkeit ſtimmen möchten, und den dritten an das Volk, um demſelben die Urſache des Krieges wiſſen zu laſſen. Oft kam dadurch ein Vergleich zu Stande. An ein Volk, welches Krieg anfangen wollte, pflegte man auch durch Geſandte das Bild des Huitzilopochtli zu ſchicken mit dem Antrage, denſelben unter ihre Götter aufzunehmen. Sie nahmen es an, wenn ſie ſich zu ſchwach fühlten; kam noch ein Vergleich zu Stande, ſo

erhielten die Geſandten ein anſehnliches Geſchenk an Gold, Edelſteinen und koſtbaren Federn, kam es jedoch wirklich zum Kriege, ſo gab man vor allen Dingen dem Feinde Nachricht davon, damit er ſich zur Gegenwehr rüſten könne; denn man hielt es unter der Würde eines tapfern Volkes, den Feind unvorbereitet zu überfallen. Das Zeichen der Kriegserklärung beſtand in der Vorausſendung etlicher Schilde und Baumwollenkleider. Wenn aber ein König den anderen herausforderte, ſo ſandte er einen Abgeordneten, der denſelben ſalbte und ihm Federn auf den Kopf ſteckte. Darauf wurden Spione, Quimichtin oder Zauberer genannt, verkleidet in das feindliche Gebiet geſendet, um die Anzahl, Bewegungen und Beſchaffenheit der bekriegten Nation zu erforſchen. Wenn ſie ihren Auftrag glücklich ausführten, harrte ihrer ein reicher Lohn.

Bevor aber das Heer wirklich zu dem Feldzuge aufbrach, wurde dem Kriegsgotte und den Schutzgöttern des zu bekriegenden Volkes ein Opfer gebracht, um ſich die Gunſt derſelben zu erwerben.

Das Heer rückte nach ſeinen Compagnien und Haufen in guter Ordnung aus und nachdem es auf dem Schlachtfeld angekommen, begann es einen furchtbaren Lärmen mit Trommeln, Hörnern, Pfeifen und Geſchrei zu erheben. Bei dem Volke von Tezcuco gab der König oder der Oberfeldherr das Zeichen zum Angriff auf einer kleinen Trommel, welche ihm über die Schultern hing. Gemeiniglich begann der Angriff mit den Pfeilen oder den Wurfſpießen oder auch den Schleudern. Dann erfolgte ein Anlauf, wobei die Lanzen, Keulen und Schwerdter gebraucht wurden. Für den Nothfall war noch eine Reſerve hinter dem Angriffscorps aufgeſtellt.

Die Soldaten fochten in geſchloſſener Ordnung nach ihren Abtheilungen und hielten ſich zur Fahne, nach deren Verluſt gemeiniglich eine allgemeine Entmuthigung und Flucht erfolgte. Die Verwundeten und Todten wurden von eigens dazu beſtimmten Leuten während der Schlacht aus dem Anblick der Feinde entfernt. Da die Hauptabſicht war, dem Kriegsgott möglichſt viele Schlachtopfer zu bringen, ſo ſuchte man den Feind lebendig zu fangen und der Soldat ward nicht darnach belohnt, wie viele er todtgeſchlagen, ſondern wie viel Gefangene er ablieferte.

Ueberfall und Hinterhalt im Buſchwerk oder eigens dazu gemachten Löchern war eine oft angewandte Kriegsliſt. Eben ſo wendeten ſie ſich auch manchmal ſcheinbar zur Flucht, um den Feind in einen ſolchen Hinterhalt zu verlocken und ihn mit friſcher Mannſchaft zu überfallen.

Nach glücklicher Beendigung der Schlacht wurden große Freudenbezeugungen angeſtellt und die Belohnung der Officiere und Soldaten, welche Gefangene eingebracht hatten, vorgenommen. Hatte der König mit eigener Hand einen Gefangenen gemacht, ſo kamen aus

allen Provinzen des Reiches Bevollmächtigte, die ihre Glückwünsche und reiche Geschenke darbrachten. Dieſer Gefangene aber wurde mit den ſchönſten Kleidern und Juwelen geſchmückt und in einem Tragſeſſel nach der Reſidenz geführt und dort von den Einwohnern mit Muſik und lautem Zurufe begrüßt. Nachdem der König und die anderen, welche Gefangene gebracht hatten, einen Tag gefaſtet, führte man den Gefangenen des Königs, den man mit dem Zeichen der Sonne geſchmückt hatte, zum gemeinen Opferaltar und ließ ihn vom Oberprieſter tödten. Er ſprengte ſein Blut nach den vier Himmelsgegenden und ſchickte ein damit angefülltes Gefäß dem Könige, welcher den Befehl ertheilte, alle Götterbilder im Umfange des großen Tempels damit zu beſprengen. Der Kopf ward an einem hohen Orte ausgehangen und die Haut des Opfers mit Baumwolle ausgeſtopft im königlichen Palaſte zum Andenken an die Heldenthat ausgehangen.

Dieß waren die politiſchen und kriegeriſchen Inſtitutionen der Staaten von Anahuac, die im Weſentlichen mit denen der ſüdlichen Staaten von Peru und Quito übereinſtimmen. Deſto verſchiedener war

die Religion

der beiden Reiche, die in beiden jedoch innig mit dem Staatsleben zuſammenhing und einen weſentlichen Theil deſſelben bildete. Das Königthum der Staaten von Anahuac, namentlich von Mexico, hatte eine Hauptſtütze in dem Prieſterthum, das ſich ganz mit den ſchrecklichſten und fürchterlichſten Formen umgeben hatte. Der Prieſterſtand war ſehr zahlreich und da der König der ſichtbare Kriegsgott war, ſo bildeten die Prieſter auch ſeine eigentlichen Diener und ſtanden ihm faſt näher als der Adel, der den Kern ſeiner weltlichen Macht bildete. Wir finden hier ein ähnliches Verhältniß wie in den Staaten der Südſee, wo Adel und Prieſterthum noch nicht ſo ſcharf geſondert ſind, aber wie in Anahuac als eine mit allen Schrecken der blutigſten Opfer und ſchauerlichſten Ceremonien ausgerüſtete Macht entgegenſtanden. Zu Erhaltung der zahlreichen Prieſterſchaft war ein großer Theil des Ländergebietes ausgeſetzt; Clavigero (I. 378.) berechnet die Anzahl der geſammten Prieſterſchaft des mexicaniſchen Reiches auf vier Millionen. Da die Prieſter alleinige Inhaber der Cultur waren, da ſie die Erziehung und den Unterricht beſorgten, pflanzten ſie dem Volke eine unbegränzte Ehrfurcht vor ihrem Stande ein und ſicherten ſich ſomit einen außerordentlichen Andrang in ihren Stand. Wie der König der ſichtbare Gott des Krieges, ſo galten auch die Prieſter gewiſſermaßen als Verkörperungen der Gottheiten, deren Dienſte ſie ſich gewidmet hatten. Im großen Tempel von Mexico lebten fünftauſend Prieſter, die alle

der größten Achtung genoſſen. Daher beeiferten ſich auch die Edelleute, ihre Kinder eine Zeit lang dem Dienſte im Tempel zu widmen, und die Kinder der geringeren Leute wurden glücklich geſchätzt, wenn ſie wenigſtens zu den Geſchäften außerhalb des Tempels, zum Herbeiſchaffen des Holzes, zur Unterhaltung der Kohlenfeuer eine Zeit lang verwendet wurden und ſo einen Abglanz des heiligen Geſchäftes in das bürgerliche Leben mit hinüber nehmen konnten. Alle aber wurden in den mit den Tempeln verbundenen Schulen und Seminarien unterrichtet.

Der Lebensunterhalt der Prieſterſchaft floß aus den beträchtlichen Ländereien, die dem Tempel unveräußerlich gehörten und deshalb Land der Götter genannt wurden. Bei den Tempeln waren Vorrathshäuſer für Getraide und andere Lebensmittel, deren alljährlicher Ueberreſt unter die Armen vertheilt wurde, für welche auch Hospitäler, unter prieſterlichem Einfluß, errichtet waren. Außerdem erhielten die Prieſter freiwillige Gaben von den frommen Bewohnern des Landes und die erſten Feldfrüchte als ein Dankopfer für die Gottheit, ſo daß ſie ſtets im größten Ueberfluſſe leben konnten.

Unter den Prieſtern fand eine Rangordnung ſtatt, die mit der der weltlichen und kriegeriſchen Beamten des Reiches große Aehnlichkeit hatte. An der Spitze ſtanden zwei Oberprieſter, der göttliche Herr, Teoteuctli, und der große Prieſter, Huritroquixqui. Dieſe höchſten Stufen der geiſtlichen Macht erlangten nur Männer von vornehmer Geburt, gediegener Rechtſchaffenheit und tiefer Kenntniß des geſammten Religionsweſens. Sie wurden in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, ohne ihre Genehmigung ward kein Krieg begonnen, ſie mußten den König nach ſeiner Erwählung ſalben, bei feierlichen Menſchenopfern die Bruſt der Schlachtopfer öffnen und das ſchlagende Herz herausnehmen. In Acolhuacan war der Oberprieſter allemal der zweite Prinz des Königs. Der Umſtand, daß in Mexico die oberprieſterliche Würde auf zwei Perſonen vertheilt war, hatte vielleicht darin ſeinen Grund, daß man ſie von der königlichen Würde mehr abhängig machen wollte, indem man eine Theilung der Macht ſtattfinden ließ.

Die Oberprieſter wurden gewählt, — doch iſt nicht bekannt von wem. Ihre Tracht war außerordentlich reich. In Mexico war das Zeichen ihrer Würde eine auf die Bruſt herabhängende Baumwollenquaſte. An hohen Feſten trugen ſie die Zeichen derjenigen Gottheit, deren Feſt ſie feierten. Der Oberprieſter der Mixteken trug ein kurzes Kleid, worauf die vornehmſten Abſchnitte der Göttergeſchichte abgebildet waren. Darüber trug er längere Gewänder, auf dem Kopfe einen Federſchmuck mit kleinen Götterbildern. Auf der Schulter und am Arme hing ihm eine Baumwollenquaſte.

Nach den Oberprieſtern folgte der Mexicotrohuatzin, der Oberaufſeher über die wichtige Vollziehung der Religionsgebräuche und den

Wandel und die Wirkſamkeit der Prieſter und der Seminarien. Sein Amt unterſtützten zwei andere geiſtliche Beamte, deren einer ſpeciell der Generalſuperior aller Seminarien war und als Zeichen ſeines Amtes einen Sack mit Kopalharz bei ſich trug.

Nun folgten die übrigen Beamten, der Tlatquinicloltenktli, welcher die Oeconomie der Tempel beſorgte; der Ometochtli fertigte die Hymnen zu den Feſten der Götter; man hatte ferner einen Muſikdirector, der auch die Sänger unterrichtete, einen Ceremonienmeiſter, ſo wie Vorſteher der einzelnen Seminarien. Die Prieſter hatten den Namen Tropixqui, d. h. Diener Gottes. Allgemeine Tracht der Prieſter war der ſchwarzbaumwollene Mantel, den ſie wie einen Schleier über den Kopf trugen. Bemerkenswerth iſt, daß in den Gemälden der Mendoza'ſchen Sammlung die Prieſter und Seminariſten am ganzen Leibe ſchwarz bemalt erſcheinen und daß wohl dieſe Färbung mit der Tinte zuſammenhängt, mit welcher der König bei der Krönung geſalbt wurde. Man wollte durch dieſen Anſtrich vielleicht eine Aufnahme in den Prieſterorden andeuten, wie man ja auch den Edelmann erſt in den Kriegerſtand durch eine beſondere Feier einweihete, bevor er die höheren kriegeriſchen Würden erlangen konnte. Ich erinnere hier an eine Begebenheit, welche ſich im Staate der Huexotzieken zutrug. Dieſe hatten den Tolteeatl zum Herrn erwählt; kaum war aber ein Jahr verfloſſen, als er mit der Prieſterſchaft in Uneinigkeit gerieth. Die zahlreichen Prieſter mißbrauchten ihre Gewalt, drangen in die Privathäuſer und nahmen Mais, Truthühner und was ſie ſonſt fanden hinweg, begingen auch Ausſchweifungen, welche ihrer Würde durchaus nicht angemeſſen waren. Als Tolteeatl dawider einſchreiten wollte, griffen die Prieſter zu den Waffen und wurden von einer Partei des Pöbels unterſtützt, wodurch ein Bürgerkrieg losbrach, den der neue Herrſcher durch ſeine Entweichung zu beendigen glaubte. (Clavigero I. 291.) Aehnlichen Vorgängen wurde dadurch vorgebeugt, daß der König ſelbſt dem Prieſterſtande angehörte und daß die höchſte Prieſterwürde zwiſchen zwei Perſonen getheilt war.

Obſchon es den Prieſtern geſtattet war, außer dem ſchwarzen Schleier andere bürgerliche Kleidung zu tragen, ſo gingen doch diejenigen, welche in den größeren Congregationshäuſern wohnten, beſtändig ganz ſchwarz. Sie ſchoren nie den Bart, ſondern banden ihn nur mit Baumwollenſchnüren zuſammen und beſtrichen ihn mit ſchwarzer Farbe, um ſich ein abſchreckendes Anſehen zu geben.

Wenn ſie auf den Bergen oder in den Höhlen opferten, bemalten ſie ſich allemal ſchwarz. Sie ſammelten Inſecten, Scorpione und kleine Schlangen und verbrannten ſie auf eine der Kohlenpfannen vor dem Tempel; dann ſtießen ſie die Aſche davon mit Ruß von Ocotl, Tabak, der Pflanze Oliuhqui, nebſt einigen lebendigen Inſekten in einem Mörſer. Nachdem ſie dieſe Salbe den Göt-

tern in kleinen Gefäßen vorgeſetzt, rieben ſie ſich den Leib damit ein und fürchteten ſich nun vor keinem giftigen oder wilden Thiere der Wälder. Dieſe göttliche Arznei, Teopatli, galt zugleich als ein vorzüglich kräftiges Heilmittel in allerlei Krankheiten, weshalb bei den Prieſtern immer Nachfrage darnach war. Die Knaben, welche in die Seminarien aufgenommen waren, mußten die Inſecten ſammeln, wodurch ſie den Abſcheu dafür verloren.

Die Prieſter mußten ſich mancherlei Entbehrungen auferlegen und viele Faſten und ſtrenge Lebensart beobachten. Sie tranken nur ſelten geiſtige Getränke und waren nie berauſcht. Die Prieſter des Gottes Tezcatzoncatl bekamen beſonders ſelten Wein zu koſten. Wenn ſie, 303 Mann ſtark, den täglichen Lobgeſang beendigt hatten, ſo legten ſie eben ſo viele Stückchen Rohr auf einen Haufen, von denen nur eines angebohrt war. Sodann griff ein jeder nach einem Rohr und derjenige, der das angebohrte herauszog, war der Glückliche, welcher an dieſem Tage Wein trinken durfte.

So lange die Prieſter im Tempel dienten, mußten ſie ſich aller Weiber, ihre eigenen ausgenommen, enthalten. Wenn ihnen ein Frauenzimmer auf der Straße begegnete, ſo ſchlugen ſie, um den Schein der Zurückhaltung und Demuth zu gewinnen, ihre Augen nieder, denn es war den Prieſtern jedes Vergehen mit dem andern Geſchlecht auf das Strengſte unterſagt. In Teohuacan lieferte man derartige Verbrecher dem Volke aus, welches ſie Nachts zu Tode prügelte. In Ichcatlon mußte der Oberprieſter beſtändig im Tempel leben und durfte mit gar keiner Frau Gemeinſchaft haben. Im Uebertretungsfalle ward er in Stücke zerriſſen und ſeine Glieder als warnendes Beiſpiel ſeinem Nachfolger überliefert. Denen, welche bei dem nächtlichen Tempeldienſt einſchliefen, goß man heißes Waſſer über den Kopf oder durchbohrte ihnen Ohren und Lippen; bei wiederholtem Verſehen tauchte man ſie in den See und verbannte ſie ſo lange aus dem Tempel, als das Feſt des Waſſergottes währte. Die Prieſter lebten unter ſtrenger Aufſicht und ſuchten durch ſcheinbare mannichfache Entbehrungen dem Volke Ehrfurcht vor ihrem Stand und Beruf beizubringen. Der Prieſterſtand wurde nicht allgemein auf Lebenszeit angetreten, doch widmeten ſich Einige dem Tempeldienſte für immer, Andere nur auf eine beſtimmte Zeit, theils aus beſonderer Frömmigkeit, theils in Folge eines Gelübdes ihrer Väter.

Es widmeten ſich auch Mädchen dem Prieſterſtande. Sie verſahen ebenfalls den Dienſt im Tempel, räucherten den Götterbildern, unterhielten das heilige Feuer, bereiteten die täglichen Opfer der Lebensmittel und boten ſie in ihren Händen denſelben dar; von den Opfern ſelbſt und den höheren Würden des Prieſterſtandes waren ſie jedoch ausgeſchloſſen. Einige waren von Jugend auf durch ein Gelübde der Eltern dem Tempeldienſte geweihet, andere nur auf ein oder zwei Jahre, um dadurch Erlöſung von einer Krankheit, das Wohl

der Familie oder eine glückliche Ehe von den Göttern zu erlangen.

Wenn die Eltern ein Mädchen dem immerwährenden Dienſte im Tempel beſtimmten, ſo gelobten ſie daſſelbe gleich nach der Geburt einem gewiſſen Gotte und meldeten dieß dem Vorſteher des Stadtviertels, welcher bei dem Generalſuperior der Seminarien Anzeige davon machte. Nach zwei Monaten trugen ſie das Mädchen in den Tempel und gaben demſelben einen Stengel Pfriemenkraut und ein kleines thönernes Räuchergefäß mit etwas Kopalgummi in die Hände, wodurch ſeine künftige Beſtimmung angedeutet wurde. Dieſes wiederholten ſie alle Monate und warfen dabei allemal ein Stückchen Baumrinde in das Opferfeuer. Im fünfzehnten Jahre wurde das Mädchen dem Generalſuperior der Seminarien übergeben, welcher es nun in das Mädchenſeminar aufnahm. Hier erhielt es Unterricht in der Religion und in den Pflichten ſeines künftigen Standes. Manche Mädchen ſchnitten ſich wegen eines beſonderen Gelübdes die Haare ab. Hier führten ſie nun, entfernt von allem Umgang mit dem männlichen Geſchlechte, ein ſehr ſtilles und ſittſames Leben. Ihre vornehmſte Aufgabe war die Unterhaltung des Tempelfeuers und ſie waren deshalb in beſtimmte Wachen getheilt; einige ſtanden zwei Stunden vor Mitternacht, andere gerade um Mitternacht, wieder andere mit Tagesanbruch auf, um das Feuer zu beſorgen und den Göttern zu räuchern. Obſchon nun auch Prieſter daſſelbe Geſchäft mit ihnen verrichteten, ſo geſchah dieß doch ſtets unter ſtrenger Aufſicht der Oberen und die Männer ſtanden auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite des Altares. Des Morgens bereiteten ſie das Opfer der Lebensmittel und kehrten den untern freien Platz des Tempels. Die Zeit, welche ſie nicht beim Tempeldienſt zubrachten, verwendeten ſie zum Spinnen und Weben und Verfertigen der ſchönen Gewänder, womit die Götterbilder bekleidet und die Tempel ausgeſchmückt wurden.

Sündigte eine der Prieſterinnen wider das Geſetz der Keuſchheit, ſo fand keine Verzeihung ſtatt, wenn es entdeckt wurde; blieb das Verbrechen aber verborgen, ſo ſuchte die Sünderin den Unwillen der Götter durch heimliche Faſten und Bußungen abzuwenden, denn ſie glaubte, daß ihr Fleiſch zur Strafe verfaulen werde. Hatte eine Tempeldienerin das 16—18. Jahr erreicht, ſo ſuchten die Eltern einen Mann für ſie aus und wenn ein ſolcher gefunden, überreichten ſie dem Generalſuperior eine Anzahl Wachteln in ſchöngemalten Schüſſeln nebſt etwas Kopalharz, Blumen und Eßwaaren, dankten ihm in zierlicher Anrede für die Sorgfalt, welche er auf die Erziehung ihrer Tochter verwendet, und baten ihn um Genehmigung zu der bevorſtehenden Heirath. Der Einwilligung folgte ſodann eine Ermahnung an das Mädchen zur Beharrung in der Tugend und zur treuen Pflichterfüllung in ſeinem neuen Stande.

Dadurch aber, daß ſo viele Mädchen von zartem Alter an im Tempel dem Dienſt der Gottheit gewidmet wurden, daß ſie, wenn auch immer nur in ehrerbietiger Entfernung, das heilige Leben der Prieſter, den Ernſt, die Würde, die ſtrengen Sitten derſelben, mehrere Jahre vor Augen hatten, wurde den künftigen Müttern eine Ehrfurcht für die Staatsreligion eingeprägt, welche den größten Einfluß auf die kommende Generation ausüben mußte. Dieſer Zweck wurde aber bei weitem ſicherer dadurch erreicht, daß ſie nur einige Jahre im Tempel verweilten, nach deren Ablauf ſie ins bürgerliche Leben zurückkehrten, als wenn ſie für immer im Tempel geblieben wären, zumal da ihr Tempeldienſt in denjenigen Lebensjahren ſtattfand, wo das weibliche Gemüth die tiefſten und dauerndſten Eindrücke zu erhalten pflegt. Die Fantaſie der Mädchen ward mit den Bildern der Götter, den ehrwürdigen Geſtalten der Prieſter für alle Zeit erfüllt; ſie ſahen hier den Mann in ſeinen blutigen Beſchäftigungen bei den Opfern, ſie ſahen ihn als dasjenige Weſen, was auf Erden der Gottheit am nächſten ſteht, und dieß mußte auf ihre Geſinnung und Anſicht den größten Einfluß üben.

Die Prieſterſchaft, männlichen ſowohl als weiblichen Geſchlechts, war in mehrere Vereinigungen oder Orden verſammelt, deren jeder dem Dienſte eines beſtimmten Gottes gewidmet war.

So hatte der Gott Quetzalcoatl eine Congregation, welche Tlamacazcajotl und deren Mitglieder Tlamacazque genannt wurden, während der Obervorſteher deſſelben den Namen des Gottes ſelbſt führte. Der Eintritt in den Orden fand in früher Kindheit ſtatt. Die Eltern, welche einen Knaben dieſem Dienſte widmen wollten, ladeten den Vorſteher der Geſellſchaft zu Tiſche, er ſandte ihnen darauf gewöhnlich einen ſeiner Untergebenen, der ihm dann das Kind überbrachte. Er nahm daſſelbe auf den Arm und weihete es mit einem Gebete dem Quetzalcoatl, indem er ihm ein Halsband umlegte, das es bis zum ſiebenten Jahre tragen mußte. War das Kind zwei volle Jahre alt, ſo machte der Vorſteher einen kleinen Einſchnitt in ſeine Bruſt, der nächſt dem Halsband ein Zeichen ſeiner Beſtimmung war. Im ſiebenten Jahre kam der Knabe ins Kloſter, nachdem er von ſeinen Eltern in einer langen Rede vernommen, wie er dem Dienſte des Quitzalcoatl verlobt ſey, wie er gehalten, dieß Gelübde zu erfüllen, den Obern gehorſam und ſeiner Pflicht getreu zu leben. Sie ermahnten ihn, Gott für ſeine Eltern und das ganze Volk anzuflehen. Die Kleidung des Ordens war ſehr anſtändig und ehrbar; die Mitglieder badeten jede Mitternacht und wachten dann bis zwei Stunden vor Tagesanbruch, ſie ſangen ihrem Gotte Loblieder und beobachteten allerlei Regeln und ſehr ſtrengen Wandel. Sie hatten die Erlaubniß zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht in die Gebürge zu gehen und dort etwas von ihrem Blute zu verſprützen. Sie ſtanden in hohem Anſehen wegen ihrer ſtrengen Tugend. Der

Vorſteher hatte das Recht, Niemand anderen als den König ſelbſt beſuchen zu müſſen.

Der Orden Tepochtliztli oder „die Jünglinge" war dem Gotte Tezcatlipoca gewidmet und beſtand nur aus Jünglingen und Knaben, die von Kindheit auf demſelben geweihet waren. Sie lebten nicht in einem Convente zuſammen, ſondern es hatte jeder ſeinen beſonderen Aufenthalt. In jedem Stadtbezirke wohnte ein Vorſteher, der die Aufſicht über ſie führte, und war ein Haus, worin ſie ſich verſammelten und zum Lobe ihrer Gottheit Geſänge und Tänze aufführten. Obſchon ſich nun auch Mädchen in dieſe Tänze miſchten, fand doch nie die geringſte Unordnung ſtatt.

Bei den Totonaken beſtand ein der Göttin Centeotl gewidmeter Orden von ſehr ſtrenger Obſervanz, in welchem nur Männer von ſechzig Jahren und Wittwen aufgenommen wurden, die keine Gemeinſchaft mit Frauen hatten. Er hatte eine beſtimmte Anzahl Mitglieder und es konnte ein neues Mitglied erſt dann eintreten, wenn eine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden war. Dieſe Mönche ſtanden in ſo hohem Anſehen, daß ſie ſogar vom Adel und von den Oberprieſtern um Rath gefragt wurden. Sie ſetzten ſich dann auf die Ferſen und hörten die Fragenden mit niedergeſchlagenen Augen an. Ihre Antworten galten ſelbſt bei den Königen als Orakel.

So finden wir in den alten Staaten von Anahuac eine ſehr regelmäßig gegliederte Prieſterſchaft als die Pfleger des Wiſſens, die Inhaber der Künſte und die Stützen der weltlichen Gewalt und Herrſchaft. Sie erhielten ſich in ihrem Anſehen theils durch den ſtrengen Wandel und die Entbehrungen und Büßungen, welche ſie ſich auferlegten, theils durch die grauſamen Opfer, die ſie öffentlich in den großartigen Tempelgebäuden abhielten, nächſtdem aber durch die Lehren, die ſie dem Volke immerfort wiederholten und die ſie demſelben von der zarteſten Jugend an eingeprägt hatten.

Die Prieſter waren durch ihren Stand zu mannichfaltigen Büßungen verpflichtet und wurden in den Seminarien, wo ſie erzogen wurden, durch die barbariſchen Strafen, die Stiche mit Aloeſtacheln, die Prügel, das Brennen, dazu vorbereitet und an Ertragung der Schmerzen gewöhnt. Wir ſahen, wie die Ertragung der Schmerzen und die Unempfindlichkeit gegen Wunden ſchon bei den uncivilisirten Indianern eine Ehrenſache iſt, in welcher die Jugend frühzeitig geübt wird. (C.-G. II. 89.) Sie hatten aber dieſe Sitte auch auf die höheren Culturſtufen mit hinübergenommen und die Herrſcher pflegten ſie, weil ſie den kriegeriſchen Character der Nation unterſtützen mußte.

Die Prieſter ließen ſich häufig Blut ab. In den Gemälden der vaticaniſchen Sammlung (C. Vat. 3738. n. 77. Kingsborough Th. II.) ſehen wir Prieſter, welche ſich mit einem ſpitzigen Inſtrumente, das den Meiſeln der Botocuden (C.-G. I. 268. Taf. II. c.) ähnlich

vielleicht aus Knochen eigens dazu angefertigt war, die Spitze der Zunge und die Ohren durchbohren. In den Bildern aus den Seminarien bemerken wir Knaben, die mit Aloeſtacheln an allen Gliedern geſpickt ſind und aus deren Wunden das Blut ausſtrömt. Man durchbohrte ſich zur Buße die Fleiſchtheile der Arme und Beine und ſteckte in dieſe Oeffnungen kleine Stückchen Rohr, aus denen das Blut ablief. Je öfter dieſe grauſame Operation wiederholt wurde, deſto größere Rohrſtücken wurden dazu angewendet. Das abgezapfte Blut wurde ſorgfältig in den Blättern des Baumes Akrojatl geſammelt. Die bluttrünſtigen Stacheln ſteckten ſie in kleine Ballen Heu, welche ſie auf die Einſchnitte der Tempelmauer ſtellten, um dem Volke zu zeigen, welche gewaltige Büßungen ſie für das Heil deſſelben anſtellten. Diejenigen, welche ſich im Umfange des großen Tempels von Mexico caſteieten, badeten ſich ſodann dort in einem Teiche, welcher Ezapan hieß, weil er immer vom Blute gefärbt war. Das Rohr, welches dabei angewendet wurde, hob man zum Beweiſe der wirklich erduldeten Buße ſorgfältig auf.

Außer den Opfern des eigenen Blutes fanden ferner Wachen und Faſten ſtatt und zu jedem Feſte bereitete man ſich dadurch vor. Bei den Faſten enthielt man ſich des Fleiſches und geiſtiger Getränke oder man aß nur einmal des Tages, enthielt ſich des Umganges mit Frauen und zapfte Blut ab.

An manchen dieſer Faſten und Bußen nahm auch das ganze Volk Theil, dem es ſich um ſo weniger entziehen konnte, als die Prieſter mit gutem Beiſpiel vorangingen. Am fünftägigen Mixcoatlfeſte mußte das ganze Volk, die Kinder nicht ausgeſchloſſen, faſten; dem Feſte Tezcatlipoca ging ſo wie dem Sonnenfeſte eine viertägige Faſten voraus. Der König begab ſich dann in ein gewiſſes Gemach des Tempels und überließ ſich hier den Büßungen des Blutvergießens und der Faſten. Es faſtete ferner jeder Eigenthümer eines Schlachtopfers an dem Tage, welcher dem Opfer vorausging. Die Beſitzer der dem Gott Xipe zum Opfer beſtimmten Gefangenen faſteten zwanzig Tage lang. Gleich dem Könige hatten auch die vornehmſten Edelleute im Tempel ihre beſonderen Zimmer, wo ſie ihre religiöſen Uebungen abhalten konnten.

Wie groß der Einfluß der Prieſterſchaft war, erhellt nicht allein aus der obenerwähnten Sitte, daß ein Edelmann nicht eher ſeine kriegeriſche Würde erhielt, als bis er gewiſſen Büßungen ſich unterzogen, ſondern auch daraus, daß ähnliche Ceremonien bei dem Antritt jedes größeren Erbes ſtattfanden. In Mixteca mußten die erſtgeborenen Söhne der Herren und Vaſallen, bevor ſie Beſitz von ihren Gütern nehmen konnten, ein ganzes Jahr lang harte Buße thun. Man führte unter zahlreicher Begleitung den Lehenserben in ein Kloſter, wo man ihm ſeine Kleider abnahm und dafür ein ſchlechtes, mit elaſtiſchem Gummi beſchmiertes Kleid gab, auch Geſicht und Leib mit

ſtinkenden Kräutern einrieb. Er erhielt auch eine kleine Lanzette von Irtli, um ſich damit Blut abzuzapfen, mußte faſten, ſchwere Arbeiten verrichten und erhielt für die geringſten Fehler ſehr harte Strafen. Nach Ablauf eines Jahres ward er von vier Mönchen mit wohlriechenden Waſſern gewaſchen und mit großem Gepränge und Muſik nach Hauſe gebracht.

Wenn ſich öffentliche Unglücksfälle ereigneten, ſo übernahm der Oberprieſter von Mexico eine außerordentliche Büßung und Faſten. Er begab ſich in einen Wald, baute ſich eine Hütte und deckte ſie mit Zweigen, die ſtets friſch ſeyn und wenn ſie verdorrt waren, mit neuen vertauſcht werden mußten. Er ſchloß ſich in der Hütte ein und brachte hier neun bis zehn Monate in beſtändigem Gebete zu. Er enthielt ſich alles menſchlichen Umgangs, genoß nichts als Maiskörner und Waſſer und vergoß öfter ſein Blut. Kein Oberprieſter durfte die Faſten mehr als einmal übernehmen.

In dem vornehmſten Tempel von Tlascala lebten ſtets vier Prieſter in ganz ſtrengen Faſten. Sie waren ſchlecht gekleidet, ihre tägliche Nahrung beſtand in zwei Unzen grobem Maisbrot und ſchleimiger Maisbrühe. Zwei derſelben mußten die ganze Nacht wachen und Loblieder auf die Götter abſingen, viermal räuchern und die Götterſteine mit ihrem Blute beſprengen. So mußte jeder ein Jahr zubringen. Einmal des Monats, an einem gewiſſen Feſttage, durften ſie jedoch ſich mit anderer Speiſe ſtärken, nachdem ſie ſich auf eine barbariſche Art dazu vorbereitet. Sie mußten nämlich die Ohren mit Aloeſtacheln durchbohren und ſechzig Stücken Rohr von verſchiedener Stärke hindurchſtecken. Starb einer derſelben während dieſer Zeit, ſo ward ſeine Stelle ſogleich erſetzt. Ein Vergehen wider die Keuſchheit wurde, wenn es bewieſen, mit dem Tode beſtraft, der Körper des Verbrechers verbrannt und die Aſche in die Luft geſtreut.

Einen großen Einfluß bewahrten ſich die Prieſter durch die Lehre, daß ein Verbrechen, welches man dem Prieſter anvertraute und mit Bußen ſühnte, welche der Prieſter angeordnet, der Strafgewalt des Staates unzugänglich war. Die prieſterliche Vergebung befreite den Verbrecher aus dem Gefängniſſe und von jeder weltlichen Strafe, jedoch durfte daſſelbe Verbrechen nicht nochmals wiederholt werden. Das Gebet des Prieſters an die Gottheit lautete: „O barmherziger Gott, Du, der Du die Geheimniſſe aller Herzen kenneſt, laß Deine Verzeihung und Gnade herabträufeln, wie die reinen Waſſer des Himmels, um die Flecken aus der Seele zu waſchen. Du weißt, daß dieſer arme Menſch nicht aus eigenem freien Willen geſündigt hat, ſondern durch den Einfluß des Zeichens, unter welchem er geboren worden." Der Prieſter ermahnte ſodann den Verbrecher, die von ihm vorgeſchriebenen Leiſtungen genau zu beobachten, und machte es ihm zur Pflicht, einen

Sclaven zum Menſchenopfer für die Gottheit herbeizuſchaffen. Er ſchloß auf eine Ermahnung zur Wohlthätigkeit gegen die Armen mit den Worten: „Kleide den Nackenden und ſpeiſe den Hungrigen, welche Entbehrung es Dich auch koſten mag; denn bedenke, daß ihr Fleiſch dem deinigen gleich iſt und daß ſie Menſchen ſind wie Du. (S. Sahagun hist. de la nueva España I. 12. VI. 7.)

Wir ſahen, wie die Prieſter bei der Geburt eines Menſchen, bei ſeiner Verheirathung, bei ſeinem Unterricht und ſeiner Erziehung, bei dem Eintritt in höhere Standeswürden, bei ſeinem Tode ſich als thätige Vermittler zeigten. Sie bewahrten ſich bei jedem wichtigen Ereigniß und Unternehmen einen großen Einfluß durch die Vorausbeſtimmung des Endes und die Wahrſagung. Jeder Tag, jeder der achtzehn Monate hatte ſeine Bedeutung für glücklichen oder unglücklichen Ablauf dieſes oder jenes Unternehmens und war genau beſtimmt. Ja ſie hatten nicht allein die bereits vergangenen Zeiten, ſondern auch die noch zukünftigen Zeitmaſſen getheilt und geſichtet, um den muthmaßlichen Inhalt derſelben berechnen zu können.

Der Mittelpunct und Sitz der prieſterlichen Wirkſamkeit waren die Tempel, zu deren Unterhalt große Ländereien beſtimmt waren. Dieſe Tempel, Gotteshäuſer, Teocalli, oder Gottes Stätte, Teopan genannt, waren urſprünglich nur armſelige Hütten. Den erſten Tempel von Mexico hatte der erſte König Itzcoatl angelegt, aber bereits nach der Eroberung von Azcapolzalco vergrößert; Montezuma I. erbaute einen neuen, prächtigeren. Tizok entwarf den Plan zu dem großen Gebäude, welches Ahuitzol ausführte und das durch die Spanier zerſtört wurde. Er ſtand im Mittelpuncte der Stadt und wir lernten die Bauart des Hauptgebäudes oder des eigentlichen, terraſſenförmig angelegten Tempels ſchon oben (S. 84.) kennen.

Der oberſte Platz war der eigentliche Schauplatz der großen religiöſen Handlungen und war 43 Klaftern lang und 34 breit. Am Oſtende deſſelben erhoben ſich zwei neun Klaftern hohe Thürme, deren jeder drei Abſätze hatte, deren unterer gemauert war, während die beiden andern von Holz ſauber gearbeitet und ſchön gemalt waren. In dem untern Geſtock deſſelben ſtanden die Götterbilder auf ſteinernen, fünf Fuß hohen Altären. Der eine Thurm war dem Kriegsgotte, der andere dem Tezcatlipoca gewidmet. Die übrigen Stockwerke waren zur Aufbewahrung der gottesdienſtlichen Geräthe, der Aſche der Könige und derjenigen Edelleute beſtimmt, welche ſich dieſen heiligen Ort zur Ruheſtätte auserleſen hatten. Dieſe Thürme endigten in Kuppeln, die Thüren waren auf der Weſtſeite; die eigentliche Geſtalt derſelben iſt unbekannt *). Vor den Thürmen befanden

*) Die Abbildung in Cortes historia de nueva Espanna. Mex. 1770. fol. widerſpricht den anderen Beſchreibungen und iſt nach oberflächlichen Nachrichten zuſammengeſtellt (ſ. Clavigero I. 366.).

ſich zwei mannshohe Feuerbecken, welche wie die Monſtranzen in den katholiſchen Kirchen geſtaltet waren und deren Flammen ununterbrochen erhalten wurden, da man glaubte, das Verlöſchen der Feuer werde der Himmel ſehr hart beſtrafen. Im Umfange der ſämmtlichen Tempelgebäude ſtanden noch 600 ſolcher Feuerbecken, die gleichfalls ununterbrochen brannten. Oben auf dem Platze war der große Opferſtein für die gewöhnlichen Menſchenopfer aus einem großen Jaspis, der in der Mitte eine Vertiefung hatte.

Auf dem unteren gepflaſterten, mit einer großen Mauer umſchloſſenen Raume befanden ſich gegen vierzig kleinere, verſchiedenen Gottheiten gewidmete Tempel, Wohngebäude für die Prieſter und deren Zöglinge ſo wie für andere zum Tempeldienſt beſtimmte Perſonen. Es waren für die Prieſter ſelbſt fünf Collegia und für die Jugend drei Seminarien vorhanden, die aber von großem Umfang geweſen ſeyn müſſen, da 5000 Perſonen den Tempel bevölkerten. Ueber den vier Thoren der großen Mauer waren die Zeughäuſer angebracht, ein fünftes war am Tempel Tezcalli (Haus der Spiegel, weil die Wände mit Obſidianſpiegeln bedeckt waren).

Die vorzüglichſten Tempel waren die des Tezcatlipoca, Tlaloc und Quetzalcoatl; ſie waren nur in der Größe unter einander verſchieden und mit der Vorderſeite gegen den großen Tempel gekehrt; ſie waren viereckig, der des Quetzalcoatl dagegen rund und ſein Eingang ſtellte den Rachen einer ungeheueren Schlange, aus Stein gearbeitet, dar, deren Anblick ſelbſt den Spaniern Schauder- und Schreckenerregend war. Von den übrigen Tempeln war einer Ilhuicatitlan, Tempel des Planeten Venus, genannt; in demſelben befand ſich an einem Steinpfeiler das Bild dieſes Geſtirns und es wurde demſelben zur Zeit, wo es am Himmel erſchien, ein Gefangener geopfert.

Ein anderes Gotteshaus war ganz mit Muſcheln belegt und dabei befand ſich ein Haus, wohin ſich die Könige von Mexico zu gewiſſen Zeiten begaben, um zu faſten und zu beten. Ein ſolches hatte auch der Oberprieſter, ſo wie ein und der andere Edelmann. Ein großes Gebäude war zur Bewirthung angeſehener Fremde beſtimmt, die entweder Andacht oder Neugierde nach Mexico geführt hatte. Innerhalb der großen Mauer ſah man ferner Teiche zum Baden und Brunnen zum Trinken. Das Waſſer des Brunnens Tarpalatl galt für heilig und durfte nur an den höchſten Feſten getrunken werden, weshalb die Spanier dieſe Quelle verſtopften. Man hatte ferner hier noch Ställe, worin man die zu den Opfern nothwendigen Vögel aufzog, Gärten, wo man Blumen und wohlriechende Kräuter zum Schmuck der Altäre erbaute, auch einen kleinen Hain, worin man kleine Hügel, Felſen und Schluchten gebildet hatte und von wo aus man auf die großen Jagden auszog.

Für Aufbewahrung der kleinen Götterbilder, Verzierungen u. a.

Digitized by Google

heiligen Geräthe waren beſondere Zimmer vorhanden, unter denen drei den Spaniern durch ihre außerordentliche Größe auffielen. In einem großen Käfig wurden die Götterbilder der bezwungenen Nationen aufbewahrt, in anderen ganze Haufen von Knochen; ferner waren Räume vorhanden, in welchen man die Schädel der Opfer auf Stangen aufgeſteckt und an den Wänden befeſtigt hatte.

Außerhalb der großen Tempelmauer, dem Hauptthore gegenüber, lag das Haus Huitzompan, das aus einem großen Erdhügel beſtand, der länger als breit eine abgeſtumpfte Pyramide bildete, deren längſte Seite am Fuße 154 Schuh zählte. Auf die Plattform führte eine Treppe von dreißig Stufen, auf denen über ſiebenzig große Stangen in einem Abſtand von vier zu vier Fuß ſich befanden, welche von oben bis unten durchlöchert waren. Durch die Löcher gingen von Stange zu Stange Stäbe, an welche Menſchenſchädel gereihet waren*). Es war auch auf jeder Stufe ein Menſchenſchädel aufgeſtellt und auf jeder Ecke des Gebäudes ſah man einen ganzen Haufen menſchlicher Schädel. Wir ſehen hier alſo die weitere Ausbildung der nordamericaniſchen Stangen mit menſchlichen Köpfen (ſ. Th. II. S. 178. Taf. XVI.). Sobald einer der Schädel vor Alter zerfallen wollte, erſetzten die Prieſter ſeine Stelle mit einem friſchen aus den Beinhäuſern. Die Schädel gemeiner Leute wurden enthäutet, die der Vornehmen aber, wie bei den Botocuden und Neuſeeländern, mit Haut und Haar getrocknet und ſo aufgeſtellt. Ein Officier des Cortes zählte an dieſem Gebäude einhundert ſechs und dreißigtauſend Schädel. — Außer dem großen Tempel gab es noch an zweihundert kleinere in den verſchiedenen Bezirken der Stadt Mexico.

In ähnlicher Weiſe waren die Tempel der übrigen Ortſchaften in Anahuac erbaut und im Umfange des mexicaniſchen Reiches ſoll es an 40,000 Tempel gegeben haben, und außer den Städten hatte man deren auch auf Bergen, in den Wäldern und an den Heerſtraßen.

Der Götterdienſt der Prieſter beſtand vornämlich in den **Opfern.** Die alten Nationen, die Chechemeken hatten urſprünglich keine andern Opfer als die, welche auch in den ſüdlichen Staaten von Peru und Quito gebräuchlich waren. Sie opferten der Sonne, dem Monde und den übrigen Gottheiten Blumen, Kräuter, Früchte und Kopalharz. Es gab auch noch keine ausgebildete Prieſterſchaft, ſondern die herrſchende Familie, als die Nachkommen der Götter, beſorgte den Dienſt derſelben.

Die Azteken oder Mexicaner aber waren die Gründer jener Prieſterſchaft und der fürchterlichen Menſchenopfer und die Veran-

*) Ein ſolches mit Köpfen beſetztes Gerüſte iſt auf der 80. Tafel der vaticaniſchen Gemäldeſammlung bei Kingsborough antiq. of Mexico. Th. II. abgebildet.

laſſung dazu wird auf folgende Art erzählt. Die Azteken wanderten ums Jahr **1160** chriſtlicher Zeitrechnung in Anahuac ein und geriethen im Jahre **1314** in die Sclaverei der Colhuas, denen ſie in einem Kriege mit den Xochimilken beiſtanden. Bei dieſer Gelegenheit behielten ſie nur vier Gefangene, die andern ließen ſie laufen, nachdem ſie jedem ein Ohr abgeſchnitten, die ſie dann ihren Herren als Beweis ihrer Tapferkeit übergaben. Nachdem ſie nun nach beendigtem Kriege heimgekehrt, richteten die Azteken ihrem Schutzgott einen Altar auf und wollten ihm etwas Werthvolles opfern; ſie thaten ihrem Herrn dieſen Wunſch kund. Dieſer ſchickte ihnen aus Verachtung einen gemeinen todten Vogel in ein grobes, ſchmutziges Tuch eingewickelt. Die Prieſter der Colhuas brachten dieſes Opfer, legten es auf den Altar und gingen ohne Gruß wieder fort. So unwillig auch die Azteken über dieſe unedle Behandlung waren, ſo beſchloſſen ſie doch ſich jetzt nichts merken zu laſſen und ihre Rache auf eine gelegenere Zeit aufzuſchieben; ſie legten jetzt nur ein Meſſer von Obſidian und ein wohlriechendes Kraut auf den Altar. An dem zur Einweihung beſtimmten Tage erſchien der König von Colhua mit den Vornehmſten ſeines Hofes, weniger um die Feierlichkeit mit ſeiner Gegenwart zu beehren, als um über ſeine Sclaven zu ſpotten. Die Azteken begannen nun einen feierlichen Tanz in ihrem beſten Schmuck; als aber die Augen aller Zuſchauer auf ſie gerichtet waren, brachten ſie die vier gefangenen Xochimilken hervor, die ſie bis dahin verſteckt gehalten hatten, ließen ſie ein wenig tanzen und opferten ſie auf einem Stein, indem ſie ihnen die Bruſt mit dem Meſſer aus Obſidian aufſchnitten, das noch ſchlagende Herz herausriſſen und daſſelbe ihrem Gott opferten. Die von Colhua waren ſo entſetzt über dieſes Opfer, daß ſie ſofort heimkehrten und beſchloſſen, ſo barbariſcher Sclaven ſich zu entledigen. Sie kündigten den Azteken an, daß ſie fort- und hinziehen könnten, wohin ſie wollten, eine Erlaubniß, von der dieſe mit Freuden Gebrauch machten.

Der Zweck ihres Menſchenopfers war erreicht und ſie ſahen ein, daß ſie ſich in ihrer neuen Heimath Mexico durch Beibehaltung dieſes Gebrauches um ſo beſſer würden halten können. Sie errichteten ihrem Gotte, dem Huitzilopochtli, dem Kriegsgott, einen Tempel, den ſie durch ein wiederholtes Menſchenopfer einweiheten. Ein kühner Azteke war ausgegangen, um ein Opferthier zu fangen und er traf dabei auf den Colhuaner Xomimitl, den er anfiel, beſiegte und gebunden heimbrachte, wo er alsbald auf den Altar gelegt, geſchlachtet und ſein ſchlagendes Herz dem Gotte geopfert wurde.

Bald darauf, ums J. **1338**, ward ein zweites Menſchenopfer veranſtaltet. Sie ſandten an den König von Colhuacan Geſandte mit der Bitte, ihnen eine ſeiner Töchter zu geben, damit ſie dieſelbe ihrem Schutzgott als Mutter weihen könnten, da es der ausdrückliche Wunſch des Gottes ſey. Der König willigte ein und übergab ihnen

ſeine Tochter, die man im Triumph nach Mexico führte. Kaum aber war ſie daſelbſt angelangt, als die Götter den Befehl ausſprachen, ſie zu opfern, ihr nach dem Tode die Haut abzuziehen und einen der tapferſten Azteken-Jünglinge damit zu bekleiden. Der König wurde zur Vergötterung ſeiner Tochter eingeladen und er begab ſich auch zu den Azteken. Man führte ihn in den Tempel, wo der Jüngling mit der blutigen Haut des Opfers behangen an der Seite des Götzenbildes ſtand; der Ort war aber ſo dunkel, daß der König dieß nicht erkennen konnte. Er nahm alſo das Rauchfaß mit Kopalharz in die Hand und verrichtete ſeine Verehrung. Als er aber bei der Flamme des entzündeten Kopals den entſetzlichen Anblick gewahrte, ſtürzte er wie ein Raſender aus dem Tempel, forderte ſeine Begleiter zur Rache auf, konnte jedoch nichts thun, als trauernd in ſeine Heimath zurückkehren. Seine Tochter ward nicht allein zur Mutter des Huitzilopochtli, ſondern auch aller andern Götter erklärt und ihr daher der Name Teteoinau beigelegt.

Erſt nachdem ſich ſo die Azteken einen ſchreckenumgebenen Namen gemacht hatten, ſchritten die 20 herrſchenden Familien zur Wahl eines Königs, die auf Acamapitzin fiel, der dem edelſten Geſchlechte entſtammte. Von nun an wurde der Götterdienſt immer mehr ausgebildet und die Menſchenopfer fielen in immer größerer Anzahl, ja die Nachbarn der Mexicaner, welche einſahen, wie durch dieſelben der kriegeriſche Geiſt des Volkes immer mehr geſtärkt wurde, ahmten dieſes Beiſpiel nach, zumal ſeitdem mehrere Vornehme, ſo wie der dritte König von Mexico, Chimalpopoca, im J. 1423 einen freiwilligen Opfertod der Schmach und Gefangenſchaft vorgezogen hatten. Der letztgenannte König ließ auch einen großen Stein nach Mexico ſchaffen, der fortan zur gewöhnlichen Opferſtätte der Gefangenen diente.

Je mächtiger die Mexicaner wurden und je mehr ſie Gefangene aus ihren Kriegen heimbrachten, deſto zahlreicher und mannichfaltiger wurden auch die Menſchenopfer. Man ſchlachtete die Gefangenen, erſäufte ſie oder ließ ſie auch in Höhlen eingeſchloſſen verhungern.

Der gewöhnliche Opferplatz war die Plattform des großen Tempels, wo der Opferaltar ſtand. Es war ein großer grüner Stein, wohl ein Jaspis, der drei Fuß hoch und breit und fünf Fuß lang war. Die Oberfläche deſſelben war abgerundet. Das Opfer verrichteten ſechs Prieſter*), deren vornehmſter Topiltzin genannt und

---

*) Die 76. Tafel des Cod. Vatic. bei Kingsborough II. ſtellt ein Menſchenopfer dar, deſſen Arme und Beine vier Prieſter auseinander halten, die ſchwarz angemalt und nur mit einem Lendengürtel bekleidet ſind. Ein fünfter hat eine, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß lange weiße lanzenſpitzenförmige Klinge in der rechten Hand, womit er in die Bruſt des Opfers haut. Er iſt ebenfalls ganz

deſſen Würde erblich war; er nahm bei jedem Opfer den Namen des Gottes an, dem daſſelbe gebracht wurde. Bei ſeiner Amtsverrichtung trug er ein rothes Kleid, das dem Scapulir der katholiſchen Geiſtlichkeit glich und mit Baumwolle eingefaßt war. Auf dem Kopfe hatte er eine Krone von grünen und gelben Federn, in den Ohren goldene Ringe mit grünen Edelſteinen und in der Unterlippe einen Türkis. Die fünf andern Prieſter trugen ähnlich geſtaltete Kleider von weißer Baumwolle mit ſchwarzer Einfaſſung. Ihr Haar war mit Lederriemen zuſammengebunden und auf der Stirne kleine Papierſchilde verſchiedener Farbe angebracht. Der ganze Körper war ſchwarz gefärbt.

Das Schlachtopfer wurde ganz nackend auf den oberſten Tempelplatz geführt. Nachdem man den Umſtehenden das Götzenbild gezeigt, dem das Opfer bluten ſollte, ward daſſelbe auf den Altar ausgeſtreckt. Vier Prieſter hielten Hände und Füße und der fünfte den Kopf mit einem hölzernen Inſtrument, das die Geſtalt einer zuſammengewickelten Schlange hatte. Da der Altar oben abgerundet war, lag der Unglückliche dergeſtalt, daß Bruſt und Leib in die Höhe ſtiegen und er nicht die geringſte Bewegung machen konnte. Der Topiltzin näherte ſich nun mit dem ſcharfen ſteinernen Meſſer, öffnete die Bruſt, riß das noch ſchlagende Herz heraus, bot es der Sonne dar und legte es darauf dem Götzenbilde zu Füßen. Dann hob er es wieder empor, bot es dem Götzen dar und verbrannte daſſelbe, worauf er deſſen Aſche mit großer Verehrung aufbewahrte.

Wenn das Bild von coloſſaler Größe und hohl gearbeitet war, ſo ſteckte man ihm das Herz mit einem goldenen Löffel in den Mund, beſtrich auch die Lippen deſſelben ſo wie das Thürgeſims des Tempels mit dem Blute der Opfer. War es ein Kriegsgefangener, ſo ſchnitt man ihm gleich nach der Opferung den Kopf ab, um die Hirnſchale aufzubewahren, den Körper warf man die Treppen hinunter auf den untern freien Platz, wo der Officier oder Soldat, der das Opfer zum Gefangenen gemacht hatte, ihn aufhob, nach Hauſe ſchaffte, kochte und ſeine Freunde damit bewirthete. War es kein Kriegsgefangener, ſondern ein zum Opfer gekaufter Sclave, ſo nahm ihn der Eigenthümer in gleicher Abſicht vom Altare hinweg. Man genoß aber blos Arme, Beine und Schenkel, das übrige wurde entweder verbrannt oder den Raubvögeln zum Futter vorgeworfen, die im königlichen Palaſte gehalten wurden. Die Otomies riſſen den Geopferten in Stücken und verkauften dieſe auf dem Markte. Die Zapoteken opferten den Göttern Männer, den Göttinnen Frauen und den geringern Gottheiten Kinder.

Am Feſte der Göttin Teteoinau wurde die Frau, welche ſie vor-

ſchwarz angemalt und gegürtet, trägt aber langes, den Rücken hinabfallendes Haar, während ſeine vier Gehülfen um die Stirn Bänder geſchlungen hatten.

ſtellte, auf dem Rücken einer Anderen enthauptet. Einige Opfer wurden lebendig verbrannt.

Berühmte, in der Schlacht gefangene Krieger erhielten dadurch eine Auszeichnung, daß man ihnen geſtattete, mit den Waffen in der Hand zu ſterben. Bei den größten Tempeln der anſehnlichſten Städte befand ſich auf einem großen freien Platze, der viele Zuſchauer zu faſſen im Stande war, eine runde acht Fuß hohe Terraſſe, worauf ein großer drei Fuß hoher, runder Stein lag, der ſchön geglättet und mit eingehauenen Figuren bedeckt war. Auf dieſen Stein, Temalacatl, ward der Gefangene mit dem Schild und kurzem Schwerdte bewaffnet geſtellt und mit einem Fuße daran feſtgebunden. Hierauf trat ihm ein beſſer bewaffneter aztekiſcher Officier oder Soldat entgegen und der ungleiche Kampf begann, der auf beiden Seiten mit größter Anſtrengung geführt wurde. Wenn der Gefangene überwunden war, ſo ſchleppte ihn ein Prieſter todt oder lebendig zum gewöhnlichen Opferaltar, öffnete die Bruſt und riß das Herz heraus, indeſſen dem Sieger allgemeiner Jubel zugerufen und ihm vom König eine kriegeriſche Ehre zugetheilt ward. Hatte aber der Gefangene ſechs Gegner nach und nach bezwungen, ſo erhielt er Leben und Freiheit und Alles zurück, was ihm abgenommen worden, und er durfte mit Ruhm gekrönt in ſein Vaterland zurückkehren.

Die Azteken pflegten den Schlachtopfern dieſelben Kleider und Kennzeichen anzulegen, welche die Gottheit hatte, der ſie geopfert werden ſollten. In dieſem Schmuck zog der zu Opfernde von einer Wache begleitet durch die Straßen der Stadt und ſammelte Almoſen für den Tempel. Entwiſchte bei dieſer Gelegenheit der Gefangene, ſo mußte der Führer der Wache ſeine Stelle vertreten. Die Gefangenen wurden vor dem Opfer wohlgenährt und gemäſtet, gerade wie es bei den alten Tupinambas mit den Kriegsgefangenen gehalten wurde (ſ. C.-G. II. 145.). So ſcheint es denn, daß die Sitte der Menſchenopfer, die von den Azteken ausging, noch ein Ueberreſt oder wenigſtens ein Rückſchritt in die Urzuſtände der paſſiven americaniſchen Völker geweſen, der von den activen Herren deshalb unternommen wurde, um die Kraft und den kriegeriſchen Sinn ihrer Leute zu ſtärken und ſie vor jener Verweichlichung zu bewahren, die ſo oft im Gefolge des friedlichen Lebens iſt.

Je mehr Kriege die Azteken führten, deſto zahlreicher waren auch ihre Schlachtopfer, eben ſo bei dem Säcularfeſt. In gewöhnlichen Jahren ſollen etwa 20,000 Menſchen den Göttern geſchlachtet worden ſeyn.

Die Nachbarſtaaten mußten dieſen unmenſchlichen Gebrauch annehmen, um ſich den Azteken gleich zu ſtellen. In Quauhtitlan wurde aller vier Jahre der Gottheit des Feuers ein Opfer gebracht, wobei Menſchenblut in Strömen floß. Den Tag vor dem Feſte

pflanzte man ſechs hohe Stangen auf dem untern freien Platze des Tempels auf, opferte zwei Sclaven, zog ihnen die Haut ab und nahm die Knochen aus den Schenkeln. Den folgenden Tag legten zwei angeſehene Prieſter die blutigen Häute an und ſtiegen unter fürchterlichem Geheul, die Knochen in der Hand, mit feierlichen Schritten die Stufen des Tempels herab, wobei das unten verſammelte Volk in den lauten Ruf ausbrach: „Sehet, hier kommen unſere Götter!“ Hierauf begannen ſie auf dem unteren Tempelplatze einen Tanz, der faſt den ganzen Tag währete. Mittlerweile opferte der gemeine Mann viele Tauſend Wachteln, worauf die Prieſter ſechs Gefangene auf den Gipfeln der Stangen feſtbanden, welche nun mit zahlreichen Pfeilſchüſſen getödtet wurden. Dann ſtiegen die Prieſter wieder hinauf, ſchnitten die todten Körper ab, welchen, ſo wie ſie herabgeſtürzt, die Bruſt aufgeſchnitten wurde, um das Herz herauszureißen. Die Wachteln, wie die geſchlachteten Menſchen wurden dann von dem Adel und den Prieſtern verzehrt.

Außer den Menſchen wurden auch Thiere geopfert; ſo dem Huitzilopochtli Wachteln und Falken, dem Mixcoatl Haſen, Kaninchen und Rehe, der Sonne alltäglich Wachteln, indem vor Sonnenaufgang einige Prieſter auf dem oberen Tempelplatz das Geſicht nach Oſten gekehrt und mit einer Wachtel in der Hand ſich aufſtellten; ſie begrüßten die Sonne beim erſten Erſcheinen mit Muſik und opferten ihr Wachteln, indem ſie ihnen den Kopf abſchnitten; darauf wurde unter geräuſchvoller Inſtrumentalmuſik Räucherwerk verbraunt.

Außer den Thieren opferte man auch Früchte, Blumen, Harze, Juwelen u. a. lebloſe Dinge, namentlich Erſtlinge der Feldfrüchte, Mais u. dergl.; Brot, Gebäck und zubereitete Speiſen wurden in ſolcher Fülle nach den Tempeln gebracht, daß die Prieſter ſtets reichlich damit verſehen waren, denn ſie waren es, welche die Opfer, die den Göttern gebracht wurden, verzehrten, ſie, die mit den Inſignien der Götter geſchmückt, als deren Stellvertreter daſtanden, wie wir dieſelbe Sitte ſchon bei den Zauberern der Jäger- und Fiſchervölker gefunden haben. Jeden Morgen wurde eine Anzahl Schüſſeln und Näpfe mit kochenden Speiſen zu den Füßen der Altäre niedergeſetzt, damit der delicate Duft die Naſen der Götter erreichen und ihnen Freude verurſachen möge.

Das gewöhnlichſte, täglich wiederholte Opfer beſtand aus Kopalharz und es befand ſich in jedem Hauſe eine Räucherpfanne, womit die Hausgötter täglich beehrt wurden. Die Prieſter in den Tempeln, die Hausväter in ihren Wohnungen, die Richter in den Gerichtsſälen vor beſonders wichtigen Sitzungen brachten den Göttern Weihrauch dar. Es war demnächſt auch Sitte, vornehme Herren und Abgeſandte mit einer Räucherung zu begrüßen.

Die Prieſter erhielten das Volk durch die vielen Feſte, welche

ſie veranſtalteten, in ſteter religiöſer Thätigkeit und ſie hatten alle Monate des Jahres religiöſe Feſte beſtimmt, außerdem aber noch ſechszehn bewegliche Feſte im Laufe jedes Jahres.

Am zweiten Tage des erſten Monates fand das große Feſt des Tlalok ſtatt, welchem man Kinder opferte, die man dazu kaufte und wobei ein gefangener Krieger kämpfen mußte. Die Kinder wurden eines nach dem andern geopfert. Man bezweckte damit, den zum Maisbau nöthigen Regen zu erbitten.

Am erſten Tage des zweiten Monats hielt man dem Xipe ein Opferfeſt, wobei man die Schlachtopfer bei den Haaren auf den obern Tempelplatz zog und ſie, nachdem ſie in gewöhnlicher Weiſe geopfert worden, die Haut abzog, welche die Prieſter umhingen und ſich etliche Tage damit bekleidet dem Volke zeigten. Die Eigenthümer der Geopferten mußten ſich durch zwanzigtägiges Faſten auf das Feſt vorbereiten, richteten ſodann aber eine Mahlzeit an, deren weſentlichſtes Gericht das Fleiſch der Schlachtopfer bildete. Wer Gold und Silber geſtohlen hatte, wurde mit den Gefangenen zugleich gerichtet. Die Soldaten feierten das Feſt durch Kriegsübungen, der Adel beſang die hohen Thaten ſeiner Vorfahren, Volk und Adel von Tlascala hielten dazu Tänze ab, wobei ſie in Thierhäute und Gewänder mit Gold- und Silberſtickerei gekleidet waren.

Im dritten Monat wurde das zweite Feſt des Tlalok mit Kinderopfern begangen. Die Häute der im vorigen Monat dem Xipe geopferten Gefangenen wurden in feierlichem Zuge nach dem Tempel Jopico gebracht, der im Umfange des großen Tempels lag. Die Prieſter wachten in dieſem Monate allnächtlich in den Tempeln und unterhielten dabei große Feuer. In denſelben Monat fiel auch das Feſt der Blumenhändler, die ihrer Göttin Coatlicue ſchön geflochtene Blumenkränze darbrachten, die Niemand vorher beriechen durfte.

Der vierte Monat war Hueizoztli, große Wache genannt, weil die Prieſter nebſt Adel und Volk wachen mußten. Um für alle ſinnlichen Sünden zu büßen, zogen ſie Blut aus Ohren, Augenbraunen, Naſe, Zunge, Armen und Schenkeln. Sie hingen zum Beweis der Büßung an den Thüren Blätter auf, die mit ihrem Blute beſtrichen waren. Die Soldaten nahmen Uebungen vor, kleine Mädchen brachten Maisähren zum Tempel der Göttin Centeotl, der das Feſt vornämlich galt.

Der ganze fünfte Monat beſtand aus einer Reihe Feſten und das erſte derſelben war das große Feſt des Gottes Tezcatlipoca. Zehn Tage vorher begab ſich ein Prieſter, in der Tracht dieſes Gottes, mit einem Bündel Blumen und einer kleinen thönernen ſchrillenden Flöte aus dem Tempel, wandte ſich erſt gegen Morgen, dann nach den andern Weltgegenden, blies laut in die Flöte, hob mit dem Finger etwas Staub vom Boden und verſchluckte denſelben. So wie die Flöte ertönte, ſtürzte alles Volk in die Knie. Die

Böſewichter zitterten und baten den Gott um Vergebung ihrer Verbrechen und um Verheimlichung derſelben. Die Krieger baten um Muth, Kriegsglück und viele Gefangene, das ganze Volk aber um des Gottes Gnade. Bei dieſer Ceremonie mußte jeder etwas Staub verſchlucken. Das Blaſen der Flöte ward alltäglich 10 Tage lang vor dem Feſte wiederholt. Am Tage vor dem Feſte brachten die vornehmſten Herren dem Götzen ein neues Kleid, das die Prieſter ihm ſogleich anlegten; das alte wurde als heilige Reliquie in einem Zimmer des Tempels aufbewahrt. Sie ſchmückten ferner das Götterbild mit goldnen Zeichen und ſchönen Federn, zogen auch den Vorhang, womit der Eingang zum Tempel ſtets bedeckt war, auf, damit Jedermann die Gottheit ſehen und verehren könne.

Am eigentlichen Feſttage ſtrömte nun alles Volk auf den freien Platz des Tempels. Einige ſchwarzbemalte Prieſter, in der Tracht des Gottes, trugen ſein Bild hoch auf einem Tragſeſſel, den die Jungfrauen und Jünglinge des Tempels aus Stricken von dürren Maishalmen geflochten hatten. Einen Kranz aus gleichem Stoffe hatte das Bild um Hals und Kopf. Dieſer Maisſtoff war ein Sinnbild der Dürre, welche ſie abwenden wollten, und alle Jungfrauen und Jünglinge des Tempels, ſo wie alle Vornehmen des Hofes trugen dergleichen Strohkränze um den Hals und in den Händen. Hierauf folgte ein großer feierlicher Zug auf den untern freien Platz des Tempels, wobei man Blumen und wohlriechende Kräuter ſtreuete. Zwei Prieſter räucherten dem Gott, den ſie auf den Schultern trugen, während das Volk auf den Knien lag und ſich mit Stricken auf dem Rücken geiſelte. Dann ward der Gott nach dem Altar zurückgetragen und nun opferte man ihm Gold, Edelſteine, Federn, Blumen und Lebensmittel, welche diejenigen Jungfrauen und Weiber zubereitet hatten, die zu dieſem Tage durch ein beſonderes Gelübde ſich dem Tempeldienſt gewidmet hatten. Darauf hielten die Jungfrauen unter Anführung eines ehrwürdigen alten Prieſters in ſonderbarer Kleidung einen Aufzug mit den Lebensmitteln, welche endlich die Jünglinge in die Wohnungen derjenigen Prieſter ſchafften, für welche ſie zubereitet worden waren. Jetzt wurde der ſchönſte, junge Gefangene geopfert, welcher den Gott Tezcatlipoca vorſtellte, der bereits ein Jahr vorher dazu ausgeſucht worden war und die ganze Zeit ſeiner Gefangenſchaft in der Tracht des Gottes einherging, als welcher er auch vom Volke verehrt wurde. Zwanzig Tage vor dem Feſte verheirathete man ihn an vier ſchöne Mädchen, fünf Tage vorher gab man ihm prächtige Mahlzeiten und geſtattete ihm vollen Genuß aller Lebensfreuden. Am Feſte ſelbſt wurde er in zahlreicher Begleitung in den Tempel geführt, nachdem ſeine Frauen verabſchiedet worden waren. Er ward ſodann, wie gewöhnlich, auf dem grünen Jaspisaltare geopfert, ſein Herz der Bruſt entnommen, der Körper aber wurde nicht wie bei den andern Schlachtopfern die

große Treppe herabgeſtürzt, ſondern von den Prieſtern heruntergetragen. Am Fuße des Tempels ſchlug man ihm den Kopf herunter und ſteckte ihn mit den übrigen Opferſchädeln des Gottes auf; Arme und Beine wurden für die Tafeln der Großen zubereitet. Nach Vollendung des Opfers ſtellten die Jünglinge aus den Seminarien und die beim Opfer anweſenden Edelleute einen großen Tanz an. Bei Sonnenuntergang opferten die Jungfrauen im Tempel Brot, das mit Honig gebacken war, das man nebſt einigen andern Dingen vor dem Altar des Tezcatlipoca aufſtellte und als Preiſe für die Sieger in dem Wettrennen diente, welches die Jünglinge auf den Treppen des Tempels hinab halten mußten. Den Schluß des Feſtes bildete die feierliche Entlaſſung der heirathsfähigen Mädchen und Jünglinge aus dem Tempeldienſte, wobei die Zurückbleibenden ſie verſpotteten und ihnen Hände voll Binſen nachwarfen.

Im fünften Monat wurde das erſte Feſt des Kriegsgottes, des Huitzilopochtli, gefeiert, wozu die Prieſter ſeine Statur von Mannesgröße fertigten; zu den Knochen nahm man ein beſonderes Holz, zum Fleiſche die eßbare Pflanze Tzohualli. Dieſe Statue wurde in Baumwolle gekleidet, erhielt einen Federmantel, als Kopfbedeckung einen mit ſchönen Federn geſchmückten Papierhuth und dazu ein blutiges Opfermeſſer von Stein. Auf der Bruſt ward eine Goldplatte befeſtigt; auf dem Gewande waren Todtenknochen, ſo wie ein in Stücken zerriſſener Menſch abgebildet. Dieſe Statue ſetzte man auf einen hölzernen, vier Schlangen darſtellenden Stuhl und ließ ſie durch vier hohe Officiere nach dem Altare tragen. Einige Jünglinge ſtellten ſich im Kreiſe auf, jeder hatte einen Pfeil an der Spitze, deſſen Ende der Nachbar hielt. Sie hielten auch eine fünfzehn Ruthen lange Papierrolle, auf welcher die Thaten des Gottes abgebildet waren, die ſie, von Muſik begleitet, in Geſängen verkündeten.

Der Feſttag begann mit einem großen Opfer von Wachteln, die ſie mit abgedrehten Köpfen an den Fuß des Altars legten. Der König opferte zuerſt, dann kamen die Prieſter, zuletzt das Volk. Einen Theil der Wachteln erhielt die königliche Tafel, den andern die Prieſter, das übrige wurde aufgehoben. Sämmtliche bei dem Feſte gegenwärtige Perſonen trugen thönerne Rauchfäſſer und räucherten Erdharz in großer Menge. Die dabei gebrauchten Kohlen wurden in ein großes Feuerfaß geworfen, woher denn auch das Feſt Räucherfeſt des Huitzilopochtli genannt wurde. Bei dem darauf folgenden Tänze der Jungfrauen und Prieſter hatten erſtere ihre Arme und Geſichter mit rothen Federn geſchmückt, den Kopf mit einem Kranz von dürren Maisblättern bedeckt, in den Händen aber hielten ſie geſpaltenes Rohr mit Fähnlein von Papier oder Baumwolle. Die Stirn der Prieſter war ſchwarz bemalt und mit Papierſchildern bedeckt, die Lippen mit Honig beſtrichen. Jeder hielt einen Scepter, worauf eine Blume von Federn und über derſelben ein

Federbuſch ſteckte. Bei dieſem Tanze traten auch Hofleute auf und der für das Feſt beſtimmte Gefangene, der ein Jahr lang genährt und wohl gehalten worden war, nahm an dem Tanze der Hofleute Antheil, nachdem er einen ſonderbaren Anzug von bemaltem Papier und eine Mütze von Adlerfedern angelegt und ein Netz und einen Sack auf den Rücken gehangen hatte. Er durfte ſich die Stunde ſeiner Hinrichtung ſelbſt beſtimmen; wenn er ſich entſchloſſen, ſtellte er ſich den Prieſtern dar, welche ihm nicht auf dem Altar, ſondern in ihren Armen die Bruſt öffneten und das Herz herausriſſen. Nach Endigung des Opfers wurde der Tanz fortgeſetzt, der nur durch Räucherungen unterbrochen wurde. An dieſem Tage machten die Prieſter allen ſeit einem Jahre geborenen Kindern beiderlei Geſchlechtes einen kleinen Einſchnitt auf die Bruſt, wodurch ſie gewiſſermaßen als Geweihete oder Gezeichnete des Nationalgottes erſchienen.

Im ſechſten Monat (der mit unſerem 6. Juni begann) wurde das dritte Feſt des Gottes Tlalok gefeiert und der Tempel dazu mit Schilf aus einem beſondern See eigens beſtreut, das die Prieſter ſelbſt herbeiholten. Auf dem Wege darnach fielen ſie alle Perſonen an, die ihnen begegneten, nahmen ihnen Kleider u. a. Habſeligkeiten weg und prügelten ſie auch, wenn jene Widerſtand leiſten wollten; ſie durften dabei ſogar ungeſtraft die königlichen Einnehmer anfallen und der König ſelbſt durfte ſie nicht zur Rede ſetzen. Am Feſttage aßen ſie Getraideſchleim und opferten bemaltes Papier und elaſtiſches Harz, womit ſie den Götzen anſtrichen. Dann wurden einige Gefangene, die in der Kleidung des Gottes gingen, geopfert und darauf begaben ſich die Prieſter in Begleitung einer großen Menſchenmenge zu Schiffe nach einer beſtimmten Stelle des Sees, an welcher ehedem ein Waſſerwirbel geweſen, und opferten einen kleinen Knaben und ein Mädchen, die ſie mit den Herzen der Gefangenen in den See warfen und erſäuften, um den für die Felder nothwendigen Regen von der Gottheit zu erlangen. Zu gleicher Zeit wurden diejenigen Prieſter, welche im Laufe des Jahres Ungebührlichkeiten begangen hatten, ihres Amtes entſetzt und ſo lange wiederholt ins Waſſer getaucht, bis ſie ganz kraftlos waren und nach Hauſe geſchafft werden mußten.

In den ſiebenten Monat fiel das Feſt der Huixtocihuatl oder der Gottheit des Salzes, welches die Frauen am Vorabend mit einem Tanze einleiteten, wobei ſie Wermuthkränze trugen und durch Blumengewinde zuſammengebunden waren. In der Mitte der Tänzerinnen ſtand eine gefangene und wie die Göttin gekleidete Frau. Der Tanz währte, unter der Leitung zweier ehrwürdiger Prieſter, Nacht und Tag und ſchloß, nachdem die Gefangene bei Sonnenuntergang geopfert worden, mit einer großen Mahlzeit.

Die Azteken trugen während des ganzen Monats ihre beßten Kleider, beluſtigten ſich in den Gärten mit Tänzen und ſangen Liebes- und Freudenlieder. Der gemeine Mann jagte in den Gebürgen,

die Edelleute übten ſich in den Waffen und im Lenken der Kähne auf dem See; daher hieß das Feſt auch das kleine Herrenfeſt.

Im achten Monat feierte man das Feſt der Göttin Centeotl, die den Namen Xilonen erhielt, d. h. „der weichen Maisähre.“ Das Feſt währte, unter ununterbrochenen Tänzen, acht Tage. Der König und die Vornehmen theilten Speiſe und Trank unter die Armen aus, die in Gefäßen reihenweiſe auf den untern freien Platz des Tempels geſetzt wurden. Auch die Prieſter wurden beſchenkt, der Adel bewirthete und beſchenkte ſich gegenſeitig mit Gold, Juwelen, Federn und ſeltenen Thieren, er beſang die Heldenthaten der Ahnen. Nach Sonnenuntergang, wenn die Bewirthung des gemeinen Mannes vorüber war, tanzten die Prieſter vier Stunden lang, während der Tempel prachtvoll erleuchtet war. Der letzte Tag ſchloß mit dem Tanze des Adels und der Soldaten, wobei eine gefangene Frau mit andern Gefangenen geopfert wurde. Das Feſt hieß das große Herrenfeſt.

In den neunten Monat fiel das zweite Feſt des Kriegsgottes, wobei alle Götterbilder in den Tempeln und Privathäuſern mit Blumen reich geſchmückt wurden. Es wurden Feſtmahle und Tänze vom Adel beiderlei Geſchlechts gehalten, wobei dieſe die Arme einander auf die Schulter legten und zum Schluß des Tages einige Gefangene auf dem Opferſteine bluteten.

Im zehnten Monat wurde das Feſt des Feuergottes Xiuhteuctli gefeiert, deſſen Bild ein großer abgeſchälter Waldbaummaſt war, der auf dem untern freien Platze des Tempels aufgerichtet und mit buntem Papier geſchmückt wurde. Die Eigenthümer der Schlachtopfer bemalten ſich mit rothem Ocher, als der Feuerfarbe, und legten ihre beßten Kleider an. So gingen ſie mit denſelben in die Tempel und ſangen und tanzten mit ihnen die ganze Nacht. Am Feſttage banden ſie den Unglücklichen Füße und Hände und beſtreuten das Geſicht derſelben mit einem betäubenden Pulver. Dann nahm jeder ſeinen Gefangenen auf den Rücken, tanzte mit ihm umher und warf ihn endlich in ein großes vor dem Tempel angezündetes Feuer. Man zog ſie aber alsbald mit großen hölzernen Haken wieder heraus, um ſie in der gewöhnlichen Weiſe auf dem Altare abzuſchlachten.

Im neunten und zehnten Monat feierte man Todtenfeſte, zum Andenken an die Verſtorbenen.

Fünf Tage vor Anfang des eilften Monats hörten alle Feſte auf; in den erſten acht Tagen deſſelben tanzte man ohne Muſik und Geſang, wobei jeder ſeine Bewegungen nach Willkür einrichten konnte. Darauf wurde eine gefangene Frau als Mutter der Götter Teteoinau, deren Feſt begann, verkleidet, welche häufig von den Frauen, beſonders Wittwen beſucht wurde und welche die letzten vier Tage vor dem Feſte verſuchten, ihr die Zeit ſo angenehm als möglich zu vertreiben. Mit Anbruch des Feſttages führte man ſie auf den obern freien Platz des Tempels, eine andere Frau mußte ſie auf den Rücken

nehmen und in dieſer Stellung wurde ihr der Kopf abgeſchlagen; dann wurde ihr die Haut abgezogen, die ein Jüngling unter zahlreicher Begleitung dem Kriegsgotte als ein Geſchenk und als Andenken an den Opfertod der colhuaniſchen Prinzeſſin überbringen mußte. Vorher aber wurden vier Gefangene auf gewöhnliche Art, als Erinnerung an die vier gefangenen Xochimilken, geſchlachtet. In demſelben Monat fand die Muſterung der Soldaten ſo wie die Aufzeichnung der zum künftigen Kriegsdienſt beſtimmten Jünglinge ſtatt. Der Adel und das Volk kehrten die Tempel, reinigten und beſſerten die Straßen, Waſſerleitungen und Häuſer, alles aber unter mannichfachen religiöſen Gebräuchen.

Der zwölfte Monat feierte die Ankunft der Götter, Teotleco. Am 16. Tage des Monats wurden die Tempel und Eckſteine der Gaſſen mit grünen Zweigen belegt; den 18. trafen die Götter Anſtalt zu ihrer Ankunft und Tezcatlipoca war der erſte, welcher ankam, weshalb denn auch vor ſeiner Tempelthüre eine Palmenmatte ausgebreitet und mit Maismehl beſtreut wurde. Der Oberprieſter ſtand die ganze vorhergehende Nacht auf der Wache und beſah fleißig die Matte, ob er etwa die Fußtapfen der Gottheit bemerken könne. Sobald er die Fußſpuren bemerkte, rief er laut aus: „Unſer Gott iſt angelangt!“ Nun ſtrömten die andern Prieſter und das Volk haufenweiſe herbei, um die Ankunft des Gottes mit Geſängen und Tänzen zu feiern. In den beiden nächſten Tagen kamen die anderen Götter auch nach und nach an und am zwanzigſten oder letzten Tage, wenn man ſie vollſtändig angelangt glaubte, tanzten eine Anzahl junger Leute in der Geſtalt verſchiedener Ungeheuer, um ein großes Feuer, in welches ſie von Zeit zu Zeit Gefangene warfen und als Opfer verbrannten. Nach Sonnenuntergang ward eine große Mahlzeit angeſtellt, wobei mehr als gewöhnlich getrunken wurde, denn das Getränk, welches ſie genoſſen, diente diesmal den Göttern als Fußwaſchung; dabei klebten ſie mit Harz eine Menge Federn auf Schultern, Arme und Beine.

In den dreizehnten Monat fiel das Feſt der Götter des Waſſers und der Berge. Sie machten kleine Hügel von Papier, legten kleine aus Holz oder Baumwurzeln gemachte Schlangen, kleine Götzenbilder darauf und bedeckten ſie mit einem gewiſſen Teige. Dieſe wurden auf die Altäre geſtellt, als Bilder der Berggötter verehrt, in Liedern gefeiert und ihnen Kopalharz und Speiſen geopfert. Dabei wurden vier Weiber und ein Mann geopfert, die in Papier gekleidet, mit Harz beſtrichen und auf Tragſeſſeln zum Opferſteine geſchafft wurden.

Der vierzehnte Monat enthielt das Feſt der Göttin der Jagd, Mixcoatl, das durch ein allgemeines viertägiges Faſten und Blutentziehung eingeleitet wurde. Mittlerweile fertigten ſie Wurfpfeile u. a. Waffen für ihre Zeughäuſer und kleine Pfeile, die ſie mit

Fichtenzweigen und Speiſen auf die Grabſtätten ihrer Verwandten legten und Tags darauf verbrannten. Nach Beendigung der Faſten begaben ſich die Einwohner von Mexico und Tlatelolco in die benachbarten Gebürge auf die Jagd. Die erlegten Thiere wurden mit großem Jubel in die Stadt gebracht und hier im Tempel der Göttin geopfert, wobei der König in Perſon anweſend war.

Im fünfzehnten Monat feierte man das dritte und große Feſt des Huitzilopochtli und ſeines Bruders; die Prieſter fertigten am erſten Tage des Monats die Bilder der Götter aus allerlei Sämereien, die mit dem Blute geopferter Kinder zuſammengeklebt wurden, nachdem man ein Knochengerüſt von Akazienholz vorbereitet hatte. Die Bilder wurden auf den Hausaltar geſtellt und die Prieſter wachten die ganze Nacht dabei. Am nächſten Tage wurden die Bilder und eine Menge Waſſer eingeſegnet das man im Tempel aufhob, um das Geſicht des neugewählten Königs oder eines neuernannten Generals damit zu beſprengen und wovon der letztere auch trinken mußte. Nach erfolgter Bilderweihe begann der Tanz beider Geſchlechter, der den ganzen Monat hindurch täglich einige Stunden fortgeſetzt wurde. Eben ſo ward auch fortwährend Blut abgezapft. Vier Tage vor dem großen Opfer mußten die Eigenthümer der Gefangenen, welche fallen ſollten, faſten und ſich den Leib mit Farben bemalen. Am zwanzigſten Tage begann eine große Proceſſion, die ein Prieſter anführte, der eine große hölzerne Schlange, das Sinnbild des Kriegsgottes, mit der Hand hoch empor hielt, während ein anderer Prieſter mit einer Kriegesfahne ihm zur Seite ſchritt. Ein dritter Prieſter trug das Bild des Painalton, der der Stellvertreter des Huitzilopochtli war. Es folgten die übrigen Prieſter, die Schlachtopfer und das Volk und der ganze Zug begab ſich vom großen Tempel aus nach der Gegend von Teotlachco, wo er ſo lange anhielt, bis zwei Kriegsgefangene und einige gekaufte Sclaven geopfert worden waren. Nachdem ſie nun in Tlatelolco, Popolla und Chapaltepec geweſen, kehrten ſie Abends nach der Hauptſtadt zurück. Wo ſie den Tag über Halt machten, wurden Wachteln, wohl auch Gefangene geopfert. Bei der Ankunft im großen Tempel ſtellten ſie Painaltons Bild und die Kriegsfahne auf Huitzilopochtlis Altar nieder, der König ſtreute Weihrauch und ordnete einen neuen Umgang im Tempel an, worauf die übrigen Gefangenen und Sclaven geopfert wurden. Die Nacht hindurch hielten die Prieſter Wache, am folgenden Morgen aber trugen ſie die gebackene Figur des Kriegsgottes nach einer im Umfange des Tempels befindlichen großen Halle, wo der Prieſter Quetzalcoatl, das Haupt der Büßenden, in Gegenwart des Königs, vier der vornehmſten Prieſter und vier Seminardirectoren die Statue mit einem abgeſchoſſenen Pfeile durchbohrte. Dann hieß es, der Gott iſt todt. Ein Prieſter ſchnitt das Herz aus dem Bilde und reichte es dem König zum Eſſen hin. Der in

zwei Theile getheilte Leib wurde an das Volk zu Tlatelolco und zu Mexico gegeben. Jede Hälfte ward für die vier Bezirke der Städte in vier Theile getheilt und dieſe in ſo viel Stücken, als Männer in jedem Bezirke wohnten. Die Ceremonie, die man unangemeſſener Weiſe mit chriſtlichen Gebräuchen zuſammengeſtellt hat, nannte man Teocualo, d. h. der Gott, den man ißt. Die Frauen bekamen nie von dieſem Teige. Nachher erneuerte man die Grenzzeichen und die Einfriedigung der Felder.

Im ſechzehnten Monate fand das fünfte und letzte Feſt der Götter der Berge und des Waſſers ſtatt, auf das man ſich durch ſtrenge Büßungen und Opfer von Kopal und andern Harzen vorbereitete. Man bildete kleine Berge und Idole aus Sämereien und nachdem man ſie verehrt, öffnete man die Bruſt derſelben mit kleinen Webſchiffchen, nahm das Herz heraus und ſchnitt die Köpfe ab, wie man bei Menſchenopfern zu verfahren pflegte. Dann theilte man die Körper an die Familienväter, welche ſie ihrem Geſinde zu eſſen gaben, um von ihnen gewiſſe Krankheiten abzuhalten. Die Kleider der kleinen Götzen wurden verbrannt und die Aſche ſorgfältig in den Bethäuſern aufbewahrt, eben ſo wie die Gefäße, worin man die Götzen gefertigt hatte. Auch dieſes Feſt ging nicht ohne Menſchenopfer ab.

Der ſiebzehnte Monat brachte das Feſt der Göttin Ilamateuctli, mit deren Kleidern man eine gefangene Frau anzog. Sie mußte nach der Melodie, welche die Prieſter angaben, tanzen und durfte ihre Betrübniß über ihren bevorſtehenden Tod ausdrücken, was bei andern Schlachtopfern als eine böſe Vorbedeutung galt. Am Abende wurde ſie von den Prieſtern, welche die Sinnbilder verſchiedener Gottheiten an ſich trugen, auf gewöhnliche Weiſe geopfert und ihr dann der Kopf abgeſchnitten, den ein Prieſter in die Hand nahm und damit einen Tanz begann, welchen die übrigen mitmachten. Während des Tempels hielten die Prieſter die Tempeltreppe hinab einen Weitlauf, den folgenden Tag aber rannte das Volk durch die Straßen der Stadt und ſchlug die ihm begegnenden Frauenzimmer mit kleinen Heubüſcheln. In demſelben Monat feierte man das Feſt des Höllengottes Miotlanteuctli, dem Nachts ein Gefangener blutete, und das zweite Feſt des Handelsgottes Icateuctli.

Im letzten Monat beging man das zweite Feſt des Feuergottes. Am 10. Tage ging die geſammte aztekiſche Jugend auf die Jagd und erlegte Wild und Waſſervögel. Am 16. ward in Tempeln und Privathäuſern das Feuer ausgelöſcht und vor dem Bilde des Gottes, das bei dieſer Gelegenheit mit Juwelen und Federn reich geſchmückt war, von Neuem wieder angezündet. Die ganze Jagdbeute wurde den Prieſtern überliefert, ein Theil davon den Göttern zu Ehren verbraunt, das übrige geweiht und für die Tafeln der Edelleute und Prieſter zubereitet. Bei dieſem Feſt wurden den Kindern

beiderlei Geſchlechts die Ohren durchbohrt, worein nochmals Zierrathen gehangen wurden. Ein Menſch aber wurde bei dieſem Feſte nicht geopfert.

In denſelben Monat fiel das zweite Feſt der Mütter der Götter, wobei man die Kinder an den Ohren in die Höhe hob.

In gewiſſen Jahren wurden die ſtehenden Feſte feierlich begangen; ſo namentlich allemal in jedem dreizehnten. Von beweglichen Feſten wurden jährlich ſechszehn gehalten, worunter das dritte dem Gott des Weins und das dreizehnte dem des Feuers gewidmet war.

Das feierlichſte aller Feſte der Azteken und der denſelben unterworfenen Nationen war das große Säcularfeſt, welches aller zwei und fünfzig Jahre am Schluſſe der Centurie gefeiert wurde. In der letzten Nacht der Centurie löſchte man alle Feuer in den Tempeln und Privathäuſern aus, man zerbrach alle Gefäße, Töpfe und Küchengeſchirre und bereitete ſich ſo auf das Ende der Dinge vor, das man am Schluſſe jeder Centurie mit Schrecken erwartete. Die Prieſter gingen im heiligen Schmucke zu den Tempeln, wohin auch das Volk ſtrömte, hinaus und zogen nach dem Berge Huixachtla, drei Stunden von Mexico entfernt. Sie richteten ſich dabei nach dem Lauf der Geſtirne, damit ſie etwa gegen Mitternacht an den Berg ankommen möchten, auf deſſen Gipfel das neue Feuer angezündet werden ſollte. Das Volk wartete in Angſt auf die neue Flamme, die ihm die Gewißheit noch einer Centurie des Beſtehens der Erde verſichern ſollte. Die Männer bedeckten das Antlitz ihrer ſchwangern Frauen mit Aloeblättern und ſchloſſen ſie auf den Getraideböden ein, fürchtend, ſie würden in wilde Thiere verwandelt werden, welche die Männer auffreſſen. Auch den Kindern verdeckte man das Geſicht und ließ ſie nicht ſchlafen, damit ſie nicht in Mäuſe verwandelt werden möchten. Die, welche nicht mit den Prieſtern gingen, begaben ſich auf Anhöhen, um das Ende der Feierlichkeit abzuwarten.

Die Anzündung des neuen Feuers konnte nur durch den Prieſter verrichtet werden, der aus dem Bezirke Copolco in Mexico war. Es ward das Feuer mit zwei Stücken Holz auf der Bruſt eines tapfern Kriegsgefangenen hervorgebracht, der nachmals geopfert wurde. Sie nahmen dann etwas von dem neuen Feuer und jeder bemühte ſich, daſſelbe ſo ſchnell als möglich in ſeine Wohnung zu ſchaffen. Die Prieſter brachten daſſelbe nach dem großen Tempel in Mexico, von wo aus alle Einwohner damit verſorgt wurden. Auf den Tag des neuen Feuers folgten die dreizehn Schalttage der Centurie; man weißte an denſelben die öffentlichen und Privatgebäude, beſſerte ſie aus, erneuerte Kleider und Hausgeräthe, damit Alles beim Anfange des neuen Zeitabſchnittes, welchen die Götter gewährt hatten, in gutem Stande ſeyn möchte. Am erſten Tage der Centurie durfte Niemand eher Waſſer zu ſich nehmen, als zur Mittagszeit, wo auch die der Größe des Feſtes angemeſſenen Opfer begannen. Allgemein ertön-

ten Freudenſtimmen und Glückwünſchungen. In den erſten Nächten fanden prachtvolle Erleuchtungen ſtatt. Jedermann trug ſeine beßten Kleider und alles war in neuem Schmuck. Jetzt fand auch das Spiel der Krieger ſtatt, das wir ſchon oben kennen gelernt haben.

Dieß wären denn die Opferungen und Feſte, womit man den Göttern zu dienen meinte, die wir nun näher betrachten wollen. Sie hatten eine ſehr große Anzahl Gottheiten und die Götterlehre bildete ein ſehr überladenes und keineswegs harmoniſches Ganze. Wir finden mehrere Arten Gottheiten, die den verſchiedenen Elementen entſprungen ſind, welche die geſammte Nation der Azteken ausmachten; Götter der alten Eingebornen, Götter der aufkommenden Herren, Götter der Könige, des Adels, Götter der Prieſter und Götter der verſchiedenen Stände des Volkes, ſo wie ja auch die aztekiſchen Könige den unterjochten Nationen geſtatteten ihre alten Gottheiten beizubehalten und fernerweit zu verehren, denn es waren ja die Götter der fremden Nationen mit dieſen ſelbſt unterworfen und ſo wie die Anführer derſelben von den aztekiſchen Herrſchern, ſo waren die fremden Götter von den einheimiſchen beſiegt und unterjocht worden.

Zu den älteſten Göttern, deren Verehrung bereits den paſſiven Urbewohnern eigen war, gehörten die Naturgottheiten, ſo wie ein höchſtes Weſen, welches ſie Teotl, Gott, nannten. Es war aber Teotl vollkommen unabhängig und unſichtbar, daher man daſſelbe auch gar nicht abbildete. Seine Eigenſchaften bezeichnete man durch Ausdrücke wie: „der, durch den wir leben, der, welcher Alles in ſich ſelbſt iſt." Es kommt aber dieſer Gott faſt mit dem Herrn des Lebens der Nordamericaner überein.

Ihm entgegengeſetzt iſt der böſe Geiſt, der Feind der Menſchen, der ihnen oft erſcheint und ſie ſchreckt und ängſtiget. Er heißt Tlacatecolototl, d. h. vernünftige Eule, der vielleicht wie der Lahmfuß der Peruaner (ſ. C.-G. I. 276.) ein Ueberreſt aus dem Wald- und Gebürgsleben der alten Jägernationen iſt.

Nächſt dem Teotl war Tezcatlipoca oder der glänzende Spiegel der Gott der Vorſehung, die Seele der Welt, der Schöpfer des Himmels und der Erden. Teotl wurde nicht abgebildet, alſo wohl auch nicht mit Opfern und in beſondern Tempeln bedient; Tezcatlipoca aber wurde dargeſtellt und zwar als ein Jüngling, weil die Zeit keine Macht an ſeiner Schönheit und ſeiner Pracht ausüben konnte. Er belohnte die Rechtſchaffnen und beſtrafte die Gottloſen mit Krankheiten und Unglücksfällen. An den Ecken der Straßen waren Steine aufgerichtet, damit der Gott ſich darauf ſetzen könne; den Menſchen war es unterſagt, ſich hier niederzulaſſen. Das Hauptbild Tezcatlipocas war aus ſchwarzem, glänzenden Stein, welcher von ſeiner Beſtimmung Teotetl, göttlicher Stein, hieß. Es war koſtbar bekleidet, hatte goldene Ohrringe und an der Unterlippe eine cryſtallene Röhre, in welcher eine grüne Feder oder ein Türkis ſteckte. Das Haar war

mit einer goldenen Schnur umwunden und daran hing ein Goldzierrath. Die ganze Bruſt war mit maſſivem Golde, die Arme mit goldnen Ringen bedeckt, den Nabel bildete ein Smaragd. In der Linken hielt das Bild einen Fächer, der ringsumher mit Federn beſetzt und wie ein Spiegel polirt war, und in dieſem ſah er Alles, was in der Welt getrieben wurde. Zuweilen ward er auch, als gerechter Gott, dargeſtellt auf einer Bank ſitzend in einem rothen Kleide, auf welchem allerlei Knochen und Schädel gemalt waren. Am linken Arm hatte er einen Schild mit vier Pfeilen und in der erhobenen Rechten einen Wurfſpieß; der Leib war ſchwarz gefärbt und das Haupt mit Wachtelfedern gekrönt.

Er erſchuf die Welt und das Menſchengeſchlecht, die Sonne, das Waſſer und war gewiſſermaßen der Vorſteher dieſer Welt, die aber durch eine allgemeine Waſſerfluth zu Grunde ging. Dieſe Periode, das erſte Weltalter der Azteken, hieß Atonatiuh, d. h. die Sonne oder das Weltalter des Waſſers. In dieſes Alter gehört dann auch die Cihuacohuatl, das Schlangenweib, das Weib, welches zuerſt auf Erden Kinder geboren hatte und das allemal Zwillinge bekam. Sie galt als eine große Göttin und wird abgebildet mit reichem Kopfputz, Ohren-, Naſen- und Lippenſchmuck. Vor ihr richtet ſich eine große Schlange auf, hinter welcher zwei Kinder, ein licht- und ein dunkelgefärbtes*), eine Darſtellung, die vielleicht eine Andeutung der beiden Hauptraſſen des Menſchengeſchlechts, der weißen und der gefärbten, enthält.

So wie nun Tezcatlipoca der Urheber der Welt und der Schöpfer des erſten Weltalters war, ſo erſcheinen der Gott Ometeuctli und die Göttin Omecihuatl als die Gründer des zweiten Weltalters, Tlatonatiuh, von 5206 Jahren. Sie wohnten in einer prächtigen Stadt des Himmels, die überreich an allen Vergnügungen war. Sie wachten über die Welt und vollſtreckten alle Wünſche der Menſchen des erſten Weltalters. Sie hatten in ihrem Himmel viele Kinder und erzeugten zuletzt ein ſteinernes Meſſer; als aber ihre Kinder dieſes aus Verſehen auf die Erde fallen ließen, entſprangen aus demſelben eintauſend ſechshundert Rieſen, die ſich ihres göttlichen Urſprunges wohl bewußt waren, die nun aber keine Diener hatten, da alle Menſchen durch ein allgemeines Sterben umgekommen waren. Sie ſchickten daher einen Geſandten an ihre Mutter ab und ließen ſie bitten, ihnen die Kraft zu gewähren, Menſchen zu ihrem Dienſte hervorzubringen. Die Mutter ließ ihnen ſagen, daß ſie bei einer edleren Denkungsart ſich wohl würdig gemacht haben würden, ewig bei ihr im Himmel zu leben, weil ſie aber einmal auf der Erde zu bleiben wünſchten, ſo möchten ſie nur zum Mitlanteuctli gehen, dem Gotte der Hölle, und ſich einen Knochen eines verſtorbenen Menſchen von ihm

*) Codex Vaticanus 3738 bei Kingsborough II.

ausbitten. Den Knochen ſollten ſie mit ihrem Blute beſprengen, daraus würde ein Mann und eine Frau entſtehen, welche ihr Geſchlecht fortpflanzen würden. Sie ſollten ſich aber ja vor dem Mitlanteutli in Acht nehmen, der es ſogleich bereuen werde, wenn er ihnen den Knochen übergeben habe. Mit dieſer Warnung begab ſich einer der Helden, Xilotl, nach der Hölle und eilte, ſo wie er den Knochen erhalten, auf die Erde zurück. Mitlanteutli bereute auch in der That ſein Geſchenk und verfolgte den Xilotl, konnte ihn jedoch nicht einholen und begab ſich daher nach ſeiner Hölle zurück. Xilotl war jedoch auf der Flucht gefallen und der Knochen war dabei in ungleiche Stücke zerbrochen. Er las ſie auf und eilte nach dem Orte, wo ihn ſeine Brüder erwarteten. Dieſe legten die Stücke in ein Gefäß und beſprengten ſie mit ihrem Blut, das ſie aus verſchiedenen Theilen ihres Körpers gezogen hatten. Am vierten Tage bekamen ſie einen Knaben und, indem ſie fortfuhren ihr Blut zu verſprengen, nach dreien Tagen eine Tochter, welche man beide dem Xilotl zur Erziehung übergab, der ſie mit dem Safte von Diſteln auffütterte. Auf ſolche Art wurde das menſchliche Geſchlecht wieder hergeſtellt.

Nun fehlte aber noch eine Sonne, weil die bisherige in der Waſſerfluth mit den Menſchen untergegangen war. Daher verſammelten ſich die Helden in Teotihuacan mit ihren Dienern, den Menſchen, um ein großes Feuer und ſagten zu ihren Dienern, daß der erſte, der ſich in daſſelbe ſtürzen würde, den Ruhm erlangen werde, als Sonne daraus hervorzugehen. Sofort ſtürzte ſich Nanahuatzin ins Feuer und fuhr zur Hölle hinab. Während der Zeit, daß man den Ausgang erwartete, wetteten die Helden mit Wachteln, Heuſchrecken und anderen Thieren um den Ort, wo die Sonne ſich zeigen werde, die verlierenden Thiere aber ſollten ſogleich geopfert werden. Endlich ſtieg die Sonne an demjenigen Theile des Horizontes empor, welcher noch jetzt der Aufgang heißt, aber, ſie war kaum emporgekommen, als ſie auch ſtill ſtand. Als die Helden dieß merkten, verlangten ſie von ihr, daß ſie ihren Lauf fortſetzen ſolle; ſie antwortete aber, dieß würde nicht eher geſchehen, als bis alle Helden umgebracht ſein würden. Dieſe geriethen in Schrecken und Wuth und einer von ihnen, Citli, ſchoß nach der Sonne, die ſich jedoch durch Ausbiegen rettete. Vergebens ſchoß Citli alle ſeine Pfeile nach ihr ab. Endlich nahm die Sonne den letzten der Pfeile des Citli und ſchoß ihn durch den Kopf ſeines früheren Beſitzers, daß er todt zu Boden ſtürzte. Beſtürzung erfaßte die Andern und da ſie wohl einſahen, daß ſie es mit der Sonne nicht würden aufnehmen können, entſchloſſen ſie ſich durch die Hand ihres Bruders Xolotl zu ſterben. Nachdem er ſeine Brüder getödtet, brachte er ſich ſelbſt um. Die Helden überließen vor ihrem Tode die Kleider ihren Dienern und bei der Eroberung des Landes fanden die Spanier noch verſchiedene alte Kleider, welche die Eingebornen als alte Erbſchaft der Helden

aufbewahrten und verehrten. Die Diener waren über den Tod ihrer Herren ſehr betrübt und Tezcatlipoca trug nun einem derſelben auf, in das Haus der Sonne zu gehen und Muſik zu ihren Feſten zu holen. Er baute ihm für dieſe Reiſe eine Brücke von Wallfiſchen und Schildkröten, doch ſollte er unterwegs immerfort ein Lied ſingen, welches er ihm angab.

Als die Helden um das Feuer lagen, in welches Nanahuatzin geſprungen war, der als Sonne wieder auflebte, ſprang ein zweiter Mann, mit Namen Tezcoziztecal, nach einigem Beſinnen gleichfalls in die Flamme, die nun freilich nicht ſo heftig mehr war. Wie er nun, gleich dem erſten, wieder erſchien, war er als Mond auch nicht ſo glänzend wie ſein Vorgänger. Sonne und Mond wurden Tonatricli und Meztli genannt. Dieſes zweite Weltalter ging durch ein Erdbeben unter und hieß das Alter der Erde.

Es folgte das dritte Weltalter, Ehecatonatiuh, das der Luft, welches vom Untergange der Rieſen bis zu dem aller Menſchen und der zweiten Sonne dauerte. Der Gott der Luft, Quetzalcoatl, die gefiederte Schlange, ſcheint damit in Verbindung zu ſtehen. Er ſoll ehedem Prieſter in Tula geweſen ſeyn. Er ward als eine lange, kräftige Geſtalt abgebildet, mit offener Stirn, großen Augen, langen ſchwarzen Haaren und ſtarkem Barte. Er trug aus Liebe zum Anſtand ſtets ein langes Kleid und war ſo reich, daß er Paläſte von Silber und koſtbaren Steinen beſaß; er war ſehr arbeitſam und der Erfinder des Schmelzens der Metalle und der Steinſchneidekunſt. Seine tiefen Kenntniſſe zeigte er in den, dem menſchlichen Geſchlechte hinterlaſſenen Geſetzen und in der Umſicht, womit er Alles beobachtete. Wenn er ein Geſetz geben wollte, ſo ſtellte er einen Ausrufer auf den Berg des Schreiens, Tzatzitepec, nahe bei der Stadt Tula, deſſen Stimme ſehr weit, zu 300 Meilen weit, gehört wurde. Zu ſeiner Zeit wuchs das Getraide ſo ſtark, daß ein Mann genug an einer Aehre zu tragen hatte und daß die Gurken Mannslänge erreichten. Die Baumwolle brauchte man nicht erſt zu färben, denn ſie wuchs gleich in allen Farben. Alle anderen Früchte und Sämereien waren in unendlicher Fülle und von außerordentlicher Größe vorhanden. In Unzahl waren kleine, ſchönſingende Vögel vorhanden. Alle Unterthanen des Quetzalcoatl waren reich und trotz dieſes glücklichen Zuſtandes ſuchte ihn doch Tezcatlipoca aus dem Reiche zu verbannen und er erſchien ihm in der Geſtalt eines alten Mannes, der ihm im Namen der Götter verkündete, daß er in das Königreich Tlapalla verſetzt werde. Zugleich bot er ihm einen Trank an, den Quetzalcoatl begierig annahm, da er hoffte, dadurch die gewünſchte Unſterblichkeit zu erlangen. Kaum hatte er den Trunk gethan, ſo fühlte er eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach Tlapalla und er begab ſich auch gleich auf den Weg, begleitet von einigen ſeiner Unterthanen, die ihn durch Muſik unterhielten. Bei der Stadt Quauhtitlan warf er einen

Baum mit Steinen nieder, die darin ſtecken blieben, und bei Tlalnepantla legte er ſeine Hand in einen Stein, der noch bei der Ankunft der Spanier die Spuren davon zeigte. In Cholula ließen ihn die Einwohner nicht wieder fort und übertrugen ihm die Regierung ihrer Stadt. Seine anſtändigen ſanften Sitten, der Abſcheu gegen alle Grauſamkeiten erwarben und erhielten ihm die Liebe der von Cholula. Er war ſo mild, daß er nicht einmal den Namen des Krieges hören mochte. Seine Kunſtfertigkeiten und Kenntniſſe lehrte er den Cholulanern.

Nach einem Aufenthalte von zwanzig Jahren ergriff ihn die Sehnſucht nach dem eingebildeten Reiche von Tlapalla aufs Neue und er entſchloß ſich zur Fortſetzung ſeiner Reiſe und nahm ſich vier edle Jünglinge als Begleiter. In der Küſtenprovinz Coatzacoalco ſandte er ſie wieder nach Cholula zurück und ließ den Einwohnern ſagen, daß er bald wieder zurückkehren und die Regierung aufs Neue wieder antreten würde. Die Cholulaner übertrugen einſtweilen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten den vier Jünglingen. Seitdem aber war und blieb Quetzalcoatl verſchwunden und die Tolteken von Cholula vergötterten ihn und führten ihm zu Ehren mitten in ihrer Stadt eine Anhöhe und auf deren Gipfel einen Tempel auf. Später ward ein gleicher in Tula errichtet. Von Cholula verbreitete ſich ſeine Verehrung als Gott der Luft über alle Staaten von Anahuac aus. Der Adel von Yucatan rühmte ſich, von ihm abzuſtammen. Unfruchtbare Frauen wandten ſich an ihn, um Nachkommenſchaft zu erflehen. Das dritte Weltalter ging durch Sturmwinde unter. Das vierte iſt das beſtehende, welches durch das Feuer ſein Ende erreichen wird.

Der Feuergott, Xiuhteuctli, war zugleich Herr der Jahre ſo wie des Graſes. Ihm wurde bei Tiſche der erſte Biſſen und der erſte Trank geopfert, indem man ſie ins Feuer warf. In gewiſſen Tageszeiten ſtreute man ihm Weihrauch und zwei beſtimmte und ein bewegliches Feſt waren ihm zu Ehren im Laufe des Jahres angeordnet. Er hatte einen Tempel und etliche Paläſte in Mexico.

Außer dieſen Göttern, die man mit den Weltaltern in Verbindung gebracht hatte, gab es noch andere Naturgottheiten, welche den Bergen, dem Waſſer, der Erde, dem Unterreiche und der Nacht vorſtanden.

Der Gott der Gebürge war Tlaloc; ſein Bild ſtand auf einem Berge gleiches Namens, in Geſtalt eines auf einem Altare ſitzenden Mannes, vor welchem ein Gefäß mit elaſtiſchem Harz und einigen Sämereien ſtand. Es war aus leichtem weißen Stein und galt als das älteſte im Lande. König Netzahualpilli von Acolhuacan ließ neben daſſelbe ein beſſeres aus hartem Stein ſetzen, was jedoch vom Blitze verunſtaltet ward, woraus die Prieſter Unheil weiſſagten. Man behielt daher das Alte bei, bis dieſes von den Spaniern zerſtört

wurde. In Mexico hatte Tlaloc einen Tempel und ſein Bild war blau und grün; es hielt einen wellenförmigen, ſpitzigen goldnen Scepter, wodurch der Blitz angedeutet wurde.

Seine Gefährtin war Chalchiuhcueje, die Göttin des Waſſers. Bei den Tlascalanern hieß ſie die Grüngekleidete, Matlalcueje, welchen Namen auch der höchſte Berg jenes Landes führte, von welchem ſich die ärgſten Gewitter entwickelten und wo man Opfer und Gebete darbrachte.

Centeotl war die Göttin der Erde und des Getraides und ward auch die Ernährerin genannt. Sie hatte in Mexico fünf Tempel und ihre Feſte fielen in den 3., 8. und 11. Monat. Die Totonaken hatten eine ſehr große Verehrung für dieſe Gottheit und hatten ihr auf einem hohen Berge einen Tempel erbaut, worin eine große Menge Prieſter ihrem Dienſte gewidmet war. Ihr bluteten keine Menſchen, ſondern ihr Opfer beſtand nur in Tauben, Wachteln, jungen Hühnern und dergl., welche aber in großer Menge geſchlachtet wurden. Sie hofften, daß dieſe Göttin ſie einſt von der grauſamen Tyrannei der anderen Götter befreien werde, welche ſie zu den Menſchenopfern zwangen. Mit dieſem Tempel war ein Orakel verbunden. In Mexico dagegen wurden der Centeotl gerade viel Menſchen geſchlachtet.

Der Gott der Hölle, Mictanteuctli, hatte mit ſeiner Gemahlin ſeinen Sitz im Innern der Erde und wurde in Mexico ſehr verehrt. Seine Opfer fanden des Nachts ſtatt und ſein Oberprieſter war dabei ſchwarz bekleidet.

Joalteuctli, der Gott der Nacht, und Joalticitl, Nachtarzt, waren die göttlichen Hüther des nächtlichen Schlafes der Kinder.

Die Geſtirne, wie z. B. die Venus, hatten ebenfalls ihre Verehrung und ihre Bilder und ſtammten wohl von den älteren Nationen her; ihren Dienſt fanden die Mexicaner bereits vor und ſie nahmen denſelben an.

Wir wenden uns nun von den Naturgottheiten der Mexicaner zu den hiſtoriſchen Göttern, an deren Spitze Huitzilopochtli mit ſeinem Bruder Tlacahuepancuexcotzin und ſeinem Stellvertreter Painalton ſteht.

Huitzilopochtli oder Mexitl war der Gott der Nation, der Kriegsgott und genoß unter allen Gottheiten die meiſte Verehrung. Er war auf eine ſeltſame Weiſe geboren worden. Nahe bei der alten Stadt Tula, in Coatepek, lebte die Coßtlicue, eine verheirathete Frau, welche dem Dienſte der Götter ſehr ergeben war. Eines Tages ging ſie auch zum Tempel und ſah einen Federball aus der Luft herabkommen. Sie fing denſelben auf und ſteckte ihn in ihren Buſen, denn ſie hatte die Abſicht, dieſe Federn zur Verzierung des Altars zu verwenden. Als ſie jedoch ihren Gang vollendet, ſuchte ſie nach ihrem Ball, wunderte ſich jedoch nicht wenig, daß ſie denſelben nicht

Digitized by Google

finden konnte, noch mehr aber da ſie bemerkte, daß ſie ſich in geſegneten Leibesumſtänden befinde. Bei zunehmender Schwangerſchaft wurden auch ihre Kinder auf ihren veränderten Zuſtand aufmerkſam; dieſe zweifelten nun zwar nicht an der Tugend ihrer Mutter, allein ſie fürchteten die Schande, wenn auch andere dieſelbe Entdeckung machen würden, und beſchloſſen daher, die arme Frau lieber umzubringen. Die Mutter merkte jedoch den Entſchluß ihrer Kinder und war darüber äußerſt betrübt, als ſie aus ihrem Leibe eine Stimme vernahm, welche ihr zurief: „Fürchte Dich nicht, Mutter, denn ich will Dich retten, Dir zur größten Ehre, mir aber zum Ruhme."

Ihre hartherzigen Söhne wurden namentlich durch ihre Schweſter Cojolrauhqui zu Vollſtreckung ihres grauſamen Entſchluſſes angetrieben und waren eben im Begriffe zur That zu ſchreiten, als Huitzilopochtli geboren wurde. Er hatte einen Schild an der linken, einen Spieß in der rechten Hand, einen Buſch grüner Federn auf dem Haupte und am linken Fuße Colibrifedern. Geſicht, Arme und Schenkel hatten blaue Streifen. Sobald er auf die Welt gekommen, brachte er eine Fichte hervor und befahl einem ſeiner Soldaten, die Cojolrauhqui, die am ſchuldigſten an dem Rathe zu Ermordung ſeiner Mutter war, damit zu erſchlagen. Er ſelbſt griff ſeine übrigen Geſchwiſter ſo heftig an, daß er ſie aller Gegenwehr und Bitten ungeachtet alleſammt erlegte, ihre Häuſer plünderte und die Beute ſeiner Mutter brachte. Die andern Menſchen wurden aber dadurch in ſolche Furcht gejagt, daß ſie ihn Tetzahuitl, das Schrecken, und Tetzauhteotl, den Schrecken-Gott, benannten, womit ſie auch zugleich ſeinen göttlichen Urſprung anerkannten und andeuteten. Huitzilopochtli wurde der Schutzgott der Azteken und führte ſie viele Jahre auf ihren langen Wanderungen, bis ſie zu dem Orte kamen, wo Mexico in dem See erbaut wurde. Hier ward ihm erſt ein geringes Heiligthum, dann aber jener prachtvolle Tempel errichtet, den wir ſchon oben kennen gelernt haben. Hier wurden ihm alljährlich drei große Feſte, im 5., 9. und 11. Monat, dann aller vier und aller dreizehn Jahre eines, ſo wie das Säcularfeſt gefeiert und dabei zahlloſe Menſchenopfer dargebracht. Seine Geſtalt von coloſſaler Größe ſaß auf einer blauen Bank, aus deren vier Ecken eben ſo viele fürchterliche Schlangen hervorkamen. Seine Stirn war blau, das übrige Antlitz aber mit einer goldenen Maske bedeckt, der Hinterkopf ebenfalls in Gold gehüllt. Auf dem Kopfe trug er einen Helm in Geſtalt eines Vogelkopfes mit reichem Federkranze; um den Hals hatte er einen aus zehn Menſchenherzen gebildeten Kragen; in der Rechten hielt er eine große, blaue und gewundene Keule und in der Linken einen Schild, woran fünf Bälle von Federn in Geſtalt eines Kreuzes befeſtigt waren. Oben aus dem Schildrande erhob ſich ein goldenes Fähnchen mit vier Pfeilen, das den Mexicanern vom Himmel geſendet war, um die rühmlichen Thaten zu thun, welche die

Digitized by Google

Nation ausgeführt. Der Leib des Gottes war mit einer goldenen Schlange umgürtet und mit kleinen Thierfiguren von Gold und Edelſteinen verziert. Bevor die Mexicaner einen Krieg anfingen, wurde Huitzilopochtli zuvörderſt mit Gebeten angerufen und mit Opfern bedient. Keiner Gottheit wurden ſo viele Menſchen geopfert als dieſer.

Neben dem Bilde deſſelben ſtand im großen Tempel von Mexico das ſeines jüngeren Bruders Tlacahuepancuexcotzin; der Hauptſitz ſeiner Verehrung war jedoch in Tezcuco.

Painalton war Huitzilopochtli's Lieutenant und hatte ſeinen Namen von ſeiner Geſchwindigkeit und Hurtigkeit. Er war der Gott der plötzlichen Angriffe und Ueberfälle. Wurde ein ſolcher beabſichtigt, ſo liefen dann die Prieſter mit ſeinem Bildniſſe, das bei den andern Kriegsgöttern ſtand, durch die Stadt, riefen ihn mit lautem Geſchrei an und opferten ihm Wachteln und andere Thiere. Dann mußten alle Soldaten, wie beim Generalmarſch, zu den Waffen greifen.

Dieß waren die Götter des Adels und der Soldaten, wozu noch Teteoinan, die Mutter der Götter, kommt, die auch Tocitzin, unſere Urmutter, hieß, denn die Mexicaner nannten ſich Kinder der Götter. Ihr Urſprung durch das gewaltſame Opfer der colhuaniſchen Prinzeſſin wurde bereits oben erzählt; ihr Feſt wurde im eilften Monat in ihrem Tempel zu Mexico feierlich begangen. Sie ward beſonders in Tlascala verehrt und von den Hebammen für ihre Schutzgöttin gehalten.

Eine Göttin Coatlicue, ein Name, den Huitzilopochtli's Mutter führte, hatte in Mexico einen beſonderen Tempel Jopico, wo ihr im dritten Monat von den Blumenverkäuferinnen künſtlich geflochtene Blumenkränze geopfert wurden. Sie ſcheint ebenfalls zu dem Kreiſe des Huitzilopochtli zu gehören.

Die Götter der Gewerbtreibenden und Künſtler waren ſehr zahlreich.

Der Gott der Handelsleute, Jacateuctli, der Gott welcher leitet, war der Schutzherr der Kaufleute, die ihm jährlich zwei große Feſte in ſeinem Tempel zu Mexico feierten, wobei Menſchen geopfert und große Mahlzeiten gehalten wurden.

Die Otomies, ein Gebürgsvolk, verehrten namentlich die Mixcoatl, die Göttin der Jagd. In Mexico hatte ſie zwei Tempel, in deren einem alljährlich im 14. Monate zahlreiche Thiere geopfert wurden.

Opochtli war der Erfinder der Netze und Fiſchgeräthe, Herr der Fiſcherei und Schutzgott der Fiſcher. In der Stadt Cuitlahuac auf einer kleinen Inſel im See von Chalco war das Heiligthum eines Fiſchergottes, der Amimitl genannt wurde und wohl nur dem Namen nach von Opochtli verſchieden war.

Auch das Salz hatte ſeine Gottheit, die Huixtocihuatl, deren Feſt im 7. Monate gefeiert wurde. In der Nähe von Mexico war ein Salzwerk.

Texatzoncatl war der Gott des Weines und führte die Beinamen Erwürger und Ertrinker, wodurch die Wirkungen ſeiner Gabe angedeutet wurden. In Mexico hatte er einen Tempel mit vierhundert Prieſtern, die ihm und ſeinen Mitgöttern jährlich im 13. Monat ein Feſt feierten.

Die Göttin der Aerzte, Tzapotlatenan, war die Erfinderin des Oeles Oxeil und anderer nützlicher Specereien. Man ſang ihr alljährlich Hymnen, wobei Menſchenblut vergoſſen wurde.

Ein Gott der Aerzte, Ixtilton, hatte ein ſchwarzes Geſicht. Die Väter brachten ihm ihre kranken Kinder in ſeinen Tempel, ſagten ihnen Gebete vor, die ſie recitiren und dabei vor dem Götterbilde tanzen mußten. Dann gaben ſie ihnen ein Waſſer zu trinken, das die Prieſter bereitet hatten.

Der Gott der Goldſchmiede war Xipe; er genoß in Mexico großer Verehrung. Man glaubte, er beſtrafe faule und nachläſſige Arbeiter, ſtürze ſie in Krankheiten und belege ſie mit Hautausſchlag, Kopf- und Augenſchmerz. Man brachte ihm grauſame Opfer bei ſeinem Feſte, das im zweiten Monat gefeiert wurde.

Die Matten- und Strohdeckenarbeiter verehrten den Nappateuctli oder vierfachen Herrn. Sein Charakter war mild, er verzieh gern Unrecht und handelte gegen Jedermann großmüthig. In Mexico hatte er zwei Tempel und ſein Feſt fiel in den 13. Monat.

Nächſtdem hatte man auch Götter für beſondere Genüſſe, wie z. B. die Ixcuina oder Tlazolteacihua, die Göttin der Liebesfreuden; dieſe ward nackt abgebildet.

Tlazoteotl war die Gottheit, an welche ſich Lüſtlinge und andere Sünder um Erlaß der ihnen drohenden Strafen und Vergebung der von ihnen begangenen Sünden wendeten. Man brachte ihr Opfer und Gelübde.

Omacatl war der Gott aller Freuden. Man fürchtete großes Unglück, wenn man bei öffentlichen Luſtbarkeiten oder einem großen Feſte der mexicaniſchen Herren ſein Bild aus dem Tempel zu holen und an dem Orte aufzuſtellen vergeſſen hatte, wo es gefeiert wurde.

Die Göttin der Alten war Ilamateuctli, deren Feſt am 3. Tage des 1. Monats gefeiert wurde. Ihr Name bedeutete alte Frau.

Außer den genannten Gottheiten gab es noch 260 Tagesgötter, deren jedem ein Tag gewidmet war; die Tage der erſten dreizehn Monate des Mexicaniſchen Calenders ſind mit ihren Namen bezeichnet.

Dieſe Götter wurden öffentlich verehrt und hatten ihre Tempel. Nun gab es aber auch noch Hausgötter, welche Tepitoton, die Kleinen, genannt wurden und deren jeder König ſechs, jeder Edelmann

Digitized by Google

vier, jeder Gemeine aber zwei hatte. Sie waren, wie die Götterbilder überhaupt, in ungeheuerer Anzahl vorhanden und es ſtanden deren in allen Tempeln, in den Paläſten, Häuſern und Wäldern und auf den Gaſſen. Die ſpaniſchen Franciscaner haben binnen acht Jahren mehr denn Zwanzigtauſend zerſchlagen. Die gemeinſten Götterbilder, beſonders die Hausgötter, waren von Thon; ſie werden, obwohl meiſt zerſtört, in den Ruinen außerordentlich häufig gefunden und zeigen eine ſehr vorgeſchrittene Technik*). Andere waren aus gewiſſen Hölzern und Steinarten gefertigt, doch hatte man auch Idole aus Metall, Gold und Edelſtein. Auf dem hohen Berge Achiantla in Mirteka fand der Dominicaner Fernandez ein kleines Götterbild, welches das Herz des Volkes genannt wurde. Es war aus einem koſtbaren Smaragd gearbeitet, der vier Zoll hoch und zwei breit war, oben befand ſich die Figur eines Vogels und unten die einer Schlange. Der Dominicaner zerſtörte dieſes intereſſante Denkmal des religiöſen Lebens wie einer vorgeſchrittenen Technik im blinden Fanatismus, obſchon man ihm 1500 Ducaten dafür anbot. Wir kommen ſpäter bei Betrachtung der mexicaniſchen Kunſtdenkmale auf dieſen Gegenſtand zurück.

Bemerkenswerth iſt, daß in der Religion der Azteken ein gewiſſer keuſcher Ernſt vorherrſcht, der mit den lüderlichen Orgien der Eries in der Südſee und den Nordpolarnationen wunderbar contraſtirt; und es finden ſich auch unter den Götterbildern, wie A. v. Humboldt (Anſichten d. Cord. II. 66.) ſchon treffend bemerkt hat, ſehr wenig Darſtellungen unbekleideter Figuren in den mexicaniſchen Gemälden und nur höchſt ſelten ſogar Andeutungen des Unterſchieds der Geſchlechter, deren Werkzeuge in den aſiatiſchen, ägyptiſchen, altgriechiſchen und altitaliſchen Religionsdenkmalen eine ſo bedeutende Rolle ſpielen.

Bei den Azteken wurde die Ehe ſehr heilig gehalten und die Ausſchweifung allgemein verachtet und wo ſie vorkam, ſtreng und unerbittlich geſtraft. Die Götter beſchützten die Ehe und dieß deutet auch eine aztekiſche Sage an. Ein Mann, Namens Jappan, wollte auf einem der Berge Buße thun, konnte hier aber den Verſuchungen eines Frauenzimmers nicht widerſtehen und ergab ſich dem Ehebruch; dafür ſchlug ihm ſofort Jaotl, dem die Götter die Aufſicht über ihn aufgetragen, den Kopf ab und die Götter verwandelten den todten Körper in einen ſchwarzen Scorpion. Jaotl, damit noch nicht zufrieden, enthauptete auch das Frauenzimmer, wurde aber, weil dieß den Befehl der Götter überſchritt, dafür in eine Heuſchrecke verwandelt. Der Scorpion aber, der ſich ſeines verbrecheriſchen Urſprunges be- [illegible]

*) Taf. X. und XI. der Beſchr. einer alten Stadt in Guatemala nach del Rio und Cabrera v. F. H. v. Minutoli enthalten eine ziemliche Anzahl derſelben, deren auch in dem Werke von Dupaix abgebildet ſind.

wußt war, vermied fortan das Tageslicht und verkroch ſich unter Steine. So übte die Religion einen wohlthätigen moraliſchen Einfluß auf das ganze Volk und bewahrte daſſelbe vor entnervenden Ausſchweifungen. Es war daher ein ſicheres Zeichen von dem beginnenden Verfall des Reiches, als Montezuma II. ſich mit einem Harem umgab, wo er ſich den ſinnlichen Genüſſen überließ und durch ſein Beiſpiel und den ſteten Wechſel ſeiner Concubinen den Kriegsadel zu ähnlicher Lebensweiſe veranlaßte.

Die Religion der Reiche von Anahuac hing innig mit dem Staatsleben und der Geſetzgebung zuſammen und letztere war gewiſſermaßen ein Theil der Religion ſelbſt. Die Gebete, die knieend verrichtet wurden, waren geſetzlich geboten, eben ſo wie die Verehrung der Prieſter, der Könige, der höheren Claſſen. Die weltliche Gewalt ſtrafte eben ſo eifrig den Uebertreter geiſtlicher Vorſchriften, als die Prieſterſchaft den Frevler weltlicher Geſetze mit Büßungen auf Erden belegte oder ſein reuiges Geſtändniß mit Vergebung und Erlaß weltlicher Strafe begnadigte. Wurden doch ſelbſt die Feinde des Reiches, wenn ſie in die Gewalt der Krieger gekommen, von dieſen den Prieſtern zu einem Opfer für die Götter übergeben. Daher fand auch eine große Verehrung des göttlichen Namens ſtatt und derſelbe wurde niemals zum Meineid gemißbraucht. Jedermann glaubte dem, der den Namen der Götter zu Betheuerung der Wahrheit anrief. Der Schwur lautete einfach: „Sieht mich unſer Gott nicht?"

Die wilden Otomies hatten, wie vielleicht mehrere der barbariſchen Jägerſtämme von Anahuac (ſ. C.-G. II. 165. ff.), den Glauben, daß der Tod alles Leben abſchließe, wenigſtens waren ſie nicht geneigt, ſich ausführliche Vorſtellungen über einen künftigen Zuſtand auszubilden.

Die Azteken aber, wie auch die übrigen civiliſirten Nationen von Anahuac, glaubten allgemein an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode und daß auch alle anderen lebendigen Weſen der Erde in einen ähnlichen Zuſtand übergehen würden.

Die künftige Welt beſtand nach ihren Anſichten aus drei verſchiedenen Bezirken, dem Hauſe der Sonne, dem Reiche des Tlaloc und dem des Mictlanteuctli.

Das Haus der Sonne, des Fürſten der Herrlichkeit, war zunächſt für die Soldaten beſtimmt, welche auf dem Schlachtfelde blieben oder als Gefangene den Göttern geopfert worden waren; hierher gelangten aber auch alle Frauen, welche in ihrem Berufe als gebärende Mütter und Vermehrerinnen der Nation ihr Leben verloren hatten. Hier aber war ein ewiges, nur mit Freude und Vergnügen erfülltes Leben. Sie feierten täglich den Aufgang der Sonne mit neuen Beluſtigungen und begleiteten ſie bis Mittag mit Tänzen, Geſängen und Spielen. Hier begegneten ihnen die Seelen der Frauen

und nahmen bis zum Niedergange des Gottes Theil an ihren Vergnügungen. In dieſem Zuſtand der Wonne verharrten die Seelen vier Jahre, dann konnten ſie ſich in Wolken oder ſchönbefiederte Vögel verwandeln, konnten als ſolche nach der Erde zurückkehren, die zurückgelaſſenen Lieben mit ihrer Stimme oder der Pracht ihres Gefieders ergötzen, um die Blumen ſchwärmen und ſüßen Saft aus den Blüthen ſaugen. Sie hatten aber Macht und Erlaubniß, wenn ſie an dieſem Genuß ſich geſättigt hatten, in ihren Himmel und in die Kreiſe der wonnetrunknen Helden und Heldinnen zurückzukehren. Es iſt uns wenig von der Poeſie der alten Azteken überblieben, aber dieſe eine Lehre läßt uns einen tiefen Blick in das Gemüthsleben einer Nation thun, welche durch eine barbariſche Menſchenfreſſerei ihr Andenken gebrandmarkt hat und der die länder- und goldgierigen Spanier ſo ziemlich alle geſunde Vernunft, alles menſchliche Gefühl ſtreitig gemacht haben. Es iſt Pflicht des Hiſtorikers, ſolche Züge, wie dieſe Lehre uns aufbewahrt, hervorzuheben. Jedermann aber wird mit mir gern übereinſtimmen, daß ein Volk, welches ſolcher Vorſtellungen fähig war, einer höheren Cultur gar wohl fähig und würdig geweſen ſeyn würde.

Das Reich des Tlaloc war nicht glänzend wie das der Sonne. Es war ein kühler aber angenehmer Ort, Tlalocan genannt, welcher denen beſtimmt war, welche im Waſſer ertrunken oder vom Blitze erſchlagen worden, denen, die an Waſſerſucht, Geſchwulſt, Wunden u. a. Krankheiten geſtorben waren; hierher kamen auch die Seelen der Kinder, wenigſtens derer, welche dem Tlaloc geopfert worden. Hier verweilte Tlaloc ſelbſt und hielt mit den Seelen die herrlichſten Mahlzeiten, theilte auch andere Arten von Freuden mit ihnen. Im Innern des großen Tempels von Mexico war ein beſonderer Platz, wo alle Seelen der dem Tlaloc geopferten Kinder an einem gewiſſen Tage zuſammen kamen und unſichtbar den Ceremonien beiwohnten. Bei den Mixteken galt eine große Höhle auf einem hohen Berge ihres Landes für den Eingang in die zukünftige Welt und deshalb ließen ſich in der Nähe derſelben viele Edelleute begraben.

Die Unterwelt oder die Hölle, Mictlan, ſtand unter einem Gotte und einer Göttin, welche darnach benannt waren. Es war ein Ort der Finſterniß und der Aufenthalt denen beſtimmt, die auf andere, als die oben angegebene Art ſtarben. Bemerkenswerth iſt, daß die Mexicaner nichts von den Strafen melden, welche die abgeſchiedenen Seelen dort erwarten, und dieß ſcheint darauf hinzudeuten, daß ſie ähnlich einer Anſicht waren, welche mit der der Bewohner von Arauco übereinſtimmt. Dieſe glaubten, wie wir ſchon oben (II. 165.) bemerkten, daß der Herr der Welt in ſeiner Güte ſeine Beſtrafung nicht bis ins jenſeitige Leben ausdehnen werde. Da nun die Prieſterſchaft die

Macht hatte, bürgerliche Verbrechen zu beſtrafen, da die Todesſtrafe eine Opferung war und die Opfer in das Reich der Sonne gelangten, ſelbſt ſolche, welche als Feinde des aztekiſchen Staates auf den Altären geblutet hatten, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß man dem Tode an und für ſich eine läuternde, verſöhnende Kraft beimaß. Wir finden keine Spur von den barbariſchen Höllenqualen, wie ſie in der Buddahreligion vorkommen; die Seele wird vielmehr durch den Tod befreit und gelangt in einen Zuſtand der ewigen Wonne, welche den Helden in begeiſterter Aufregung der Schlacht erfüllt, oder der erhabenen, ruhigen Freude, welche den Prieſter im Dienſte der Gottheit und der Weisheit zu Theil wird, oder endlich der wehmüthigen, ſtillen Trauer, welche begangene Fehler, nachdem ſie geſühnt worden, im Menſchen zurücklaſſen. So kamen denn die Helden in das Reich der Sonne, die Prieſter und Gebildeten in das des Tlaloc, während die, auf deren Seele eine ungeſühnte Schuld laſtete, oder deren Geiſt zu keiner höheren Entwickelung gelangt war, im Reiche des Mictlanteuctli eine ruhige Zuflucht fanden.

Bemerkenswerth iſt, daß die Tlascalaner noch eine abweichende Anſicht hatten und meinten, daß die Seelen der Menſchen, nachdem ſie den Leichnam verlaſſen, mit Thierkörpern bekleidet würden. Vornehme Perſonen kommen in die Körper lieblich ſingender, ſchöner Vögel oder der edelſten Vierfüßer, geringere aber gelangen in Wieſel, Käfer und andere Thiere. Doch iſt nicht angegeben, ob ſie vorher in einen höheren Zuſtand gelangen, ob dieſe Verwandlung ihnen die Rückkehr in jenen himmliſchen Zuſtande geſtattet oder nicht.

Zu der Religion der Mexicaner gehört ferner die Weihſage, eine Beſchäftigung, die den Prieſtern eigen war und welche ſie bei wichtigen Angelegenheiten mit großer Sorgfalt ausübten, wobei ſie ſich nach genau beſtimmten Regeln richteten. Jeder Tag hatte ſeine Bedeutung, er war irgend einer Gottheit gewidmet, welche Einfluß auf den Lauf der Dinge und die Schickſale der Perſonen ausübte. Die Geburt der Kinder an dieſem oder jenem Tage verkündete das künftige Geſchick derſelben. Die Kaufleute richteten ihre Reiſen, die Brautleute den Tag ihrer Vermählung nach den Tagen ein, welche gute Bedeutung hatten; ja es wurde keine öffentliche Angelegenheit, keine Kriegserklärung, kein Bündniß unternommen, bevor man nicht die Zeichen der Tage ſorgfältig geprüft und den glücklichſten und geeignetſten Tag ausgewählt hatte.

Nachdem wir nun die verſchiedenen Erſcheinungen des häuslichen, wie des öffentlichen Lebens der alten Völker von Anahuac betrachtet, wenden wir uns zu der

Cultur,

welche ſie hervorgebracht, und bemerken zuvörderſt, daß die alten Völker von Anahuac nicht minder genaue und glückliche Beobachter

der ſie umgebenden Naturerſcheinungen waren, als alle dem Zuſtande der Natur noch näher ſtehende Völker. Ihre Beobachtungswerkzeuge, leibliche wie geiſtige, waren überaus ſcharf und ſicher und die ganze Erziehung der Nation war darauf gerichtet, ſie dabei zu erhalten. Wir bemerken dabei, daß der Trieb, die natürlichen Erſcheinungen näher und nach ihrem Zuſammenhange zu erforſchen, in Anahuac von den herrſchenden Familien ausging und auf ihre Veranlaſſung namentlich von der Prieſterſchaft thätig unterſtützt wurde. Die mannichfaltigen Producte, welche von den unterworfenen Nachbarvölkern eingeliefert wurden, ſtellte man in den Magazinen der Königspaläſte und der Tempelburgen nach ihren Arten zuſammen und ward dadurch allgemach zu einer Ueberſicht derſelben geleitet. Allgemach mußte der Trieb erwachen, diejenigen Dinge, welche damit verwandt waren, ebenfalls kennen zu lernen, wenn ſie auch gerade keinen practiſchen Nutzen hatten.

So ſuchte König Nezahualcojotl von Acolhuacan, der im Jahre 1470 ſtarb, ſeine Kenntniſſe auf alle Art zu erweitern. Er beobachtete nicht allein den Lauf der Geſtirne, ſondern er bemühete ſich, alle Pflanzen und Thiere des Landes Anahuac kennen zu lernen, indem er ſie aus den entfernteſten Gegenden des Landes herbeibringen ließ. Als es ihm nicht gelingen wollte, die aus der Ferne ſtammenden und nach der Hauptſtadt verſetzten Naturproducte grün und lebendig zu erhalten, ſo ließ er alle Thiere und Pflanzen nach der Natur abmalen. Er bemühte ſich die Urſachen der Naturerſcheinungen zu ergründen und kam endlich auf die Erkenntniß eines höheren Weſens, ſo daß er im Vertrauen ſeinen Söhnen ſagte, ſie ſollten zwar äußerlich den Götterbildern alle Ehrfurcht erweiſen, er erkenne jedoch keinen anderen Gott, als den Herrn des Himmels und den Schöpfer der Welt; er verbiete den Götterdienſt nicht, weil er nicht als Verächter der Lehren ſeiner Vorfahren daſtehen wolle. Er verbot die Menſchenopfer, mußte ſie aber wieder geſtatten. Zu Ehre des Schöpfers des Himmels ließ er einen großen, neun Stockwerke hohen Thurm errichten, deſſen oberſtes ein finſteres Gewölke bildete, das blau angeſtrichen und mit einem vergoldeten Simſe verſehen war. Darin wohnten einige Männer, welche zu gewiſſen Tagesſtunden auf ſeine Metallplatten anſchlagen mußten, zum Zeichen, daß der König eben zum Gebete vor dem Schöpfer des Himmels auf den Knien liege. Seine Reſidenz Tezcuco war der Sitz der höheren Bildung in Anahuac, wo die größten Gelehrten, Dichter und Künſtler lebten, wo man das Mexicaniſche am reinſten ſprach.

Unter Montezuma II. entſtanden in Mexico jene großartigen Gärten und Menagerien, die wir ſchon oben kennen lernten, die freilich urſprünglich nur dazu dienen ſollten, den Glanz und die Pracht des königlichen Hofes und die Würde des Monarchen noch mehr zu heben. Allein es konnte doch nicht fehlen, daß dieſe Anſtalten zu

Beobachtungen führten, welche der allgemeinen Bildung förderlich waren, einen tiefen Blick in die Natur und eine Ueberſicht und Vergleichung ihrer Producte gewährten.

Die Kenntniſſe der Prieſter erſtreckten ſich zunächſt auf die Aſtronomie und mit Hülfe derſelben hatten ſie eine genaue Zeitrechnung und Zeittheilung zu Stande gebracht.

Das Jahr der Mexicaner beſtand wie das unſrige aus 365 Tagen, die in 18 Monate zu 20 Tagen und 5 unnütze oder Schalttage getheilt waren, an denen ſie nichts vornahmen als Beſuche machen und annehmen. Dreizehn Jahre bildeten eine Periode, vier Perioden eine Centurie von 52 Jahren und zwei Centurien ein Zeitalter, Huehuetiliztli, altes Alter von 104 Jahren.

Die Jahre hatten vier Namen, Tochtli, Caninchen; Acatl, Rohr; Tecpatl, Kieſel und Calli, Haus. Durch Hinzufügung einer Zahl wurde ein jedes Jahr genau beſtimmt.

Das Zahlenſyſtem der Mexicaner war ſehr einfach und entſprach den Zahlzeichen, die für eins bis zwanzig in einem Kreis beſtanden 0, den ſie vermehrten, ſo daß zwei durch 00, drei durch 000, fünf durch 00000, acht durch $\overset{000}{00000}$ ausgedrückt wurde. Zwanzig hatte ſein eigenes Zeichen , das bis neun und dreißig durch Beiſetzung der 0 vermehrt werden konnte, ſo daß zwei und zwanzig durch 00 bezeichnet ward. Vierzig wurde zweimal zwanzig oder ausgedrückt und konnte bis zu 399 damit fortgefahren werden. Vierhundert ward durch ein blattartiges Zeichen angedeutet. Dann trat erſt mit achttauſend ein neues Zeichen auf*). Dieß waren ſämmtliche Zahlzeichen, mit denen man verfuhr.

Um nun die Zeitrechnung darzuſtellen, hatte man Jahre, Monate und Tage benannt. Die Jahre der Perioden berechnete man alſo:

Die erſte Periode:

1.	Jahr.	Tochtli	1.	8. Jahr.	Calli 8.
2.	„	Acatl	2.	9. „	Tochtli 9.
3.	„	Tecpatl	3.	10. „	Acatl 10.
4.	„	Calli	4.	11. „	Tecpatl 11.
5.	„	Tochtli	5.	12. „	Calli 12.
6.	„	Acatl	6.	13. „	Tochtli 13.
7.	„	Tecpatl	7.		

Die zweite Periode fuhr nun alſo fort:

1. Jahr. Acatl 1. u. ſchloß mit Acatl 13.

*) Die vierte Tafel dieſes Bandes enthält die Zahlzeichen; 1 iſt 20; 2, 400; 3, 8000.

Die dritte Periode begann:

1. Jahr. Tecpatl 1. u. ſchloß mit Tecpatl 13.

Die vierte Periode begann endlich mit:

1. Jahr. Calli 1. u. ſchloß mit Calli 13.

So konnten denn mit vier Zeichen und dreizehn 0 zwei und fünfzig Jahre dergeſtalt bezeichnet werden, daß eine Verwechſelung nicht möglich war.

Das Jahr hatte nur 365 Tage, allein die Mexicaner kannten die Ueberzahl von 6 Stunden recht wohl, fügten ſie jedoch allemal erſt am Schluſſe der Centurie als dreizehn große Schalttage ein.

Die achtzehn Monate des Jahres hatten ihre beſonderen nach den Beſchäftigungen hergenommene Namen und Bezeichnungen.

Der erſte hieß Acahualco oder Atlacahualco: „das Aufhören des Waſſers," weil der Winterregen im Monat März (das Jahr begann am 26. Februar) ſeine Endſchaft erreichte. Die Figur des Monats ſtellt ein über ein Haus ſtrömendes Gewäſſer dar.

Der zweite Monat, deſſen Bild, eine abgezogene Menſchenhaut, ſeinem Namen, Tlacaxipehualiztli d. h. einen Menſchen enthäuten, entſpricht, enthielt das Feſt der Goldſchmiede.

Der dritte Monat ſtellt einen Vogel dar, der auf einer Lanzette ſitzt und heißt Tozozontli. Man ließ zu jener Zeit Nachts Blut ab.

Der vierte Monat, Hueitozoptli, ſtellt ein kleines Gebäude dar, warauf einige Schilfblätter liegen, weil man in demſelben den Göttern zu Ehren Schilf, Waſſerſchwertel und andere Blätter in Blut tauchte und über der Hausthüre befeſtigte.

Der fünfte Monat, Texeatl, ſtellt einen Menſchenkopf dar, den ein Kranz von dürrem Mais bedeckt, womit ſie ſich und das Bild des Tezcatlipoca zierten.

Der ſechſte Monat, Etzalqualiztli, ſtellt den Krug dar, woraus man jetzt das Getränk Eczalli zu ſich nahm.

Der ſiebente und achte Monat haben den Namen von dem kleinen und großen Herrenfeſt, deſſen wir oben erwähnten, und ſtellen Sinnbilder der Tänze nebſt den Lanzetten dar, womit man ſich zu vorhergehender Buße Blut abzog.

Der neunte und zehnte Monat erhalten Namen und Bild von dem kleinen und großen Todten- und Trauerfeſt.

Der elfte Monat, Ochpaniztli, war durch einen Beſen bezeichnet, weil man dann den Fußboden des Tempels fegte.

Der zwölfte und dreizehnte Monat haben Bild und Namen nach der Pflanze Pachtli.

Der vierzehnte Monat hieß Tepeilhuitl.

Der fünfzehnte wurde durch eine Fahne bezeichnet, welche bei der feierlichen Proceſſion des Huitzilopochtli erhoben und herumgetragen wurde.

Das ſechzehnte Monatsbild zeigte Waſſer, welches von einer Treppe herunterläuft, und deutet den Beginn der Regenzeit an und weil man das Feſt der Gottheiten der Berge und des Waſſers feierte.

Der ſiebenzehnte Monat hieß Tititl und zeigte eine Hand, welche zuſammengeſchnürte Holzſtücke an einem Stricke hält.

Der achtzehnte endlich ward Izcalli genannt und zeigte den Kopf eines einfüßigen Thieres auf dem Altare liegend, um die Opfer anzudeuten, die dem Feuergott gebracht wurden.

Die Mexicaner hatten Darſtellungen der Monatfolge, indem ſie die Bilder der Einzelnen mit fünf Puncten am Schluſſe für die fünf jährlichen Schalttage in einem Kreiſe um das Geſicht des Mondes herſtellten, das von der Sonne erleuchtet iſt (ſ. d. Abbildung bei Clavigero I.).

Eben ſo hatte man auch die Zeichen der Tage des Monats zuſammengeſtellt; es waren:

1. Cipactli, Schaufelfiſch.
2. Checatl, Wind, ein blaſender Menſchenkopf.
3. Calli, Haus.
4. Cuetzpalin, Eidechſe.
5. Coatl, Schlange.
6. Miquiztli, Tod, Todtenkopf.
7. Mazatl, Hirſch, Hirſchkopf.
8. Tochtli, Caninchen, deſſen Kopf.
9. Atl, Waſſer.
10. Itzcuintli, ein hundartiges Thier ſitzend.
11. Otzomatli, ein Affe.
12. Malinalli, eine Pflanze.
13. Acatl, Rohr.
14. Ocelotl, Panther, deſſen Kopf.
15. Quauhtli, Adler, ſein Kopf.
16. Cozcaquauhtli, ein Vogel.
17. Olintonatiuh, Sonne.
18. Tecpatl, Kieſelſtein, Lanzenſpitze.
19. Quiahuitl, Regen, eine tropfende Wolke.
20. Xochitl, eine Blume.

So wie man nun die Monate und Jahre in einem Rade oder Kreiſe darſtellte, ſo wurde auch die Centurie abgebildet. Den Mittelpunct gab das Sonnenbild, ein ſtrahlenumgebenes Geſicht, um welches die zwei und fünfzig Figuren der erſten Tage von eben ſo viel Jahren ſich reiheten, die dann von einer Schlange umgeben waren, die an den vier Durchmeſſer-Enden vier Ringe bildete. Auf der linken Seite trafen Kopf und Schwanz der Schlange zuſammen.

Vergleichen wir nun die Zeitmeſſung der nordamericaniſchen Jägernationen (ſ. Th. II. S. 192.) mit dem künſtlichen Calender der Mexicaner, ſo finden wir denſelben bedeutenden Fortſchritt bei den letzteren auch in dieſem Gegenſtande, der für die regelmäßige Anordnung und Erhaltung der öffentlichen Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit iſt und auch den bedeutendſten Einfluß in das Privatleben hat. Es ſcheint aber, daß dieſer Calender nicht erſt im Laufe der Zeit, wo die Reiche von Anahuac und namentlich das der Azteken ſich ausbildeten, erfunden und angeordnet worden, ſondern daß er vielmehr bereits den alten toltekiſchen Wanderern bekannt und von

dieſen eingeführt worden. Im Jahre 660 chriſtlicher Zeitrechnung trug der Aſtrolog Huematzin zu Tula das göttliche Buch Teoamoxtli zuſammen, in welchem die Geſchichte des Himmels und der Erde, die Kosmogonie, die Beſchreibung der Conſtellationen, die Eintheilung der Zeit, die Wanderungen der Völker, die Geſchichte der Götter und die Sittenlehre, mit einem Wort, die Summa aller Erfahrung enthalten waren. (Humboldt Anſ. II. 50.). Wir finden alſo derartige Kenntniſſe ſchon bei den einwandernden Helden, die ſich auch erhielten, da ſie durch Bilderſchrift feſtgehalten, durch Lehre fortgepflanzt wurden.

Dieſen althergebrachten Kenntniſſen ſchloſſen ſich dann die Erfahrungen an, welche in der neugewonnenen Heimath den an Aufmerkſamkeit gewöhnten Beobachtern zufließen mochten. Die Tempel und die Prieſterſchaft wurden die Pfleger dieſer Kenntniſſe und die Könige begünſtigten dieſelben, vor allem aber Nezahualcojotl, der König von Acolhuacan, deſſen großen Eifer wir ſchon oben kennen lernten. Er berief die vornehmſten Gelehrten ſeines Reiches nach der Hauptſtadt und ſtiftete für Poeſie, Aſtronomie, Malerei, Muſik, Geſchichte und Wahrſagekunſt mehrere Geſellſchaften, die an beſtimmten Tagen zuſammen kommen und ſich ihre Entdeckungen und Beobachtungen mittheilen mußten. In Mexico ſelbſt fanden in den Schulen bei den Tempeln Belehrungen über die Erſcheinungen und Erzeugniſſe der Natur, Unterricht in den Fertigkeiten der Bilderſchrift, der Zeitmeſſung u. ſ. w. ſtatt. Wir lernten ſchon oben die Kenntniſſe der Mexicaner in Bezug auf den menſchlichen Körper, die Heilung ſeiner Gebrechen, die Benutzung der Naturproducte für dieſe Zwecke kennen. Die Azteken hatten ferner eine genaue Kenntniß der Geſchichte ihres eigenen Staates und der übrigen Reiche von Anahuac; ſie beſaßen geſchriebene oder vielmehr gemalte Jahrbücher, ſo wie auch Beſchreibungen und Verzeichniſſe der Länder, die ſie umgaben.

Bevor wir nun in Betrachtung der altamericaniſchen Culturerſcheinungen weiter gehen, müſſen wir des vornehmſten Hülfsmittels gedenken, wodurch ſie ihre Erfahrungen und Beobachtungen feſthielten. Es iſt dieß die ſeltſame Bilderſchrift, die zu einem förmlichen Syſtem ausgebildet war. Wir haben ſchon früher der wunderbaren Felsinſchriften gedacht, welche ſich in verſchiedenen Theilen von America finden, die wie die Wegezeichen der auf Jagd- oder Kriegszügen befindlichen nordamericaniſchen Indianer (ſ. C.-G. II. S. 186.) für die nachfolgenden Genoſſen die nöthigen Nachrichten über die Richtung oder den Erfolg des Zuges enthalten. Wir haben ferner die hiſtoriſchen Malereien auf den Büffelfellen derſelben Indianer kennen gelernt, welche gewiſſermaßen gemalte Urkunden abgeben. Wir lernten die Wampumſchnüre derſelben kennen, die zur Feſthaltung gewiſſer Verträge oder wichtiger Vorfälle angefertigt und bei den Stämmen

Digitized by Google

mit nicht geringerer Sorgfalt als die Archive der Europäer aufbewahrt werden (ſ. C.-G. II. 131.).

In den Reichen von Anahuac aber finden wir eine Bilderſchrift, welche auf der einen Seite die Gemälde, auf der andern aber die Wampumſchnüre, letztere namentlich für Zahlzeichen und Namen, in ſich vereinigt. Dieſe Bilderſchrift hatten bereits die Tolteken und alle Völker von Anahuac nahmen dieſelbe an und ſie fand ſich auch in der Halbinſel Yucatan, ja ſelbſt in Peru.

Die einfachſten dieſer Malereien enthielten Darſtellungen der Länderſtrecken und Küſten. Als Cortes bei Montezuma II. nach einem ſicheren Hafen im mexicaniſchen Meerbuſen ſich erkundigte, legte ihm dieſer eine Küſtencharte vor, welche die Strecke von Veracruz bis an den Fluß Coatzacualco darſtellte, und in letzterer Gegend fand er auch andere Landcharten. Man hatte ferner topographiſche Zeichnungen, Grundriſſe der Städte und Gehöfte, wie z. B. dasjenige, welches A. v. Humboldt in ſeinem Atlas Taf. 12. mittheilt und worin der ganze Stand eines Proceſſes um ein Landgut enthalten iſt. Die Verzeichniſſe der Provinzen mit Angabe der Gegenſtände, welche ſie der Krone zu entrichten hatten, waren gleichermaßen vorhanden. Eben ſo waren Gemälde der Sternbilder, der Mondwechſel und Finſterniſſe, dann aſtrologiſche, meteorologiſche Bildtafeln gewöhnlich. Man hatte Sammlungen der Geſetze, der Ceremonien, der Opferfeſte; wir lernten bereits die intereſſanten Darſtellungen der Mendoza'ſchen Sammlung aus der Geſchichte der aztekiſchen Jugenderziehung kennen. Und in dieſer Weiſe hatte man denn Alles, was wiſſenswürdig war, jede Erfahrung feſtgehalten und pflegte dieſe wiſſenſchaftlichen Schätze nicht allein durch Abſchriften zu vervielfältigen, ſondern erläuterte ſie auch in den Schulen, ſo daß ihre Bedeutung im Volke nicht ſo leicht verloren gehen konnte. Dieſe Handſchriften waren daher in unendlicher Anzahl vorhanden. Die ſeltſamen Zeichen und monſtröſen Abbildungen erſchreckten die erſten ſpaniſchen Miſſionarien, welche nach Anahuac kamen, ſie ſahen darin nur Charactere, die mit den aſtrologiſchen und geometriſchen Büchern große Aehnlichkeit hatten, welche bereits zu Ende des 15. Jahrhunderts die europäiſche Buchdruckerpreſſe vervielfältigt hatte, und fielen in blindem Glaubenseifer darüber her. Die Miſſionarien fanden in Tezcuco, wo die vornehmſte Malerſchule war, einen ganzen Berg von Mexicaniſchen Manuſcripten, ließen ſie auf den Markt zuſammentragen, zündeten ſie an und vernichteten ſo die intereſſanteſten Denkmale einer tauſendjährigen nationellen Cultur. Die Indianer ſahen der Verwüſtung mit tiefem Schmerze zu und als die Fanatiker erfuhren, was ſie eigentlich vernichtet hatten, war ihre ſpäte Reue nutzlos und vergebens. Wir betrachten nachher die traurigen Reſte dieſer eigenthümlichen Literatur näher.

Das Material der aztekiſchen Literaturdenkmale war theils Stein

theils das aztekiſche Papier. Die Umfangsmauern der Tempel und Paläſte, die Fußgeſtelle der Götterbilder enthielten eine große Menge Darſtellungen aus der Aſtronomie, Mythologie und Geſchichte und hiervon ſind uns jene zahlreichen Fragmente übrig, welche Alexander von Humboldt, Capitain Dupaix u. A. geſammelt haben und welche Lord Kingsborough in den ſieben coloſſalen Bänden ſeines Prachtwerkes möglichſt vollſtändig zuſammengeſtellt hat. Ihrer Natur nach, als abgeriſſene Trümmer größerer Gebäude, gewähren dieſe Bilder weniger Belehrung als Anreiz, ihre Deutung und Erläuterung zu verſuchen.

Bei weitem mehr Aufklärung geben die eigentlichen Manuſcripte, wo wir zuſammenhängenden Darſtellungen von bedeutendem Umfange begegnen. Dieſe Bücher beſtanden entweder aus Thierhäuten, welches vielleicht die älteſte Art der Manuſcripte war, indem es an die gemalten Büffelfelle der Nordamericaner erinnert, oder aus einem Zeuch, das aus den Faſern der Aloe oder der Palme Iczotl gewebt war, oder aus dem aztekiſchen Papier, welches ebenfalls aus einer Aloeart angefertigt wurde. Man röſtete die Aloeblätter, legte ſie dann ins Waſſer, wuſch ſie aus und dehnte ſodann und glättete dieſen Stoff. Von der Palme Iczotl und der dünnen Rinde gewiſſer anderer Bäume fertigte man ebenfalls einen Stoff, der ſich für dieſe Zwecke eignete und mit einem gewiſſen Gummi geſtärkt ward. Es erinnert dieß an die Yanchama der Südamericaner, die wir als Kleiderſtoff (C.-G. II. 42.) kennen lernten und mit dem Papierſtoff der Neger (C.-G. III. 269.) ſo wie der Südſeevölker (C.-G. IV. 276.) übereinkommt. Es kommt dieſes Papier von verſchiedener Feinheit und Dicke vor (ſ. Humboldt, Anſ. d. Cord. I. 70.). Die Dresdener Handſchrift beſteht aus einem ähnlichen Faſerſtoffe, der mit einer dicken Lage von Mehl auf beiden Seiten überzogen und ſorgfältig geglättet iſt, ſo daß der Stoff dem künſtlichen Pergament unſerer Schreibtafeln faſt ganz gleich kommt. Alle Arten dieſes Schreibmaterials wurden in großen Maſſen gefertigt, da der Verbrauch derſelben ungeheuer war. Die Städte Quauhnahuac, Panchimalco, Atlacholoajan, Xiuhtepen und Huitzilac mußten an Montezuma II. jährlich 20,000 Ballen Papier liefern.

Die Blätter dieſes Papieres waren oft ſehr lang, wie denn die Dresdner Handſchrift bei acht Zoll Höhe eine Geſammtlänge von 12 Fuß 6 Zoll hat. Sie iſt gefaltet und bildet zuſammengeſchlagen einen mäßigen Octavband von 3½ Zoll Breite, iſt aber gegenwärtig in zwei Hälften unter Glas aufbewahrt und gewährt ſomit einen Geſammtüberblick. Die Berliner von A. v. Humboldt mitgetheilten Fragmente ſind ohne den pergamentartigen Ueberzug und die Handſchrift von Bologna beſteht aus verſchiedenen, ebenfalls auf allen Seiten bemalten Stücken einer nicht ſonderlich zubereiteten Thierhaut.

Die Umriſſe der Figuren ſind bei allen dieſen Manuſcripten mit einer dauerhaften ſchwarzen Farbe, vermuthlich mit einem Pinſel, breit und kräftig in flüchtigem Zuge aufgetragen. Man nahm dazu entweder ein Foſſil, das wegen ſeines übeln Geruchs Tlalihijac genannt wurde, oder den Ruß der aromatiſchen Fichte Ocotl, der in kleinen thönernen Gefäßen geſammelt wurde. Weiß war eine Mineralfarbe, die man in kleine Kugeln zuſammenknetete und wahrſcheinlich aus einem im Feuer calcinirten Metall beſtand, das unſerem Bleiweiß ähnelt, obſchon es nicht wie dieſes durch Oxydation ſchwarz wurde. Die blaue Farbe, die zum Theil ſehr lebhaft iſt, gaben die Blumen von Matlalxihuitl und die Indigopflanze Xiuquilipitzahuac, die aber anders zubereitet wurde als der jetzige Indigo. Die Pflanze wurde gewäſſert und der Bodenſatz geröſtet. Zu Roth nahm man Oroku (Orellana), vielleicht wendete man auch Ocher an. Purpur gewährte die Cochenille. Zur gelben Farbe benutzte man theils den Ocher, theils eine Artemiſiaart, Xochipalli, die mit Salpeter in Waſſer gekocht, eine ſchöne Orangefarbe lieferte. Andere Farben wurden auch mit Alaun angemacht, den ſie ſehr wohl zu bereiten und zur Feſtſtellung der Farben anzuwenden verſtanden. Demnächſt wendete man zu gleichem Zwecke leimartige und ölartige Pflanzenſäfte an.

Dieſe maleriſch-ſchriftartigen Darſtellungen ſind keine Kunſtwerke und von den Sculpturen derſelben Nation gar ſehr verſchieden und ich möchte ſie im Vergleich mit dem Charakter der europäiſchen Handſchriften eine Curſiv-Malerei nennen. Man wollte keine ſaubern Bilder der aufzubewahrenden Erfahrungen oder Erſcheinungen geben, ſondern man begnügte ſich mit den allernothwendigſten Zügen und Umriſſen, die durch den häufigen Gebrauch gewiſſermaßen abgegriffen und abgeſchliffen wurden. Die ſämmtlichen Malereien ſind ſehr flüchtig gemalt und tragen etwa den Character unſerer Schnellſchrift, in die ſich ja in gewiſſen Lebenskreiſen, z. B. in Protocollen und den Heften unſerer Studenten, gewiſſe abkürzende willkürliche Zeichen für oft wiederkehrende Wörter und Begriffe einfinden. Die aztekiſchen Büchergemälde verhalten ſich zu den Reliefs wie etwa unſere Pracht- und Canzleiſchrift zu den flüchtigen Notizenbüchern.

Die aztekiſchen Maler arbeiteten ſchnell und eilfertig, wie die ſpaniſchen Eroberer bezeugen, obſchon es auch Bilderſchriften gab, die mit größerer Sauberkeit ausgeführt waren. Im Allgemeinen ſind jene Darſtellungen wohl mit den Bildern des Sachſenſpiegels und anderen Illuſtrationen der mittelalterlichen Volks- und Reichsbücher Deutſchlands und den erläuternden Figuren der Runen-Calender zu vergleichen; ſie dürfen nicht als Maaßſtab der Kunſtbildung jener Zeitabſchnitte und Völker betrachtet werden und können eben ſo wenig wie ein Inhaltsverzeichniß von dem Style eines Buches eine geeignete Idee von der Kunſtbildung der Nationen geben. Die Umriſſe ſind kräftig aber flüchtig, mehr geſchrieben als gezeichnet, Gelenke, Muskeln-

latur und Geſichtszüge ſind faſt gar nicht bemerkt, von Licht und Schatten iſt ſo wenig als von der Perſpective eine Spur zu bemerken, ja auf die Verhältniſſe der Attribute zu den Perſonen und unter einander iſt kaum eine Rückſicht genommen. Oft und zwar meiſtens deuteten ſie einen darzuſtellenden Gegenſtand durch etwas an, was ſich von demſelben zuerſt oder vorzugsweiſe hervordrängte und die Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog, doch wählten ſie dann ſolche Eigenſchaften, die keinen Zweifel über die Meinung des Darſtellers übrig ließen. Um Raum und Zeit für ihre Darſtellungen zu gewinnen, waren ſie äußerſt ſparſam mit den Zeichen und nach und nach bildeten ſich gewiſſe allgemein angenommene Charactere für beſtimmte Begriffe, die nicht gut zur Anſchauung gebracht werden konnten. Dieſe mußte man lernen und durfte ſie nur in dieſer Geſtalt zu Papier bringen, wenn ſie allgemein verſtanden und geleſen werden ſollten. So iſt denn auch das Geſetz zu erklären, welches in Mexico Geltung hatte, daß Niemand Gemälde mit anderen, als den herkömmlichen Zeichen aufertigen ſollte; es wäre ſonſt gar zu leicht Verwirrung und Unrichtigkeit in die Manuſcripte gekommen.

Die Zahlzeichen der Azteken lernten wir ſchon kennen. Proben der übrigen habe ich auf der vierten Tafel zuſammengeſtellt. Die vier Tagescharactere waren ſo ausgedrückt, daß Tochtli, Caninchen, durch den Kopf dieſes Thieres, Acatl, Rohr durch einen mit wenigen Blättern verſehenen Rohrſchaft, Tecpatl, Kieſel, im Calender durch eine Lanzenſpitze auf einer Stange, in den hiſtoriſchen Bildern der Mendoza'ſchen Sammlung aber durch das lanzettförmige Opfermeſſer, und Calli, Haus, durch wenige ein Gebäude andeutende Striche wiedergegeben wurde.

Minder leicht zu erkennen ſind für uns die Bezeichnnngen der Monats- und Jahrestage, in denen die größeren Thiere immer nur durch ihren Kopf ausgedrückt wurden; kleinere Vögel und Vierfüßer ſtellte man ganz dar, wie ſie waren. Das Waſſer bildete man wie einen Viertelskreis, von welchem drei Spitzen ausliefen, an deren jeder eine Kugel hing, die vielleicht die Tropfbarkeit des Elementes ausdrücken ſollten. Die Sonne ſtellte man dar, wie wir ſie auch in unſeren Calendern finden, nämlich als einen von Strahlen umgebenen Kreis, deſſen Inneres ein Menſchenantlitz von vorn enthält. Das Wort Himmel drückte man durch ein längliches Viereck aus, das in die Quere durch eine Doppellinie getheilt war; die obere Hälfte blieb weiß und zeigte ſieben nebeneinander ſtehende Ringe, die untere war dunkel gefärbt, worin fünf und zwei weiße Puncte ſich befanden, vielleicht die ſieben alten Planeten anzudenten. Jahr war ein doppelt durchkreuzter Kreis, Tag ein Kreis, in deſſen Mitte ſich ein Ring befand, von deſſen Mittelpunct vier halbcirkelförmige Radien nach dem Umfang liefen; die vier alſo gebildeten Felder waren wohl eine Andeutung der vier Tageszeiten. Nacht war ein Kreis, in welchem fünf

kreuzförmig geſtellte kleine Ringe ſtanden, während an die äußere Peripherie ſieben Ringe ſich anlehnten. Mitternacht ward durch die obere Hälfte dieſer Figur ausgedrückt. Die Centurie ſtellte man durch einen Blätterbüſchel dar. Die Luft war ein mit Federn umgebener Thierkopf. Das Zeichen, welches die Erde darſtellte, ſcheint eine Art des Pfluges anzudeuten.

Die Namen der Provinzen laſſen ſich am beßten mit unſeren Wappen vergleichen, indem ſie eben ſo feſt angenommen und allgemein bekannt geweſen ſind. . Das Wappen des Aztekenreiches war ein von einer Schlange umwundener Cactus, auf den ſich ein Adler niederläßt, das der Stadt aber ein Cactus mit drei blühenden Armen, der auf einem halben quergetheilten Würfel ruhet. Der Name Chalco ſcheint durch den Grundriß eines in einem See liegenden Gebäudes dargeſtellt zu werden; Ahuilizapan zeigt einen ins Waſſer geſtürzten mit Kopf und Armen herausragenden Menſchen; Nepohualco wird durch eine rechte Hand ausgedrückt, deren Zeigefinger emporgerichtet iſt. Michmalojan iſt ein linker Arm, der einen Fiſch hält, Macuilrochitl eine lotosartige Blume, unter welcher fünf ſtarke Ringe; das Zeichen von Tlachio ſcheint der Grundriß eines Gebäudes zu ſeyn (ſ. Clavigero Fig. 14.).

Wollte man den Namen einer königlichen Perſon abbilden, ſo malte man das Portrait derſelben und verband daſſelbe durch eine Linie mit dem Wappenbild derſelben. Die Namen der aztekiſchen Herrſcher, welche Clavigero Fig. 15. mittheilt, zeigen deutlich, daß man ſich bemühete, die Geſichtszüge wenigſtens characteriſtiſch aufzubewahren. Die Köpfe tragen ſämmtlich das Diadem, die Geſichter von Huitzilihuitl, Itzcoatl und Araxacatl ſind bärtig, die Wappen derſelben ſind ein Adlerkopf, der eine Feder im Schnabel trägt, ein Seepferd und ein Menſchenkopf, an deſſen Stirn das Waſſerzeichen. Das Wappen des vierten Ahuctzotl iſt ein auf den Hinterfüßen ſitzendes Nagethier. Montezuma I. iſt durch einen Strich mit den Zeichen des Himmels verbunden, in welches ein befiederter Pfeil von unten heraufdringt, und Tozoc mit einem wundenvollen rechten nackten Beine

Dieſe Wappen waren bei einigen Ortſchaften und Ländern entweder von den Erzeugniſſen derſelben entlehnt, bei andern aber, wie bei den Perſonen, enthielten ſie Andeutungen über die Thaten oder Ereigniſſe, mit denen ſie in Verbindung ſtanden. Sie waren alſo Anhaltepuncte für die Sage oder Geſchichten derſelben und mithin perſönliche Denkmäler.

Die Pflanzen, Thiere, Geräthe und andere ſichtbare Dinge zeichnete man geradezu ab, wie z. B. die Producte der Provinzen des Reiches in den Regiſtern der Abgaben und Steuern. Es trug zur Deutlichkeit weſentlich bei, daß man die Farben der darzuſtellenden Gegenſtände genau angab, wie wir denn in den Gemäldetafeln mehrfache Abſtufungen von Roth, Grün, Violet, Blau und Gelb bemerken.

Der Schriftmaler oder Bildſchreiber, der Jahrbücher aufzeichnen wollte, ſetzte zu Anfang gerade wie die Verfaſſer der kleinen mittelalterlichen Annalen das Jahr in ein Quadrat und daneben die Abbildung der Begebenheiten deſſelben. Reichte ſein Blatt nicht aus, ſo nahm er ein zweites und noch andere, bis die Fülle des darzuſtellenden Stoffes endlich erſchöpft war. Dabei ſtand es ganz in der Wahl des Bildſchreibers, in welcher Ecke, ob links oder rechts, er ſeine Darſtellung beginnen wollte, doch wurde bei einer Darſtellung ſtets genau eine und dieſelbe Richtung feſtgehalten und wenn er oben in der rechten Ecke begonnen hatte, ſo bewegte ſich das Ganze ſtetig nach der linken Seite hin, fing er ſie oben in der linken Ecke an, ſo war die Richtung gerade herunter. Malte er das erſte Jahr unten in der linken Ecke, ſo fuhr er damit gegen die rechte Ecke fort, wenn er aber unten in der rechten Ecke begann, ſo ſetzte er ſie gerade aufwärts fort. Im Ganzen galt alſo die Regel, daß man nie oben von der linken zur rechten, und unten nie von der rechten zur linken Seite ſchrieb, ſo wie daß man von links niemals aufwärts und von rechts niemals abwärts zeichnete.

Die Schriftbilder, namentlich die Annalen, wurden in den Schulen fleißig erläutert und diejenigen Partien des hiſtoriſchen Stoffes, welche nicht durch Schriftzeichen darzuſtellen waren, wie Reden und Geſpräche, wurden durch mündliche Ueberlieferung erhalten und auf die Nachwelt gebracht. Die Schüler mußten dieſe Reden wörtlich auswendig lernen, wozu ſie ſich dann der Corallenſchnüre bedienten, die wir als Wampum bei den Nordamericanern bereits kennen lernten.

Nächſtdem hatte man epiſche Gedichte, welche durch ihren Rythmus dem Gedächtniſſe zu Hülfe kamen und als deren Stützpuncte dann die Handſchriften zu betrachten ſind.

Wir erwähnten ſchon der barbariſchen Art, durch welche dieſe alten Literaturdenkmale ihren Untergang fanden. Es bleibt uns nun noch übrig, diejenigen koſtbaren Ueberreſte aufzuzählen, welche bis auf unſere Tage gelangt ſind, und wollen ſodann eine nähere Characteriſtik derſelben verſuchen, wobei wir die Abbildungen, welche in Kingsborough's Rieſenbuche enthalten ſind, ſo wie die Originalhandſchrift, welche die Königl. Bibliothek zu Dresden verwahrt, zu Grunde legen.

Die erhaltenen Bildſchriftſammlungen ſind aber Folgende: im erſten Bande:

1) Die Mendoza'ſche Sammlung, gegenwärtig in der Selden'ſchen Sammlung der Bodleyaniſchen Bibliothek zu Oxford.
2) Der Codex Telleriano Remensis, in der Königl. Bibliothek zu Paris.
3) Die Handſchrift des Boturini, 23 Seiten.
4) Die erſte Bodleyaniſche Handſchrift von 40 Seiten.

5) Die zweite von 20 Seiten.
6) Die Seldeniſche Handſchrift in der Bodleyaniſchen Bibliothek, eine Rolle.

Im zweiten Bande finden ſich:

7) Die Vaticaniſche Handſchrift, Nr. 3738, von 149 Seiten.
8) Die Laudiſche Handſchrift der Bodleyaniſchen Bibliothek, B. 65. 46 Seiten.
9) Die Handſchrift von Bologna, 24 Blätter.
10) Die Wiener Handſchrift von 65 Seiten.
11) Die Berliner von A. v. Humboldt geſammelten Fragmente.

Im dritten Bande von Kingsborough finden ſich:

12) Die Borgianiſche Handſchrift mit 76 Seiten.
13) Die Dresdener mit 44 Seiten.
14) Der Feyervaryſche Codex mit 44 Seiten und endlich
15) der Vaticaniſche von 96 Seiten.

Ich übergehe hier, was über die Geſchichte dieſer intereſſanten Monumente bekannt iſt *).

Die erſte Handſchrift, die des Mendoza, iſt nicht mehr im alten Original, ſondern nur noch in einer Copie auf europäiſchem Papier vorhanden. Sie beſteht aus drei Theilen, deren erſter hiſtoriſchen Inhalts 18 Seiten enthält. Dieſes Denkmal iſt deshalb von beſonderer Wichtigkeit, weil man eine Erklärung der darin vorkommenden Darſtellungen in mexicaniſcher Sprache beſitzt, die ſchon früh in das Spaniſche übertragen wurde **). Dieſer erſte hiſtoriſche Theil enthält mit den an der linken Seite beigeſetzten Jahreszeichen den Anfang und allmähligen Anwuchs des Staates der Azteken. Die Könige ſind in der angegebenen Weiſe mit Namen aufgeführt und die eroberten Ortſchaften und Länder gleichermaßen bezeichnet, wie z. B. Montezuma 7. 4. — Die zweite Abtheilung enthält das Verzeichniß der Steuern und Abgaben der Provinzen an die Krone von Mexico auf S. 19—57. Hier ſehen wir nun die intereſſanteſten Einzelheiten des alten Aztekenlebens, ihre Waffen, Rüſtungen, Geräthe, Schmuckſachen, Gefäße u. ſ. w. im ſchönſten Farbenſchmuck, neben den verſchiedenen Naturproducten des Landes. — Von S. 58—72 enthält erſteres die Geſchichte der Erziehung der aztekiſchen Jugend von der Wiege bis zum Eintritt in die Schule, ſodann Scenen aus dem Leben der Krieger, Gerichtsſitzungen, Strafen und eine Scene, wie alte ſiebenzigjährige Leute von ihrem Rechte nach Herzensluſt ſich zu betrinken Gebrauch machen. Die Zeichnung dieſer Handſchrift iſt ſehr

*) M. ſ. Clavigero Geſch. v. Mexico I. 18. A. v. Humboldt vues pittoresque des Cordillères. Prescott Geſch. der Eroberung von Mexico. Deutſche Ausg. II. 72. ff.
**) Purchas his pilgrimes. Lond. 625. Th. III. S. 1066. ff.

flüchtig und frei, ohne allen Anſpruch auf Kunſt und eben ſo wenig auf Perſpective, Schatten und Licht Rückſicht nehmend, als die Bilder der Dresdener Handſchrift des Sachſenſpiegels.

Der Codex Telleriano Remensis enthält 93 Seiten; auch von dieſem iſt eine authentiſche Erklärung vorhanden. Er beſteht ebenfalls aus vier Abtheilungen, von denen die erſte dreizehn Bilder, die Coſtume der Prieſter an eben ſo vielen Monatfeſten darſtellt. Die zweite enthält 33 Tafeln, abermals mit den Feſten, welche durch die Coſtume der Prieſter, die Arten der Bußen und der Opfer bezeichnet ſind. Hier begegnen wir dem barocken, ganz eigenthümlichen Style, der es vorzieht die Attribute zu häufen und die menſchliche oder Thiergeſtalt bis auf das Geſicht, Hände und Füße damit zu bedecken. Die Farben ſind beſonders bunt und ſtark aufgetragen. Der dritte Theil enthält auf acht Blättern Annalen, wie die am unteren Rande von der linken zur rechten gehenden Jahreszeichen deutlich angeben. Sie enthalten die ältere Geſchichte der Azteken. Es folgt dann der vierte Theil, die Annalen der Azteken vom Jahre 1389 unter Acamapichitily (an der Schlange über ſeinem Haupte kenntlich) bis auf die Ankunft der Spanier. Die Jahre ſind an der linken Seite angegeben. Die Geſchichte ſchließt auf S. 36 mit dem Jahre 1562 und iſt von 1555 an von europäiſcher Hand ergänzt. Es iſt intereſſant, hier beim Jahre 1529 einen Spanier zu Roß zu erblicken, der eine Kreuzfahne in der Hand hält und einen grünen Buſch auf den purpurrothem Haar hat. Beim Jahre 1532 erblicken wir einen Biſchof in der Mütze und mit dem Krummſtab. Beim Jahre 1537 hängt ein Neger in rothem Rock mit gebundenen Händen, worin er ein rothes Kreuz hält, am Galgen. Wir ſehen ferner bei 1541 den Tod des Don Pedro de Alvarado. Beim Jahre 1447 iſt eine Hungersnoth in zwei Figuren dargeſtellt, die todt am Fuße eines Gebäudes liegen. Beim Jahre 1496 iſt eine Sonnenfinſterniß abgebildet und man erblickt den Mond als ſchwarze Kugel vor der Sonne, die einen dunkeln Schatten unter ſich wirft; eine andere erſcheint 1507, 1510 und 1531, wie denn auch die Cometen angezeigt ſind. Dieſer Theil der Handſchrift kommt ſehr mit den ſittlichen Darſtellungen der Mendoza'ſchen, was den Styl betrifft, überein.

Die 23 Blätter der Boturiniſchen Sammlung ſind hiſtoriſchen Inhalts und ſcheinen auf den erſten Blättern Wanderungen der Völker anzudeuten. Die Jahre ſind zu Anfang angegeben, das Ganze aber in nicht gemalten Umriſſen.

Der erſte Codex der Sammlung des Sir Thomas Bodley an der Bibliothek zu Oxford enthält 40 Blätter, der zweite nur 20. Beide kommen in ihrem Style überein und ſtehen, was die Zeichnung betrifft, zwiſchen den mythologiſchen und liturgiſchen Figuren des Telleriano-Remenſiſchen und den hiſtoriſchen der Sammlung von Mendoza. Die Zeichnung iſt überaus roh und das Colorit beſchränkt

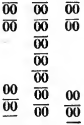
ſich auf die Farben roth, gelb und grau, mit brauner Schattirung. Vielleicht gehörten beide urſprünglich zuſammen.

Die Rolle in der Bodleyaniſchen Bibliothek zu Oxford iſt abermals in einem anderen Style gehalten. Die Darſtellungen ſind größer und nähern ſich im Style den Mendoza'ſchen Gemälden. Das erſte Bild zeigt uns eine Gottheit, neben welcher ein Mann und eine Frau ſitzen; unter dieſen drei Figuren ſind vier Linien, welche durch eine Art gewundener Straße durchbrochen werden; vier andere folgen; dann erſcheint eine Art Leiſte, zwiſchen welcher und den erſten Linien vier Figuren ſitzen. Vielleicht deutet dieß die vier Terraſſen des großen Tempels an. Darauf folgt in einem ſchlangenrachenartigen Raum eine ſchwarz gemalte Figur, welche in jeder Hand ein Opfermeſſer und eines dergl. an jeder Seite des Kopfes trägt. Es erinnert dieß an den Tempel des Quetzalcoatl, der am Fuße des großen Tempels von Mexico ſtand. Die Fortſetzung der Rolle enthält theils ſchwarzgemalte Prieſter, theils menſchliche Opferleichen, die an der geöffneten Bruſt kenntlich ſind, einen ſchwarzbemalten Krieger, der einer Schlange mit einem Speere den Kopf vom Leibe trennt, ferner das Anzünden des heiligen Feuers am Säcularfeſt durch Reibung zweier Hölzer, und ein Menſchenopfer, wie der Prieſter das Herz emporhält. Den Schluß ſcheint ein Gladiatorenopfer zu bilden.

Im zweiten Bande von Kingsborough's Werke folgt nun der Vaticaniſche Codex mit **149** Seiten, mithin der vollſtändigſte von Allen, der denn auch den Telleriano-Remenſiſchen bedeutend ergänzt. Die Darſtellungen, zu denen ſich eine italieniſche Erklärung findet, beginnen mit dem Himmel, der Hölle und dem für die verſtorbenen Kinder beſtimmten milchtraufenden Baume. Die ſechſte Tafel ſtellt den Tezcatlipoca dar. Es folgen die vier Weltalter, ſodann **11—15** Darſtellungen des Quetzalcoatl, mit der großen Pyramide von Cholula. Die Tafeln **17—74** enthalten Abbildungen der Gottheiten in ihrem abentheuerlichen Coſtum, zum Theil wie Thiere, mit Angabe der Feſttage. Die **75.** Tafel zeigt einen nackten Mann, deſſen Glieder jedes mit dem Sinnbilde eines Thieres, Reh, Adler, Hahn, Schlange, Haaſe, Tiger, Fuchs u. ſ. w., bezeichnet iſt, um die Heilmittel wider die verſchiedenen Krankheiten anzudeuten. Die Tafeln **76—81** bringen mehrere prieſterliche Beſchäftigungen zur Anſchauung; zunächſt das Menſchenopfer, dann Büßungen der Prieſter, die ſich Zunge und Ohren zerſtechen. Zwiſchen denſelben die Feuerpfanne mit langem Stiel, worin ſie ihr Opfer der Gottheit überreichen. Taf. **79** zeigt uns die Verbrennung einer ganzen Opferleiche und Taf. **80** drei auf ein Geſtell befeſtigte Schädel. Taf. **81—90** enthalten Coſtume. Es folgt auf Taf. **90—146** die Reichsgeſchichte von Mexico bis zum Jahre **1562**; auf Taf. **136** beginnt die Geſchichte der ſpaniſchen Invaſion. Ein blaugekleideter Reiter trägt in der Linken das Creuz, in der Rechten das Schwert.

Es folgt nun die Nachbildung der mexicaniſchen Handſchrift von 46 Seiten, welche Erzbiſchof Laud der Univerſität **Oxford** übergab (Laud. B. 65.) und die nur Götterbilder, Menſchen- und andere Opfer und Ceremonien enthält. Die Umriſſe ſind grob, das Colorit grell und lebhaft.

Die darauf folgende Handſchrift von **Bologna**, mit 24 Seiten, iſt ebenfalls nur den geiſtlichen Ceremonien gewidmet, indem ſie zuvörderſt einen Calender für 364 Tage darſtellt. Darauf folgen ſechzehn Tafeln mit Abbildungen der Gottheiten und deren Prieſter im Schmuck nebſt Angabe der Feſttage am Rande. Von Tafel 14. an finden ſich unter den Götterbildern Charactere, welche im Dresdener Codex eine ſo große Rolle ſpielen. Gleich die erſte Tafel zeigt ſie uns in folgender Geſtalt:



Auf Tafel 21., 22. finden wir in der erſten Columne noch jedesmal einen großen und auf Taf. 23. und 24. ſogar einen Doppelring. Die letzte Tafel ſtellt ein Menſchenopfer vor.

Die Handſchrift der Kaiſerl. Bibliothek zu **Wien** enthält 65 Seiten und ſcheint eine Ueberſicht über die an die Tempel entrichteten Tribute zu enthalten. Man erblickt hier eine Menge Altäre, verſchieden gefärbte Puncte, alſo Zahlen, Zeichen der Tage, Männer, welche Pakete ſchnüren, Stoffe, Blumen und Federſträuße, Prieſter, welche Kleiderſtoffe abzählen, Gefäße. Beſondere Aufmerkſamkeit ſcheint Taf. 23. zu verdienen, wo die Sonne abgebildet iſt, neben ihr der halbverfinſterte Mond.

Die Handſchrift, welche Alexander v. Humboldt der Königlichen Bibliothek zu **Berlin** übergab, enthält zuvörderſt auf 15 Seiten ein Verzeichniß verſchiedener Abgaben von Getraide, Papier und Stoffen, welche zu beſtimmten Zeiten von gewiſſen Ortſchaften an vier verſchiedene Behörden zu entrichten ſind, unter denen der menſchliche Kopf den König, die Fahne den Kriegerſtand anzudeuten ſcheinen. Es folgen noch die genealogiſchen Tafeln. Die Handſchrift hat große Aehnlichkeit mit den erſten Tafeln der Boturiniſchen Sammlung.

Der dritte Band enthält zunächſt die Borgia'ſche Handſchrift im Collegium der Propaganda zu **Rom** auf 76 Seiten*). Dieſes Werk ſcheint vorzugsweiſe den Opfern und Büßungen gewidmet zu ſeyn, welche in großer Mannichfaltigkeit darin dargeſtellt ſind. Beſonders zahlreich ſind die Menſchenopfer, die Durchbohrung der Haut. Auch

*) Ihre Geſchichte in Humboldt's Anſichten der Cordilleren II. 49.

Digitized by Google

ſehen wir S. 21 einen Opferlöffel, der denen gleicht, womit die Aegypter ihren Göttern den Weihrauch darbrachten. S. 31—38 enthalten einen Calender. Darauf folgen wieder Darſtellungen von Opfern, unter denen wir auch S. 45 die Verſenkung in einem Waſſer, wie denn am Feſte des Tlaloc man einen Knaben und ein Mädchen an einer beſtimmten Stelle des Sees erſäufte. Im Style kommen die Bilder dieſer Handſchrift dem Telleriano-Remenſiſchen Codex am nächſten.

Ganz iſolirt ſteht dagegen die Dresdener Handſchrift, welche 74 Seiten enthält, und die in Bezug auf den Styl der Zeichnung einzig iſt. Die Figuren, meiſt groteske Menſchengeſtalten mit fratzenhaften, zum Theil thieriſchen Geſichtern, ſind leicht aber ſicher umriſſen, der Grund bunt gefärbt; die menſchlichen Geſichter zeigen die großen Naſen der activen Raſſe, die Gliederung der Figuren iſt vortrefflich, die Extremitäten ſind mit Genauigkeit und Sicherheit ausgeführt und die Darſtellungen erinnern lebhaft an die bei Dupaix mitgetheilten Reliefs von Palenque. — Die erſte Abtheilung ſcheint Wanderungen darzuſtellen, dann folgen Opfer, dann Gottheiten, Prieſter und Krieger.

Merkwürdig iſt die Handſchrift noch durch die ſeltſamen, oft wiederkehrenden Zeichen, deren ich folgende Hauptarten bemerke:

1) einfache Puncte, theils roth, theils ſchwarz:

2) ſchwarze oder rothe Striche und zwar mit Puncten, theils perpendicular, theils horizontal:

3) ovale mit zugeſpitzten Enden, die zum Theil Augen, zwei Theile aber der Form des Opfermeſſers gleichkommen und im Innern mehrfache Striche zeigen;

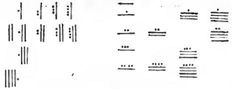
4) flüchtig gezeichnete Kreiſe, die den ganzen Noten unſerer muſicaliſchen Schrift ähneln und mit einem oder mehreren Puncten, Querſtrichen, Kreuzlinien und andern Innenabtheilungen verſehen ſind. Mit dieſen Zeichen ſtehen die vorerwähnten mehr oder minder in Verbindung, auch kommen alle dieſe Zeichen meiſt bei den Götterfiguren vor.

Die Handſchrift des Herrn von Fejérváry in Ungarn auf 43 Tafeln, die im Style der Borgianiſchen am nächſten ſteht, hat nun dieſelben Linearzeichen in großem Maaße, aber nur ſchwarz. Es kommen vor

1) einzelne Puncte in fortlaufender gerader oder gekrümmter Reihe bis zwölf;

2) Perpendicularſtriche, neben einander vier bis elf, letztere in vier Reihen;

3) Perpendicular- und Horizontalſtriche, wie folgt:



Auch in dieſer Handſchrift ſehen wir meiſt Opfer, darunter von Menſchen, deren Bruſt geöffnet iſt, und Götterbilder. Den Schluß dieſer Handſchrift bildet ein coloſſales Kreuz, in deſſen Mitte eine blutige Gottheit, auf deſſen jedem der vier Arme zwei Figuren, die um ein wie ein T geſtaltetes Gerüſt ſtehen, auf deſſen Mitte ein Vogel niſtet.

Die zweite Vaticaniſche Handſchrift von 96 Seiten kommt der Borgianiſchen am nächſten und enthält Darſtellungen von Götterbildern und Opfern, auch einen Feſtcalender.

Die Sprache der Mexicaner war außerordentlich reich und regelmäßig, dabei ſehr wohlklingend, obſchon ihr die Conſonanten B, D, F, G, R und S ganz fehlten, wogegen ſie einen großen Reichthum an L, X (der Spanier ſ) und T, Z, Tl, Tz beſaß. Ihre Regelmäßigkeit erleichterte deren Erlernung gar ſehr. Sie iſt ſehr reich an Diminutiven und Augmentativen; die Verbalformen waren ſehr mannichfaltig: Chihua heißt thun, Chichihua fleißig oder oft thun, Chihualtia, machen, daß etwas gethan wird, Chihuatiuh, hingehen um etwas zu thun, Chihuaco, kommen um etwas zu thun, Chiuhtiuh, im Begriff ſeyn etwas zu thun. Tleco heißt hinaufſteigen, Xitleco, ſteig hinauf, Ximotlicahui, ſey ſo gut hinaufzuſteigen, und mit dem Worte Maximotlicohuitzino bittet man eine ehrwürdige Perſon hinaufzuſteigen. Gleich den Nordamericanern (ſ. C.-G. II. 181.) können auch die Mexicaner aus mehreren Wörtern ein einziges zuſammenſetzen, wobei ſie wie jene nach beſtimmten Regeln dieſelben zuvörderſt abkürzen. Um den Begriff: mein ſehr ehrwürdiger Vater herzuſtellen, nehmen ſie die fünf Wörter: Tlazotli, geliebt, geſchätzt, Mahuitztik, geehrt, Teſpixqui, Prieſter (aus Teotl Gott und pia verwahren) und Tatli, Vater, ſie ſetzen no mein voran und tzin ehrwürdig hintenan und bilden daraus Notlazomahuitzteopixcatatzin. So werden Wörter gebildet, die fünfzehn bis ſechzehn Silben haben. In dieſer Weiſe ſtellen ſie die Namen der Ortſchaften aus den Eigenthümlichkeiten ihrer Lage oder Erzeugniſſe zuſammen und verfahren dabei mit den Lauten wie ſie es in ihren Schriften mit den Zeichen

gemacht haben. Gerühmt wird beſonders die Stärke der Sprache in leidenſchaftlichen Ausdrücken, namentlich für Gefühle der Liebe.

Die Mexicaner hatten alle Naturproducte, welche ſie beſaßen, benannt; Hernandez führt 1200 mexicaniſche Pflanzennamen, ſo wie die Namen von mehr als 200 Arten Vögeln u. a. Thieren, Inſecten an. Für den abſtracten Begriff Gottheit hatten ſie das Wort: Teotl, obſchon die Spaniſchen Miſſionarien ſich dieſes Wortes nicht bedienen mochten, weil man daſſelbe durch die Verwendung zu Bezeichnung der falſchen Götter entweihet hatte. Andrea d'Olmos fertigte eine mexicaniſche Grammatik und ein Wörterbuch und der Franziscaner Bernhard Sahagun ſchrieb in 12 Foliobänden eine Encyclopädie der mexicaniſchen Sprache, worin er zugleich die Erdbeſchreibung, Geſchichte, Staatsverfaſſung, Religion und Sitten der Nation berührte.

Die *Poeſie* der Azteken war ſehr ausgebildet und die Dichter beobachteten ſehr genau das Silbenmaaß. Clavigero bemerkt, daß man unter den Verſen der alten Dichter Ausrufungen und Silben antreffe, die eigentlich keine Bedeutung haben und lediglich zur Erfüllung des Rhythmus daſtehen; dann bedienten ſie ſich oft zuſammengeſetzter Wörter von ſolcher Länge, daß ein einziges einen vollen Vers bildete. Die poetiſche Sprache war reich, glänzend, rein und ihre Gleichniſſe namentlich von natürlichen Erſcheinungen und Gegenſtänden entlehnt.

Die Dichter hatten alle Gegenſtände des häuslichen wie des öffentlichen Lebens erfaßt. Die Liebeslieder waren ſehr gewöhnlich, eben ſo geſellige und Tafellieder; andere waren der Jagd gewidmet und wurden bei den öffentlichen Luſtbarkeiten im ſiebenten Monat abgeſungen.

Die didactiſche Poeſie trug moraliſche und nützliche Lehren vor, die zur Anwendung im menſchlichen Leben geeignet waren und vermöge ihrer beſtimmten Form dem Gedächtniß der Jugend ſich leichter einprägten.

Die Geſchichte des Volkes und die Thaten der Helden waren in eigenen Geſängen aufbewahrt, welche bei den weltlichen Feſten und Tänzen vorgetragen wurden, ſo wie die Hochgeſänge zum Lobe der Götter bei den heiligen Tänzen und den Opfern erklangen.

Demnächſt hatte ſich aus den Aufzügen und Tänzen auch ein *Drama* gebildet. Die Bühne war eine Terraſſe, die auf einem Marktplatze oder dem unteren freien Tempelraume in gehöriger Höhe errichtet wurde, ſo daß die Darſtellenden von Jedermann gehört und geſehen werden konnten. Auf dem Markte zu Tlatelolco ſtand eine gemauerte Bühne von dreizehn Fuß Höhe und dreißig Fuß im Viereck ihres Grundriſſes. Acoſta beſchreibt die dramatiſche Darſtellung am Feſte des Quetzalcoatl zu Cholula. Auf dem Platz vor dem Tempel dieſes Gottes war ein kleines Theater, dreißig Fuß ins Ge-

Digitized by Google

vierte mit Zweigen von Bäumen verziert, aufgerichtet und ſonſt gar ſauber aufgeputzt. Ringsumher ſah man Bogen von Blumen und Federn, woran Vögel, Caninchen u. a. artige Dinge hingen. Hier verſammelte ſich nach dem Mittagseſſen das ganze Volk. Jetzt erſchienen die Schauſpieler in allerlei comiſchen Characteren, ſtellten ſich taub, mit Huſten geplagt, lahm, blind und als Krüppel dar und baten den Gott, ſie wieder geſund zu machen. Die Tauben gaben lauter verkehrte Antworten, Andere huſteten und ſpuckten, die Lahmen hinkten, Alle klagten und jammerten über ihre elenden Umſtände, worüber die Zuhörer großes Vergnügen empfanden. Manche traten auch als Thiere auf und verkleideten ſich als Käfer, Kröten, Eidechſen und erzählten ſich dann ihre Begebenheiten, wobei ſie ihre Rollen mit großem Geſchick ſpielten. Einige zum Tempel gehörige Knaben erſchienen als Schmetterlinge oder ſaßen als bunte Vögel verkleidet auf den Bäumen. Die Prieſter warfen kleine erdgefüllte Bälle nach ihnen, an welchen Schlingen befeſtigt waren, und veranſtalteten allerlei lächerliche Scenen. Darauf ſtellten die geſammten anweſenden Zuſchauer einen großen Tanz an, womit ſolche Hauptfeſte ſchloſſen.

Wir ſehen alſo hier die Maskenzüge und Tänze der Indianer (ſ. C.-G. II. 114.) bereits auf weiterer Stufe der Entwickelung. Die bekehrenden Spanier aber benutzten dieſe Einrichtung, die ſie vorfanden, für ihre Zwecke und geſtalteten ſie zu chriſtlichen Myſterien um, wie ſie in Europa ſchon längſt gebräuchlich waren. Die Franciscaner fertigten geiſtliche Dramen, wie Olmos ein Myſterium von dem jüngſten Gericht, welches in der Kirche von Tlatelolco mit großem Gepränge vor Erzbiſchof und Statthalter aufgeführt wurde. Der bekehrte Mexicaner Joannes Didaco dichtete in ſeiner Mutterſprache zwei dramatiſche Stücke von der Erſcheinung der Mutter Gottes, in denen ſeiner Ausdruck und Harmonie von Boturini, welcher ſie noch in Abſchrift beſaß, gerühmt wird. Der Franciscaner Sahagun dichtete 365 geiſtliche Hymnen auf alle Tage des Jahres in reiner und zierlicher mexicaniſcher Schreibart und Don Francisco Placido, Statthalter von Azcapozolco, fertigte Gedichte, welche er bei Gelegenheit des heiligen Tanzes abſang, den er nebſt andern Edelleuten vor dem Bilde der heiligen Maria von Quadeloupe aufführte.

Die Träger der Dichtkunſt waren die Prieſter, welche in den Schulen die Kinder Gedichte auswendig lernen ließen. Der Adel und die Fürſten waren große Verehrer der Poeſie, keiner aber mehr als der König von Tezcuco, Nezahualcoyotl, deſſen wir bereits als eines Freundes der Wahrheit, Aufklärung und jeglicher Wiſſenſchaft gedacht haben. Er hatte eine Academie der Wiſſenſchaften eingerichtet, glaubte aber die Cultur ſeiner Nation durch eine andere, ſeltſame Einrichtung befördern zu müſſen. Er errichtete einen außeror-

dentlichen wiſſenſchaftlichen Gerichtshof, den er den Rath der Muſik nannte. Dieſer mußte alle neuverfaßte Werke über Sternkunde, Zeitrechnung, Geſchichte und andere Wiſſenſchaften beurtheilen, bevor ſie anderweit öffentlich mitgetheilt werden durften. Dieſem Rathe war die Prüfung der Lehrer in den Schulen übertragen. Es fanden öffentliche Sitzungen ſtatt, in denen Aufſätze über Geſchichte und Gedichte, über Gegenſtände der Sittenlehre oder der Sage vorgetragen und wobei Plätze für den Hof und den Adel bereit gehalten wurden. Die beßten Arbeiten wurden mit beſonderen Preiſen beehrt.

Netzahualcoyotl zeichnete ſich ſelbſt als Dichter aus und verfaßte neun Dichterwerke, wovon freilich der allergrößte Theil durch unwiſſende Menſchen vernichtet worden iſt. Der mexicaniſche Geſchichtſchreiber Ixtlilxochitl hat eines der Gedichte ſeines königlichen Vorfahren ins Caſtilianiſche übertragen, welches Prescott aus der Handſchrift (Th. III.) mittheilt und wovon ich eine freie Ueberſetzung mittheile.

Eine Weiſe will ich ſingen,
da Gelegenheit ſich bietet
und ich hoffe daß Du's duldeſt
wenn ich nach dem Danke ſtrebe;
alſo will ich denn beginnen
dieſen Sang, der faſt ein Klaglied.

Aber Du, mein Freund o freue
Dich der Anmuth dieſer Blumen,
freue Dich mit mir o Lieber;
wirf nun Furcht und Sorge von Dir,
die uns den Genuß verbittern
bis an's Ende dieſes Lebens.

Singend will ich drum berühren
dieß klangreiche Haus der Töne,
freue Dich indeß der Blumen
tanze, feire Gott den mächtgen;
freuen wir uns ſeines Ruhmes
denn das Menſchenleben ſchwindet.

Deinen Sitz haſt Du geſtellet
in Ochlehacans edlen Hof,
der Dir eigen angehörte,
den Du biereſt, darum glaube
daß Dein Reich ſich zu gewalt'ger
Größ' erhebe und vermehre.

Oyoyotzin weiſer König,
hochberühmter, einz'ger Herrſcher,
freue Dich des gegenwärt'gen
Glückes, das ſich blühend bietet.
denn es kommt der Tag, wo Du einſt
Frohſinn und Genuß wirſt ſuchen.

Wenn alsdann das Schickſal trachtet
dir den Scepter zu entreiſſen,
wenn ſich dann Dein Mond vermindert,
wirſt Du nicht ſo ſtolz und fröhlich
dich dann fühlen, Deine Diener
werden jedes Guts entbehren.

Bei ſo traurigem Erfolge
werden Deines Hauſes Sproſſen
von der Fürſten hohem Stamme
welche edle Väter zeugten,
wenn Du als ihr Haupt wirſt fehlen
wohl der Armuth Herbe ſchmecken!

Und ſie werden dann gedenken
deines vielbeneid'ten Ruhmes
der Triumph' und Deiner Siege
der verſchwundnen Pracht und Größe
und, abwägend ihre Sorgen
bilden Seeen ihre Thränen.

Aber Deine Anverwandten
die Dir Feder, die Dir Krone,
wenn Du einſtens ſie verlaſſen
meiden Colhuacans Heimath;
Unglück wird ſie dann verfolgen
mit dem Unglück wächſt das Uebel.

Und nach jener ſeltnen Größe
tauſend Kronen werth und Wappen
wird die Ruhmesgottheit lüſtern;
bei den Göttern hallet wieder
alles Gute was verrichtet
die drei Herſcher dieſer Reiche

Montezuma, der im hohen
Mexico einſt glücklich herrſchte,

Netzahualſojotl, welcher lebte
in dem glücklichen Colhuacan,
Totoquilhuaſtli, König
ein bewehrter Acatlapan.

Und ich fürchte nicht, daß Deine
Herrſchergüte man vergeſſe,
als Du auf dem höchſten Orte
ſtandeſt, den Dir angewieſen
einſt die Hand des höchſten Herrn
der die Dinge all erſchaffen.

Aber nun gewiß die Freude
o Nezahualcojotl,
kräuze mit des ſchönen Gartens
Blumen Deine edlen Schläfe.
Und ich ſinge; gieb Dich immer
hin der Freude, dem Vergnügen.

Ach die Freuden dieſes Lebens
wenn ſie auch ſo reich und üppig
ſind erdichtet doch und eitel,
und mit Flittern nur verziert
und groß iſt dieſe Wahrheit,
daß ein Widerſpruch nicht möglich.

Und wo iſt von Cihuapan
Quantzintecomzin der tapfre
und Conahuantzin?
wo iſt jene ganze Sippſchaft,
ihre Stimme und die Antwort?
In dem andern Leben ſind ſie.

Sammle ja die all zuſammen,
welche Liebe Dir verbindet,
welche theuer Dir in Freundſchaft;
denn auf Erden iſt nichts ſicher
als des Todes harte Schneide
auch im Wechſel iſt die Zukunft *).

*) Die ſpaniſche Ueberſetzung lautet alſo:
Un rato cantar quiero,
pues la ocasion y el tiempo se ofrece;
ser admitido espero
si intento lo merece;
y comienzo mi canto
aunque fuera mejor llamarle llanto.

Wir lernten ſchon früher die Anlagen der nordamericaniſchen Jägervölker für einen kräftigen rhethoriſchen Ausdruck kennen; bei den Azteken, wo das Gerichtsverfahren durchaus ein öffentliches und mündliches war, wo die Verhandlungen mit den Nachbarſtaaten durchaus mündlich geführt werden mußten, konnte es nicht fehlen, daß auf die Uebung der Beredtſamkeit beſondere Sorgfalt gewendet

---

Y tu querido Amigo
goza la amenitad de acquestas flores,
alegrate con migo;
desechemos de pena los temores
que el gusto trae medida
por ser al fin con fin la mala vida.

Jo tocare cantando
el musico instrumento sonoroso
tu de flores gozando
danza, y festeja a Dios que es poderoso;
gocemos de esta gloria
porque la humana vida es transitoria.

De Ochlehacan pusiste
en esta noble Corte y siendo tuyo
tus sillas y quisiste
vestirlas; donde arguyo
que con grandeza tanta
el Imperio se aumenta y se levanta.

Oyoyotzin prudente
famoso Rey y singolar monarca,
goza del bien presente
que lo presente lo florido abarca:
porque vendra algun dia
que busques este gusto y alegria.

Etonces tu Fortuna
te ha de quitar el Cetro de la mano,
hade menguar tu Luna,
ne te veras tan fuerte y tan ufano;
entonces tus criados
te todo bien seran desamparados.

Y en tan triste suceso
los nobles descendientes de tu nido
de Principes el peso
los que de nobles Padres han nacido
faltando tu Cabeza
gustaran la amargura de pobreza.

Y traeran a la memoria
quien fuiste en pompa de todos envidiada
tus triunfos y victoria
y con la gloria y magestad pasada

werden mußte. Die Jugend wurde in den Schulen darauf vorbereitet und mußte die beſten Muſterſtücke der Staatsberedtſamkeit auswendig lernen und ſich üben, ihre Gedanken und Aufgaben auf eine angemeſſene, zierliche und kräftige Art darzuſtellen. Noch jetzt, ſagt Clavigero (I. 534.), da die Mexicaner ſehr gedemüthigt ſind und den vormaligen Unterricht gar nicht mehr bekommen, halten ſie in

cotejando pesares
de lagrimss haran crecidas mares.

Y estos tus descendientes
que te sirven de pluma y de corona
de ti viendose ausentes
de Cnthuacan estranaran la cuua
y tenidos por tales
con sus desdichas creceran sus males.

Y de esta grandeza rara
digua de mil coronas y blasones
sera la fama avara;
solo se acordaran en las naciones
lo bien que governaron
las tres Cabezas que el imperio honraron.

En Mexico famosa
Moctezuma, valor de pecho Indiano;
a Culhuacan dichosa
de Neçahualcoyotl rigio la mano;
Acatlapan la fuerte
Jotoquilhuastli le salio por suerte.

Y ningun olvido temo
de lo bien que tu reyno dispusiste
estando en el snpremo
lugar, que de la mano recibiste
de aquel Sennor del mundo
factor de aquestas cosas sin segundo.

Y goza pues muy gustoso
O Neçahualcoyotl lo que agora tienes;
con flores de este hermoso
jardin corona tus ilustres sienes;
oye mi canto y lira
que a darte gustos y placeres tira.

Y los gustos de esta vida
sus riquezas y mandos son prestados
son sustancia fingida;
con apariencias solò matizados;
y es tan gran verdad esta
que a una pregunta me has de dar respuesta.

ihren Verſammlungen ſchickliche Reden, voll von richtigem Verſtand, die jeden, der ſie hört, in Verwunderung ſetzen.

Die Denkmale der Literatur wurden in den alten aztekiſchen Reichen gar ſorgſam aufbewahrt und in Mexico wie in Tezcuco und den andern Städten des Reiches hatte man beſondere Orte und Archive dafür eingerichtet — die freilich bis auf die wenigen Trümmer verſchwunden ſind, welche wir namhaft gemacht haben. Nach der Chriſtianiſirung der Aztekenſtaaten ſchrieben wohl noch mehrere Indianer und ich führe aus Clavigero, der die genaueſte Kenntniß davon beſaß, die vorzüglichſten derſelben an.

Fernando Pimentel Ixtlilxochitl, Sohn des letzten Königs von Acolhuacan, Coanacolzin und Antonio de Tobar Cano Motezuma Ixtlilxochitl ſchrieben noch im 16. Jahrhunderte die Geſchichte der Reiche von Mexico und Acolhuacan, welche des erſteren Sohn fortſetzte, Werke, welche handſchriftlich noch vorhanden ſind.

Taddeo de Niza, ein edler Azteke von Tlascala, ſchrieb 1548 die Geſchichte der Eroberung, welche von 30 anderen eingeborenen Edelleuten durch ihre Unterſchrift beglaubigt wurde. Dieſe ſchrieben ſpaniſch.

Gabriel d'Ayala, ein Edler von Tezcuco, erfaßte in ſeiner Mutterſprache die hiſtoriſchen Nachrichten von 1243 bis 1562 chriſtlicher Zeitrechnung; ebenfalls mexicaniſch ſchrieb Juan Ventura Zapata y Mendoza, ein Edler von Tlascala, die Chronik ſeiner Heimath vom Anfang bis 1589.

Spaniſch ſchrieben der edle Indianer Pedro Ponce, Rector zu Tzampahuacan, ein Buch über die heidniſchen Götter und deren Dienſt in Mexico; Fernando d'Alba Ixtlilxochitl aus Tezcuco, aus dem Königshauſe von Acolhuacan, ſchrieb 4 Werke: 1) Geſchichte von Neuſpanien. 2) Geſchichte der Herren von Chechemecan. 3) Kurzer Begriff der Geſchichte des Königreiches Tezcuco und 4) Nachrichten von den Tolteken wie den anderen Nationen von Anahuac, die noch erhalten ſind und welche Clavigero fleißig benutzt hat.

Johann Bapt. Pomar von Tezcuco und Cholula, Abkomme

Y que es de Cihuapan
O Quantzintecomtzin el valiente
y Conahuatzin;
que es de toda esa gente?
sus voces; agora acaso!
ya estan en la otra vida, este es el caso.

Ojala los que agora
juntos los tiene del amor el hilo
que amistad atesora!
vieramos de la muerte a duro filo
porque no hay bien seguro
que siempre trae mudanza a lo futuro.

der Könige erſteren Landes, ſchrieb hiſtoriſche Nachrichten über Tezcuco, ebenfalls ſpaniſch.

Domingo de San Anton Mumion Chimalpain, Edelmann aus Mexico, ſchrieb 4 Werke in ſeiner Mutterſprache: 1) Americaniſche Chronik von 1068 bis 1597 n. Ch. G. 2) Geſchichte der Eroberung von Mexico durch die Spanier. 3) Nachrichten über die Reiche Mexico, Acolhuacan u. a. Provinzen. 4) Hiſtoriſche Commentarien von 1064 bis 1521, die abſchriftlich zu St. Peter und Paul in Mexico vorhanden waren.

Fernando d'Alvarado Tezozomoc, ein Mexicaner, ſchrieb ſpaniſch und im Jahre 1598 eine mexicaniſche Chronik.

Antonio do Saavedra Guzmann, ein edler Mexicaner, ſchrieb eines der intereſſanteſten Werke auf ſeiner Reiſe nach Spanien, die Eroberung von Mexico in zwölf Geſängen, die außer dem Metrum nichts poetiſches haben und unter dem Titel el peregrino Indiano in Madrid 1599 gedruckt wurden.

Wir ſehen, daß dieſe Azteken einen Grad der Cultur erreicht hatten, der ihnen bereits eine höhere Stufe in der Reihe der Nationen anweiſet, da ſie mit den geringen, ſchwerfälligen Hülfsmitteln, die ihre Bilderſchrift darbot, bereits eine große Fülle von literariſchen Productionen feſtzuhalten wußten, die ſich ihrer Natur nach fortwährend vermehren mußte. Ich habe die Namen der Indianer, welche nach dem Fall ihres Vaterlandes und der gewaltſamen Zerſtörung ſeiner Denkmale in der vaterländiſchen wie in der Sprache ihrer Eroberer größere Compoſitionen hinterlaſſen haben, namentlich angeführt; es ſetzt aber einen hohen Grad geiſtiger Befähigung voraus, wenn dieſe Männer umfangreiche, zuſammenhängende Werke in einer angelernten Sprache abfaſſen ſollten. Vergleichen wir damit die Nachrichten über den Zuſtand der Poeſie und Geſchichte bei den Negern (ſ. C.-G. III. 384.), ſo drängt ſich uns wiederholt die Bemerkung auf, daß dieſe Indianer wohl ein edleres Mittelglied zwiſchen der activen und paſſiven Raſſe ſind, das durch fortgeſetzten, freundlichen und anregenden Verkehr mit der kaukaſiſchen Raſſe wohl einer weit höheren Entwickelung fähig geweſen wäre. Dennoch aber ſchmelzen dieſe Stämme von Tage zu Tage immer mehr zuſammen. Die Spanier erkannten übrigens ſchon früh die geiſtige Würde ihrer Unterjochten und trugen kein Bedenken, ſich mit den edlen Familien, die den Metzeleien der erſten Conquiſtadoren entgangen waren, näher zu verbinden.

Es bleibt uns nun noch übrig

die plaſtiſche Kunſt der Azteken

und ihrer Nachbarn näher ins Auge zu faſſen, die ſich ebenſo wie die Poeſie aus der Religion entwickelt hat. Bei den freien, jede

Feſſel verſchmähenden Nationen der kaukaſiſchen Gebürge und der arabiſchen Wüſten fanden wir wohl eine vaterländiſche Nationalpoeſie, welche die großen Helden verherrlichte und aus den Wonnegefühlen der Liebe und des Heldenruhms entſprungen war; allein die Kunſt, welche die dem Ehrgeiz und dem Neid entrückten Götter umſchwebt, ihnen Altäre und Tempel errichtet, iſt ihnen fremd.

Die Tempel der Mexicaner und die Paläſte der Herrſcher entwickelten ſich gleichmäßig aus dem Bedürfniß, die Heiligthümer der Nation vor dem Feinde zu ſchützen. Die americaniſche Architectur erwuchs aus den Erdwällen, womit ſie ihre Lager umgaben, wenn ſie an einem Orte auf ihren Wanderungen länger verweilen mußten. Das ganze Lager ward mit einem Wall umgeben, deſſen Zugänge theils durch erhabene Hügel, theils durch Rund- oder Doppelwälle vor einer feindlichen Ueberrumpelung geſichert wurden. Man benutzte dazu auch Gegenden, die durch einen Fluß oder Sumpf von einer Seite gedeckt waren, oder auch in hügeligem Terrain die höher gelegenen Puncte. Für die Führer waren höhere runde Hügel errichtet. Zuweilen haben die Umriſſe dieſer Erdwerke eine ſehr polygone Geſtalt, während ſie anderwärts nur aus einfachen oder doppelten geraden Wällen beſtehen *). Alle dieſe Werke zeigen wohl im Ganzen keinen großen Umfang und ſcheinen anzudeuten, daß ihre Inhaber nicht in großer Zahl beiſammen waren; wären ſie zahlreicher geweſen, ſo hätten ſie auch keiner äußeren Verſchanzung bedurft. Es waren kleine ziehende Haufen, die ſich nur dann niederließen, wenn Ueberſchwemmung, Begegnung und Entgegentreten feindlicher Völker ſie zu Raſt, zum Verweilen nöthigte.

Als dieſe Haufen nun im Süden zur Ruhe gekommen, begannen ſie, zum Schutz gegen innere und äußere Feinde, ſich Burgen und Tempel zu bauen, wobei ſie die alten Erdbauten als Muſter benutzten. Gleich den cyclopiſchen Mauern und Hünenbauten Europas waren auch in America die älteſten Steinbauten coloſſale Werke, wobei wir die Bewältigung der Maſſen bewundern müſſen, aus denen ſie zuſammengeſchichtet ſind. Es gehörte jedenfalls viele Zeit und großer Kraftaufwand, mehr aber noch eine gewaltige Willenskraft dazu dieſe Felſenmauern zu errichten. Die Sage, wie auch die Structur der Gebäude, dann die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit weiſen dieſe Denkmale in ein hohes Alterthum.

Bei fortſchreitender Cultur, nachdem die Ankommenden in den neuen Sitzen ſich ein feſtes Reich gegründet, nachdem ſie die vorgefundenen Ureinwohner in den Künſten unterrichtet und nachdem die Kraft und die Technik ſich an jenen Rieſenwerken erſtarkt, geſichert, nachdem man bei Bewältigung der großen Maſſen Erfahrungen geſammelt,

*) S. die Grundriſſe im erſten Bande der **Archaeologia americana.**

mußte der Sinn der Menſchen ſich auch der Ausbildung der Form zuwenden.

Es iſt beachtenswerth, daß der Gang der menſchlichen Cultur in allen ihren Theilen mit dem der übrigen Natur übereinſtimmt, ſo daß wir wohl ſagen können, der Gang aller Dinge ſey überall derſelbe. Unſere Erde wurde zuvörderſt als rohe Maſſe von Urgeſtein, Waſſer und Atmoſphäre gebildet, dieſes klüftete ſich, aus den zerlöſeten Geſteinen ward Dammerde, dieſer entſtiegen die Rieſenfarren, die den coloſſalen Urthieren zur Nahrung dienten, welchen wieder die Fleiſchfreſſer nachfolgten, bis endlich die Geſchlechter der Menſchen in das Leben und zu ihrem geiſtigen Bildungsgang berufen wurden. Auch die Menſchen begannen mit Bewältigung der ſie umgebenden Maſſen an Urwald, Lurchen und Walen und als der göttliche Funke der Kunſt embryotiſch in ihnen ſich zu regen, als die Maſſe der Erfahrung ſich in ihnen zu gliedern begann — da fingen ſie an die Felsmaſſen zur Uebung der Kraft und des Witzes zu trennen und daraus ihre Werke zu bilden.

Die älteſte Architectur iſt coloſſal. Die älteſten Bauwerke ſind Rieſenmauern, die von ungeheueren Thoren und breiten Thürmen unterbrochen werden. Das Ganze hat ein breites, ſchwerfälliges Anſehen, ohne ſonderliche Gliederung, mit gewaltigen leeren Flächen und ähnelt in ſeinen Formen den Geſtalten der Wale, Mamuthe, Elefanten und Nilpferde.

Daneben und daraus, zum Theil auch im Schutze dieſer Mauern erſtehen die Tempel und Burgen. Der Zweck der erſtern iſt dem geſammten Volke den Anblick der religiöſen Feierlichkeiten darzubieten. Sie müſſen daher erhaben ſeyn. Das Bild des großen Naturgottes, der Waſſer- und Berggottheit Tlaloc, war auf einem Berge aufgeſtellt, eben ſo wurde das Erzeugen des neuen Feuers am Säcularfeſt auf einem Berge verrichtet. Da nun aber die hohen Berge in der Regel keinen bequemen Punct für die Anlage einer Stadt darbieten, da ſie ſelten in der Nähe der für den Verkehr nothwendigen und der Landescultur wichtigen Gewäſſer gelegen ſind, ſeyen dieß nun Seen oder größere Flüſſe, der religiöſe Cultus aber auf Höhenpuncte angewieſen war, ſo mußte man innerhalb der Städte ſolche Höhen errichten. Wir ſahen, wie die Tempel der Südſee aus einfachen viereckigen Tribunalen oder hölzernen, irdenen und ſteinernen Bühnen beſtehen — wo die Herrſcher ſich und die Götter dem Volke zur Anſchauung bringen. So entſtand der Tempel in Mexico und in andern Städten von Anahuac. Man baute zuvörderſt aus Erde eine Bühne, und als die Wohnungen ſich mehrten, mußte man eine zweite darauf ſetzen, nachdem man die erſte vergrößert hatte, und ſo erhob ſich allgemach immer die eine über die andere. Daher waren alle dieſe Bauten wahre Hügel, im Innern maſſiv aus Erde und Steinen aufgeſchüttet und nur von Außen mit Steinen bekleidet. Die

Zimmer, die ſich in denſelben befanden, waren erſt ſpäterhin eingegraben und mit Steinen ausgekleidet worden. Daher konnten auch Aufgänge und Treppen nur von Außen angebracht werden. An dem großen Tempel von Mexico waren die Treppen in der Ecke der Südſeite, wie wir oben bereits angemerkt haben. Der Tempel hatte fünf Treppen an und zu den fünf Terraſſen, aus denen er beſtand.

Der große Tempel von Mexico iſt vernichtet, allein es ſind an anderen Puncten von Mittelamerica noch mannichfaltige Bauwerke erhalten, welche uns ähnliche, wenn auch nicht dieſelben Erſcheinungen zeigen und deren erſte nähere Beſchreibung und Abbildung Alexander von Humboldt geliefert hat. Zu den intereſſanteſten gehören die Götterpyramiden von Teotihuacan, Cholula und Popantla, welche ſchon vor der Ankunft der Azteken von den alten Tolteken im ſiebenten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung erbaut wurden.

Die Pyramidengruppe von Teotihuacan, ſagt A. v. Humboldt, ſteht in dem Thale von Mexico, in einer Entfernung von acht Meilen nordöſtlich von der Hauptſtadt und zwar auf einer Ebene, welche Miccatl, die Straße der Todten, genannt wird. Man ſieht daſelbſt noch jetzt zwei große, der Sonne und dem Monde geweihte Pyramiden, die von mehreren hunderten kleiner Pyramiden umgeben ſind, welche genau von Norden nach Süden und von Oſten nach Weſten laufende Straßen bilden. Von den beiden großen Teocallis hat der eine 55 und der andere 44 Meters ſenkrechter Höhe. Die kleinen Pyramiden, welche die großen Häuſer der Sonne und des Mondes umgeben, ſind kaum 9 bis 10 Meters hoch und dienten nach der Sage der Eingebornen zu Begräbnißplätzen für die Häupter der Stämme. Die beiden Teocallis von Teotihuacan hatten vier Hauptabſätze, von denen jeder wieder in kleine Stufen, deren Kanten noch bemerkbar ſind, abgetheilt war. Ihr Kern beſteht aus Thon mit kleinen Steinen vermiſcht und iſt mit einer dicken Mauer von Tezontli oder poröſem Mandelſtein bekleidet.

Oeſtlich von der Pyramidengruppe von Teotihuacan, fährt A. v. Humboldt fort, wenn man die Cordillera gegen den Golf von Mexico zu herabſteigt, erhebt ſich in einem dichten Walde die Pyramide von Popantla. Die Form dieſes Teocallis, welcher ſechs, ja vielleicht ſieben Stockwerke gehabt hat, iſt ſchneller aufſchießend als an allen übrigen Monumenten dieſer Gattung. Seine Höhe beträgt ungefähr 18 Meters und ſeine Baſislänge nur 25 Meters. Dieſes kleine Gebäude iſt ganz von außerordentlich großen, behauenen Steinen aufgeführt, welche ſehr ſchön und regelmäßig gearbeitet ſind. Auf ſeine Spitze führen drei Treppen. Die Bekleidung der Abſätze iſt mit hieroglyphiſchen Bildhauerarbeiten und vielen ſehr ſymmetriſch vertheilten, kleinen Niſchen geziert, deren Zahl auf die 378 einfachen und zuſammengeſetzten Zeichen der Tage des gemeinen Calenders der Tolteken anzuſpielen ſcheint.

Das größte, älteſte und berühmteſte unter allen pyramidaliſchen Monumenten von Anahuac iſt der Teocalli von Cholula. Man nennt ihn heut zu Tage den von Menſchenhänden gemachten Berg und von weitem könnte man ihn auch wirklich für einen mit Vegetation bedeckten natürlichen Hügel halten. Die Pyramide ſteht öſtlich von der Stadt Cholula auf der Straße nach Pueble in einer flachen Ebene. Sie beſteht aus vier gleich hohen Abſätzen und ſcheint genau nach den vier Himmelsgegenden geſtellt geweſen zu ſeyn. Da aber die Kanten an den Abſätzen nicht mehr genau ausgedrückt ſind, ſo iſt ihre urſprüngliche Richtung ſchwer zu erkennen. Dieſes pyramidaliſche Monument hat eine weit ausgedehntere Baſis als irgend ein in der alten Welt entdecktes Gebäude dieſer Art. Ich habe es mit Sorgfalt gemeſſen und mich überzeugt, daß ſeine perpendiculare Höhe nur 45 Meters hat, jede Seite der Baſis hingegen 439 Meters lang iſt. Ein Soldat von Cortes Heere zählte zum Zeitvertreib die Treppenſtufen, welche auf die Plattformen der Teocallis führten, und fand bei dem großen Tempel zu Tenochtitlan 114, bei dem zu Tezcuco 117 und bei der Pyramide von Cholula 120. Die Pyramide von Cholula iſt von ungebrannten Ziegelſteinen aufgeführt, welche mit Thonlazen abwechſeln. Die Indianer verſichern, daß ſie hohl geweſen, und als man bei einem Straßenbau den erſten Abſatz des Teocalli durchſchneiden mußte, entdeckte man darin ein Zimmer, das im Viereck von Steinen erbaut und mit Cypreſſenholzbalken unterſtützt war. Als A. v. Humboldt das Zimmer näher unterſuchte, fand er eine beſondere Anordnung der Ziegel, welche die Verminderung des Drucks bezweckte, den das Dach erleiden mußte. Weil die Einwohner keine Gewölbe zu machen verſtanden, ſo legten ſie ſehr breite Ziegel horizontal auf einander, ſo, daß die obern über die untern hervortraten. Hieraus entſtand eine ſtufenweiſe Zuſammenſetzung, welche einigermaßen den gothiſchen Bogen erſetzte. Dieſes Zimmer enthielt zwei todte Körper, Idole von Baſalt und künſtlich bemalte Gefäße. Die Plattform der Pyramide enthält 4,.00 Quadratmeters Umfang und trägt gegenwärtig eine kleine, mit Cypreſſen umpflanzte Capelle der heiligen Jungfrau.

Ueber den Bau dieſes merkwürdigen Teocalli, der vor der ſpaniſchen Eroberung von einer Menge kleinerer umgeben war, ging die Sage, daß die Ziegel zu dem Gebäude in der Provinz Tlalmanalco am Fuße des Berges Cocotl gefertigt und durch Gefangene, welche eine Verbindungslinie von Cocotl bis Cholula gebildet, von Hand zu Hand geboten worden ſeyen *).

Dieſe Bauart der übereinander gethürmten Terraſſen blieb auch die herrſchende für die Tempel und es ſind eine ziemliche Anzahl

*) S. A. v. **Humboldt vues de Cordillères pl. VII. et VIII.** Eine andere Anſicht giebt **Dupaix I. Exp. pl. 16.**

ſolcher Gebäude nach und nach in den Gränzen von Anahuac entdeckt worden, von denen in der Reiſe des Capitain Dupaix mehrere abgebildet ſind. Bei allen waren die Abſätze durch eine breite Treppe von oben bis unten durchſchnitten, während die obere Plattform die Opferhäuſer und Götterſitze trug, und ſo finden wir ſie auch in den aztekiſchen Bilderſchriften dargeſtellt.

In den Reiſen des Capitain Dupaix finden wir zuvörderſt die Pyramide von Teapantepek, das Gotteshaus auf dem Hügel. Die viereckige Grundfläche hat eine Länge von 54 Fuß und die Höhe beträgt 62 Fuß. Es beſteht aus vier Abſätzen, deren oberſter den geringſten Umfang hat. Es iſt aus Steinen gebaut, die trefflich mit Kalk verbunden ſind, und war von Außen mit Steinen bekleidet, die allgemach aber zerfallen ſind. Die vier Seiten ſind nach den vier Weltgegenden gerichtet. Die Weſtſeite enthält die Treppen, deren unterſte von Süden nach Norden, die zweite von Norden nach Süden, die dritte wie die erſte, und die vierte wie die zweite gerichtet iſt. (Dupaix I. Exp. pl. III.)

Das Monument von Guatusco beſteht aus drei ſich nach oben verjüngenden vollen Terraſſen, die Außen mit Steinen bekleidet ſind und in der Mitte von einer breiten Treppe von fünfzig Stufen durchſchnitten werden. Oben darauf befindet ſich ein ſteinernes, ebenfalls aus drei Stockwerken beſtehendes Gebäude, deſſen erſtes einen langen, viereckigen Saal enthält, den innen drei Pfeiler ſtützen und der ſein Licht durch eine, unmittelbar auf die Freitreppe mündende Thüre enthält. Die beiden oberen Stockwerke ſind ohne Fenſter. Das Ganze ſchloß in einer Plattform. Die Grundfläche des Ganzen beträgt 240 Quadratfuß, die ganze Höhe 72 Fuß. Die Treppe iſt an beiden Seiten mit einer Steinmauer eingefaßt. (Dupaix I. Exp. pl. IX.)

Die Pyramide bei San Andrea de Chachicomula fand man von abweichender Bauart. Die Baſis hatte 60 Fuß auf jeder Seite und 36 Fuß Höhe und war etwa 15 Fuß hoch und ſich pyramidaliſch verjüngend mit 6 Lagen vulcaniſcher Steine bekleidet; dann folgten zwei Stockwerke, welche mit glänzendem weißen Mörtel abgeputzt waren. Dieſe drei Terraſſen wurden in der Mitte durch eine breite, in Mauern gefaßte Treppe durchſchnitten, welche auf ein viereckiges Zimmer leitete. Dupaix fand das Ganze ſehr im Verfall. (I. Exp. 12.)

Dieſe Pyramiden waren die Gotteshäuſer, allein man hat außer denſelben auch noch andere bedeutende Gebäude entdeckt, unter denen wir zuvörderſt die in der Gegend von Antequera gelegenen Ruinen von San-Pablo-Mitlan betrachten und die mit dem Todtencultus zuſammenhängen. Man entdeckte in Mitlan vier alte Paläſte, deren Bauart ganz von der der Pyramiden abweicht. Sie beſtehen aus langhingeſtreckten Mauern, welche durch wenige breite viereckige Portale unterbrochen werden, die dem Ganzen ein düſteres und ſehr ernſtes Anſehen geben, da auch die dazwiſchen ſtehenden Pfeiler über-

aus maſſiv gehalten und die Mauern ſehr dick ſind. Lange hie und da ſich ſenkende Simſe durchziehen in breiten Linien das Ganze in der Quere und tragen weſentlich dazu bei, der Banart ein gedrücktes, gedämpftes Gepräge zu geben. Es machen dieſe Gebäude den Eindruck natürlicher Schichtungen des Quaderſandſteines, wie wir ſie an den Flußufern zuweilen bemerken können. Nur die ſeltſamen Bildwerke, die an der Außenfläche angebracht ſind, der ſcharfe Schnitt der Steine, der Kalk und Mörtel erinnern uns, daß dieſe coloſſalen Werke von Menſchenhänden gemacht ſind. Der große Palaſt (Dupaix Taf. 30.) ſteht in einem wilden Felſenthale und macht mit ſeinen ruhigen, regelmäßigen Formen einen wunderbaren Gegenſatz zum wüſten regelloſen natürlichen Geſtein der natürlichen Umgebung. Er macht den Eindruck, den die gebieteriſch zur Ordnung mahnende Stimme eines weiſen Führers auf die wildempörten Gemüther einer aufgeregten Menge zu üben niemals verfehlen wird, wenn ſie der Ausdruck einer ſelbſtbewußten, klaren, gerechten Willenskraft iſt.

Die Grundlage der 120 Fuß langen Façade dieſes Palaſtes beſteht aus drei Fuß hohen Steinen, die zum Theil länger als 15 Fuß ſind. Darauf ruht die mit Mörtel bedeckte Mauer von 110 Fuß Länge, welche noch 40 Fuß Höhe hat. Dieſe einfache große Fläche iſt durch drei Thüren unterbrochen, vor denen ſich ein Auftritt von drei Stufen ausbreitet. Es ſind dieſe drei Thüren eigentlich nur eine große Oeffnung von 13 Fuß Höhe und 6 Fuß Breite, welche durch zwei 8 Fuß dicke vierkantige Pilaſter getragen werden, welche durch großartige Linien und breite Leiſten getheilt und verziert werden; darüber lagert ſich nun ein breiter dreifacher Sims hin, der auf der rechten Seite abbrechend in die Mitte der Mauer heruntergerückt iſt. Die erſte unterſte und die oberſte Abtheilung dieſer drei langen den Sims bildenden Linien iſt reichlich mit mäandriſchen Linienornamenten verſehen.

In ähnlicher Weiſe ſind auch die Façaden der anderen drei Paläſte von Mitlan, nur daß bei einigen auch runde, aber ſtets gedrückte Säulen vorkommen, welche an den ägyptiſchen und byzantiniſchen Styl erinnern. Es ſind immer lange, großartige Linien, breit ſich hinlagernde Mauermaſſen von bedeutender Dicke, deren Inneres lange, gedrückte, platt bedeckte düſtere Gänge in ſich enthält, in welche das Tageslicht nur einen ſchwachen Schimmer durch die niederen Eingänge ſenden konnte, die niemals verſchloſſen waren. Die Maurer- und Steinmetzarbeit iſt vortrefflich.

Das Innere des erſten Palaſtes enthält einen langen Saal, welcher der Länge nach durch eine Reihe von ſechs Granitſäulen in zwei Abtheilungen geſchieden iſt. Dieſe Granitſäulen beſtehen aus einem einzigen Stück von 3 Fuß Durchmeſſer und 16 bis 17 Fuß Höhe; ſie ſind glatt, ohne Baſen und Capitäle, an den Kanten

abgerundet und hatten die Beſtimmung, das Balkenwerk zu tragen. Die Mauern im Innern ſind mit einem einfachen Kalküberzug verſehen, der mit einer blutrothen Metallfarbe überzogen iſt; der ganze Palaſt war innen und außen mit dieſer Farbe angeſtrichen.

Der Fußboden beſteht aus einer Miſchung von Kalk und Sand, der mit einer graublauen, dichten feinen Maſſe überlagert iſt. Die Ornamente des Innern zeigen dieſelbe mäandriſche Structur, wie die der Außenſeite. Die Decke war aus Fichtenbalken von 1½ Fuß Durchmeſſer, welche in die Wand eingelaſſen waren und dem Verderben trefflich widerſtanden.

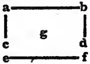
Dieſer lange Saal, welcher die ganze Façade einnahm, hatte vor ſich die Treppe. Hinter derſelben war ein gleichſeitiges Viereck, das durch Zwiſchenwände mit fünf Oeffnungen in fünf kleinere Gemächer getheilt war. (Dupaix 2. Exp. pl. 30. 31.)

Der zweite Palaſt umſchloß vier Säle, von denen Dupaix noch drei erhalten fand. Die Mauern und alles Techniſche waren in derſelben Weiſe, wie am erſten Palaſt. Es hat aber dieſer Palaſt noch ein unterirdiſches kreuzförmiges Gemach, das mit Steinplatten bedeckt war.

Der dritte Palaſt iſt von den Spaniern als Pfarrkirche und Pfarrwohnung benutzt und dadurch ſehr verändert worden.

Der vierte beſteht aus zwei dicht neben einander aufgeführten Gebäuden, die im Weſentlichen dieſelben Erſcheinungen bieten, wie die vorhergehenden.

Deſto merkwürdiger ſind einige andere Gebäude, die uns eine weitere Ausbildung der pyramidalen einfachen Tempel zeigen. Es ſind dieß religiöſe Orte, in denen vier Teocallis oder Pyramiden zu einem Ganzen vereinigt ſind, ſo daß ſie dieſe Geſtalt bilden und einen freien Platz zwiſchen ſich haben:



Dupaix (2. Exp. p. 39. pl. 43. u. 44.) ſah zwei derſelben nicht weit von den vier Paläſten. Das Hauptgebäude a b beſtand bei dem einen aus vier, bei dem andern aus drei Terraſſen, während die drei Nebengebäude bei dem erſten aus zwei, bei dem andern aus einer Terraſſe gebildet waren. Dieſe Gebäude waren ebenfalls maſſiv und aus Erde aufgeſchüttet, oder aus Stein und Ziegeln zuſammengeſtellt. Sie waren ehedem mit Steinen bekleidet und roth angeſtrichen. Im Innern befand ſich ein Altar. Das Hauptgebäude hatte eine breite nach Weſten gerichtete Treppe. Wir ſehen aber hierin einen Fortſchritt von den einfachen Götterhügeln zu den zuſammengeſetzten Gebäuden.

Als Mittelglied können wir die merkwürdigen Pyramiden betrachten, welche Capitain Dupair auf ſeiner dritten Entdeckungsreiſe nach mexicaniſchen Alterthümern fand. Das eine (pl. III.) iſt eine aus vier Terraſſen beſtehende Pyramide mit drei Freitreppen, deren Baſis über hundert, deren Höhe 36 Fuß betrug; es war aus Stein mit Kalk gemauert, mit trefflichem Mörtel bedeckt, der aus Sand und Eiſenoxyd beſtand. Die Haupttreppe iſt an der Oſtſeite, die beiden andern in Oſt und Norden. Die zweite Terraſſe hatte das Eigenthümliche, daß mehrere Reihen breiter Tragſteine eingemauert waren, welche vielleicht die Beſtimmung hatten, Menſchenſchädel zu tragen.

Die andere Pyramide war 120 Fuß lang und 60 Fuß hoch, hatte ebenfalls drei Freitreppen, wich aber in der Form von den bisherigen ab, indem die erſte Terraſſe von etwa 38 Fuß Höhe zwar einſeitig aber wie gewölbt und abgerundet erſchien; darauf ſtand dann eine Terraſſe mit drei Querſimſen und oben darauf ein kleines gemauertes Zimmer ohne Dach, deſſen Thür auf die mittlere Freitreppe mündete. (Pl. IV.)

Endlich kamen auch noch runde aus acht Abſätzen beſtehende, etwa 30 Fuß hohe Thürme vor.

Die prachtvollſten Ruinen aber, in denen die Baukunſt der alten Americaner in ihrer ſchönſten Blüthe erſcheint, ſind die von Palenque, einem Dorfe des Bisthums Chiapa, wo ſich neben kleineren Trümmern noch ein großer alter Palaſt mit einem Thurme befindet.

Dieſer Palaſt beſteht aus einem pyramidalen Unterbau, einem länglichen Viereck, mit 1080 Fuß Umfang und 60 Fuß Höhe; die Länge der breiten Seiten beträgt am Fuße etwa 100, an der Stelle, wo die Treppe an das daraufſtehende Gebäude ſtößt, 76 Fuß. Die Treppe nimmt mehr als ein Dritttheil der öſtlichen Hauptfaçade der Pyramiden ein und dieſe beſteht aus drei mit ſtark hervortretenden einfachen Frieſen begränzten Abtheilungen oder Stockwerken. Sie iſt aus Stein, Kalk und Sand gebaut. Das Ganze iſt mit feſtem und glänzendem Mörtel überzogen.

Ueber dieſem Unterbau erhebt ſich nun der Palaſt, zu welchem man das trefflichſte Material an Stein, Kalk und Gips mit Sorgfalt ausgewählt hat. Er bildet wie der Unterbau im Grundriß ein längliches Viereck von 768 Fuß Umfang. Die Höhe beträgt 36 Fuß. Die Mauern haben meiſt 4 Fuß in der Dicke. Die Fenſter ſind wie die Thüren von verſchiedener Größe und erſtere auch in der Form ſehr abweichend von einander, der Fußboden iſt ſorgfältig aus einer Miſchung von Stein und Sand gemacht. Die Decken ſind nicht gewölbt, ſondern beſtehen aus ſpitzdachartig zuſammen geſtellten Steinplatten, welche mit dickem Gemäuer überlegt ſind; ſie bilden im Durch-

ſchnitt ein Dreieck, deſſen oberſter Winkel abgeſchnitten iſt. Das ganze Gebäude iſt mit trefflichem Mörtel bedeckt und durch einen doppelten Fries zwiſchen Mauer und Dach begränzt.

Der Palaſt beſteht aus einem langen Viereck, welches einen großen und zwei kleinere unbedeckte Höfe und mehrere Zimmer umſchließt. Der ganze Umriß hat große Aehnlichkeit mit den ſogenannten Kreuzgängen oder Ambitus der altdeutſchen Kirchen und Klöſter; es iſt eine große, doppelte Galerie, deren Kern eine dicke Mauer bildet, an welche ſich zu beiden Seiten bedeckte Gänge anlehnen. Der ganze Grundriß zeigt vier Felder, von denen das in der ſüdöſtlichen Ecke mehrere Zimmer, das in der ſüdweſtlichen einen kleinen Hof mit einem viereckigen Thurm, das nordweſtliche einen kleineren und das nordöſtliche einen größeren Hof bildet. Der Thurm iſt aus vier, ſich allmälig verjüngenden Stockwerken gebildet, welche mit breiten Carniſen verſehen ſind. Die Baſis hat 30 Fuß im Gevierte, die Höhe beträgt 65 Fuß. Jedes Stockwerk hat vier große Fenſter und eine Treppe. Das oberſte Stockwerk iſt zerfallen und bildete vielleicht ein von vier Pfeilern getragenes offenes Zimmer. Dieſer Thurm war ebenfalls mit blutrothem Stucco überzogen.

Unter dem Gebäude bemerkte man unterirdiſche Gänge von 8 Fuß Breite und 80 Fuß Länge, zu denen Treppen hinabführten und worin ſich große Steinplatten von 7 Fuß Länge und 4½ Fuß Breite befanden, welche auf vier ſteinernen Füßen ruheten.

Der ganze Palaſt, von welchem Dupaix Grund- und Aufriſſe mittheilt, hat, auf den pyramidalen Unterbau ſicher und breit hingelagert, mit ſeinen 11 Thüren an der Hauptſeite und von dem Thurme überragt, ein ehrwürdiges Anſehen. Die langhingeſtreckten breiten Simſe und Frieſe unterbrachen die Mauerflächen und gaben dem Ganzen eine gewiſſe Sicherheit, ſie ſchieden die oberen Abtheilungen recht ſichtbar von dem Boden, während die breite, ziemlich ſteile Treppe zum Eintritt in das Heiligthum einlud.

Der große Palaſt von Palenque iſt demnächſt ſehr intereſſant durch die Sculpturen, womit ſeine Wände im Innern verziert ſind. Die Seiten der Thüren ſo wie die Pfeiler zwiſchen den Fenſtern zeigen mannichfaltige Ornamente. Die Fenſter im Innern der Höfe endigen ſich zum Theil in ein Dreieck, deſſen oberer Winkel quer durchſchnitten iſt; die Künſtler benutzten den dadurch an der Mauer gewonnenen Raum, um mannichfaltige Pflanzenverſchlingungen, Drachen, auch Theile der menſchlichen Geſtalt anzubringen, die jedenfalls Bezug auf die heiligen Sagen hatten.

Die Reliefs von Palenque ſind meiſt aus Mörtel und die größten nehmen die Räume zwiſchen den Fenſtern ein, die ein langes Viereck von 6 Fuß Höhe und 4½ Fuß Breite bilden. Sie ſind mit einem Rahmen umgeben. Einige beſtehen aus Umriſſen, welche man

Digitized by Google

in den naſſen Mörtel eindrückte, andere dagegen ſind erhaben und über ein Gerippe von Stein modellirt. Sie ſind meiſt roth gemalt. Der Mörtel iſt vortrefflich und feſt und im Innern vollkommen weiß. Die dargeſtellten menſchlichen Figuren ſind gut gezeichnet und im ſchönſten Ebenmaaß gebildet; ſie ſind meiſt 6 Fuß hoch. Die Gewänder ſind mit großer Leichtigkeit behandelt, die Beigaben an Blätterwerk, Stäben, Gewinden ſind nett und zierlich ausgeführt und in der Anordnung und Vertheilung des Stoffes herrſcht Symmetrie. Leider fand Dupaix von achtzig Stück nur einige zwanzig in erkennbarem Zuſtande.

So ſehen wir auch hier die Plaſtik aus der Architectur hervorgehen und ſich an dieſelbe anlehnen. An einigen Tempeln und Pyramiden waren die Frieſe oft in großartiger Weiſe mit den wunderbarſten Schlangenwindungen umgeben — an anderen fand man Götterbilder und Thiere, welche mit der Mythe in Verbindung ſtanden, theils in Ornamente verflochten, theils als ſelbſtſtändige Reliefs. Die meiſten der Göttergeſtalten haben etwas Fratzenhaftes und Gräßliches, wie ſie uns auch in den Bilderſchriften entgegentreten. Es war dieß keineswegs der Mangel an Sinn für ſchöne Formen, denn, wie wir bereits bemerkten, es zeigen die Reliefs von Palenque die zarteſten und ſchönſten Formen und die zierlichſten Stellungen, die an die beſten indiſchen Kunſtwerke erinnern, aber noch freier in der Behandlung ſind.

Die Kunſt von Anahuac erinnert an die Fantaſieſpiele der Jugend, die den zarteſten Gefühlen der Liebe und der Freundſchaft zugänglich ſich doch in grauenhaften Vorſtellungen gefällt und die furchtbarſten Mord-, Spuk- und Schauergeſchichten mit lieblichen Sagen von Blumengeiſtern und Elfen abwechſeln läßt. Dieſe Erſcheinung, die ſich alle Tage noch in den erſten Entwickelungsjahren der Jugend bei den Individuen unſerer Zeit wiederholt, findet auch bei Nationen ſtatt. Auf den niederen Stufen der Cultur, z. B. in den Südſeeinſeln, fanden wir einen großen Reichthum an rieſigen und ſcheußlichen Götzenbildern, während die Geräthe mit den lieblichſten Muſtern verziert ſind. Bei den Nationen von Anahuac erſcheinen die Götterbilder auch mit allen Schreckniſſen der Thierwelt umgeben, während die Abbildungen der ſie bedienenden Prieſter ſchöne menſchliche Formen an ſich tragen. Bemerkenswerth iſt dabei ein Beſtreben, auch die männliche Geſtalt zu mildern, die Formen zu runden, die Muſculatur weniger ausgeprägt darzuſtellen und ſie den weiblichen Formen mehr anzunähern. Ferner iſt zu beachten, daß die alten Americaner bei weitem mehr Sorgfalt auf die Herſtellung plaſtiſcher Werke verwendeten, als auf ihre Malerei. Sie betrachteten letztere etwa als die Curſiv.

Die Bildhauerarbeit wurde ſchon von den alten Tolteken geübt,

wie denn das Bild des Tlaloc und die coloſſalen Statuen in den Tempeln von Teotihuacan aus uralter Zeit herſtammten.

Die Statuen fertigte man gemeiniglich aus Holz oder Stein. Die Steine wurden ohne alle metallene Werkzeuge, wenigſtens ohne Stahl und Eiſen, mit Meiſeln von Kieſelſtein bearbeitet. So bearbeiteten ſie nicht allein große Maſſen, ſondern waren auch im Stande, die feinſten Züge und ſehr unterarbeitete Stellen herauszubringen. Sie bearbeiteten die härteſten Steine, Baſalt, Marmor und Porphyr. Ein ſehr merkwürdiges Monument iſt die Statue einer Prieſterin aus Baſalt, welche A. v. Humboldt in ſeinen Vues des Cordillères mittheilt, die uns namentlich einen Begriff von der geſchickten Behandlung des Techniſchen zu geben im Stande iſt und eine große Sicherheit und Feſtigkeit in der Ausführung zeigt. Die ſteinernen Statuen waren in ungeheuerer Anzahl vorhanden und die Miſſionare haben viele Tauſende derſelben zerſtört. Der Grund zur erſten Kirche in Mexico ward aus lauter Trümmern der zerſtörten Statuen gebildet.

Hölzerne Statuen wurden mit kupfernen Werkzeugen gearbeitet und da ſie hierzu die trefflichen harten Hölzer benutzten, welche das Land in ſo vorzüglicher Güte hervorbringt, leiſteten ſie auch hierin Vorzügliches. Vor mir liegt das ſeltſame Werkzeug eines altmexicaniſchen Künſtlers, das im Beſitze des Herrn Regierungsraths v. Minutoli zu Liegnitz iſt und welches etwa der Handgriff eines Federwedels geweſen zu ſeyn ſcheint. Es iſt aus ſchwerem, dunkelrothbraunem Holz und ſtellt in halberhabener Arbeit eine männliche Figur dar, welche mit einer Schlange ſich herumwindet. Die Arbeit iſt ſo genau und beſtimmt ausgeführt, wie die beſten Holzſchneiderarbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts.

Nachdem wir nun die Erſcheinungen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Azteken und ihre geiſtige Bildung näher betrachtet, haben wir noch

die Geſchichte

der Reiche von Anahuac und namentlich des von Mexico näher zu beleuchten, welche bis zum Jahre 596 der chriſtlichen Zeitrechnung hinaufreicht und mit der Einwanderung einer bereits cultivirten Nation, der Tolteken, beginnt. Wir ſahen bereits zu Anfang dieſes Hauptabſchnittes, daß in America zwei Menſchenraſſen, eine zahlreiche paſſive Urbevölkerung und eine active vorhanden war, welche in geringer Anzahl auftrat. Wir erwähnten bereits, wie die Denkmäler dieſer Herrſcher den Gang derſelben von Norden nach Süden andeuten und wie die Sagen der Nationen von Anahuac alleſammt damit übereinſtimmen.

Gleichermaßen ſtimmen die Denkmäler, namentlich der geringe Umfang derſelben im Norden, und die Sage darinnen überein, daß

Digitized by Google

dieſe einwandernden Helden in geringer Anzahl auftraten. Ferner berichten die americaniſchen Nachrichten, daß derartige Einwanderungen ſich mehrfach wiederholt haben.

Bedenken wir nun, daß das Continent von America von beiden Seiten durch ein breites Weltmeer von der alten Welt abgeſchieden und daß bei keinem der europäiſchen Culturvölker von einer zahlreichen Auswanderung nach America die Rede iſt, wie ſie etwa von den Germanen nach Italien ſtattfanden, ſo kommen wir wohl zu dem Schluß: daß von Seiten der activen europäiſchen Nationen mehrfache kleinere Seezüge nach dem nördlichen Oſtamerica ſtattgefunden haben. Welcher Familie der europäiſchen Völker die erſten dieſer Auswanderer angehörten, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Bedenken wir indeſſen, daß in Europa ſelbſt mehrere Einwanderungen der activen kaukaſiſchen Raſſe (wie ich ſie Th. IV. S. 247. bereits nachgewieſen habe) ſtattfanden, ſo wird die Annahme nicht befremden, daß America ebenfalls zu verſchiedenen Zeiten von Europa aus kaukaſiſche Einwanderer bei ſich aufgenommen habe. Ob nun Karthager, Tyrrhener, Iberer ſchon in America gelandet, ob die Sagen von der Atlantis damit zuſammenhängen, ob die einzelnen kleinen Denkmale, wie Scarabäen und griechiſche Münzen, welche man in America entdeckt hat, aus jener Zeit ſtammen, wo die Phöniker eine ausgebreitete Schifffahrt hatten, dieß alles bedarf noch einer weiteren Erforſchung auf americaniſchem Grund und Boden. Jene wenigen Ueberreſte ägyptiſcher und altclaſſiſcher Cultur können auch von ſpäteren Einwanderern aus der alten Welt nach der neueren gebracht worden ſeyn.

Bei weitem mehr Gewicht haben dagegen die Nachrichten, welche uns in den Sagen der alten Isländer aufbewahrt und welche mit einigen in America entdeckten Alterthümern zuſammengeſtellt worden ſind *). Aus denſelben ergiebt ſich, daß bereits in einer Zeit, wo das Celtenthum in Irland und Britanien durch römiſche und germaniſche Angriffe erſchüttert wurde, von Irland aus weiße Männer nach America und zwar nach Florida gekommen, welches in den Sagen als Hvitramannaland, weißen Mannes Land, erſcheint. Von hier aus kamen ſchon ums J. 795 iriſche Geiſtliche nach Island, wo erſt ums J. 861 die erſten Normänner anlangten. Im J. 983

*) S. Antiquitates Americanae sive scriptores septentrionates rerum Anto-Columbianarum in America. Sammting af de i Nordens Oldscrifter indehotde Efterretninger om de gamle Nordboers Opdagetsesreiser tit America fra det 10. til det 14. Aarhundrede. Edidit Societas regia Antiquariorum septentrionalium. Hafniae 1837. 4. m. v. K. Das dem deutſchen Leſer zugänglichere treffliche Buch von Karl Wilhelmi: Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland oder der Normänner Leben auf Island und Grönland und deren Fahrten nach America, ſchon über 500 Jahre vor Columbus. Heidelberg 1842. 8.

wird der Isländer Are Marſon durch Sturm nach Hvitramannaland verſchlagen und dort zum Chriſtenthum bekehrt und getauft; im J. 998 hat Bjorn Asbrandſon, ebenfalls ein Isländer, gleiches Geſchick. Es entwickelt ſich ein förmlicher Verkehr zwiſchen Island und Florida. Mittlerweile war Grönland bereits im J. 982 durch Erik den Rothen beſucht und von ihm ſein Sitz in Eireksfiörd begründet worden, wohin er ſich im J. 986 förmlich überſiedelte. Als nun der Isländer Bjarne Herjulfſon nach Grönland überſchiffen wollte, wurde er im J. 986 nach der americaniſchen Küſte verſchlagen, doch wurde dieſelbe erſt im J. 1000 von Leif Eirekſon aufgeſucht und betreten. Das Land lag im Oſten des Erie-Sees und wurde Vinland genannt.

Im Jahre 1027 erhielten die Isländer die letzte Kunde von Vitramannaland. Der vornehme Handelsmann und Schiffherr Gudleif aus Straumſfiörd unternahm im genannten Jahre eine Handelsreiſe nach Dublin. Wie er nun von da gegen Weſten zu nach Island zurückkehren wollte und von der Abendſeite Islands her ſchiffte, erhielt er Oſt- und Nordoſtwind und wurde in die hohe See nach Weſten und Südweſten zu getrieben. Weder er noch einer ſeiner Genoſſen wußten mehr, wo das Land ſey; ſie thaten daher viele Gelübde, um dem Weltmeere glücklich zu entrinnen, und erblickten endlich ein weithingedehntes Land, das ſie aber nicht kannten. Sie beſchloſſen dahin ihren Lauf zu richten und erreichten auch bald einen bequemen Landungsplatz. Kaum hatten ſie jedoch feſten Boden unter ſich, als auch ein Menſchenhaufen zum Angriffe gegen ſie anrückte. Sie kannten keinen der Bewohner, doch meinten ſie, daß ſie die iriſche Sprache redeten. In kurzer Zeit waren viele Hunderte von Eingeborenen beiſammen, von denen ſie überfallen und an den Händen gebunden wurden. Man trieb ſie landeinwärts und ſtellte ſie vor eine Verſammlung, von der ſie gerichtet werden ſollten. Einige verlangten ihren Tod, andere ſchlugen vor, daß man ſie als Sclaven unter die Ortſchaften vertheilen ſollte. Während ſolcher Verhandlung kamen noch andere Männer herbei, die zu Roß waren und eine Fahne bei ſich trugen. Der Führer derſelben war ein Mann von hoher und kriegeriſcher Geſtalt, vorgerückten Jahren und weißen Haaren. Alle Anweſende erwieſen dieſem Greiſe die tiefſte Ehrfurcht und man legte ihm die Entſchlüſſe vor, welche die Verſammlung vorher über das Schickſal der fremden Ankömmlinge gefaßt hatte. Der Greis ließ nun den Gudleif und deſſen Gefährten vor ſich führen und redete ſie ſodann in der Nordlandſprache, d. h. isländiſch an. Er fragte ſie nach ihren Namen, aus welchem Theile Islands ſie ſeyen, erkundigte ſich ferner nach allen berühmten lebenden Perſonen von Borgorfiord und Breitefiord und nach Snorre und Kjartan. Dann trat er zurück zu den Seinigen und las zwölf Männer aus dieſen heraus, mit denen er ſich lange beſprach, worauf ſie

ſich wieder zur Verſammlung wendeten. Der Greis ſprach dann zu Gudleif: „Wir, in dieſem Lande Zuſammenwohnenden ſind wegen eurer Angelegenheiten etwas uneinig geworden und eben überließen die Eingeborenen die Sache meiner Entſcheidung. Ich aber will euch nun die Erlaubniß ertheilen, dahin zu reiſen, wohin ihr wollt, und obgleich der Sommer ſchon vorüber iſt, ſo rathe ich euch doch, daß ihr euch von hier entfernt, denn dieſes Volk iſt nicht ſehr treu und ſchwer zu behandeln. Meine Lebenszeit naht ſich ihrem Ende und wenn ich auch noch ein wenig leben ſollte, ſo giebt es doch in dieſem Lande mächtigere Männer, als ich, wenn ſie gleich dieſem Orte, an welchen ihr jetzt angelangt ſeyd, nicht nahe ſind, welche Leuten aus dem Auslande, wenn ſie hier ankommen, ſchwer den Frieden zugeſtehen würden." Darauf beſorgte der Greis die Ausrüſtung ihres Schiffes und blieb ſelbſt an dem Orte gegenwärtig, bis das Schiff ausgerüſtet war und ſich ein zur Abfahrt günſtiger Wind erhob. Bevor ſie jedoch ſchieden, zog der Greis einen goldenen Ring von ſeiner Hand und übergab denſelben dem Gudleif ſammt einem vorzüglichen Schwerte. Dann ſprach er zu Gudleif: „Wenn es dir das Geſchick verleihen wird, daß du nach Island kommſt, ſo übergieb dieſes Schwert dem Kjartan, Bonden von Froda, den Ring aber der Thurid, der Mutter deſſelben." Gudleif fragte noch, wen er als den Sender dieſer Geſchenke nennen ſolle; der Greis aber antwortete: „Sage, derjenige ſende ſie, welcher mit der Hausfrau von Froda in freundſchaftlicherem Verhältniſſe geſtanden habe, als mit ihrem Bruder, dem Goden von Helgafell. Wenn aber Jemand glaubt hieraus einzuſehen, wer dieſe koſtbaren Gegenſtände beſeſſen hat, ſo melde demſelben meine Worte, daß ich verbiete, es ſolle irgend Jemand auf eine Zuſammenkunft mit mir ausgehen, denn dieſer Weg iſt ſehr ſchwierig, wenn es nicht andern wie euch glückt, anzulanden. Dieſe Landſchaft iſt weit ausgedehnt und ohne Häfen und fremden Menſchen drohen überall Gefahren von den Einwohnern, wenn die Sache nicht eben ſo abläuft, wie es bei Euch der Fall war." Gudleif fuhr darauf fort, kam im Herbſt nach Dublin und im nächſten Sommer nach Island, wo er die Geſchenke des Greiſes nach deſſen Vorſchrift beſtellte und wo man meinte, daraus den Björn, den Kämpen von Breidavik zu erkennen *).

Nicht minder merkwürdig iſt die Entdeckungsreiſe, zu welcher Bjarne Herjulfſon im J. 986 durch eine Fahrt nach Grönland veranlaßt wurde, wo ſein Vater ſich niedergelaſſen hatte. Er fuhr von Süd-Island aus und hatte in drei Tagen das Land aus dem Geſichte verloren. Dann ließen die Winde nach und es trat Wehen von Norden her und Nebeldunkelheit ein. So trieben ſie viele Tage und Nächte im unbekannten Gewäſſer umher. Endlich trat Helle ein und

*) Das Alles nach Wilhelmi's angeführtem Buche S. 101. ff.

ſie konnten die Himmelsgegenden wieder erkennen. Da kamen ſie zur Anſicht eines Landes, von dem ſie nichts wußten, als daß es Grönland nicht ſey. Sie beriethen ſich was zu thun ſey und beſchloſſen nicht zu landen, ſondern nur nahe an der Küſte hinzufahren. Da bemerkten ſie, daß das Land nicht bergig, ſondern blos voll kleiner Hügel und mit Wäldern bedeckt war. Man glaubt, daß dieß Nantucket geweſen. Jetzt wendeten ſie ſich das Land zur Linken laſſend, wieder ſeewärts und nachdem ſie zwei Tage geſchifft, ſahen ſie ein anderes Land *), Bjarne aber erklärte, Grönland könne das unmöglich ſeyn, denn dort ſind große Eisberge. Als ſie näher zur Küſte kamen, ſahen ſie, daß das Land flach und mit Wald bedeckt war. Obſchon nun die Schiffleute den Bjarne antrieben, an der Küſte anzulegen und Waſſer und Holz einzunehmen, ſo befahl er dennoch die Segel aufzuziehen und das Vordertheil vom Lande hinweg und in die See zu richten. Jetzt hatten ſie drei volle Tage günſtigen Südweſtwind und nun erblickten ſie ein drittes Land, welches hoch gelegen, bergig und eisbedeckt war **). Bjarne verweigerte daſelbſt anzulanden und indem ſie daran hinfuhren, bemerkten ſie, daß es eine Inſel ſey. Sie kehrten nun dieſem Eilande das Hintertheil des Schiffes zu und ſegelten bei fortwährendem Südweſtwinde in die offene See hinein. Da der Wind jedoch allmälig zunahm, befahl Bjarne die Segel einzureffen. Nachdem ſie nun ſo vier volle Tage gefahren, erblickten ſie ein viertes Land und dieſes erkannte endlich Bjarne für das ächte Grönland an. Sie landeten auch und fanden Bjarnes Vater. Im Jahre 994 fuhr derſelbe kühne Schiffer von Grönland aus nach Norwegen au den Hof des Jarl Erik, kehrte jedoch ſchon im J. 995 zu ſeinem Vater nach Grönland zurück ***).

Die Entdeckungsreiſe des Bjarne Herjulfſon erregte natürlich großes Aufſehen und den Wunſch, die von ihm erblickten Länder genauer kennen zu lernen. Da kaufte denn Leif, Erik des Rothen Sohn, dem Bjarne ſein Schiff ab, brachte fünf und dreißig Schiffleute zuſammen und nachdem ſein Vater es ausgeſchlagen, die Unternehmung zu leiten, ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze und begab ſich in See. Das geſchah im Jahre 1000 nach Chriſti Geburt.

Das Schiff gelangte von Grönland aus zuerſt nach dem Lande, welches Bjarne zuletzt geſehen hatte, alſo nach Neufundland. Sie ſtiegen diesmal aus und ſahen kein Grün. Alle höheren Orte waren mit Jökuln beſetzt und der ganze Raum von der See bis zu dieſen Eisbergen ſtellte eine Steinfläche dar. Da ſprach Leif: „Uns ergeht es doch nicht eben ſo wie Bjarne, daß wir dieſes Land nicht berührt hatten. Jetzt will ich dem Lande einen Namen beilegen und

*) Neuſchottland.

**) Neufundland.

***) Wilhelmi a. a. O. S. 152. f.

daſſelbe Helluland d. i. Land der flachen Steine nennen.“ Darauf kehrten ſie auf ihr Schiff zurück, ſtachen in See und kamen zu Bjarne’s anderem Lande (Neuſchottland). Sie fuhren an die Küſte, warfen den Anker aus, ließen ein Boot ins Waſſer und traten ans Land. Es war eben und mit Wald bewachſen, an vielen Stellen, an denen ſie hingingen, war weißer Sand und das Geſtade ſtieg langſam nach dem Lande zu an. Da ſprach Leif: „Dieſes Land wird ſeinen Namen von den Gegenſtänden nehmen, an welchen es den meiſten Ueberfluß hat und Mörkland d. h. Waldland genannt werden.“ Sie eilten nun raſch nach dem Schiffe zurück und traten die neue Fahrt bei Nordoſtwind an. Nachdem ein Zeitraum von zweien Tagen verſtrichen war, erblickten ſie abermals Land. Sie fahren mit ausgeſpannten Segeln auf daſſelbe zu und erreichen eine Inſel (Nantucket), die öſtlich von dem feſten Lande lag. Sie ſteigen aus und ſehen ſich bei heiterer Luft um. Sie bemerken Gras, das vom Thau benetzt iſt, und indem ſie denſelben mit den Händen faſſen und an den Mund bringen, ſchmecken ſie eine zuvor nie gekannte Süßigkeit. Es war der Honigthau, der noch heute auf Nantucket vorkommt. Nachdem ſie zum Schiffe zurückgekehrt, fuhren ſie mit Macht in einen Sund (Straumfiord), der zwiſchen einer Inſel (Straumsei) und einer oſtwärts auslaufenden kleinen Landzunge (Seaconnet-Point) lag. Sie ſteuerten nun weſtwärts um die Landzunge herum, durch die Seaconnet-Paſſage in die Mont-Hauphay. Es war eben die Ebbe eingetreten und Untiefe in der See, das Schiff blieb ſitzen und ſie ſahen vom Schiff nach der See einen langen Raum vor ſich. Sie wurden aber von einem ſolchen Verlangen aufs Land zu gehen ergriffen, daß ſie die Rückkehr der Fluth gar nicht abwarteten, ſondern auf das Land hinausſprangen. Es fand dieß an einem Orte ſtatt, wo ein Fluß aus einem weiter oben gelegenen Landſee ſich in das Meer ergoß. Es war dieß der aus den blauen Bergen kommende Cohannet, in welchen die Fluth eine geographiſche Meile hinaufſteigt (42° n. Br.). Da jedoch bei eintretender Fluth ihr Schiff hoch in der See ſtand, fuhren ſie mit dem Bote nach demſelben zurück und führten daſſelbe in den Fluß und dann in den See hinauf. Nachdem ſie Anker geworfen, brachten ſie das Gepäck an das Land und errichteten ſich Wohnſtätten. Sie beſchloſſen den Winter hier zu verbleiben und führten feſtere Häuſer auf, welche ſpäterhin Leifsbuden, Leifsſtätte genannt wurden. Im Fluſſe und in der See gab es viele Lachſe von weit größerem Körper, als ſie bis jetzt irgendwo geſehen hatten. Der Boden war überaus fruchtbar und es fielen hier keine Winterfröſte ein, ſo daß das Gras immer grün blieb. Die Gleichheit der Tage und Nächte war größer als in Island und Grönland. Wenn der kürzeſte Tag eintrat, ſtand die Sonne von Morgens halb acht bis Abends halb fünf Uhr, alſo neun Stunden lang über dem Horizonte, was 41° 24′ 10″ nördliche Breite zeigt. Nach Beer-

digung der Bauten ſprach Leif zu ſeinen Genoſſen: „Nun meine ich, daß unſere Mannſchaft in zwei Hälften zu theilen iſt, denn ich will das Land erkunden. Die eine Hälfte bleibt zu Hauſe bei den Buden, die andere unterſucht das Land, geht jedoch nie weiter, als daß ſie mit dem Abende nach Hauſe kommen könne, damit wir nicht von einander getrennt werden.“ Und ſo geſchah es auch eine Zeit lang. Leif ſelbſt wechſelte ab, ſo daß er ſelbſt bald mit ihnen ausging, bald zu Hauſe bei den Buden blieb. Er war ein großer, ſtarker Mann, von anſtändigem Aeußern und ſehr beſonnen.

Da fehlte eines Tages einer der Begleiter, der Deutſche Tyrker. Leif war betreten und ſandte zwölf Mann aus ihn aufzuſuchen, aber kaum waren dieſe ausgegangen, ſo kam auch Tyrker ihnen ganz fröhlich entgegen. Leif bemerkte bald, daß Tyrker ganz außer ſich war. Tyrker war aber ein kleiner Mann, muntern Anſehens, mit lebhaften Augen und feinen Zügen, ſchwach an Leib aber erfahren in jeglichem Kunſtwerke. Als ihn nun Leif fragte, warum er ſo gar ſpät komme, redete Tyrker erſt in ſeiner Mutterſprache deutſch, blickte munter mit den Augen umher, verdrehete den Mund und da ſeine Genoſſen ihn nicht verſtanden, begann er normänniſch: „Ich bin zwar nicht viel weiter in das Land hineingegangen, aber ich habe dennoch etwas Neues zu erzählen: Rebenſtöcke hab' ich gefunden und Weintrauben.“ Als Leif fragte, ob es auch wahr ſey, entgegnete Tyrker: „Es iſt wahr und gewiß, denn ich bin da erzogen, wo es ſowohl Rebenſtöcke als Weintrauben giebt *).“ Leif ließ nun am folgenden Tage Trauben ſammeln und Holz fällen und als der Frühling des J. 1001 herankam, rüſteten ſie ſich zur Abfahrt, nachdem ſie das Land Vinland, Weinland benannt hatten. Sie kamen glücklich nach Grönland zurück **).

Leifs wunderbare Fahrt erregte noch größeres Aufſehen als Bjarne's und Leifs Bruder Thorvald beſchloß ebenfalls eine Fahrt nach Vinland zu unternehmen. Er brachte dreißig Männer zuſammen und ſie fuhren im Frühjahr 1002 aus und gelangten auch glücklich nach Vinland zu den Leifsbuden. Sie zogen das Schiff ans Land und überwinterten, indem ſie ſich vorzüglich mit dem Fiſchfang beſchäftigten. Im Frühjahr 1003 ließ Thorvald das Schiff in Stand ſetzen. Einige Männer mußten das große Boot beſteigen und damit nach Süden zu das Geſtade des Landes unterſuchen. Das Land zeigte ſich ſchön und waldreich und zwiſchen dem Walde und der See befand ſich nur ein ſchmaler Zwiſchenraum von weißem Sande. Die See war hier voll Inſeln und ſeichter Untiefen; Menſchen oder Thiere bemerkte man aber nirgends. Doch fanden ſie auf dieſer ſüdlich ge-

*) Ueber den Weinſtock von Albany bis Canada ſ. Peter Kalm und Winterbottom view of the United states III. 453.

**) Wilhelmi a. a. O. S. 157.

Digitized by Google

legenen Inſel einen Kornſchuppen von Holz. Im Herbſte kamen ſie zu den Leifsbuden zurück, nachdem ſie vier bis fünf Monate auf ihrer Fahrt zugebracht hatten und wobei ſie vielleicht bis Delaware und Maryland gelangt waren.

In dem Jahre 1004 unternahm Leifs Bruder abermals Fahrten, aber nach Oſten und Norden und gelangte nun nach einem waldbedeckten Lande, wo er mit den Skrälingern oder den Eskimos der Küſte Labrador zuſammentraf, durch deren Geſchoſſe er umkam. Seine Genoſſen kehrten nach Grönland zurück, nachdem ſie, ſeinem Willen gemäß, ſeine Leiche nach Vinland gebracht und dort begraben hatten. Sein Bruder Thorſtein wollte ſie nach Grönland abholen, konnte jedoch nicht nach Vinland gelangen, kehrte unverrichteter Sache zurück und ſtarb an einer Seuche.

Die Geſchichten der Fahrten des Leif und Thorvald beſchäftigten die Geiſter der Normänner in Grönland lebhaft und Vinland blieb das Land ihrer Sehnſucht. So kam es, daß der Norweger Thorfine Karlſefne, der im Jahre 1006 nach Grönland kam, einen Zug nach Vinland zu unternehmen beſchloß, wozu er ſechzig Männer und fünf Frauen anwarb, mit denen er ausmachte, daß jeder ſich darbietende Gewinn zu gleichen Theilen unter ihnen vertheilt werden ſolle. Sie nahmen auch alle Arten von Vieh mit ſich, denn ſie wollten in dem Lande eine Anſiedelung gründen. Thorfine verlangte zwar von Leif die von ihm errichteten Gebäude, allein dieſer erklärte, daß er ſie ihm nicht zum Geſchenk, wohl aber als Lehn geben wolle. So fuhren ſie im J. 1007 in ihrem Schiffe ab und erreichten wohlbehalten die Gebäude des Leif in Vinland. Alsbald wurde ein großer Wallfiſch bei ihnen ans Land geworfen, den ſie zerſchnitten und vertheilten. Die Thiere, die ſie mitgenommen und worunter auch ein Stier war, ließen ſie an höheren Orten weiden und die männlichen darunter wurden immer unbändiger. Die Normannen aber fällten Holz zur Belaſtung des Schiffes und legten es zum Trocknen hin, ſammelten Trauben und thaten jeder Art guten Fang. Als der Sommer des Jahres 1008 herankam, zeigten ſich Skrälinger, welche aber, als der Stier zu brüllen begann, entſetzt mit ihren Bündeln davonliefen; ſie hatten nämlich Grauwerk und alle Art Pelze bei ſich. Nach kurzer Zeit kamen ſie wieder und verſuchten in Thorfines Haus einzudringen. Thorfine wehrte ab. Endlich legten die Skrälinger ihre Bündel ab, öffneten ſie und boten den Normännern ihre Waaren gegen Waffen an, deren Verkauf Thorfine jedoch unterſagte; dagegen befahl er, daß die Weiber den Skrälingern Milchſpeiſen herausbringen ſollten, woran dieſe auch ſolchen Geſchmack fanden, daß ſie nichts anderes zu tauſchen begehrten. Nachdem die Skrälinger alle ihr Pelzwerk dagegen abgeſetzt und ſich wieder entfernt, umgab Thorfine das Haus mit ſtarker hölzerner Umzäunung. Um dieſe Zeit gebahr Thorfines Gattin Gudrid einen Sohn, der Snorre

genannt wurde. Anfangs des Winters 1008 und im J. 1009 kamen die Skrälinger abermals wieder. Im Frühjahr 1010 erklärte Thorſine, er werde nach Grönland zurückkehren, und führte auch in der That ſeine Gefährten in dem Schiffe, das er mit den Erzeugniſſen Vinlands, namentlich mit Rebenſtöcken, Weintrauben und Pelzwaaren beladen, glücklich nach Eireksſiord in Grönland zurück *).

Schon im J. 1011 rüſtete eine unternehmende Frau, Freydis, Leifs Schweſter, mit Hülfe der Seemänner Helge und Finnboge eine abermalige Fahrt nach Vinland, von da ſie im J. 1012 nach Grönland zurückkehrten, nachdem Freydis durch ihre Ränke einen großen Theil der Mannſchaft ums Leben gebracht hatte. Der erſte Biſchof von Grönland, der Isländer Erik Upſi, unternahm im J. 1121 eine Miſſionsfahrt nach Vinland, über deren Erfolg Nachrichten fehlen; dennoch blieb Vinland den Normännern ſo bekannt, daß im J. 1289 König Erik der Prieſterfeind den Rolf nach dem neuen ſüdweſtlich von Island gelegenen Lande auf weitere Entdeckungen ausſenden konnte. Dieſe Kunde aber hat ſich nicht allein in den Sagen der Faröerinſeln, ſondern auch in einer aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts ſtammenden Weltkarte erhalten, auf deren weſtlicher Halbkugel ein Land, Synnri Bygd, im Gegenſatze zu Europa, Aſien und Africa, verzeichnet iſt. Es kommen dazu noch mehrere Inſchriften, Ueberreſte von Mauerwerk und Grabſtätten, welche man in den von uns oben näher bezeichneten Gegenden gefunden hat und die in Uebereinſtimmung mit den Sagen es offenbar darthun, daß den alten Normännern und den Deutſchen des 13. Jahrhunderts nicht bloß Grönland (ſ. C.=G. Th. II. S. 345.) ſondern auch ein Theil der Küſte der vereinigten Staaten von Nordamerica wohl bekannt und von ihnen beſucht war**).

Dieſes ſind alſo diejenigen Fahrten der Europäer nach America, welche ſich nachweiſen laſſen und welche in ſofern von höchſter Bedeutung ſind, als es nicht minder erwieſen iſt, daß die Strömungen der Cultur und der Geſchichte in America durchgängig die Richtung von Norden nach Süden haben. Von Süden nach Norden hat keine Bewegung ſtattgefunden.

Es fragt ſich aber nächſtdem, ob nicht auch von der aſiatiſchen Seite her eine Einwanderung activer Stämme ſtattgefunden habe***), allein bis jetzt hat ſich noch keine derartige Ueberſiedlung mandſchuriſcher oder chineſiſcher Heerhauſen nach Weſtamerica mit Sicherheit

---

*) Wilhelmi a. a. O. S. 177 ſſ.

**) Vergl. noch Wilhelmi a. a. O. S. 236 ſſ., nebſt der von ihm mitgetheilten Karte, ſo wie Mémoire sur la découverte de l'Amerique au dixième siècle par Ch. Rafn. Copenh. 1843. 8. mit Abbildung einiger Monumente und Charten.

***) S. die Andeutungen von A. v. Humboldt in ſeinen Anſichten der Cordilleren II. 19 ſſ.

nachweiſen laſſen. Vielleicht wird dereinſt die reiche Literatur der Chineſen, wenn ſie vollſtändiger erſchloſſen iſt, auch über dieſen Gegenſtand ein neues Licht verbreiten. Die Formen der mexicaniſchen Kunſtwerke, in ſofern ſie mit der hinterindiſchen oder chineſiſchen zuſammenſtimmen, können hierbei freilich jetzt, wo hiſtoriſche Zeugniſſe dazu fehlen, nicht in Betracht kommen. Gleiche Culturſtufen bringen gleiche Formen.

Wie weit nach Südoſten namentlich nach den Gebieten des Orinocco und des Amazonenſtromes dieſe Wanderungen ſich ausgedehnt, iſt eine Frage, die ſich künftig vielleicht wird ermitteln laſſen, wenn die dort allerdings nur ſparſam vorhandenen Denkmäler näher unterſucht ſeyn werden. Vielleicht hängt der ſeltſame Caraibenſchmuck der Caracoli, gewiß aber die Felsinſchriftenreihe damit zuſammen, welche den jetzigen Indianerſtämmen nicht bekannt ſind, obſchon ihre nördlichen Landsleute (ſ. C.-G. II. 186.) ſelbſt jetzt noch ähnliche Signalſchrift ausüben. Die Zone der Felsinſchriften in Südamerica breitet ſich über 12,000 Quadratmeilen aus und begreift die Becken des Corentyn, Eſſequibo und Orinocco. (Schomburgk Reiſen in Guiana S. 212. u. S. 147. 183. 258. 310.)

Die Sagen der Americaner dagegen ſtimmen auf eine deſto überraſchendere Weiſe mit dem überein, was die Bücher der Isländer und Normänner berichten. Einige dieſer Sagen haben ſich bis auf die neueſte Zeit erhalten.

In der Gegend von Lima vernahm Stevenſon *) folgende Sage von den Indianern, die ihm auch in anderen Puncten von Peru wiederholt wurde:

Es wurde ein weißer Mann an der Küſte von dem Häuptling eines Stammes gefunden, deſſen Name Cocapak war. Er fragte den weißen Mann durch Zeichen, wer er denn ſey, und vernahm, er ſey ein Engländer. Er nahm denſelben mit nach ſeinem Hauſe, wo er eine Tochter hatte, und der Fremde lebte bei ihm, bis die Tochter ihm einen Sohn und eine Tochter gebahr, worauf ſie ſtarb. Der alte Mann nannte den Knaben Ingasman Cocapak und das Mädchen Mama Olle. Sie waren von ſchöner Art und hatten lichtes Haar und waren auf eine von den Indianern verſchiedene Weiſe gekleidet. Der Alte beſchloß nun, ſeine Familie zu erhöhen und dabei die Nachrichten zu benutzen, welche der Fremde ihm über die Sitten und die Regierung eines anderen Volkes gegeben hatte. Nachdem er den Knaben und das Mädchen von ſeinem Vorhaben unterrichtet, zog er erſt nach der Ebene von Cusco, wo einer der mächtigſten Indianerſtämme damals ſeinen Sitz hatte, und verkündete ihnen, daß ihre Gottheit, die Sonne, ihnen zwei Kinder geſendet habe, um ſie glücklich zu machen und ſie zu beherrſchen. Er erſuchte ſie dann am nächſten Mor-

*) Travels in South-America I. 394.

gen um Sonnenaufgang ſich nach einem gewiſſen Gebürge zu begeben und ſie dort aufzuſuchen. Dabei erzählte er ihnen, daß die Viracochas oder die Kinder der Sonne Haare hätten, welche den Sonnenſtrahlen glichen, und daß ihre Angeſichter gleichermaßen die Farbe der Sonne trügen. Den nächſten Morgen begaben ſich die Indianer nach dem bezeichneten Gebürge, Condor urco, und fanden den jungen Mann und die Jungfrau allein; überraſcht von dem Anblick und der Farbe derſelben erklärten ſie dieſelben für einen Zauberer und eine Zauberin. Sie ſandten ſie nun nach Rimac Malca, der Ebene, worauf Lima ſteht, aber der alte Mann folgte ihnen und nahm ſie dann mit in die Nähe des Sees Titicaca, wo ein anderer mächtiger Stamm ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Cocapak erzählte dieſen Indianern dieſelbe Geſchichte und bat ſie die Viracochas um Sonnenaufgang in einer Ecke des Sees aufzuſuchen. Sie thaten alſo, fanden ſie und erklärten ſie für Kinder ihrer Gottheit und für ihre oberſten Beherrſcher. Cocapak wurde durch dieſen Erfolg ſo übermüthig, daß er an den Indianern von Cusco Rache zu nehmen beſchloß. Für dieſen Zweck unterrichtete er ſeine Enkel von ſeinem Vorhaben und ſagte nun ſeinen Indianern, daß der Viracocha Ingasman Cocapak nach einer Stätte ſuche, wo er ſeinen Sitz aufſchlagen könne. Er erſuchte ſie, ihre Waffen aufzunehmen und ihm zu folgen, und daß der Ort, wo jener ſeinen goldnen Scepter in den Boden ſtecken werde, der für dieſen Zweck auserleſene ſey. Die beiden jungen Leute richteten darauf ihren Lauf nach der Ebene von Cusco. Hier angelangt gab der junge Mann das Zeichen und die hier wohnenden Indianer erkannten, überraſcht von der Wiedererſcheinung der Viracochas und eingeſchüchtert durch ihre zahlreiche Begleitung, ſie als ihre Herren und die Kinder ihres Gottes an. Als das engliſche Schiff Breton in Callao war, begleiteten einige Officiere Stevenſon eines Sonntags zum Alamada von Lima; unterwegs trafen ſie auf einige Indianer aus den Gebürgen. Dieſe begrüßten nun die Engländer, nannten ſie ihre Landsleute und ladeten ſie ein Chicha mit ihnen zu trinken.

Eine andere Sage vernahm Stevenſon in Rio Janeiro von Don Santos Pires. Er erzählte: Einige Jahre vor der Entdeckung Braſiliens litt ein Engländer Schiffbruch und fiel in die Hände der Coboculo-Indianer. Er hatte vom Wrack eine Flinte und etwas Munition gerettet, womit er die Indianer im Zaume hielt. Sie nannten ihn Camaruru, Mann des Feuers, und erwählten ihn zu ihrem Könige. Er unterrichtete ſie in verſchiedenen Dingen, über welche ſie ehedem unwiſſend waren, wie einſt Mancocapak die Peruaner. Er lebte noch, als die Portugieſen Braſilien eroberten, und wurde nach Portugal gebracht, wo ihm König Emanuel ein Thal bei Bahia ſchenkte, das er unabhängig von der Krone beſitzen ſollte. Der Berichterſtatter Don Santos ſtammte in gerader Linie von Camaruru ab. (Stevenson I. 397.)

Digitized by Google

Die Muysca-Indianer in den Ebenen von Cundinamarca nennen als Begründer ihrer Cultur einen weißen bärtigen Mann Namens Bochica, Nemquatheba oder Suhe. Dieſer alte Mann lehrte ſie Hütten bauen, in Gemeinden beiſammenleben, den Boden bearbeiten und die Erzeugniſſe deſſelben ärnten, ſich Kleiderſtoffe machen und andere Bequemlichkeiten des Lebens ſich verſchaffen. Seine Gattin war Chia, Yulecayguaya oder Huythaca, war aber nicht wie Mama Oolle die Lehrerin der Künſte des Spinnens, Webens und der häuslicher Arbeiten; ſondern ſie widerſetzte ſich allen Anordnungen und kreuzte alle Unternehmungen ihres Mannes. Bochica war aber eben wie Manco Capak ein Sohn der Sonne und er bebaute den Boden, förderte den Ackerbau und gab weiſe Geſetze. Er trennte nicht die geiſtliche Gewalt von der weltlichen, ſondern errichtete eine Gottesherrſchaft. Er öffnete zuerſt dem See von Bogota einen Ausgang an einem Orte, der noch jetzt den Namen davon hat, Tequendama. Bochica ernannte für ſeine Nachfolge zwei Häuptlinge und zog ſich nach Tunja, dem heiligen Thale zurück, wo er zwei Tauſend Jahre lebte oder wo ſeine Nachkommen die Muysca-Indianer zweitauſend Jahre beherrſchen. Der erſte Nachkomme hieß Huncahua. (Stevenſon a. a. O. S. 397.)

Dazu kommt nun der weiße Quetzalcoatl der Mexicaner, dann der Hinblick auf die weiße Raſſe, die wir bei den Hundsrippenindianern und den Irokeſen von Nordamerica bereits kennen gelernt haben (ſ. C.-G. Th. II. S. 155. u. 158.), vor allem aber die altperuaniſche Yncaſage ſelbſt, von welcher Stevenſon nur die Trümmer gefunden hat und welche der Ynca Garcilaſſo de la Vega*) vollſtändig aufbewahrte. Dieſe Sage iſt aber, da ſie die ſüdlichſte iſt, wohl als die älteſte zu betrachten. Sie berichtet Folgendes.

Vor der Ankunft der Yncafamilie lebten die alten Einwohner von Peru nur wenig anders wie die wilden Thiere, ja ſie waren zum Theil noch viel ſchlechter wie dieſe. Ihre Götter entſprachen ihrer Lebensweiſe und ſie bezeigten den gemeinſten, lebloſen Dingen göttliche Ehre. Jeder Bezirk, jedes Volk, jede Familie, jede Stadt, jede Straße, ja jedes Haus hatte ihre beſondern Götter, die von denen der anderen verſchieden waren, denn ſie meinten, daß nur der Gott, den ſie allein und ausſchließlich anbeteten, ihnen und keinen anderen helfen werde. Sie beteten nur ſichtbare Dinge an und erhoben ſich nicht zu den Ideen, wie Friede, Hoffnung und Sieg. Ihre Götter waren alſo Kräuter, Pflanzen, Blumen und Bäume aller Art, hohe Berge, Höhlen, Abgründe, große Felſen, kleine verſchieden gefärbte

*) Ueber Garcilaſſo de la Vega finden ſich bibliographiſche Notizen in Wachlers Geſch. d. hiſtor. Forſchung und Kunſt I. 538. Seine Commentarios reales, que tratan del origen de los Yncas erſchienen zuerſt: Liſſabon 1609. fol.; dann eine franz. Ueberſetzung vom J. Baudouin. Paris 1633. II. 4.

Kieſel, beſonders der Jaspis, der ſich in den Bächen findet. In Puerto Viejo betete man den Smaragd an, anderwärts verſchiedene Thiere, einige wegen ihrer Grauſamkeit, wie Tiger, Löwen und Bären, denen ſie nie begegneten, ohne ſich vor ihnen zur Erde zu werfen, wobei ſie denn oft wehrlos ſich abwürgen ließen, andere wegen ihrer Klugheit, wie Affen und Füchſe, wegen ihrer Anhänglichkeit, wie die Hunde, wegen ihrer Schnelligkeit u. ſ. w.; den Condur verehrten ſie wegen ſeiner Größe, ja einige leiteten ihre Abſtammung von ihm her*). Einige Stämme opferten den Adlern und Falken wegen ihrer Schnelligkeit, andern Vögeln wegen der Schönheit ihrer Augen und Federn. Als Gottheiten betrachteten ſie ferner die Schlangen und als die mächtigſten die grauſamſten und größten darunter, ſo wie Eidechſen und Kröten. Andere Stämme waren jedoch ſchon etwas weiter und namentlich diejenigen, welche die Quellen und die großen Ströme anbeteten, die ihren Boden bewäſſerten. Einige beteten auch die Erde, die ſie ihre große Mutter nannten, an, andere die Luft, das Feuer und die Berge, ſo wie das Gebürgsſchaf. Die Küſtenbewohner aber verehrten die See als ihre Mutter und nannten ſie Mamacocha, während ſich andere der Verehrung des Wallfiſches hingaben, nebenbei aber die Fiſche anbeteten, die in großer Menge vorkamen. Sie hatten darüber folgende Sage: Der erſte dieſer Fiſche war im Himmel und erzeugte alle übrigen dieſer Art, wovon ſie ſich nährten, und er ſandte ihnen auch nach dem Lauf der Jahreszeiten immer neue Schaaren ſeiner Kinder, damit ſie genügende Nahrungsmittel haben möchten. Sie beteten daher alle Arten von Fiſchen an. So verehrten dieſe Indianer Alles, was ihre Aufmerkſamkeit erregte.

Sie opferten ihren Göttern Früchte, Thiere, aber auch Menſchen, Männer und Frauen von jedem Alter, die ſie im Kriege gefangen gemacht, ja ſie opferten ſogar ihre eigenen Kinder. Sie öffneten dieſen Unglücklichen den Leib in der Gegend des Magens, riſſen ihnen Herz und Lungen heraus und beſtrichen das Götzenbild mit dem rauchenden Blute deſſelben. Die Zauberer betrachteten dabei ſorgfältig die Zuckungen der Glieder und meldeten dann, ob das Opfer gut oder übel vom Gotte aufgenommen worden. Dann wurde Herz und Lunge demſelben zu Ehren verbrannt, das Fleiſch aber von den Anweſenden mit aller Gier verſchlungen. Sie hatten dazu ſteinerne Meſſer. Den Kindern gaben ſie vom Blute zu trinken. Die Knochen legten ſie den Göttern auf die Gipfel der Berge. Einige Stämme waren minder grauſam, ſie begnügten ſich Blut aus ihrem eigenen Körper abzuzapfen, namentlich aus den Fleiſchtheilen, aus Naſe, Ohren und Stirn, übrigens ſchlachteten ſie alle Arten von Thieren, den Thieren ſelbſt aber opferten ſie deren Lieblingsnahrung. (Vgl. C.-G. V. 102.)

*) Vergl. damit die Sagen der Nordamericaner, namentlich den weltſchöpfenden Vogel der Hundsrippenindianer (C.-G. II. 155 ff. u. 161.).

Die übrige Lebensart dieſer Barbaren entſprach dieſem Götterdienſte; ihre Wohnſtätten waren roh auf Berghöhen, in Höhlen oder Thälern, in Erdgruben oder auf Bäumen; der kühnſte Krieger war Häuptling und dieſer tyranniſirte die, welche er unter ſeine Gewalt gebracht; er betrachtete ſie als ſeine Sclaven und bediente ſich ihrer Frauen und Kinder wie er wollte. Unter den verſchiedenen Stämmen war ein ſteter Krieg. Diejenigen Häuptlinge, welche ihr Volk beſſer behandelten, hielt man für Götter und verehrte ſie nach ihrem Tode als ſolche In einigen Stämmen gab es gar keine anerkannte Obrigkeit. Gefangene Frauen gehörten dem Sieger und die Kinder ernährte man, bis ſie dreizehn Jahre alt waren, um ſie alsdann zu ſchlachten und zu eſſen; fehlte es an Kindern, ſo aß man auch die Väter. Die Ehe war kaum bekannt und die Verwandtſchaftsgrade wurden nicht berückſichtigt.

In ſo wildem Leben befanden ſich die Völkerſtämme von Peru, als die Sonne Mitleiden mit dem traurigen Zuſtande der Menſchen empfand. „Der Sonnengott, unſer Vater,“ erzählte unſerem Garcilaſſo ſein Oheim, „ſendete zwei ſeiner Kinder, einen Sohn und eine Tochter, zu den wilden Menſchen und trug ihnen auf, ihnen die Kenntniß des Sonnengottes unſeres Vaters zu verkündigen, damit ſie dieſelbe als Gottheit annehmen und künftig anbetend verehren ſollten. Die beiden Götterkinder waren ihnen auch geſendet, um Geſetze zu geben und den Menſchen die Mittel zu lehren, durch welche ſie als vernünftige Weſen leben könnten. Die Menſchen ſollten Geſittung annehmen, in Häuſern wohnen, die Orte bevölkern, die Erde bearbeiten, die Pflanzen pflegen, Ernte einbringen, Heerden erziehen und ſich der daraus entſpringenden Annehmlichkeiten erfreuen, ſich der Früchte des Landes bedienen und überhaupt als wahre Menſchen, nicht aber wie wilde Thiere fernerhin leben. Mit dieſem Auftrage, den der Sonnengott, unſer Vater, ſeinen Kindern gab, ſetzte er ſie nahe am See Titicaca aus und ſagte ihnen, ſie möchten dahin gehen, wo es ihnen nur gefalle; ſie möchten an dem Orte, wo ſie eſſen oder ſchlafen wollten, verſuchen, eine Ruthe von Gold in den Boden zu ſtecken, welche zwei Finger dick und einen Fuß lang war und die er ihnen als ausdrückliches Zeugniß ſeines Willens gegeben hatte. Da aber, wo die Goldruthe ſich mit einem einzigen Stoß im Boden befeſtigen laſſen werde, da ſey es der Sonne Wille, daß ſie bleiben und ihren Hof errichten ſollten. Hierauf verkündete er ihnen mit folgenden Worten ſeinen Willen: „„Meine Kinder, wenn ihr dieſe Völker zu unſerem Gehorſam gebracht haben werdet, ſo ſollt ihr Sorge tragen, ſie durch die Geſetze der Vernunft, der Frömmigkeit, der Gnade und der Gerechtigkeit zu regieren. Ihr ſollt für ſie thun, was ein guter Vater für die Kinder zu thun gewohnt iſt, die er in die Welt geſetzt hat und die er zärtlich liebt. Ihr habt an mir ſelbſt ein Beiſpiel, da ich, wie ihr gar wohl wiſſet, nicht aufhöre den Sterblichen Wohlthaten

zu erzeugen. Denn ich bin es, der ich ſie durch mein Licht aufkläre, um ihnen Mittel an die Hand zu geben, daß ſie ſehen und ihren Geſchäften obliegen. Ich bin es, der ſie wärmt, wenn es kalt iſt, der ihre Felder und ihre Waiden fruchtbar macht, der ihre Bäume Frucht tragen läßt, der ihre Heerden vervielfältigt, der ihnen den Regen ſendet und ihnen ſchönes Wetter ſchafft, wenn es nothwendig iſt. Ich bin es, der ſich bemüht, täglich einmal die Welt zu umſchreiten, um zu ſehen, weſſen man eben auf der Erde bedürfe, um Ordnung zu erhalten und denen Erleichterung zu verſchaffen, welche dieſelbe bewohnen. Ich aber will, daß ihr meinem Beiſpiele Folge leiſten ſollet, meine vielgeliebten Kinder, welche ich auf die Erde ſende, daß ihr das Gute und die Erkenntniß denjenigen Völkern bringen ſollet, welche wie die wilden Thiere dahinleben. Deßhalb verleihe ich euch von jetzt an den Titel König und ich will, daß euer Reich ſich ausdehne über alle Völker, welche ihr mit euern ſtarken Vernunftgründen und guten Handlungen, vor allem aber durch euer Beiſpiel und eure gute Leitung unterrichten werdet."

„Nachdem alſo der Sonnengott, unſer Vater," fuhr der Ynca fort, „ſeinen Willen erklärt hatte, verabſchiedete er ſeine beiden Kinder. Sie gingen ſogleich von Titicaca fort und nahmen ihre Richtung nach Norden, ohne zu verabſäumen, an allen Orten, wo ſie verweilten, ihre goldene Ruthe dem Auftrage gemäß zu verſuchen. Endlich, nachdem ſie lange gewandert waren und vergebens ihren Verſuch angeſtellt hatten, gelangten ſie an eine kleine Ruheſtätte, welche Pacaree Tempu genannt wird, d. h. Schlafſtätte des Tages Ende, weil der Ynca von hier ausging, als der Tag ſich zu neigen begann. Von hier aus gelangten die göttlichen Wanderer in das Thal von Cusco. Sie hielten ſich nun zunächſt an dem Orte auf, welcher Huanacauti genannt wird, und verſuchten hier abermals ihre Ruthe. Auf den erſten Schlag fuhr ſie gleich ſo tief in den Boden, wie ſie bisher noch nie geſehen hatten. Da ſprach der König zu ſeiner Schweſter und Gattin: In dieſem Thale alſo iſt es, wo der Sonnengott unſer Vater will, daß wir uns niederlaſſen und unſere Wohnſtätte aufſchlagen ſollen. Es iſt nun nöthig, liebe Schweſter und Gattin, daß wir das Volk an uns ziehen, daſſelbe verſammeln, es unterrichten und ihm das Gute erzeigen, was unſer Vater uns aufgetragen hat. Nachdem er dieß geſagt, gingen beide von Huanacauti aus, das eine dahin, das andere dorthin, um das Volk zuſammen zu rufen. Weil nun dieſes der erſte Ort iſt, von dem wir wiſſen, daß ſie hierher ihren Fuß geſetzt, um dem ganzen Menſchengeſchlechte Gutes zu erzeigen, ſo haben wir auch hier einen Tempel erbaut, um unſeren Vater, den Sonnengott, zum Gedächtniß ſeiner Gnade anzubeten. Der junge König wendete ſich von hier aus nach Mitternacht, die Königin nach Mittag. Sie hielten alle Menſchen an, Weiber und Männer, welche ſie in dieſen Einöden trafen, und wo Gebüſche mit Felsabhängen abwechſelten.

Sie ſagten ihnen, daß der Sonnengott, ihr Vater, ſie vom Himmel geſendet habe, um ſie aus ihrer wilden Lebensart zu ziehen und ſie zu lehren, ſich als wahre Menſchen zu betragen. Um den Befehl ihres Vaters zu erfüllen, der ſie geſendet, hätten ſie ſie aus allen Theilen zuſammengeſucht, aus den Gebürgen herbeigezogen, um ſie in Städte zu verſammeln und ihnen Nahrung zu gewähren, nicht als Thiere, ſondern als Menſchen. In dieſer Weiſe ſprachen unſere Könige zu den Wilden, denen ſie zuerſt im Gebürge begegneten. Dieſe aber waren äußerſt überraſcht zwei Perſonen zu ſehen, die in dem Schmucke prangten, den der Sonnengott, unſer Vater, ihnen gegeben hatte, denn ihre Kleidung war ganz verſchieden von der der Wilden. Ihre Ohren waren durchbohrt, wie bei uns ihren Nachkommen, und durch ihre Rede wie durch die Würde ihres Antlitzes zeigte es ſich deutlich, daß ſie Kinder der Sonne waren. Die Wilden beteten ſie daher auch als Kinder der Sonne an, erſtaunt über das, was ſie ſahen, und gerührt von ihren überzeugenden Worten, und leiſteten ihnen als Königen Gehorſam. Von nun an ſammelten ſich die Ureinwohner aus allen Theilen, erzählten ſich die großen Wunderdinge, welche ſie geſehen hatten, und gingen in Schaaren mit unſeren Königen, um ihnen zu folgen, wohin dieſe ſie führen wollten.

„Da nun unſere Fürſten eine ſolche Menſchenmenge um ſich ſahen, trugen ſie Einigen auf, Nahrungsmittel für die Uebrigen herbeizuſchaffen, damit ſie ſich nicht wieder zerſtreuen möchten, Andere erhielten den Auftrag, Wohnſtätten zu bereiten und der Ynca gab ihnen dazu die Art an, wie ſie bauen ſollten. Dieß war aber der Anfang zu unſerer kaiſerlichen Stadt, welche in zwei Theile getheilt wurde, deren einer Hanan Cusco, das hohe, und der andere Hurin Cusco, das niedere Cusco, genannt ward. Die, welche mit der Königin gekommen waren, hatten ihre Niederlaſſung in dem letztgenannten Stadttheile. Die Stadt wurde aber deshalb ſo getheilt, damit ihre Einwohner ſich wie gute Geſchwiſter, als Kinder eines Vaters und einer Mutter, als gleich anſehen möchten. Zugleich wollte der König dadurch der Nachwelt zum immerwährenden Gedächtniß anheimgeben, daß er die eine, die Königin aber die andere Hälfte der Stadt gegründet habe, und deshalb verordnete er, daß man die Bewohner von Hochcusco als die älteren, die von Untercusco aber als die jüngeren Brüder anſehen ſollte; erſtere ſollten ſo viel gelten wie der rechte, letztere wie der linke Arm eines und deſſelben Menſchen. Seitdem hat man auch alle anderen Städte dieſes Reiches in gleicher Weiſe und in gleichem Sinne eingetheilt.

„Wie ſich nun unſer großer Ynca bemühete die Stadt mit Volk zu verſehen, lehrte er die Indianer verſchiedene Dinge; unter anderem wie man das Land aufbrechen und pflegen, wie man Getraide und Gemüſe ſäen und bearbeiten müſſe und welches die beſten darunter

Digitized by Google

zum Eſſen ſetzen. Deshalb unterrichtete er ſie, wie ſie den Pflug und andere Geräthe machen ſollten und wie ſie ſich derſelben zu bedienen hätten. Die Königin war mittlerweile auch nicht müßig; ſie unterrichtete die Indianerinnen in den Arbeiten, die den Frauen zukommen, im Spinnen und Weben der Thier- und Baumwolle, im Anfertigen der Kleider für ihre Männer und Kinder und belehrte ſie über Alles was nützlich in der Wirthſchaft iſt. So war der König den Männern ein Lehrer und die Königin vertrat dieſelbe Stelle bei den Frauen.

„Wie nun die Indianer, welche der Ynca um ſich verſammelt, ſahen, daß ſie ganz anders geworden, als ſie vorher geweſen, und die Wohlthaten, welche ſie genoſſen, erkannten, waren ſie ſo froh und zufrieden, daß ſie nach allen Seiten in Büſche und Felſen auszogen, um noch mehrere ihrer Landsleute aufzuſuchen. Wenn ſie nun einen derſelben antrafen, erzählten ſie ihm mit großer Freudigkeit von den Kindern der Sonne, welche zur Beglückung der ganzen Welt in ihr Land gekommen wären. Sie rühmten die Wohlthaten, welche ſie täglich von ihnen erhielten, und zeigten ihnen, um ihren Worten Glauben zu verſchaffen, ihre neuen Kleider und von den neuen Nahrungsmitteln, deren ſie ſich bedienten, ſagten auch, daß ſie nicht mehr zerſtreut umherſtreiften, ſondern daß ſie in Häuſern und Städten lebten. Dieſe Erzählungen ſetzten die Wilden in Erſtaunen, dann freuten ſie ſich darüber und kamen in Menge herbeigelaufen, um die wunderbaren Dinge zu ſehen, welche man ihnen von unſeren erſten Eltern, Königen und Oberherren erzählt hatte. Nachdem ſie ſich von der Wahrheit durch ihre eigenen Augen überzeugt hatten, widmeten ſie ſich auch ihrem Dienſte und gehorchten ihnen in allen Dingen. Dieſe Nachrichten verbreiteten ſich ſo ſtark nach allen Seiten hinaus, daß binnen wenigen Jahren ein großer Zufluß von Leuten ſtattfand, ſo daß in etwa ſechs bis ſieben Jahren der Ynca genug Volk um ſich hatte, um auch ein Heer bilden zu können, womit er ſich gegen jeden Angriff vertheidigen und diejenigen mit Gewalt zwingen konnte, welche nicht freiwillig ſich ihm anſchließen wollten. Er lehrte deshalb auch ſeine Leute Vertheidigungswaffen anzufertigen, wie Bogen, Pfeile, Lanzen, Keulen u. a. Waffen, deren wir uns noch heute bedienen.

„Der Ynca aber ſtellte ſomit ſein großes Reich her, welches im Oſten bis an den Fluß Paucartampu, im Weſten bis an den großen Strom Apurimac, im Süden neun Meilen bis nach Quequiſana ſich erſtreckte. In dieſem Reiche bevölkerte er mehr als hundert Burgen, deren größere hundert, die anderen weniger Häuſer hatten, wie es eben die Lage des Ortes erlaubte. Von dieſem Ynca aber ſtammten alle Nachfolger in dieſem Reiche ab. Sie hießen Manco Capac und ſeine Schweſter und Gattin Coya Mama Oello Huaco, Kinder der Sonne und des Mondes und unſere Ureltern. Ich habe dir dieſe Geſchichte, um dich nicht zu ſehr zu betrüben, nicht mit den blutigen

Thränen erzählt, die ich oft im Grunde meines Herzens vergieße, in dem hohen Schmerze, daß ich sehen mußte, wie unsere Yncas ausgerottet wurden und wie unser Reich untergegangen ist."

So erzählte Garcilassos Mutterbruder, beifügend, daß Manco Capac vor etwa vierhundert Jahren gelebt habe. Die Religion, welche der erste Ynca einrichtete, bestand in einem friedlichen Sonnencultus mit unblutigen Opfern und war bei weitem milder als der grausame Götterdienst der kriegerischen Azteken. Die übrigen Institutionen glichen denen der Reiche von Anahuac; Alles war wohlgeordnet und ein großer Verkehr fand zwischen den Theilen des Reiches statt. Wir sehen hier eine mehr friedliche, allmälige Entwickelung; die Gründer der Cultur kamen in kleiner Anzahl, während die Geschichte von Anahuac bei weitem gewaltsamere Erscheinungen und namentlich großartige Wanderungen darbietet.

Das älteste Volk, welches als ein wanderndes Heer nach Anahuac kam, war das der Tolteken, die aus dem Lande Tollan, nordwestlich von Mexico, ausgetrieben worden waren. Das geschah im ersten Jahre Tecpatl, 596 Jahre n. Chr. G. An jedem Orte, wohin sie kamen, hielten sie sich nicht länger auf, als es ihnen gefiel oder als sie Lebensunterhalt fanden. Entschlossen sie sich länger zu verweilen, so richteten sie Wohnungen ein, säeten Getraide, Baumwolle und andere Pflanzen, deren Samen sie mit sich führten, und sorgten so für ihre Bedürfnisse. Sie waren dadurch nicht genöthigt, auf den Ertrag der Jagd ängstlich rechnen zu müssen und konnten es, wo feindliche und mächtige Völker sie umgaben, innerhalb der leicht hergestellten Erdwerke in Ruhe abwarten, bis jene durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt waren abzuziehen.

Sie setzten ihre Wanderungen immer weiter nach Süden fort, bis sie nach 104 Jahren in eine Gegend kamen, welche sie Tollantzinco benannten und die 25 Stunden von der nachmaligen Stadt Mexico entfernt ist. Sie standen unter der Leitung von mehrern Führern, die bei ihrer Ankunft in Tollantzinco bis auf sieben zusammengeschmolzen waren, deren Namen folgende waren: Zacatl, Chalcatzin, Chekatzin, Cohuatzon, Tzihuacoatl, Metzotzin und Tlapalmetzotzin. Ob nun schon das Clima von Tollantzinco angenehm und der Boden daselbst fruchtbar war, so wollten sie dennoch hier nicht verweilen, sondern zogen nach fast zwanzig Jahren etwa zwanzig Stunden weiter westwärts, wo sie die Stadt Tollan und Tula am Ufer eines Flusses gründeten und nach dem Namen ihrer Heimath benannten. Dieses Reich nahm im Jahre 607 seinen Anfang und dauerte 384 Jahre, während deren nur acht Könige regierten. Es bestand das Gesetz, daß eine Regierung genau ein Alter von 52 Jahren währen müßte. Starb der König vor Ablauf der 52 Jahre, so traten die Vornehmsten zusammen und verwalteten die noch übrigen Jahre hindurch die Geschäfte; so trat z. B., als die Königin Xiutzaltzin im

fünften ihrer Regierung geſtorben war, eine Regentſchaft für die noch übrigen 48 Jahre zuſammen. Lebte nun aber ein König länger als die beſtimmte Zeit, ſo trat er, wenn er auch das vollſte Vertrauen genoß, vom Schauplatz ab und legte ſeine Würde nieder.

Die Tolteken waren ein Volk, welches eine hohe Stufe der Cultur bereits mitbrachte, als es einwanderte. Daher nannte man ſpäter alle ausgezeichneten Künſtler Tolteken. Sie lebten in Städten, trieben Künſte und waren weniger kriegeriſch geſinnt als ihre Nachfolger; ſie hatten die Künſte des Ackerbaues, des Metallſchmelzens, Schmiedens und Gießens, die Kunſt die Edelſteine zu bearbeiten mitgebracht.

Sie waren die Erfinder des Calenders; ſie hatten das Buch Teoamortli oder die Kosmographie. Sie rechneten von der Erſchaffung der Welt bis auf Chriſti Geburt 5199 Jahre nach. Ihre Religion war eine Verehrung der Naturweſen und Tlaloc, dem Herrn der Berge und Gewäſſer, hatten ſie einen Berg gewidmet und ein Steinbild daſelbſt errichtet. In Teotihuaca hatten ſie der Sonne und dem Monde große Pyramidentempel gebaut und dem Quetzalcoatl die große Pyramide von Cholula, die wir oben kennen lernten.

Das Reich der Tolteken breitete ſich während ſeines vierhundertjährigen Beſtehens ſehr aus, die Bevölkerung hatte viele und große Städte inne und es blühete herrlich fort bis zur Regierung des Königs Topiltzin, die im Jahre 1031 n. Chr. G. begann. Einige Jahre lang blieb der Regen aus und peſtilenzialiſche Dünſte erfüllten die Luft, Krankheiten rafften die Menſchen haufenweiſe hinweg, die der Hunger verſchont hatte. Topiltzin ſelbſt ſtarb im Jahre 1052 und die Ueberbleibſel der Nation entwichen in andere Gegenden, um ſich vor dem allgemeinen Elende zu retten. Ein Theil wandte ſich nach Quolhualco oder Yucatan, andere nach Guatimala, andere nach Tula, Cholula und nach dem Thale, wo ſpäter Mexico entſtand, und unter dieſen des Königs Topiltzin Söhne, deren Nachkommen ſich mit den Familien der Könige von Mexico, Tezcuco und Colhuacan verbanden.

So blieb denn faſt hundert Jahre lang Anahuac verödet und dünn bevölkert. Da kam ein neues Wandervolk herein, das der Chechemeken. Sie kamen wie ihre Vorfahren aus dem Norden und ihre urſprüngliche Heimath war Amaquemecan benannt, wo ſie viele hundert Jahre unter Königen gelebt hatten. Die oberſte Gewalt hatte der König, der von anderen Häuptlingen umgeben war, denen ſie unbedingten Gehorſam leiſteten, Dabei beſtand ein Adel und ein Bürgerſtand. Sie wohnten in Gemeinden, aber in elenden Hütten beiſammen. Sie lebten von Wildpret und den Früchten und Wurzeln, welche die Natur freiwillig hervorbrachte; Ackerbau trieben ſie nicht. Ihre Kleidung beſtand aus Thierfellen und ihre Waffen waren Bo-

gen und Pfeile. Ihre Religion ſchränkte ſich auf Verehrung der Sonne ein, welcher ſie die Kräuter und Blumen des Feldes opferten.

Der letzte König von Amaquemecan hinterließ die Herrſchaft zweien Söhnen, dem Achcautli und dem Xolotl. Der letztere entſchloß ſich zur Auswanderung; er ſandte daher Kundſchafter aus, die im Süden ein gutes Land ſuchen mußten, und brach, begleitet von einem zahlreichen Heere ſeiner Landsleute, nach dem Süden auf. Auf ihren Wanderungen trafen ſie auf die Spuren toltekaniſcher Niederlaſſungen und erreichten Tula nach einem Wege von achtzehn Monaten. Von Tula wandten ſie ſich nach Chempoalla und Tepepolco, zwanzig Stunden nördlich von Mexico.

Hier nun ſandte Xolotl ſeinen Sohn Nopaltzin aus, das Land fernerhin zu unterſuchen. Der Prinz kam auch in das Thal von Mexico und nachdem er die ganze Umgegend von dem Gipfel eines hohen Berges genau betrachtet hatte, ſandte er vier Pfeile gegen die vier Weltgegenden ab zum Zeichen, daß er im Namen ſeines Vaters Beſitz von dieſem ganzen Laude nehme.

Nachdem Xolotl den Bericht ſeines Sohnes vernommen, beſchloß er in Tenayuca, drei Stunden nördlich von Mexico, ſich niederzulaſſen und vertheilte darauf ſeine Leute in das Land, wobei der größere Theil ſich gegen Norden und Nordweſten zog.

Xolotl ordnete nun die Anlage neuer Städte und Dörfer an und ließ durch einen Heerführer die Quellen der Flüſſe aufſuchen, welche der Prinz auf ſeiner Entdeckungsreiſe bemerkt hatte. Dieſer Heerführer Achitomatl fand auch mehrfache Ueberreſte der toltekiſchen Nation, welche ihm den Untergang ihres Reiches erzählten. Mit dieſen verbanden ſich die Chechemeken, heiratheten ihre Töchter und Nopaltzin ſelbſt nahm die Azcaxochitl, welche von den beiden letzten toltekaniſchen Prinzen abſtammte. Von den Tolteken lernten nun die Chechemeken den Ackerbau, die Bearbeitung der Metalle, Spinnen und Weben und das behaglichere Leben.

Nachdem Xolotl kaum acht Jahre in ſeiner neuen Reſidenz Tenayuca geſeſſen hatte, kam aus dem Norden ein zahlreiches Volk an, welches von ſechs Häuptlingen geführt wurde und das in der Nachbarſchaft des Reiches Amaquemecan ſeine Heimath hatte. Sie hatten ihr Geburtsland entweder wegen Hungersnoth oder in Folge der guten Nachrichten verlaſſen, welche Xolotl in ſeine Heimath hatte gelangen laſſen. Er nahm dieſe ſechs Häuptlinge ſehr freundlich auf und wies ihnen einen Landſtrich zur Wohnung für ihr Volk an. Es waren die ſechs Stämme Nehualatchi.

Wenige Jahre darauf trafen noch drei andere Fürſten von der Nation der Acolhuas aus dem Reiche Teoacolhucan, in der Nähe von Amaquemecan, an. Sie hießen Acolhuatzin, Chiconquauhtli und Tzontecomatl, aus dem hohen Hauſe Citin. Sie waren aber weit gebildeter als die Leute Xolotls und den Tolteken ähnlicher als dieſen.

Mittlerweile hatte Xolotl ſeine Reſidenz nach Tezcuco verlegt, wo ihm die drei neu angekommenen Prinzen auch vorgeſtellt wurden. Sie verbeugten ſich tief, berührten die Erde mit der Hand und küßten ſie, dann hoben ſie an: „Mächtiger König, wir kommen aus dem Königreiche Teoacolhuacan, welches nicht weit von eurem Vaterlande entfernt iſt; wir ſind Brüder und Söhne eines mächtigen Herrn, aber auf die Nachricht von dem glücklichen Zuſtande, deſſen die Chechemeken unter der Herrſchaft eines ſo menſchenfreundlichen Königs genießen, ziehen wir die Ehre, eure Unterthanen zu werden, den uns in unſerem Vaterlande gebotenen Vortheilen vor. Wir bitten deswegen uns einen Platz in eurem glücklichen Lande anzuweiſen, wo wir unter eueren Befehlen leben können."

Dem König der Chechemeken gefiel das höfliche Betragen und das edle Anſehen dieſer vornehmen Jünglinge und es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, drei Prinzen in demüthiger Stellung vor ſich zu ſehen. Er bewilligte alſo ihre Bitte und befahl vorläufig ſeinem Sohne, Wohnung und Unterhalt für ſie zu beſorgen. Er hatte zwei mannbare Töchter, deren Neigung er zuvörderſt erforſchen, ſo wie er ſich auch über die Geſinnung ſeiner Unterthanen erſt Gewißheit verſchaffen wollte. Nachdem dieß geſchehen, berief er die Prinzen zu ſich und meldete ihnen ſeinen Entſchluß, ihnen nicht allein ein Gebiet anzuweiſen, ſondern auch ſeine beiden Töchter ihnen zu Frauen zu geben, wobei er beklagte, daß er nicht auch noch eine dritte Tochter beſitze. Die Prinzen nahmen ſeine Gaben mit der größten Dankbarkeit auf und gelobten ihm die feſteſte Treue.

Als der Hochzeitstag herangekommen, ſtrömte eine zahlloſe Menſchenmenge zuſammen. Acolhuatzin heirathete die älteſte Tochter Cuetlarochitl, Chiconquautli die Jüngere. Der dritte Prinz nahm die Coatetl, welche aus toltekaniſchem Geſchlechte abſtammte. Es folgten nun durch 60 Tage alle Arten Feſte und Luſtbarkeiten, Wettläufe und Kämpfe mit Thieren, die den Chechemeken ſehr angemeſſen waren und worin der Prinz Nopaltzin vor Allen ſich auszeichnete. Von nun an folgten dem Beiſpiele des Hofes auch andere Perſonen der beiden Nationen, ſo daß ſie zu einem Volke zuſammenſchmolzen, das fortan Acolhua genannt wurde. Den Namen Chechemeken behielten blos diejenigen, welche die Jagd dem Ackerbaue vorziehend und nach Unabhängigkeit ſtrebend in das Gebürge nördlich vom Thale von Mexico zogen. Hier lebten ſie ohne Oberhaupt in wilder Freiheit, ohne Geſetze, ohne Wohnung, am Tage jagend und ſchlafend an dem Orte, wo die Nacht ſie überfiel. Sie vermiſchten ſich mit den Otomies, einem Volke, das in gleicher Lebensart ein Gebiet von mehr als 550 Stunden Länge einnahm und nach der Eroberung des Landes die Spanier noch lange beunruhigte.

Nachdem die Hochzeitfeſte vorüber waren, theilte Xolotl ſein Reich in verſchiedene Staaten. Acolhuatzin erhielt Azcapozolco, 9 Stunden weſt-

lich von Tezcuco, Chiconquauhtli den Staat von Xoltocan und Tzontecomatl den von Coatlichan. Die Bevölkerung nahm täglich zu und nun erwachten auch Leidenſchaften und verwickelte Verhältniſſe bildeten ſich aus dem enger zuſammenrückenden Beſitz. Xolotl, der ſehr mild und nachſichtig geweſen, mußte in den letzten Jahren ſeiner Regierung härtere Maaßregeln ergreifen, Beamte abſetzen und Verbrecher mit dem Tode beſtrafen. Dieſes Verfahren erbitterte aber ſo ſehr, daß einige beſchloſſen, den König zu ermorden; ſie wollten ihn in ſeinem Garten, wo er zu ſchlafen pflegte, dadurch erſäufen, daß ſie den hindurchgeleiteten Waſſergraben überſtrömen ließen. Der König wurde gewarnt und der Anſchlag gelang nicht; er ließ ſich aber nichts merken, ſondern ſagte: „Ich war vorher bereits von der Liebe meiner Unterthanen überzeugt, aber ich ſehe, daß ſie mich über meine Erwartung lieben. Ich wünſche mehr Waſſer in meinen Gärten und ſiehe, meine Unterthanen verſchaffen mir daſſelbe ohne Koſten.“ An der Beſtrafung der Rebellen verhinderte ihn eine ſchwere Krankheit.

Als nun Xolotl ſeinen Tod herannahen fühlte, berief er den Prinzen Nopaltzin, ſeine Töchter und ſeinen Schwiegerſohn Acolhuatzin zu ſich, denn die anderen Prinzen waren bereits geſtorben, empfahl ihnen Einigkeit unter ſich, Fürſorge für das Wohl des Volkes, Beſchützung des Adels und gnädiges Betragen gegen jeden der Unterthanen. Er ſtarb nach einer Regierung von mehr als 40 Jahren. Die Leiche ward in feierlichem Leichenbegängniß nach Chechemeken-Sitte verbrannt und die Aſche in einem Gefäß von koſtbarem Stein in einer Höhle beigeſetzt.

Nopaltzin war beim Antritt ſeiner Herrſchaft bereits über 60 Jahr alt und hatte Kinder und Enkel. Dem älteſten Sohne Tlotzin übergab er die Herrſchaft über Tezcuco, dem Quautequiſua den Staat Zacatlan und dem Apopozok Tenamitik. Er ſelbſt blieb ein Jahr in Tenayuca, dann begab er ſich nach Tezcuco, wo er eines Tages zu ſeinem Sohne ſagte: „Zwei Urſachen zwingen mich zu Thränen; die eine iſt das Andenken an meinen Vater, die andere die Vergleichung, welche ich zwiſchen jenen glücklichen Tagen und dem jetzigen traurigen Zeitpunct anſtelle. Als mein Vater dieſe Gärten anlegte, hatte er ruhige Unterthanen, welche ihm aufrichtig dienten und die Aemter, die er ihnen ertheilte, mit Dankbarkeit annahmen, aber jetzt haben Ehrgeiz und Uneinigkeit allenthalben die Oberhand. Es kränkt mich, Unterthanen als Feinde behandeln zu müſſen, die ich ehemals an dieſem Orte als Freunde und Brüder anſah.“

Bis jetzt waren die verſchiedenen Staaten von Anahuac in Frieden neben einander beſtanden. Die mit den Acolhuas vereinten Chechemeken waren vereint mit dem Reſt der Tolteken die angeſehenſten und waren in vier Reiche getrennt, nachdem ſich die unbändigſten nach dem Gebiete der Otomies gewendet. Außer ihnen waren allgemach folgende Nationen im Lande heimiſch geworden: die Olmeken

Digitized by Google

und Xicallancas; ſie wurden durch die Teochechemeken und Tlascalaner vertrieben und gründeten vielleicht die Herrſchaften der Antillen und caraibiſchen Inſeln; die Taraskas, die das geſegnete Land Michuacan bewohnten und eine nicht geringere Cultur erlangt hatten als die Mexicaner. Ferner finden wir die Mazahuas, die ſich von den Otomies getrennt hatten, die Matlatzincas, die ſpäter von Mexico kamen, die Mixtecas und Zapotecas, cultivirte Völker, die Chiapaneſen, die als ihren Ahnherrn einen Namen nennen, der an den Helden der germaniſchen Sage erinnert, **Votan**, der ſie aus dem Norden nach Anahuac führte. Die bereits erwähnten Nohuatlacas bildeten die ſechs Stämme der Sachimilcas, Cholcheſen, Tepanecas, Colhuas, Tlahuicas, Tlascalaner und Mexicaner. Ferner werden genannt die Cohuixas, Cuitlatekas, Jopas, Mazateken, Popolocas, Chinantecas und Totonaken.

Alle dieſe Nationen lebten in Frieden neben einander, bis die anwachſende Bevölkerung die weiten Gebiete beengte und bis der Ehrgeiz der Herrſcher Kämpfe herbeiführte. So fand namentlich Acolhuatzin, Nopaltzins Sohn, die Gränzen ſeines Staates Azcapozalco zu klein und beſchloß das Land Tepozotlan zu erobern und er führte dieſen Entſchluß aus.

Ein anderer Kampf entſpann ſich bald darauf aus anderer Urſache. Der Herrſcher von Coatlichan, Sohn des verſtorbenen Prinzen Tzontecomatl, wünſchte die ſchöne Prinzeſſin Atotozli zu heirathen; Jacazozokotl, Herr von Tepetlaoztoc, hatte gleiche Abſicht und unterſtützte ſeine Werbung durch ein Heer ſeiner Unterthanen, mit welchem ſich ein ehemaliger, aber abgeſetzter Vaſall Nopaltzins verband. Huetzin rief nun ſein Volk ebenfalls auf und bei Tezcuco kam es zur Schlacht, worin Huetzin Sieger blieb, den Nebenbuhler tödtete und ſeine Bundesgenoſſen und Soldaten gänzlich zerſtreute. Der König gab ihm hierauf die Prinzeſſin und das Land ſeines Nebenbuhlers dazu als ein Lehn.

Nachher empörte ſich die ganze Provinz Tollantzinco, gegen welche Nopaltzin mit einem Heere zu Felde zog; da jedoch das königliche Heer minder geübt war, ſo ſtand daſſelbe 19 Tage im Nachtheil, bis endlich Prinz Tlotzin mit friſchen Haufen heranzog. Die Empörer wurden bezwungen und die Anführer ſtreng beſtraft. Bald darauf trat Nopaltzin zurück und überließ nach einer Regierung von 32 Jahren ſeinem älteſten Sohne **Tlotzin** den Thron; kurze Zeit nachher ſtarb er und ward mit der gewöhnlichen Feierlichkeit beſtattet.

Tlotzins Regierung währte 36 Jahre und war mild und friedlich, der Adel erſchien häufig an ſeinem Hofe. Das Volk wurde fleißig in den Waffen geübt.

Sein Sohn und Nachfolger **Quinaltzin** verlegte den Herrſcherſitz von Tenayuca nach **Tezcuco**, das von nun an Hauptſtadt des Reiches Acolhuacan blieb. Er hatte ſeine Thronbeſteigung mit größerer

Pracht als alle ſeine Vorgänger begangen; jetzt als er nach Tezcuco überſiedelte, ließ er ſich von vier der vornehmſten Herren in einem Seſſel tragen, über welchen vier andere Herren einen Schirm hielten. Die Pracht, welche er an ſeinem Hofe entfaltete, ahmten die großen Lehnsträger und Edelleute nach und ſie ſuchten ſich unter einander darin zu überbieten.

Nach einiger Zeit begannen die beiden Staaten von Meztitlan und Tototepec eine Empörung. Der König eilte mit ſeinem Herrn alsbald in das Feld und ließ den Häuptern der Empörer ſagen, ſie möchten, wenn ſie ſo viel Muth als Treuloſigkeit hätten, innerhalb zweier Tage in die Ebene von Tlaximalco herabkommen, ſonſt würde er mit dem Heere ihrer Hauptſtadt nahen, dieſe in Brand ſtecken und weder Weib noch Kind verſchonen. Die Empörer ſtellten ſich auch wirklich in der Ebene; die Schlacht begann und war mit Einbruch der Nacht noch nicht entſchieden. So kämpfte man 40 Tage lang mit großer Hartnäckigkeit, bis endlich die Empörer ermatteten und ſich ergaben. Der König begnadigte das gemeine Volk, beſtrafte aber die Anführer ſehr hart.

Jetzt empörten ſich auch ſieben andere Städte, die er jedoch nach und nach alleſammt wieder unterjochte. Von nun an herrſchte Quinatzin in Ruhe. Nach ſeinem Tode folgte ihm ſein Sohn Techotlalla, der im Jahre 1406 n. Chr. Geb. ſtarb.

Mittlerweile hatte ſich vom Stamme der Chechemecas ein Zweig abgeſondert, die Terchechemecas, welche die monarchiſche Staatsverfaſſung, die in den übrigen Staaten von Anahuac und namentlich in Acolhuacan herrſchte, verlaſſend eine Republik bildeten. Sie hatten ſich urſprünglich auf der öſtlichen Seite des Sees niedergelaſſen, an welchem nachmals Mexico gegründet wurde. Sie waren ſehr kriegeriſch und beunruhigten fortwährend ihre Nachbarn; obſchon ſie dabei immer Sieger geblieben waren, ſo zogen ſie doch weiter und trennten ſich in drei Haufen; der ſtärkſte davon wandte ſich nach Oſten und gründete hier den Staat Tlascala mit der Hauptſtadt gleiches Namens. Anfangs ſtanden ſie unter einem Oberhaupte; da ſie ſich aber in der Folge ſehr vermehrten, wurden in der Stadt vier Abtheilungen gemacht, deren jede ihr beſonderes Oberhaupt hatte, ſo daß das Ganze aus vier Herrſchaften beſtand. Die vier Oberhäupter bildeten mit den vornehmſten Einwohnern eine Ariſtokratie, welche über Krieg und Frieden urtheilte. Die Gränze der Republik, welche mehrere Städte und viele Dörfer und etwa eine halbe Million Einwohner zählte, war auf der Weſtſeite durch Gräben und Verſchanzungen, auf der Oſtſeite mit einer drei Stunden langen Mauer verſehen, gegen Norden und Süden war das Land durch Berge vor feindlichen Einfällen gedeckt. Die Tlascalaner waren ein tapferes, freiheitliebendes Volk, hatten eine Religion, die mit eben ſo grauſamen Opfern wie die der Mexicaner, ihrer nachmaligen Nebenbuhler,

geübt wurde und ſtanden auf derſelben Stufe der Cultur wie jene.

Die letzten Einwanderer in Anahuac waren die Azteken, die Gründer von Mexico. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung wohnten ſie noch in Aztlan, nördlich vom californiſchen Meerbuſen, und von da wanderten ſie nach Anahuac, worüber folgende Sage bei ihnen verbreitet war:

Unter den Azteken lebte ein Mann, Namens Huitziton, der durch ſeine Klugheit ſich allgemeines Anſehen erworben hatte und der ſich nun, aus unbekannten Urſachen, große Mühe gab, ſeine Landsleute zur Auswanderung zu bewegen. Indem er ſich mit dieſem Plane beſchäftigte, hörte er die Stimme eines kleinen Vogels von einem Baume, die deutlich wie Tihui, d. h. auf aztekiſch: „laßt uns gehen! klang. Er erfaßte dieſe Gelegenheit und führte einen angeſehenen Mann zu dem Baume, wo der Vogel zu ſingen pflegte, und ſprach: „Hörſt du nicht, Freund Tecpalzin, was dieſer kleine Vogel ſagt? Er wiederholt alle Augenblicke Tihui. Was kann dieß anders bedeuten, als daß wir dieſes Land verlaſſen und ein anderes aufſuchen ſollen? Sicherlich iſt es der Wille einer unſichtbaren, über unſer Wohl wachenden Gottheit. Laſſet uns der Stimme gehorchen und ihren Zorn durch Ungehorſam nicht auf uns laden.“ Tecpalzin gab dieſer Auslegung ſeinen vollen Beifall und erwarb ſeinem Freunde gar bald noch mehr Anhänger und die Auswanderung fand auch in der That um's Jahr 1160 ſtatt. Die Gemälde, welche das Andenken der Wanderung aufbewahren, zeigen, daß ſie zuerſt einen rothen Fluß überſchritten, den man für den Rio colorado nimmt, der im 32½° in den Meerbuſen von Californien fällt. Nachdem ſie den Fluß überſchritten, kamen ſie an einen andern Fluß, wo ſie eine Zeitlang ſich aufhielten und Gebäude errichteten. Sie brachen weiter auf und gelangten an eine Stelle, die nordweſtlich von Chihuahua 175 Stunden entfernt iſt und wo ſie abermals Gebäude errichteten, deren Ueberbleibſel zeigen, daß der Ort nach demſelben Plane angelegt war, wie nachmals die Stadt Mexico, und welche die großen Häuſer genannt werden. Man fand ſpäter dort Ueberreſte terraſſenförmiger Burgen, Wachthügel, Gräber, Reſte von Irdengeſchirr und kleine Spiegel aus Itztli.

Von hier überſtiegen ſie die Hochgebirge von Tarahumara und ſetzten ihren Zug nach Süden fort, bis ſie nach Culiacan, 24½° n. Br., am californiſchen Meerbuſen anlangten. Sie bauten Häuſer, beſäeten den Boden und verweilten drei Jahre an dieſem Orte. Hier fertigten ſie auch ihrem Schutzgotte Huitzilopochtli eine hölzerne Statue, daß er ſie auf der Reiſe begleite und trugen ſie fortan auf einem hölzernen Stuhle mit ſich. Vier Prieſter mußten dieſen Götterſtuhl auf ihren Schultern tragen und hießen daher Diener Gottes. Von Culiacan zogen ſie viele Tagereiſen oſtwärts bis Chicomoztoc, wo ſie Halt machten. Hier trennte ſich der Stamm der Mexicaner

von den übrigen ſechs, welche weiter zogen. Die Mexicaner verweilten hier neun Jahre, dann zogen ſie fort, bis ſie endlich nach mancher Wanderung im Jahre 1196 bei der Stadt Tula ankamen.

Auf dem Zuge dahin hielten ſie ſich eine Zeit lang zu Coatlicomac auf und der Stamm theilte ſich hier in zwei Abtheilungen, welche fortan beſtändige Nebenbuhler blieben und ſich verfolgten. Der Zwieſpalt wurde durch zwei Bündel hervorgerufen, welche durch ein Wunder auf einmal mitten in ihrem Lager gefunden wurden. Einige gingen zu dem erſten, um zu ſehen, was darin wäre, und fanden einen koſtbaren Stein, welcher einen großen Streit veranlaßte, weil jede Partei ihn als ein Geſchenk von ihrem Gott haben wollte. In dem andern Bündel fand man blos zwei Stückchen Holz, die man anfangs als etwas werthloſes anſah. Als aber der weiſe Huitziton ihnen zeigte, wie man mit Hülfe derſelben Feuer hervorbringen könne, achteten ſie ſolche wohl höher als den koſtbaren Stein.

Die Inhaber des Steines nannten ſich Tlatecolcas, die der Hölzer Tenochcas oder Mexicaner; trotz dieſes Zwiſtes ſetzten beide Theile ihre Reiſe gemeinſchaftlich fort. Wo ſie längere Zeit verweilten, errichteten ſie nicht allein Gebäude, ſondern auch einen Altar für ihren Gott und ließen alle Kranke daſelbſt zurück und alle die, welche des langen Umherziehens müde waren.

In Tula blieben ſie neun Jahre und dann elf in einigen Orten in der Nähe davon, bis ſie im Jahre 1216 in Zampanco, einem anſehnlichen Orte im Thal von Mexico, anlangten. Der Herr dieſer Stadt, Tochzanecatl, nahm ſie beſonders gütig auf, gab ihnen Wohnplätze, ließ ſie mit allen Bedürfniſſen verſehen und gewann durch längern Umgang ſo große Neigung zu ihnen, daß er von den Häuptern der Nation ein edles Mädchen zur Frau für ſeinen Sohn Ilhuitcatl verlangte. Die Mexicaner ehrten dieſen Beweis ſeiner Achtung und gaben ihm die Tlacapantzin, die alsbald mit dem Fürſterſohne vermählt wurde. Aus dieſer Ehe ſtammten die Mexicaniſchen Könige ab.

Nach ſieben Jahren zogen die Mexicaner mit dem jungen Ilhuitcatl nach Tizayocan; hier gebahr Tlacapantzin einen Sohn, welcher Huitzilihuitl genannt wurde. Von hier kamen ſie dann nach dem Ufer des Sees von Tezcuco und blieben 22 Jahr daſelbſt. Sobald ſie angekommen, wurden ſie auf Befehl des damals regierenden Königs Xolotl gemuſtert und da nichts von ihnen zu befürchten war, erlaubte er ihnen, ſich nach Belieben einen Wohnſitz zu ſuchen. Als aber hier unter den Nachbarn Streitigkeiten ausbrachen, entwichen ſie im Jahre 1245 nach dem Berge Chapoltepek am weſtlichen Ufer des Sees kaum eine Stunde weit von dem nachmaligen Mexico.

Sie blieben hier ſiebenzehn Jahre, mußten aber viel von den Verfolgungen der Fürſten von Xaltocan und einigen anderen erdulden;

da entwichen ſie in eine Inſelgruppe am Südende des Sees von Mexico, welche Acocolco genannt wurde. Hier führten ſie 52 Jahre lang ein ſehr elendes Leben; ſie ernährten ſich blos von den Fiſchen und Inſecten, ſo wie den Wurzeln, welche der Sumpfboden am See hervorbrachte, und da ihre Kleider zerriſſen waren, bedeckten ſie ſich mit den Blättern der Pflanzen Amortli. Ihre Wohnungen beſtanden aus kleinen Schilfhütten.

Allein trotz ihres armſeligen Lebens waren ſie im Beſitze des köſtlichſten Gutes, der Freiheit, bis ſie im Jahre 1314 auch dieſe verloren. Der König von Colhuacan überfiel ſie, ſchlug ſie und führte ſie als Sclaven nach Tizapan, wo ſie einige Jahre lebten, bis zwiſchen den Colhuas und ihren Nachbarn, den Xochimilken, ein Krieg entſtand. Die Colhuas wurden mehrmals geſchlagen und dadurch ſo entkräftet, daß ſie genöthigt waren, ihre Sclaven zu Hülfe zu rufen. Sie befahlen ihnen, ſich zu rüſten, verſahen ſie jedoch nicht mit den nöthigen Waffen. Die Mexicaner nahmen daher lange Stäbe, härteten deren Spitzen im Feuer und konnten ſie alſo zu Spießen, wie zu Springſtangen benutzen. Meſſer fertigten ſie ſich aus Itztli und Schilde flochten ſie aus Rohr. Sie verabredeten unter einander, keine Gefangene zu machen, ſondern nur jedem, der in ihre Gewalt fiel, ein Ohr abzuſchneiden und ihn dann laufen zu laſſen. Die Colhuas kämpften zu Lande am Ufer, die Mexicaner begaben ſich jedoch in's Waſſer, fielen die Feinde an, ſchnitten ihnen die Ohren ab und ſammelten dieſe in einem Korbe. Die Xochimilcas wurden gänzlich geſchlagen und ſogar zur Flucht in die Gebürge genöthigt. Nach der Schlacht ſtellten nun die Krieger der Colhuas ihre Gefangenen dem Generale vor, denn auch dieſe Nation zog es vor, den Feind lebendig zu fangen, als denſelben zu erſchlagen. Die Mexicaner kamen nun auch hervor, hatten aber keine Gefangenen aufzuweiſen und wurden daher wegen ihrer Feigherzigkeit vom Anführer und von den Soldaten der Colhuas mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft. Da brachten die Mexicaner ihre Körbe mit den Ohren und ſprachen: „Sehet hierher; aus der Menge der Ohren, die wir Euch vorlegen, ſchließet auf die Menge der Gefangenen, welche wir Euch hätten bringen können, wir wollten aber keine Zeit verlieren, indem wir ſie hätten binden müſſen, und haben ſo euren Sieg beſchleunigt.“ Da ſchwiegen die Colhuas beſchämt ſtill.

Nachdem die Mexicaner an ihren damaligen, Huitzolopochco genannten Wohnplatz zurückgekehrt, richteten ſie ihrem Gott einen Altar auf und nun begab ſich die wunderbare Geſchichte mit der Opferung der vier gefangenen Xochimilcaner. Der König, entſetzt, ſolche Menſchen zu Sclaven zu haben, ſandte ihnen alsbald den Befehl, das Reich Colhuacan ſogleich zu verlaſſen und nach einem andern Orte auszuwandern. Die Mexicaner nahmen den Befehl von ihrer Befreiung vom Sclavenſtande freudig auf und wandten ſich nordwärts nach

Acatzitzintlan, einem zwiſchen zwei Seen belegenen Orte, welcher nachher Mexicaltzinco und ſpäter Mexico genannt wurde; zwei Jahre ſpäter rückten ſie abermals ein wenig weiter. Da ſahen ſie eine Opuntia, die auf einem Steine wuchs, und darüber eine Adlersklaue, und daher nannten ſie den Ort Tenochtitlan und nahmen Beſitz von demſelben.

Vor allem errichteten ſie dem Huitzilopochtli einen Altar und Tempel, den ſie mit dem blutigen Opfer des gefangenen Colhuacans Xomimitl einweiheten. Um dieſen Tempel bauten ſie ihre elenden Hütten aus Rohr und Schilf. Dieß geſchah im Jahre 1325 n. Chr. Geb. Der Ort lag aber mitten in dem See und ſo hatten ſie nicht einmal Land zum Ackerbau und nothdürftig Raum für Wohnungen. Da trieben ſie an den flachſten Stellen des Sees Pfähle in's Waſſer, machten von Raſen und Steinen kleine Dämme und verbanden ſo die nächſten kleinen Inſeln mit den größeren. Sie fingen nun Fiſche, Inſecten und Vögel und tauſchten dafür in den nächſtgelegenen Ortſchaften anderweite Nahrungsmittel, Kleider und andere Bedürfniſſe ein. Ferner begannen ſie auch ihre ſchwimmenden Gärten und Gemüſefelder anzulegen.

So lebten die Mexicaner dreizehn Jahre, obſchon in zwei Parteien ertheilt, doch einig in einem beſchränkten Zuſtande beiſammen, bis im Jahre 1338 der Bruch offenbar und eine Trennung beſchloſſen wurde. Die eine Partei zog ſich nach Norden auf eine kleine Inſel, die ſpäter Tlatelolco genannt wurde. Die Zurückbleibenden theilten ihre Stadt in vier Felder, deren jedes ſeinen beſonderen Schutzgott hatte, während inmitten aller der große Tempel des Huitzilopochtli angelegt war, dem man nun die colhuaniſche Prinzeſſin opferte und nachmals zur Göttermutter erklärte.

Bis zum Jahre 1352 ſtand der mexicaniſche Staat unter der Leitung von zwanzig durch Adel und Kenntniſſe ausgezeichneten Männern; da ſie aber ſahen, wie die von Colhuacan und die Chechemecas einen einzigen Herrſcher hatten, deſſen glänzende Umgebung einen gewiſſen Schein von Größe und Macht über den ganzen Staat verbreitete, beſchloſſen auch die Mexicaner, ſich einen König zu wählen, womit man mehrere Perſonen beauftragte, welche den Acamapitzin, den berühmteſten und weiſeſten Mann, einſtimmig zum König ausriefen. Das ganze Volk ſtimmte bei. Acamapitzin ſtammte mütterlicher Seite aus dem Königshauſe von Colhuacan. Da er noch unverheirathet war, beſchloß man bei den Höfen von Anahuac eine Gemahlin für ihn zu ſuchen. Nach zwei abſchlägigen Antworten in Tacuba und Azcapozalco gab endlich der König von Coatlichan, der von den drei alcolhuaniſchen Prinzen abſtammte, dem Acamapitzin ſeine Tochter Ilancuaitl, welche mit Jubel in Mexico eingeführt und als Königin begrüßt wurde.

Als nun die alten Stammgenoſſen von Mexico, die ſich in

Tlatelolco niedergelaſſen, ſahen, daß die Mexicaner einen König erwählt, folgten ſie dieſem Beiſpiele; allein ſie wählten ſich den Herrſcher nicht aus ihrer Mitte, ſondern ſie erſuchten den Azcapolzalco, König der Tepaneken, welcher Grundherr ihres wie des mexicaniſchen Gebietes war, ihnen einen ſeiner Söhne als König zu geben. Er ſandte ihnen im Jahre 1353 ſeinen Sohn Quaquauhpitzahuac.

Wenige Tage darauf verſammelte König Azcapozalco ſeine Räthe und ſprach zu ihnen: „Edle von Tepaneca, was urtheilet ihr über dieſes Verfahren der Mexicaner? Sie haben ſich ſelbſt auf unſeren Grund und Boden eingedrängt, ſie fahren fort, ihre Stadt und ihre Verhältniſſe anſehnlich zu erweitern, und was das ſchlimmſte iſt, ſie haben ohne unſere Einwilligung ſich einen König aus ihrer Mitte erwählt. Iſt das ihr Anfang, was werden ſie thun, wenn ſie zahlreicher und ſtärker geworden ſind? Haben wir nicht zu befürchten, daß ſie anſtatt uns den ihnen auferlegten Tribut zu bezahlen, desgleichen von uns fordern werden und daß der kleine König von Mexico darnach trachten wird, ſich auch zum Beherrſcher der Tepaneken zu machen? Ich halte es daher für nothwendig, ihnen ſo viel aufzulegen, daß ſie ihre Laſt nicht ertragen können, damit wir ſie, wenn der Tribut nicht richtig bezahlt wird, ſo lange plagen können, bis ſie zuletzt gezwungen werden, ihren Wohnplatz zu verlaſſen.“

Dieſer Antrag fand allgemeinſten Anklang und der König Azcapozalco ließ den Mexicanern ankündigen, daß der bisherige Tribut zu gering geweſen und daher künftig doppelt abgetragen werden müſſe. Außerdem gab er ihnen auf, jährlich einige tauſend Weiden und junge Fichten für die Straßen und Gärten ſeiner Reſidenz zu liefern, auch einen großen Küchengarten dorthin zu ſchaffen, worin alle in Anahuac bekannte Pflanzen zuſammengeſtellt wären.

Obſchon die Mexicaner darüber außerordentlich niedergeſchlagen waren, ſo erfüllten ſie doch die Vorſchrift ganz gewiſſenhaft und lieferten Alles gehörig ab. Darauf befahl der König für das nächſte Jahr einen andern Garten und darauf eine Ente und einen brütenden Schwan zu liefern, und zwar ſo, daß die Jungen bei der Ankunft deſſelben gleich auskröchen. Die Mexicaner ſchafften Alles nach Vorſchrift zur Stelle und der König ſah die Jungen wirklich auskriechen. Das nächſte Jahr wurde ein lebendiger Hirſch gefangen und ſo wurden ſie mehr als fünfzig Jahr lang mit den ſeltſamſten und ſchwierigſten Forderungen geplagt; allein mit Hülfe ihrer Götter zogen ſie ſich immer genügend aus der Verlegenheit.

Da Acamapitzin's erſte Gemahlin unfruchtbar blieb, ſo nahm er eine Königstochter von Tetepanci, welche ihm einige Söhne gebahr: den Huitzilihuitl, deſſen Erziehung die erſte Gemahlin übernahm, und den Chimalpopoca, welche beide den Vater nachmals in der Herrſchaft nachfolgten. Er hatte außerdem noch mehrere Frauen,

deren eine die Mutter des Itzcoatl wurde, der ſpäter ebenfalls die königliche Würde erlangte.

Sieben und dreißig Jahre regierte Acamapitzin ſein Land in Frieden; die Bevölkerung nahm zu, ſteinerne Gebäude, Canäle und andere nützliche Anſtalten entſtanden, bis er im Jahre 1389 ſtarb. Nun traten die Wähler zuſammen und der Aelteſte deſſelben ſprach: „Mein Alter berechtigt mich zuerſt zu reden. Unſer durch den Todesfall des Königs erlittenes Unglück iſt ſehr groß und Niemand wird es mehr fühlen, als die, welche die Federn ſeiner Flügel und die Lider ſeiner Augen waren. Dieſes Unglück wird durch das elende Joch unſerer Abhängigkeit von der Macht der Tepaneken noch vergrößert. Suchet alſo, die ihr ſo ſehr dabei betheiligt ſeyd, ein Hülfsmittel für unſere unglückliche Lage, d. h. wählt einen König, der eifrig für die Ehre unſeres mächtigen Gottes Huitzilopochtli iſt, der durch ſeinen Arm das unſerm Volke zugefügte Unrecht rächt und der die Alten, die Wittwen und die Waiſen unter den Schatten ſeiner Gnade aufnimmt."

Man wählte darauf Acamapitzins älteſten Sohn Huitzilihuitl, der noch unvermählt war. Man beſchloß eine Königin am Hofe von Azcapolzalco für ihn zu ſuchen und es reiſeten einige der Vornehmſten dahin als Brautwerber ab. Sie naheten ſich demüthig dem Könige und ſprachen: „Siehe hier, großer Monarch, die armen Mexicaner zu deinen Füßen, welche von deinem guten Herzen eine Gnade erwarten, die ihr Verdienſt weit überſteigt. Zu wem ſollen wir aber unſere Zuflucht nehmen als zu Dir, unſerem Herrn und Vater? Siehe, wir hängen von Deinen Lippen ab und erwarten nur Deine Befehle, um zu gehorchen. Wir bitten mit der tiefſten Hochachtung, habe Mitleiden mit unſerem Herrn und Deinem Diener Huitzilihuitl, der in dem dicken Schilf des Sees eingeſchränkt iſt. Er iſt ohne Gemahlin und wir ohne Königin. Würdige uns einer Deiner Juwelen oder koſtbarſten Federn und überlaſſe uns eine Deiner Töchter, daß ſie über uns in einem Dir zugehörigen Lande herrſche."

Der König Tezozomoc war von dieſer ſchmeichelhaften Anrede ſo gerührt, daß er ſogleich ſeine Tochter Ajauhaihuatl den Bittenden als Gemahlin bewilligte. Die Mexicaner führten ſie freudig in ihre Heimath und ſie gebahr auch noch im erſten Jahre ihrer Ehe einen Sohn. Um aber ſeine Macht durch Verbindungen zu befeſtigen, heirathete Huitzilihuitl auch noch eine Tochter des Königs von Quauhnahuac, die Miahuaxochitl, die ihm den Montezuma Ilhuicamina gebahr.

König von Acolhuacan, Oberlehnsherr der Staaten von Anahuac, war damals Techotlala, gegen welchen ſich der König von Xaltocan empörte, wobei er ſechs andere Staaten zu Mitgenoſſen hatte. Techotlala ſandte ein Heer dagegen, in welchem auch Mexicaner und Tepaneken waren und welches die Rebellen unterdrückte. Die Mexicaner

kehrten mit Ehren in ihre Stadt zurück und ihr Anſehen war durch die Freundſchaft mit dem mächtigen Reiche Acolhuacan, welches damals eine merkwürdige Veränderung in ſeiner Verfaſſung erlebte, gewachſen.

Um künftigen Empörungen vorzubeugen, theilte nämlich Techotlala ſein Reich in fünf und ſiebenzig kleine Staaten und ſetzte über jeden derſelben ein Oberhaupt, das von ihm abhängig war. In jeden dieſer Staaten verpflanzte er eine Anzahl Einwohner aus einem andern, was den Unterthanen freilich viel Noth und Beſchwerde verurſachen mußte. Demnächſt ordnete er aus dem Adel mehrere Großbeamte an, einen Oberfeldherrn, einen Einführer der Geſandten, einen Oberſthofmeiſter des königlichen Palaſtes, einen Oberaufſeher der königlichen Gebäude und einen Vorſteher der Goldwirker zu Ocolco. Mit den Mexicanern verband er ſich durch ein beſonderes Bündniß. Sie breiteten nun ihren Verkehr weiter aus, vermehrten die ſchwimmenden Gärten und begannen nun auch Kleider von Baumwolle zu tragen.

Bis hierher finden wir, daß die Geſchichte der Länder von Anahuac einen gemäßigten, ruhigen Gang fortgeht und es treten uns nur wenig ausgezeichnete, gar keine außerordentlichen Perſönlichkeiten entgegen, ſo wenig wie in der älteren Geſchichte der paſſiven wie der activen Völker. Die Maſſe der Kraft iſt in den Familien gleichartiger vertheilt, die Menſchen haben ſich noch nicht ſo ſehr individualiſirt. Wie in den Urwäldern, wie in den Wieſen haben alle Pflanzen, da ſie ziemlich gleicher Gattung ſind und nur in Maſſen auftreten, auch ein gleichmäßigeres Anſehen, gleichmäßig zugemeſſene Kraft. In den Pflanzungen, welche die Cultur hervorbringt, ſehen wir Individuen hervortreten und die Einzelnſtehenden haben Gelegenheit, ſich gewaltiger zu entwickeln und ihre Erſcheinung geltend zu machen. Eine Erſcheinung, der wir auch nun in der Geſchichte der Staaten von Anahuac begegnen.

Ein ſolcher außerordentlicher Character war Maxlaton, Prinz von Coyoacan und Sohn des Königs von Azcapozalco, deſſen Schweſter Ajaucihuatl an den König von Mexico vermählt war. Maxlaton wird von Clavigero ein grauſamer, unruhiger, ehrſüchtiger Herr genannt, Eigenſchaften, die wir bisher an keinem der Herrſcher von Acolhuacan bemerkt haben, da ſie alle ſich begnügten, das ererbte Land friedlich zu beherrſchen und höchſtens wenn der Druck der Nachbarn zu fühlbar ward, einen Feldzug unternahmen.

Maxlaton aber wollte herrſchen und er bewirkte im Laufe ſeines Lebens große Veränderungen in Anahuac. Er begann damit, daß er große Unzufriedenheit über die Vermählung ſeiner Schweſter mit dem König von Mexico äußerte; er verbarg jedoch eine Zeit lang ſeinen Groll aus Ehrfurcht vor ſeinem Vater. Im 10. Jahre der Regierung des Huitzilihuitl verſammelte er die Vornehmſten von

Azcapozalco, ſchilderte ihnen das bedenkliche Wachsthum des Staates von Mexico und verſicherte, daß er eigentlich der für ſeine Schweſter beſtimmte Gemahl geweſen, daß ihm mithin durch ihre Vermählung eine große Beleidigung angethan worden ſey. Die Verſammlung verſtand er ſo aufzuregen, daß ſie beſchloß, den Huitzilihuitl vor ſich zu fordern. Bisher hatten nun die Mexicaner zwar nicht mehr den früheren Tribut bezahlt, jedoch alljährlich ein Paar Enten überbracht, um dadurch die Oberlehnsherrlichkeit des Königs von Tepanecan anzuerkennen. Huitzilihuitl erſchien in Azcapozalco, ward mit Vorwürfen und Drohungen überhäuft und ging bekümmert und entrüſtet nach Mexico zurück. Hierauf ließ Maxlaton einen Sohn ſeines eigenen Bruders ermorden, weil er in dieſem einen Erben ſeiner Macht und Nebenbuhler ſeiner Kinder ſah.

Mittlerweile ſtarb im Jahre 1406 hochbejahrt König Techotlala von Acolhuacan und Ixtlilxochitl war ſein Nachfolger. Bei der Thronbeſteigung erſchienen die Lehnsträger des Reiches, aber der König von Azcapozalco reiſete ab, bevor er die gewöhnliche Huldigung dargebracht hatte, und zeigte, daß er den Einflüſterungen ſeines Sohnes Maxlaton nicht widerſtehen konnte. Heimgekehrt forderte er die Könige der Nachbarorte von Mexico und Tlatelolco auf, das Joch von Acolhuacan abzuwerfen und ſich ſelbſtſtändig zu machen.

Ixtlilxochitl erkannte ſeine Lage und forderte daher die Fürſten von Coatlichan, Huexotla und andere Nachbarn auf, ein Heer auszurüſten. Er verordnete, daß, im Fall er auf dem Schlachtfelde bliebe, der Fürſt von Ixtapallocan, Quauxilotl, ſein Nachfolger ſeyn ſollte. Als Schlachtfeld wurde die Ebene von Quauhtitlan 7½ Stunde nördlich von Azcapozalco beſtimmt. Ehe nun das königliche Heer dort ankam, verwüſtete es ſechs rebelliſche Staaten und nun begann ein Krieg, der beide Theile ſehr ſchwächte, ſo daß um's Jahr 1409 ein Frieden zu Stande kam. Zur ſelben Zeit ſtarb Huitzilihuitl nach einer Regierung von 20 Jahren; ſein Bruder Chimalpopoca wurde als ſein Nachfolger erwählt.

Tezozomoc, Mixlaton's Vater, ruhete nicht und ſann fortwährend auf den Untergang des Reiches von Tezcuco, erwarb Bundesgenoſſen und brachte den König Ixtlilchotitl dergeſtalt in Furcht, daß dieſer ſich nicht mehr ſicher in ſeiner Hauptſtadt fühlte und mit ſeinen treuen Freunden von Huexotla und Coatlichan in den Bergen umherzog; ſeine Feinde ſchnitten ihm die Lebensmittel ab und er erſuchte daher ſeinen Enkel Cehuacuecuenotzin, nach der rebelliſchen Stadt Otompan zu gehen, ſie um Lebensmittel für ihren bedrängten König zu bitten, ſie an den Eid der Treue zu erinnern und zu ermahnen, die Parthei der Rebellen zu verlaſſen. Der Prinz ſprach zu ſeinem Großvater: „Ich gehe, Herr, Deine Befehle zu vollziehen und mein Leben aus Gehorſam gegen Dich aufzuopfern. Du weißt, wie wenig die von Otompan Dir zugethan ſind, da ſie ſich zur Parthei des

Feindes geſchlagen haben. Das ganze Land iſt von den Tepaneken beſetzt und allenthalben Gefahr, folglich meine Rückkehr ſehr ungewiß. Sollte ich aber in Deinem Dienſte umkommen und iſt das Opfer meines Lebens einiger Belohnung würdig, ſo bitte ich für meine beiden Kinder, die ich hinterlaſſe, zu ſorgen."

Der Prinz begab ſich nun auf den Weg nach Otompan, erfuhr aber noch vor ſeiner Ankunft, daß Tezozómoc bereits ſeine Leute dorthin geſandt habe. Er ließ ſich jedoch dadurch keineswegs abſchrecken, ging herzhaft auf den Markt, wo das Volk um Tezozomocs Bothen verſammelt war, begrüßte freimüthig das Volk und eröffnete die Urſache ſeiner Sendung.

Die Leute von Otompan ſpotteten über ihn und endlich erhob einer einen Stein, warf auf den Prinzen und gab damit das Zeichen zu einem Steinhagel, der ihn todt zu Boden ſtreckte. Die Bothen von Tezozomoc aber forderten nun unter lebhaften Drohungen die Otompaner auf, offen gegen den Herrn von Tezcuco ſich zu erheben, was dieſe auch zuſagten. Nachdem Tezozomoc wieder Bundesgenoſſen geworben, beſchloß er den Ixtlilxochitl zu ermorden, und er ließ durch zwei Officiere den Mord im Angeſicht der beiderſeitigen Heere ausführen. Der König von Acolhuacan ſtarb im Jahre **1410**; ſein Thronerbe war Nezahualcojotl, mütterlicher Seits ein Enkel des Königs Acamapitzin von Mexico. Nezahualcojotl war ein Mann von außerordentlichen Geiſtesgaben und die Schule des Unglücks, welche er in der Zeit ſeiner Entwickelung durchgemacht hatte, die Schwierigkeiten, welche in den erſten Jahren ſeiner Regierung ſich ihm entgegenſetzten, regten ſeine geiſtige Kraft nicht wenig an.

Tezozomoc hatte den Plan, die wenigen Städte, welche dem Herrn von Acolhuacan treu geblieben, namentlich ſeine Hauptſtadt Tezcuco, dann Huexotla, Coatlichan, Coatepec und Iztapallotan zu überfallen und niederzubrennen. Ein Theil der Einwohner war bereits über das Gebürge entwichen und hielt ſich zum Theil in Tlascala und bei den Huixotzinken auf, die Zurückgebliebenen aber kämpften tapfer für ihren rechtmäßigen König und der Verluſt an Menſchen war daher von beiden Seiten ſehr bedeutend. Tezozomoc blieb jedoch Sieger und Nezahualcojotl mußte in ſeiner eigenen Stadt ſchwören, daß er allen, welche die Waffen wider ihn ergriffen, Verzeihung und die Erlaubniß ertheilen wolle, in die Heimath zurückzukehren. Die Stadt Tezcuco kam an den König von Mexico und als Reſidenz des Reiches Acolhuacan wurde Azcapozalco erklärt, nachdem Tezozomoc die übrigen Städte an ſeine Bundesgenoſſen vertheilt hatte.

Nezahualcojotl ertrug, von ſeinen Freunden ermahnt, das Unglück, was über ihn hereingebrochen, mit männlicher Standhaftigkeit, obſchon diejenigen ſeiner Unterthanen, die nach Tlascala entwichen waren, zurückkehrten und dem Tezozomoc ſich unterwarfen.

Tezozomoc wurde jedoch durch den Erfolg ſeiner Unternehmungen

übermüthig und anſtatt durch Milde ſeine Unterthanen zu gewinnen, erbitterte er ſie dadurch, daß er die Abgaben ſteigerte. Die Chechemeken und Tolteken namentlich waren ſehr unzufrieden und ſchickten eine Geſandtſchaft nach Azcopozalco, um dem Tyrannen vorzuſtellen, wie ſehr ſie, nachdem der langjährige Krieg ihre Kräfte erſchöpft, durch die neu angeordneten Auflagen leiden müßten. Der Geſandte der Chechemeken ſprach unter anderm: „Herr, ich kann um ſo mehr dreiſt und vertrauenvoll reden, als ich, ein Chechemeke, an einen Fürſten mich wende, der aus meinem eigenen Volke entſproſſen iſt und von den großen Königen Xolotl, Nopaltzin und Tlotzin abſtammt. Es iſt Dir nicht unbekannt, daß dieſe göttlichen Chechemeken keinen Werth auf Gold und koſtbare Steine legten. Sie trugen keine andere Krone als einen Kranz von den Kräutern und Blumen des Feldes und bedienten ſich keiner anderen Armbänder als von hartem Leder, daran die Sehne ihres Bogens beim Pfeilſchießen anſchlug. Ihre Speiſe beſtand Anfangs in rohem Fleiſch und Kräutern und ihre Kleidung in den Häuten von Hirſchen und andern wilden Thieren, welche ſie ſelbſt auf der Jagd erlegt hatten. Als ſie den Feldbau von den Tolteken erlernt hatten, bauten ihre Könige das Land ſelbſt, um die Unterthanen durch ihr Beiſpiel zur Arbeit aufzumuntern. Reichthum und Ehre, welche das Glück ihnen mit der Zeit verſchaffte, machte ſie nicht übermüthig, aber ſie wurden auch wie Väter geliebt. Sie begnügten ſich mit dem, was das Land hervorbrachte. Ich aber rufe Dir dieſe edlen Beiſpiele Deiner Vorfahren aus keiner andern Urſache in's Gedächtniß zurück, als um Dich demüthig anzuflehen, jetzt nicht mehr von uns zu fordern, als jene von unſeren Vorfahren verlangten."

Tezozomoc hörte dieſe Redner mit Ruhe an, verbarg ſein Mißfallen und entließ die Geſandten mit dem Befehl, ſeinen Verordnungen wegen der neuen Auflagen nachzukommen.

Nezahualcojotl zog mittlerweile durch die verſchiedenen Städte ſeines Reiches, um Freunde zu werben. Da kam er eines Abends zu einer Frau, welche dem von ſeinem Vater gegebenen Geſetze gegen den Genuß des Aloeweines zuwider handelte. Er entbrannte in jugendlichem Zorn und ſchlug die Frau todt. Dieſe Unbeſonnenheit machte gewaltiges Aufſehen und der junge König mußte die Flucht ergreifen.

Tezozomoc wurde indeſſen von ſeinem Gewiſſen und böſen Träumen beunruhigt. Er ſah den Prinzen Nezahualcojotl als Adler, der ihm die Bruſt öffnete und ſein Herz fraß, dann daß er ihm als Löwe den Leib leckte und das Blut ausſaugte. Er ließ daher ſeine drei Söhne vor ſich kommen und trug ihnen auf, den Nezahualcojotl ſo ſchnell als möglich aus dem Wege zu räumen. Er ſelbſt war ſchon alt und da ihm die natürliche Wärme fehlte und er keine Kraft hatte, ſich in einem Stuhle aufrecht zu erhalten, ſo lag er in einer

aus Weiden geflochtenen Mulde, die mit Baumwolle ausgeſtopft war, und ſo gab er denn ſeine tyranniſchen Befehle. Kurz vor ſeinem Tode ernannte er ſeinen älteſten Sohn Tajatzin zu ſeinem Nachfolger und ſtarb im Jahre 1422, nachdem er neun Jahr über Acolhuacan geherrſcht hatte.

Trotz des letzten Willens des Vaters ergriff Maxlaton die Herrſchaft, da es ſeinem Bruder an Kraft und Klugheit fehlte. Maxlaton berief die Könige von Mexico und Tlatelolco nebſt anderen Fürſten zu ſich, um das Leichenbegängniß ſeines Vaters verherrlichen zu helfen. Nezahualcojotl fand ſich ebenfalls ein, um die Geſinnung der anweſenden Fürſten zu erforſchen, und hatte nur einen vertrauten Freund und ein kleines Gefolge bei ſich, reizte aber dadurch einen Bruder des Maxlaton, dieſem zu rathen, den Nebenbuhler ermorden zu laſſen; Maxlaton lehnte es jedoch ab und verwieß ihn auf die Zukunft. „Laß dieſen Gedanken,“ ſagte er, „für jetzt fahren; was würde man von uns ſagen, wenn wir jetzt einen Angriff auf Jemandes Leben wagen wollten, da wir im Begriff ſind unſeren Vater zu beſtatten? Es würde heißen, die Betrübniß muß nicht groß ſeyn, wenn man der Ehrſucht und der Rache Raum giebt. Die Zeit wird uns ſchon eine bequemere Gelegenheit darbieten, unſeres Vaters Vorſchlag auszuführen, ohne uns bei unſeren Unterthanen verhaßt zu machen. Nezahualcojotl iſt nicht unſichtbar, er wird gewiß in unſere Hände fallen, er müßte ſich denn im Feuer, im Waſſer oder im Eingeweide der Erde verbergen.“

Nachdem das Leichenbegängniß vorüber war, bedachte der eigentliche Erbkönig Tajatzin ſeine Lage und begab ſich nach Mexico zum König Chimalpopoca, um ſich mit ihm zu berathen. Dieſer munterte ihn auf ſein Recht geltend zu machen und wenn er mit Gewalt nichts ausrichten könne, zur Liſt ſeine Zuflucht zu nehmen. Er rieth ihm, er möge vorgeben, daß es ihm unmöglich ſey, in dem Palaſte zu wohnen, worin er ſtets an den Tod ſeines Vaters erinnert werde, und daß er ſich deshalb einen neuen Palaſt bauen wolle. Nachdem das Gebäude vollendet, ſolle er ein glänzendes Feſt anſtellen und ſeinen Bruder zu ſich einladen, und dann werde es ein leichtes ſeyn, den Uſurpator zu beſeitigen. Der König von Mexico erbot ſich ferner mit ſeinem Heere bereit und in der Nähe zu ſeyn und ihm beizuſtehen.

Tajotzin entſetzte ſich über dieſe Vorſchläge und wurde ſehr betrübt; allein einer ſeiner Diener hatte die Unterredung belauſcht und eilte Nachts nach Azcapozalco und berichtete dem Maxlaton den Inhalt derſelben. Maxlaton verbarg ſeine Ueberraſchung, ſchalt den Ueberbringer der Nachricht einen Verleumder und Trunkenbold und ſchickte ihn nach Hauſe, überlegte aber ſorgſam, was er zu thun habe. Sein Entſchluß war bald gefaßt; er wollte den Bruder in ſeiner eigenen Schlinge fangen.

Er verſammelte ſogleich am nächſten Morgen das Volk und erklärte, er habe kein Recht in dem Palaſte ſeines Vaters zu wohnen, da dieſer dem Tajatzin zugehöre; da er jedoch durchaus eine Wohnung haben müſſe, wenn er aus ſeinem Staate Cojohuacan nach Azcapozalco in Geſchäften komme, ſo möge man ihm dadurch einen Beweiß der Anhänglichkeit geben, daß man ihm einen neuen Palaſt baldmöglichſt baue. Die Einwohner legten gleich Hand ans Werk und griffen daſſelbe ſo lebhaft an, daß, als Tajatzin nach drei Tagen zurückkehrte, der Bau bereits im Gange war. Er erſtaunte; als ihm aber der Bruder ſagte, warum er einen neuen Palaſt aufführen ließ, beruhigte er ſich und glaubte, daß Marlaton nicht weiter daran denke die Herrſchaft an ſich zu reißen.

Marlaton ſtellte nach der Vollendung des Baues ein großes Feſt an, wozu er auch die Könige von Merico und Tlatelolco einladen ließ. Tajatzin war ganz arglos, Chimalpopoca dagegen entſchuldigte ſich und leiſtete der Einladung keine Folge. Das Feſt begann und als Alle ſich der Freude überließen, brachen auf einmal Bewaffnete herein, überfielen den Tajatzin und ſtießen ihn nieder, bevor er eine Ahnung von ſeinem Schickſale haben konnte.

Marlaton eröffnete den beſtürzten Gäſten nun, wie Tajatzin ihn habe in ähnlicher Weiſe umbringen wollen und wie er eigentlich nur dem Schlage zuvorgekommen ſey, der ihm zugedacht geweſen. Er beſänftigte dadurch die Gemüther, ſo daß er ſofort als rechtmäßiger König anerkannt und ausgerufen wurde.

Jetzt ſann er auf Rache gegen den König von Merico und machte ſeinem Haß zuvörderſt durch allerlei ſchimpfliche Handlungen Luft, die er demſelben zufügte. Als ihm der König von Merico das bei der Thronbeſteigung des Oberlehnsherrn übliche Geſchenk überſandte, welches in Körben voll Weißfiſchen, Krebſen, Fröſchen und Hülſenfrüchten beſtand und durch eine feierliche Geſandtſchaft geleitet wurde, nahm er daſſelbe zwar ſehr gnädig auf, aber er ließ den Geſandten als Gegengabe für ihren König ein Weiberhemd und einen Weiberrock übergeben, was die gröbſte Beleidigung für den König einer tapfern Nation war. Dann ließ er die ſchöne Gemahlin Chimalpopoca's durch einige vornehme Damen nach Azcapozalco einladen und entehrte ſie mit Gewalt. Als ſie ſchmachbedeckt nach Merico zurückgekehrt war, blieb dem Könige, ihrem Gemahl, nichts übrig, als der freiwillige Tod. Er wollte in feierlichem Opfer dem Huitzilopochtli ſterben. Der Tag des Opfers war angeſetzt, mehrere Vornehme hatten erklärt, daß ſie freiwillig mit ihm ſterben würden; ſchon hatte das Abſchlachten begonnen und der König ſtand in der Tracht des Gottes am Altare, da erſchienen Soldaten des Marlaton, erfaßten den König, ſperrten ihn in einen hölzernen Käfig und ſchafften ihn nach Azcapozalco. Jetzt wünſchte Marlaton auch den Nezahualcojotl in ſeine Gewalt zu bekommen, und er lud ihn deshalb nach ſeiner Reſidenz

unter dem Vorwande ein, daß er ſich mit ihm über die Krone von Acolhuacan vereinigen wollte. Obſchon es nicht an Warnungen fehlte, ſo ging der Prinz dennoch muthig dem Schickſal entgegen und ſprach eintretend zu Maxlaton: „Ich weiß, Herr, daß Du den König von Merico gefangen genommen haſt, aber nicht, ob er noch im Gefängniſſe lebt oder ob er ermordet iſt. Ich habe auch gehört, daß Du mir nach dem Leben trachteſt. Iſt das wahr? ſiehe, hier bin ich; tödte mich mit eigener Hand und befriedige dadurch den Haß, welchen Du gegen einen eben ſo unſchuldigen als unglücklichen Prinzen hegſt.“ Maxlaton verſicherte ihm, daß Chimalpopoca noch lebe, er ſelbſt aber nichts zu befürchten habe, und gab Befehl, den Prinzen ſeinem Stande gemäs zu bewirthen.

Als der gefangene König von Merico vernahm, daß Nezahualcojotl angekommen, ließ er ihn um eine Unterredung bitten und der Prinz begab ſich auch zu ihm. Er erzählte ihm nun umſtändlich die Beleidigungen, die ihm widerfahren, überzeugte ihn von Maxlatons böſen Plänen, ermahnte ihn ſich dem Vaterlande zu erhalten und ſich namentlich ſeiner Mexicaner anzunehmen. Er nahm dann einen goldenen Ring aus ſeiner Lippe und gab ihm denſelben nebſt den Ohrringen und anderen Juwelen, die man ihm gelaſſen, beſchenkte auch den Diener des Prinzen und dieſer verließ darauf den Hof unverzüglich und eilte in einem Ruderſchiff nach Tezcuco. Chimalpopoca aber erhing ſich an einem Balken ſeines Käfigs ums Jahr **1423** n. Chr. G.

Als nun Maxlaton die Flucht des Prinzen vernahm, gerieth er in Wuth und beſchloß den Tod deſſelben; vieren ſeiner beſten Officiere trug er auf, den Nezahualcojotl zu ermorden wo ſie ihn fänden. Sie begaben ſich ſogleich nach Tezcuco, wo der Prinz, um die Aufmerkſamkeit der Aufpaſſer zu täuſchen, ſich ſtets lebhaft mit Ballſpiel, Jagd u. a. Luſtbarkeiten beſchäftigte. Nezahualcojotl vernahm die Ankunft der Officiere und errieth ihre Abſicht. Durch die Treue ſeiner Diener und namentlich der Weber von Coatitlan entkam er glücklich nach Tlascala, von wo aus er fortwährend mit ſeinen Anhängern in lebhaftem Verkehr blieb und ſich in dem Maaße Freunde erwarb, als Maxlaton durch ſeine Tyrannei ſich verhaßt machte. Die Völker von Tlascala, Cholula, Chalco und Huexotzinco erklärten ſich bereit für ihn die Waffen zu ergreifen. Die Mexicaner aber traten zur Wahl eines neuen Königs zuſammen, wobei ein ehrwürdiger alter Edelmann ſprach: „Durch den Tod eures letzten Königs, edle Mexicaner, habt ihr das Licht eurer Augen verloren, aber ihr habt noch immer die Augen der Vernunft, um einen tüchtigen Nachfolger zu erwählen. Der Adel von Merico iſt mit Chimalpopoca noch nicht erloſchen, ſeine Brüder, die trefflichen Prinzen, leben noch, aus dieſen wählet einen, der euch beherrſche und als ein Vater euch beſchütze. Bildet euch ein, die Sonne ſey eine kurze Zeit ver-

finſtert und die Erde dunkel geweſen, daß aber mit dem neuen König alles wieder hell werden wird. Es iſt von großer Wichtigkeit, daß wir ohne lange zu berathſchlagen ein Oberhaupt wählen, welches die Ehre unſeres Landes retten und ſein erlittenes Unrecht rächen und ihm die verlorene Freiheit wieder ſchaffen könne.“

Man wählte jetzt den Bruder der beiden vorigen Könige, den Prinzen Itzcoatl, Acamapatzins Sohn, der bereits dreißig Jahre lang Oberfeldherr des mexicaniſchen Heeres geweſen war und für den klügſten, gerechteſten und tapferſten Mann unter allen Mexicanern galt. Nachdem er auf den königlichen Thron geſetzt worden, begrüßten ihn alle mit lautem Jubel und einer der Edelleute redete ihn darauf an: „Alle, großer König, alle wiſſen und empfinden es nunmehr, daß ſie von Dir abhängig ſind. Waiſen, Wittwen und alle müſſen nun von Dir unterſtützt werden. Würdeſt Du wohl fähig ſeyn, dieſe Laſt abzulegen und ſie zu verlaſſen? Würdeſt Du wohl zugeben, daß die Kinder, welche noch auf Händen und Füßen kriechen, durch Feindes Hand umkommen? Habe nur Muth, großer König, breite Deinen Mantel aus um die armen Mexicaner, welche unter dem Schatten Deiner Gnade ſicher zu leben hoffen, auf Deinen Schultern zu tragen.“

Itzcoatl ſandte eine Nachricht über ſeine Thronbeſteigung an Nezahualcojotl, der ihm ſeine Freundſchaft zuſicherte und fortwährend von Capollalpan aus fortfuhr ſich zum Kriege zu rüſten. Endlich brach er mit den Hülfsvölkern von Tlascala, Huerotzinco und ſeinen Freunden nach Tezcuco auf, in der Abſicht die Stadt mit Sturm zu erobern und für ihre Anhänglichkeit an Maxlaton zu beſtrafen. Allein ſchon bei Zeiten kamen ihm die Einwohner mit ihren Alten, den Frauen und Kindern entgegen und baten um Schonung. Der Prinz verſprach gerührt von dieſem Anblick Gnade und ſandte einen Heerhaufen nach der Stadt, um den Statthalter und alle vom Uſurpator eingeſetzte Perſonen hinzurichten. Mittlerweile eroberten die Tlascalaner und Huerotzinken die Stadt Acolman und erſchlugen Alle, die ihnen entgegenkamen, nebſt dem daſelbſt reſidirenden Bruder des Maxlaton, indeſſen die Truppen von Chalco die Stadt Coatlichan nahmen.

Jetzt ſandte Itzcoatl ſeinen Enkel Montezuma Ilhuicamina, Sohn des Königs Huitzilihuitl, als Geſandten an Nezahualcojotl, ließ ihm durch dieſen Glück zu ſeinen Erfolgen wünſchen und das Bündniß mit ihm erneuern.

Montezuma Ilhuicamina, Schütze des Himmels, war einer der herzhafteſten Menſchen und mit ungewöhnlicher Leibesſtärke begabt, weshalb auch ſein Name durch einen den Himmel durchdringenden Pfeil bezeichnet wird. Obſchon er wußte, daß Maxlaton alle Verbindungswege zwiſchen Mexico und Tezcuco beſetzt hielt, gelangte er dennoch glücklich nach Tezcuco, ward aber auf dem Rückwege von dort

Digitized by Google

mit ſeinem geſammten Gefolge in einem Hinterhalt gefangen, entkam indeſſen durch Hülfe eines Freundes.

Maxlaton rüſtete ſich jetzt ernſthaft ſo wohl gegen Nezahualcojotl als auch gegen Mexico. Die Einwohner von Mexico waren äußerſt beſtürzt über die Nachricht, daß ein Krieg ihre Ruhe bedrohe, und beſtürmten ihren König mit Bitten, dem Maxlaton Friedensvorſchläge zu machen und, um ihn zur Gnade zu bewegen, durch die Prieſter den Nationalgott zu ihm tragen zu laſſen. Dieſe Bitten waren ſo ſtürmiſch und ſo drohend, daß Itzcoatl wider Willen ihnen Gewährung zuſagte. Da erzürnte Montezuma, warf dem Volke ſeine Feigheit vor und forderte den König auf andere Schritte einzuleiten, erbot ſich auch die Geſandtſchaft an Maxlaton zu übernehmen und dem Tyrannen Friedensvorſchläge auf anſtändige Bedingungen zu machen. Montezuma erſchien am Hofe von Azcapozalco und forderte, da Maxlaton auf keinen Frieden einging, im Namen von Itzcoatl den König zum Zweikampfe heraus. Er überreichte nämlich dem Tyrannen gewiſſe Waffen zu ſeiner Vertheidigung, ſalbte ſein Haupt, ſteckte einige Federn darauf, wie man bei verſtorbenen Perſonen zu thun pflegte, und fügte bei, daß die Verweigerung des Friedens ihm und ſeinem Volke den Untergang bringen werde.

Montezuma kam nun glücklich nach Mexico zurück, allein die Nachricht, daß nun doch ein Krieg ſtattfinden werde, brachte das Volk in ſolche Verzweiflung, daß es den König um Erlaubniß bat, die Stadt verlaſſen zu dürfen, denn es ſah den Untergang derſelben als gewiß an. Als ihm der König Muth und Hoffnung zum Siege einſprach, fragte es, was aus ihm werden ſolle, wenn Maxlaton ſiegen ſollte. Geſchieht das, erwiederte der König, ſo ſind wir ſofort verpflichtet, euch unſere Perſonen nach eurem Belieben zum Opfer zu überliefern. Das Volk erklärte darauf für ſich und ſeine Nachkommen, daß, wenn Itzcoatl als Sieger zurückkehre, es dem Könige einen Tribut zahlen, ihm und dem Adel die Felder beſtellen, die Häuſer bauen und bei einem Feldzuge Waffen und Gepäck tragen wolle. Dieſer Vertrag gab aber dem Adel aufs Neue ein größeres Anſehen und ſicherte ihm ſeine Stellung als die Kriegsmacht des Staates.

Montezuma wurde zum Anführer des Heeres ernannt und an Nezahualcojotl ein Bote mit der Aufforderung geſendet, baldigſt in Mexico einzutreffen, was auch der Prinz Tags vor der Schlacht ausführte. Endlich erſchien das Heer Maxlatons zahlreich und glänzend im Felde. Die Soldaten hatten ſich mit Goldplatten und Federn geſchmückt und erhoben auf dem Marſch ein Jubelgeſchrei, um ihren Muth ſchon aus der Ferne anzukündigen. Heerführer war Mazatl, denn Maxlaton blieb zu Azcapozalco in ſeiner Königsburg, obſchon er den Zweikampf angenommen hatte.

Die Heere naheten ſich und Itzcoatl gab das Zeichen zum Angriff auf einer kleinen Trommel, die über ſeiner Schulter hing. Von

beiden Seiten wurde den ganzen Tag hindurch mit unglaublicher Wuth gekämpft; als aber gegen Abend die Mexicaner bemerkten, daß der Feind immer friſche Verſtärkung an ſich zog, fiel ihnen der Muth und Montezuma ſo wie der König mußten Alles aufbieten, ſie in Ordnung zu erhalten. Endlich traf Montezuma auf den Anführer der Feinde und ſchmetterte denſelben mit einem Schlag auf den Kopf zu Boden und nun wichen die Völker des Tyrannen vom Platze. Die hereinbrechende Nacht machte dem Kampf ein Ende, jedes Heer zog ſich in ſeine Stadt zurück.

Mit Tagesanbruch erneuerte ſich die Schlacht und währte bis Mittag, wo endlich die Soldaten des Tyrannen in hellen Haufen und wilder Flucht davon ſtürzten. Die Mexicaner füllten das Feld mit Leichen bis ſie nach Azcapozalco kamen, in die Stadt und die Königsburg eindrangen, wo der Tyrann in einem Roſenbuſch ſich verſteckt hatte. Die Soldaten ſuchten und fanden ihn, ſchlugen ihn mit Stöcken und Steinen todt und warfen den Leichnam den Vögeln zur Speiſe aufs freie Feld. Maxlaton hatte drei Jahr ſelbſtſtändig geherrſcht; er ſtarb im J. 1425 nach Chr. G., gerade hundert Jahr nach der Gründung von Mexico.

Die Sieger plünderten darauf die Stadt Azcopozalco, zerſtörten die Häuſer und verbrannten die Tempel und die Bundesgenoſſen eroberten noch andere Städte. Die Tepaneken aber waren in die Gebürge geflohen und ſchickten, als der Hunger ſie hart bedrängte, eine Geſandtſchaft an Itzcoatl; ſie boten ſich ihm als Bundesgenoſſen und Vaſallen an, wenn man ihnen die Erlaubniß geben wollte, in ihre Heimath zurückzukehren. Itzcoatl nahm ſie gütig auf, verſprach ihnen ſie als ſeine Kinder zu halten und alle Pflichten eines Vaters gegen ſie auszuüben, wenn ſie ihre Treue halten würden; zugleich ſchwor er ihnen aber auch gänzliche Vertilgung, wenn ſie ihr Verſprechen brechen ſollten. Die Flüchtlinge kehrten darauf in ihre Familien zurück, bauten ihre Häuſer und blieben fortan Unterthanen von Mexico.

Itzcoatl kehrte darauf nach Mexico zurück und ordnete nun den Vertrag zwiſchen dem Volke und dem Adel weiter an, gab denen, welche im Kampfe ſich ausgezeichnet hatten, ſo wie den Tempeln große Landesgebiete und beſtrafte diejenigen, welche ſich feig benommen, durch Landesverweiſung. Dann ſtellte er öffentliche Luſtbarkeiten zur Feier des Sieges an.

Nochmals aber rückte Itzcoatl wieder aus, um die noch nicht unterworfenen Städte des Reiches von Maxlaton zum Gehorſam zu bringen, wobei ſich Montezuma ſehr auszeichnete. Dieſes Reich, deſſen Hauptſtadt Tlacopan, weſtlich von Mexico gelegen, gab er dem Prinzen Totoquihuatzin, einem Enkel des Tezozomoc, der mit ſeinem Oheim Maxlaton in keinem näheren Verkehr geſtanden hatte. Die Städte Cojohuacan, Azcapozalco, Mixcoac und andere wurden zum

Staate Mexico geſchlagen. Nezahualcojotl aber erhielt ſein altes väterliches Erbe Tezcuco.

So finden wir ſeit dem Jahre 1425 nach Chr. G. drei Reiche: das aztekiſche mit der Hauptſtadt Mexico, das chechemekiſche mit der Hauptſtadt Tezcuco und das Reich von Tacuba oder Tepenecan mit der Reſidenz Tlacopan, weſtlich von Mexico, welche eine enge Verbündung unter einander ſchloſſen. Totoquihuatzin, der neue König von Tacuba, erhielt ſein Reich unter der Bedingung, daß er jedesmal auf Verlangen dem Könige von Mexico mit allen ſeinen Truppen beiſtehen ſollte, wofür ihm der fünfte Theil aller dem Feinde abgenommenen Beuteſtücke zugeſagt wurde. Nezahualcojotl ging gleiche Verpflichtung ein und dafür ward ihm der dritte Theil der Beute zugeſagt, nachdem der Antheil des Königs von Tacuba abgezogen worden. Zwei Drittel waren dem Könige von Mexico beſtimmt. Beide Könige wurden außerdem zu Ehrenmitgliedern bei der Wahl der Könige von Mexico ernannt, um die durch das Wahlcollegium er Viermänner von Mexico getroffene Königswahl bekräftigen zu helfen. Dagegen war der König von Mexico gleichermaßen verbunden, beiden Königen im Nothfalle beizuſtehen, und dieſes merkwürdige Bündniß der drei Hauptſtaaten des Thales von Mexico dauerte ein ganzes Jahrhundert bis zum Falle aller drei Reiche durch die ſpaniſche Eroberung fort.

Itzcoatl zog nun alle diejenigen hervor, die in Mexico ſich durch Tapferkeit und Dienſttreue ausgezeichnet hatten, wobei er weniger auf ihre Geburt als auf ihr Verdienſt ſah und dadurch im ganzen Volke einen lebendigen Eifer rege machte.

Im Jahre 1426 ging Itzcoatl nach Tezcuco und ſetzte dem Prinzen Nezahualcojotl mit eigener Hand die Krone auf, eine Feierlichkeit, die mit der größten Pracht vollzogen wurde. Das Reich Acolhuacan war durch die Gewaltſamkeiten, welche der Ehrgeiz des Maxlaton hervorgebracht hatte, ſeit zwanzig Jahren in Verfall gerathen. Der neue König bemühte ſich die Geſetze wieder in Anſehn zu bringen und die alten Gebräuche wieder herzuſtellen. In der Schule des Unglücks groß gewachſen, hatte er gelernt die Umſtände zu prüfen, die Menſchen und ihre Abſichten zu durchſchauen und ſie nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen. Die Stellen der fünf oberſten Civilrichter beſetzte er mit erfahrenen Freunden, die im Unglück bei ihm ausgehalten; im Criminalſenat führten ſeine beiden Brüder, Prinzen von erprobter Rechtſchaffenheit, den Vorſitz, im Kriegsrath ſein Stiefſohn Icotihuacan, einer der dreizehn Edlen des Reiches. Er errichtete jene Academie der Wiſſenſchaften und Künſte, die wir ſchon oben kennen lernten, baute neue Tempel und beſetzte ſie mit Prieſtern, denen er die nothwendigen Einkünfte zu ihrem Unterhalt anwies, legte ſchöne Gärten und Luſthäuſer an und brachte in kurzer Zeit ſein Reich in den blühendſten Zuſtand.

Itzcoatl dagegen befeſtigte die Macht ſeines Reiches durch Unterwerfung der Xochimilken, Tlahuicas und anderer umliegenden Völkerſchaften und Städte, wobei Montezuma ſich vorzugsweiſe thätig bewies und die Mexicaner eine treffliche Schule in der Kriegskunſt hatten. So wurde z. B. die Stadt Cuitlahuac, die ſehr abgeſchloſſen auf einer kleinen Inſel des Sees von Chalco lag, durch einige Abtheilungen junger Leute, welche Montezuma beſonders eingeübt hatte, zu Waſſer angegriffen und in Zeit von ſieben Tagen unterworfen.

Itzcoatl ſtarb im J. 1436 in hohem Alter, nachdem er dem Vaterlande dreißig Jahr als Feldherr gedient und dreizehn Jahr als König regiert und ſein Volk aus dem Zuſtande der Unterwürfigkeit zum Mittelpunct eines dreifachen Staatenbundes erhoben hatte. Die Stadt Mexico wurde durch ihn mit neuen Gebäuden verſehen; er baute nach der Eroberung von Cuitlahuac einen Tempel für die Göttin Cihuacuatl und den großen Tempel des Kriegsgottes.

Die vier Wähler erhoben, da er keinen Bruder hinterlaſſen, ſeinen Enkel Montezuma einſtimmig auf den Thron. Die beiden verbündeten Könige beſtätigten die Wahl und ſandten freiwillig Ehrengeſchenke ein, Adel und Prieſterſchaft brachten ebenfalls ihre Glückwünſche dar und man ſtellte große öffentliche Freudenfeſte an. Bevor er jedoch zur Krönung ſchreiten ließ, unternahm er einen Kriegszug, um Gefangene für die vorgeſchriebenen Opfer zu erlangen. Dießmal zog er gegen die von Chalco, die ihn in früherer Zeit einmal als Geſandten gefangen genommen hatten. Er ſchlug ſie und brachte ſeine Gefangenen heim; an dem Tage der Feierlichkeit brachte man die Geſchenke von den eroberten Orten, Gold, Silber, Federn, Kleider, Früchte, und trug ſie in ſchönſter Ordnung feierlich auf. Bald darauf begann er den Bau eines großen Tempels im Stadtbezirke Huitznahuac von Mexico, wozu ihm die verbündeten Könige Hülfsarbeiter ſendeten. Dann brach ein großer Krieg mit Chalco aus. Der Herr von Chalco, Toteotzin, hatte zwei Prinzen von Tezcuco, welche mit geringem Gefolge in den dortigen Bergen jagden, aufheben, todtſchlagen, einſalzen und trocknen laſſen. Er ließ dann die Leichname in ſeinem Vorzimmer aufſtellen und Abends mit Fackeln beleuchten. Nezahualcojotl darüber aufs Tiefſte erſchüttert, rief ſeine Bundesgenoſſen um Hülfe an und es erfolgte nun ein großer Angriff auf Chalco, der mit einem vollſtändigen Siege der Verbündeten endigte. Toteotzin wurde hingerichtet, die Stadt geplündert und mit ihrem Gebiete dem mexicaniſchen Reiche einverleibt.

Nezahualcojotl verband ſich mit dem Hofe von Tacuba durch die Heirath der Prinzeſſin Matlalcihuatzin, welche ihm ſeinen Nachfolger Nezahualpilli gebar.

In Mexico fuhr Montezuma fort die Macht ſeines Staates durch Eroberungen nach allen Seiten hin auszubreiten und jede ſeiner Ehre angethane Beleidigung durch eine Unterjochung zu beſtrafen. So

fügte er die Staaten von Huaxtepec, Jauhtepec, Tepoztlan, Jocapichtla, Totolepan, Chilapan, die über 70 Stunden von Mexico entfernt lagen, und das große Land der Cuhuixcas ſeinem Reiche bei.

Mit dem Jahre 1446 begann eine Reihe von Unfällen, die den Montezuma jedoch keineswegs entmuthigten. Zuerſt wurde die Stadt Mexico überſchwemmt. Anhaltender Regen hatte den See ſo angeſchwellt, daß die ganze Stadt unter Waſſer ſtand, die Häuſer einſtürzten und die Straßen mit Kähnen befahren werden mußten. Montezuma wandte ſich an ſeinen erfahrungsreichen Bundesgenoſſen in Tezcuco, welcher den vier und eine halbe Stunde langen Damm angab, der mit Hülfe der Bundesgenoſſen in ſehr kurzer Zeit auch wirklich hergeſtellt wurde. Auf dieſe Ueberſchwemmung folgte eine Hungersnoth, da die Maisernte in den Jahren 1448 und 1449 in Folge heftiger Fröſte mißlang, 1450 aus Regenmangel ganz einging und 1451 wegen ſchlechter Beſchaffenheit des Samens mißrieth. Im Jahre 1452 ſtieg die Noth ſo ſehr, daß viele Menſchen ihre Freiheit für Lebensmittel verkauften, und Montezuma mußte ihnen geſtatten, ihren Lebensunterhalt in anderen Ländern zu ſuchen. Viele ſtarben, andere blieben für immer Sclaven, die Meiſten lebten nur von Waſſervögeln, Sumpfpflanzen, Inſecten und Fiſchen, die der See darbot. Endlich brachte das Jahr 1454 eine reichliche Ernte und die Noth hatte ein Ende.

Indeſſen hatte Atonalzin, ein Fürſt im Lande der Mixteken, ſich mit den Huexotzincas und der Republik Tlascala gegen Mexico verbunden, nachdem es ihm einmal gelungen, ein mexicaniſches Heer in die Flucht zu ſchlagen. Montezuma trat darauf mit einem ſehr großen Heere ins Feld und erweiterte ſein Gebiet aufs Neue.

Im Jahre 1457 kündigte er dem am mexicaniſchen Meerbuſen gelegenen Lande Cuetlachtlan den Krieg an. Es war ſehr ſtark bevölkert und ſtand in Beziehung zur Republik Tlascala, welche die Otomecas von dort vertrieben, ſich mit den Huexotzincas zum Schutze des Landes vereinigt hatte und an welche ſich auch die Republik Cholula anſchloß. Montezuma brachte mit Hülfe der ihm verbündeten Fürſten ein großes Heer zuſammen, welches auch einen glänzenden Sieg erfocht, 6100 Gefangene machte und das Land Cuetlachtlan dem mexicaniſchen Reiche unterwarf.

Die Republik Chalco zeigte fortwährend feindſelige Geſinnung gegen das aufblühende Reich von Mexico und ſuchte durch Neckereien, Gefangennehmung von edlen Mexicanern und dergl. Beleidigungen zu zeigen, daß ſie ſich für unabhängig halte. Endlich fingen die von Chalco einen Bruder Montezuma's und deſſen Gefolge und machten ihm den Vorſchlag, bei ihnen König zu werden. Nachdem er lange widerſtanden, erklärte er endlich, daß er auf ihr Anſuchen eingehen wolle, daß man aber, um die Feierlichkeit ſeines Auftretens zu erhöhen, auf dem Marktplatz einen der höchſten Bäume aufrichten und

oben mit einem Gerüſte verſehen möge, damit Jedermann ihn ſehen könne. Sie thaten, wie er verlangt und er beſtieg dann mit einem Blumenſtrauß in der Hand das Gerüſte und redete im Angeſicht einer unzähligen Volksmenge ſeine Begleiter alſo an: „Ihr wißt, tapfere Mexicaner, daß die von Chalco mich zu ihrem Könige verlangen; aber es mißfällt unſerem Gott, wenn ich unſer Vaterland bekriegen wollte. Ich ziehe es vor durch mein Beiſpiel zu zeigen, daß ich die Treue gegen mein Vaterland höher ſchätze als das Leben.“ Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich von dem Gerüſte herab.

Die Chalkeſen fielen ſofort über die anweſenden Mexicaner her und ermordeten dieſelben, Montezuma aber berief die Krieger und Bundesgenoſſen durch Feuerzeichen auf den Berggipfeln zuſammen und zog gen Chalco. Die Stadt ward im Sturm genommen, geplündert und dann ein Theil ihres Gebietes an tapfere mexicaniſche Officiere vertheilt.

Montezuma eroberte noch mehrere Landſchaften und Städte, ſo daß bei ſeinem Tode ſein Reich im Oſten bis an den mexicaniſchen Meerbuſen, gegen Südoſt bis in die Mitte von Mixtecan, gegen Süden über Chiapan hinaus, gegen Weſten bis zum Thale Tulaca, gegen Nordweſt bis ins Land der Otomies und nördlich ſo weit reichte, als das Thal von Mexico ſich ausdehnte.

Montezuma ſtarb im J. 1464 nach einer glänzenden Regierung von acht und zwanzig Jahren, nachdem er die Vornehmen zur Einigkeit ermahnt und den Wählern den Prinzen Axajacatl, Acamapitzins Sohn, zu ſeinem Nachfolger empfohlen hatte. Um Gefangene für das Krönungsfeſt zu erhalten, unternahm Axajacatl einen Feldzug gegen den an der Südſee gelegenen Staat Tecuantepec, der 100 deutſche Meilen von Mexico entfernt war. Er beſiegte dieſen Staat, ſo wie er auch noch andere dem Reiche einverleibte.

Im J. 1469 ſtarb einer der treueſten Freunde und Bundesgenoſſen des Staates Mexico, der König Toloquihuatzin von Tacuba, dem ſein Sohn Chimalpopoca folgte. Ein Jahr darauf, 1470, trat auch Nezahualcojotl, König von Acolhuacan, zu Tezcuco vom Schauplatze ab, der einer der ausgezeichnetſten Regenten geweſen war. Er war vorzugsweiſe bemüht, die Rechtsverhältniſſe im Innern feſtzuſtellen, und gab achtzig Geſetze, auf deren ſtrenge Handhabung er ſtets aufmerkſam war. Er befahl, daß kein Criminalproceß länger denn 80 Tage unerledigt bleiben ſolle, und aller 80 Tage wurde deshalb im königlichen Palaſt eine große Verſammlung der Richter und Angeklagten abgehalten. Für die Sicherheit des Eigenthumes, für Pflege der Armen, Wittwen und Waiſen, Alten und Kranken war er ſtets beſorgt. Wir lernten ſchon oben ſeine Freude am Studium der Natur und an der Dichtkunſt kennen und ſahen, wie er die Menſchenopfer, die Götzenbilder und die theils grauſamen, theils kindiſchen Lehren ſeiner Prieſter nach Gebühr würdigte, allein er war nicht im Stande, ſie, wie er wünſchte, zu beſeitigen. Seine Reſidenz war die

hohe Schule der feinen Sitte und Wiſſenſchaft, der Poeſie und Beredtſamkeit für ganz Anahuac.

Nezahualcojotl berief vor ſeinem Tode ſeine Söhne und bat ſie, den jüngſten Nezahualpilli als König anzuerkennen und, um Unordnungen zu vermeiden, ſeinen Tod eine Zeit lang geheim zu halten. Man gab vor, er werde eine lange Reiſe machen. Er ſtarb im 80. Jahre ſeines Alters, dem 44. ſeiner Regierung. Das Volk glaubte, als er endlich doch nicht wiederkehrte, daß zur Belohnung ſeiner Tugenden er unter die Götter verſetzt ſey.

Axajacatl hatte indeſſen von Seiten ſeines Schwagers, des Königs der Tlatelolcos, des tapfern Moquihuir, einen Angriff und Kampf auszuhalten; er war früher einer der treueſten Bundesgenoſſen von Mexico geweſen, bis der Ehrzeiz in ihm erwachte, ſelbſt Stifter eines großen Reiches zu werden. Er hatte alle mit der mexicaniſchen Krone unzufriedene Völker, die von Chalco und von andern öſtlich gelegenen Staaten, zu einem anſehnlichen Heere verſammelt. Er fiel fechtend in ſeinem großen Tempel, wohin er nach dem Verluſt der Schlacht ſich gerettet. Mit ihm hörte Tlatelolco auf ein ſelbſtſtändiger Staat zu ſeyn; es wurde dem mexicaniſchen einverleibt, nachdem es 118 Jahre unter vier Königen beſtanden.

Hierauf bekriegte Axajacatl die Matlatzincas im Thale von Toluca, dann die Staaten der Otomies, denen er 11,600 Gefangene abnahm. Er ſtarb im J. 1477, nachdem er vorzugsweiſe durch die Gewalt der Waffen und ſehr ſtrenge Handhabung der Gerechtigkeit ſeinem Volke nützlich geworden war.

Ihm folgte ſein älterer Bruder Tizok, der bis jetzt als Oberfeldherr dem Lande gedient hatte, aber nur fünf Jahre ſtreng und gerecht regierte. Er hatte eben den Entſchluß gefaßt einen coloſſalen Tempel zu bauen, auch die Materialen herbeigeſchafft, als er durch Meuchelmord einiger Vaſallen im J. 1482 fiel. Nachdem man die Mörder entdeckt und beſtraft hatte, wurde

Ahuitzotl als König ausgerufen, ein Bruder der beiden vorigen Regenten, welcher vorher ebenfalls den Oberbefehl über das Heer geführt hatte. Mittlerweile hatte König Nezahualpilli zwei mexicaniſche Prinzeſſinnen geheirathet und ſo wurde das gute Verhältniß unter den Bundesſtaaten immer mehr befeſtigt.

Der Bau des großen Tempels von Mexico hatte raſchen Fortgang und Ahuitzotl unternahm fortwährend Feldzüge gegen entfernte Nationen, namentlich die weſtlich gelegenen Mazahuas und die ſüdöſtlichen Zapotecas, um Gefangene für das Einweihungsfeſt zuſammenzubringen. Im Jahre 1486 fand dieſe Feierlichkeit wirklich ſtatt; ſie dauerte vier Tage und es wurden dabei 72,344 — Menſchen von den Prieſtern geſchlachtet. Die Opfermenſchen waren in zwei Reihen, jede dreiviertel Stunde lang, aufgeſtellt. Die Regierung des Ahuitzotl war eine ununterbrochene Kette von Kriegen und Feldzügen, in deren

letztem er bis Guatimala vorgedrungen war. Ahuizotl war heiteren Gemüthes, Freund der geſelligen Freuden, der Muſik und der Frauen, deren er ſich eine namhafte Anzahl in ſeinem Palaſte hielt. Er ſtarb im J. 1502, nachdem der König Chimalpopoca von Tacuba ſchon 1487 geſtorben und ihm Totoquihuatzin in der Regierung gefolgt war.

Da Ahuizotl keinen Bruder hinterließ, mußte man den Reichsgeſetzen gemäs unter ſeinen Brudersſöhnen wählen, deren eine ziemliche Anzahl vorhanden war. Aus ihm wählte man den Montezuma Xocojotzin, der ſich in mehreren Schlachten als Heerführer ausgezeichnet hatte, dem Prieſterſtande ebenfalls angehörte und ſich durch ernſte, ſtille und bedachtſame Handlungsweiſe von anderen unterſchied.

Als Montezuma vernahm, daß er zum König gewählt worden, begab er ſich nach dem Tempel, als fühle er ſolcher Ehre ſich nicht würdig. Die Edelleute, welche dort erſchienen, um ihm ſeine Wahl zu verkündigen, fanden ihn, wie er den Fußboden des Tempels abkehrte. Nach den gewöhnlichen Ceremonien hielt der verbündete König Nezahualpilli folgende Rede:

„Das Glück der mexicaniſchen Monarchie zeigt ſich offenbar in Deiner einſtimmigen Wahl und dem außerordentlichen Beifall, womit ſie durchgängig aufgenommen worden. Alle haben auch in der That Urſache, ihre Freude darüber an den Tag zu legen, denn das Königreich Mexico iſt zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß keine geringere Herzhaftigkeit, als Deine unüberwindliche Seele beſitzt, und keine geringere Wiſſenſchaft dazu gehört, als die wir in Dir bewundern, um eine ſo große Laſt zu tragen. Die Liebe des allmächtigen Gottes dieſer Nation iſt offenbar, indem er ſie dergeſtalt erleuchtet, daß ſie dasjenige, welches ihr am zuträglichſten iſt, unterſcheiden und wählen kann. Muß ſich nicht ein Jeder überzeugen, daß derjenige, welcher als Privatmann in die Geheimniſſe des Himmels einzudringen verſuchte, jetzt als König auch Alles, was irdiſche Dinge betrifft, und den glücklichen Zuſtand ſeiner Unterthanen befördert wiſſen wird? daß derjenige, welcher bei ſo vielen Gelegenheiten die Größe ſeiner Seele gezeigt hat, ſie auch jetzt, da er ihrer am meiſten bedarf, behalten wird? Wer kann glauben, daß Wittwen und Waiſen ſich an den ohne Hülfe zu finden wenden werden, der ſo viel Muth und Kenntniſſe beſitzt? Das mexicaniſche Reich hat ohne Zweifel ſeine größte Höhe erreicht, da der Schöpfer des Himmels Dich mit ſo vielem Anſehen begabt hat, daß Alle, die Dich mit Furcht und Ehrerbietung anſehen, dadurch begeiſtert werden. Freue Dich alſo, glückliches Land, daß Du einen Fürſten haſt, der nicht nur Deine Stütze iſt, ſondern auch durch ſeine Gnade ein Vater und Bruder der Unterthanen ſeyn wird. Du haſt einen König, der ſich nicht ſeiner Erhöhung bedienen wird, um zu ſchwelgen, träge im Bette zu liegen

und ſich weibiſchen Vergnügungen zu überlaſſen. Seine Fürſorge für Dich wird vielmehr in den ſanfteſten Stunden der Ruhe ſeinen Buſen beruhigen. Er wird ſich nicht an Leckerbiſſen vergnügen, unterdeſſen Dein Wohlſtand unterdrückt wird. Du aber, edler Monarch und großer Fürſt, ſey feſt überzeugt und verlaſſe Dich darauf, daß der Schöpfer des Himmels, der Dich ſo hoch erhoben hat, Dir auch Stärke verleihen wird, um Dich aller damit verknüpften Verbindlichkeiten zu entledigen. Er, der ſich bisher ſo freigebig gegen Dich bewieſen hat, wird jetzt mit ſeinen koſtbaren Gaben nicht ſparſam ſeyn, da er Dich ſelbſt auf den Thron geſetzt hat, deſſen Beſitz ich Dir viele glückliche Jahre hindurch anwünſche."

Dieſe Rede, zugleich ein Muſter altmexicaniſcher Eleganz, hörte Montezuma mit der größten Aufmerkſamkeit an und ward dadurch ſo gerührt, daß er dreimal zur Antwort anſetzte, allein vor Thränen kein Wort hervorbringen konnte. Nachdem er ſich wieder gefaßt, dankte er mit wenig Worten für das ihm geſpendete Lob, ſprach aus, daß er ſich ſo hoher Ehre kaum für würdig erachte. Nachdem er auch die anderen Glückwünſchungsreden vernommen, begab er ſich in den Tempel, um daſelbſt vier Tage zu faſten, und kehrte dann von da aus mit großem Gepränge in den königlichen Palaſt zurück.

Um nun die zur Krönungsfeier nothwendigen Gefangenen zu erwerben, trat er ſodann einen Feldzug gegen die Atlixcheſen an, die kurze Zeit vorher rebellirt hatten. Der Feldzug endete mit Unterwerfung dieſer Nation und es begannen nun überaus glänzende Feſte, zu welchen die Zuſchauer auch aus der Fremde ſich einfanden, welche auf des Königs Befehl alleſammt bewirthet wurden und für welche er noch Schaugerüſte aufrichten ließ.

Seine erſte Handlung war, daß er den Tlitrochitl, der ſich unter ſeinen Vorgängern durch hohe Tapferkeit ausgezeichnet hatte, mit dem Staate Tlachancho belohnte. Bald aber zeigte Montezuma, daß die demüthigen Thränen, womit er auf die Lobesreden bei ſeiner Wahl geantwortet, nur die heuchleriſche Hülle einer gränzenloſen Eitelkeit und Hoffahrt geweſen. Er führte jenes koſtſpielige Ceremoniell ein, das wir oben (S. 63.) bereits kennen gelernt haben und deſſen Zweck nicht das Wohl der geſammten Nation, ſondern nur die Herrſchſucht und der Hochmuth des neuen Herrſchers war. Zur Stütze ſeiner ehr- und genußſüchtigen Zwecke erwählte er ſich den Adel, den er zum Theilnehmer derſelben machte und dadurch enger ſich verband. Die meiſten Vorfahren des Montezuma, ſo wie der große Nezahualcojotl von Acolhuacan hatten das Verdienſt belohnt, in welchem Stande ſie daſſelbe gefunden; Montezuma mißbilligte dieſe Handlungsweiſe und erklärte offen, man dürfe nur dem Adel hohe Aemter übertragen, weil die Bürgerlichen durch niedere Geburt und ſchlechte Erziehung zu jeder höheren Stelle untüchtig ſeyen. Er bethätigte dieſe Grundſätze dadurch, daß er alle Bürgerlichen der Aemter entſetzte, welche ſie von

ſeinen Vorfahren erhalten hatten. Ein kluger alter Mann ſtellte ihm vergebens vor, daß er durch ein ſolches Verfahren die Gemüther aller Bürgerlichen und des größten Theiles der Nation von ſich abwendig machen werde. Der ganze Hofſtaat beſtand aus Edelleuten. In Mexico wie in Europa war der Adel urſprünglich die Nachkommenſchaft der aus den Urgebürgen Hochaſiens entſproſſenen Eroberer und das Volk beſtand aus der paſſiven Landes-Eingeborenſchaft; allein zur Zeit des Montezuma war der Adel eben ſo wenig mehr die reine Nachkommenſchaft jener dem activen Menſchenſtamm angehörenden Eroberer, als in Deutſchland ſchon im Zeitalter der Ottonen. Beide Raſſen hatten ſich ſchon dergeſtalt vermiſcht, daß die Geburt und Herkunft kaum einen großen Einfluß auf die geiſtigen Kräfte und Anlagen der Individuen geübt haben dürften, obſchon in den entfernteren Gegenden des Reiches, wo die Herrſcher weniger zahlreich und weniger lange ſich aufgehalten, auch weniger actives Element in die paſſive Maſſe eingedrungen ſeyn mochte.

So umgab ſich Montezuma mit einer adlichen Mauer und einem Ceremoniell, das höchſt lächerlich und kindiſch geweſen ſeyn würde, wenn es nicht mit barbariſcher Strenge gehandhabt worden wäre und die Kräfte der Nation zu ſehr in Anſpruch genommen, dadurch aber den Wohlſtand des Staates außerordentlich erſchüttert hätte. Dieſer ungeheure Hofſtaat, die Schaaren von Dienern und Concubinen, dann die Erhaltung der Paläſte und Gärten verſchlangen die Erzeugniſſe des Landes und des Gewerbfleißes der Nation.

Außer dem Adel benutzte er auch die Religion als Mittel ſeines herrſch- und ehrſüchtigen Egoismus. Während Nezahuacojotl den großen und gütigen Schöpfer der Erde dadurch zu ehren ſtrebte, daß er die Vernunft, die er von ihm empfangen, zum Studium der Natur, zu ſeiner ſittlichen Veredlung, zur Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe, zur Förderung des Wohlſtandes der ganzen Nation anwendete und deshalb die blutigen Menſchenopfer beſchränkte — that Montezuma das Gegentheil.

Er baute mehrere Tempel, opferte ſelbſt ſehr fleißig und beobachtete die eben ſo grauſamen als unſinnigen Aeußerlichkeiten mit der peinlichſten Genauigkeit. Er hielt ängſtlich und ſtreng darauf, daß die Tempel und namentlich der große Tempel von Mexico ſtets in gutem Stande und ſauber erhalten wurden. Durch den ſteten Umgang mit den Prieſtern und durch die zeitraubende Beſchäftigung mit den Ceremonien verlor er die Freiheit ſeiner Seele; er gab ſich dem Glauben an die Vorbedeutung gewiſſer Erſcheinungen und an die Orakelſprüche der Prieſterſchaft hin und erdrückte ſo die edleren Regungen von Pflicht und Gewiſſen.

Daher wachte er aber auch mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit auf genaue Vollſtreckung ſeiner Befehle, die er oft mit den Geſetzen des Reiches verwechſelte. Dieſe abergläubiſchen Ceremonien, die ſteten ſinn-

lichen Genüſſe, denen er ſich hingab, konnten ihm nicht die Ruhe und die Zufriedenheit des Gemüthes gewähren, welche nur das Bewußtſeyn redlichen Willens und der erfüllten Pflicht dem Menſchen verſchaffen. Daher wurde er mißtrauiſch. Oft ſetzte er die Rechtſchaffenheit der Beamten durch heimlich überſandte Geſchenke auf die Probe und wenn ſie in die Falle eingingen, wurden ſie, ohne Anſehn der Perſon, auf das grauſamſte beſtraft. Vertrauen war ihm fremd.

Um die Menſchen von der Ueberlegung ihrer Lage abzuziehen, ſuchte er ſie ſtets in angeſtrengteſter Thätigkeit zu erhalten. Die Soldaten wurden durch ununterbrochene Uebungen ermüdet oder zu Bearbeitung der Felder und Erbauung der Häuſer verwendet; am tollſten aber war die Anordnung, daß die Bettler, um nicht ganz ohne Beruf und Beſchäftigung zu bleiben, zu beſtimmter Zeit eine gewiſſe Menge jenes Ungeziefers einliefern mußten, welches ein Erzeugniß der Unreinlichkeit iſt.

Das Volk kam ſo in den Zuſtand des Elendes, der Unzufriedenheit und der Entwürdigung. Die großen Laſten, die er demſelben auflegte, entfremdeten ihm die Gemüther. Dagegen ſuchte er ſich die höchſten Staats- und Kriegsbeamten durch Wohlthaten zu gewinnen, die er mit vollen Händen ausſpendete. Die Soldaten gewann er ſich dadurch, daß er in der Stadt Acolhuacan ein Invalidenhaus anlegte, wo die Verarmten, Alten und Krüppel gute Verpflegung fanden.

Den verderblichſten Einfluß aber übte Montezuma auf den Adel durch das Beiſpiel einer üppigen, ſchwelgeriſchen Lebensart und die ehrloſe Stellung, die er dem weiblichen Geſchlechte anwies. Der König hatte außer ſeinen Gemahlinnen eine Anzahl Concubinen, die er an ſeine Lieblinge verſchenkte, ſobald er derſelben überdrüſſig war. Die Edelleute ahmten dieſes Beiſpiel nach und es mußte daher ein Druck der ganzen niedern Schichten der Geſellſchaft erfolgen; die verſchiedenen einzelnen Theile der Nation wurden ſich dadurch immer mehr entfremdet, ja feindſelig einander gegenübergeſtellt. Die Nation hörte auf ein innig zuſammenhaltendes Ganzes zu bilden, unſtreitig das größte Unglück, das einem Volke widerfahren kann, da es unmittelbar einer vollkommenen Auflöſung des Ganzen vorausgeht.

Montezuma war übrigens darauf bedacht, ſich auch nach Außen geltend zu machen, und er brachte gleich zu Anfang ſeiner Herrſchaft die Staaten von Tlachequiaucho und Achiotlan zu Gehorſam. Einem ſo argen Tyrannen, als Montezuma war, konnte ein Staat unmöglich als Nachbar erfreulich ſeyn, der, wie die Republik Tlascala, denjenigen Mexicanern als Freiſtatt diente, die ſo glücklich waren dem Drucke, der ſie in ihrer Heimath traf, zu entfliehen.

Es bedurfte daher nur geringer Anregung bei Montezuma, um Tlascala mit offenem Kriege anzugreifen. Tlascala hatte ſich nie dem Bunde der drei Staaten des Thales von Mexico angeſchloſſen,

ob es ſchon dem edlen Nezahualcojotl eine gaſtliche Freiſtätte gewährt hatte. Tlascala hatte ſich an der Küſte des mexicaniſchen Meerbuſens ein Gebiet erworben, weil es von dort aus ſich mit Cacao, Baumwolle und Salz verſorgen mußte; dazu kam, daß der größte Theil jener Küſte urſprünglich von Tlascala aus bevölkert worden war. Die Huerotzinken und Cholulaner waren ehedem Bundesgenoſſen der Tlascalaner geweſen, hatten ſich aber dem mexicaniſchen Reiche unterwerfen müſſen. Dieß mußte Tlascala dem mexicaniſchen Reiche immer mehr entfremden. Es hatte ſich daher durch tüchtige Verſchanzungen nach dieſer Seite vor Ueberfällen geſchirmt. Auch die Mexicaner hatten Gegenverſchanzungen angelegt, von wo aus ſie den Handelsverkehr der Tlascalaner mit der Küſte beunruhigten. Dieſe wendeten ſich daher noch zur Zeit des Axajácotl, der im J. 1468 die Huerotzinken beſiegt hatte, nach Mexico und verlangten Abſtellung dieſer Störungen. Man antwortete ihnen: „Der König von Mexico ſey Herr der ganzen Welt, alle Sterbliche aber ſeine Vaſallen und als ſolche müßten die Tlascalaner ihm unterwürfig ſeyn und ihm nach dem Beiſpiele anderer Nationen einen Tribut bezahlen; wollten ſie ſich dazu nicht bequemen, ſo würden ſie ohne Gnade umkommen, ihre Stadt geplündert und einem anderen Volke eingeräumt werden.“ Auf dieſe hochmüthige Rede erwiderte der Geſandte ganz angemeſſen: „Mächtige Herren, Tlascala iſt euch keine Unterwerfung ſchuldig; die Tlascalaner haben nie irgend einen Tribut bewilligt, ſeitdem ihre Vorfahren ihren ehemaligen Wohnplatz im Norden mit dem jetzigen Lande vertauſcht haben. Sie haben jederzeit ihre Freiheit behauptet und ſind der Sclaverei, womit ihr ſie bedroht, nicht gewohnt. Ehe ſie ſich eurer Gewalt unterwerfen, wird es mehr Blut koſten, als eure Väter in der berühmten Schlacht bei Pojauhtlan vergoſſen haben.“

Die Tlascalaner waren fortan ſehr auf ihrer Huth, da ſie wohl einſahen, daß der Ehrgeiz der mexicaniſchen Staatshäupter ihren Wohlſtand und ihre Selbſtſtändigkeit nicht eben mit günſtigen Blicken betrachten konnte. Sie verſtärkten ihre Landwehren und Schanzen, bauten eine drei Stunden lange Mauer an dem gefährlichſten Theile der Gränze und ſchlugen alle Angriffe der Huerotzinken, Cholulaner und anderer dem mexicaniſchen Reiche unterthänigen Völker zurück.

Mexicaner, welche in ihrer Heimath bedrückt waren, wurden in Tlascala freundlich aufgenommen, eben ſo Leute aus Chalco und viele Otomies, die von Mexico bekriegt ſich nicht unterwerfen wollten. Die Otomies wurden beſonders an die Gränzen geſtellt und durch Ehrenleiſtungen für ihre tapfern Thaten von der Republik belohnt.

Beachtenswerth iſt, daß einige von Adel in Tlascala einen geheimen Verkehr mit dem Adel von Mexico unterhielten und von letzterem namentlich Salz bekamen, deſſen Einfuhr die Mexicaner ſehr hinderten.

So ſtanden die Sachen, als Montezuma II. den Thron von Mexico beſtieg. Er befahl, daß die Huexotzinken und Cholulaner ihre Heere ſchlagfertig machen und als die nächſten Nachbarn der Republik einen Angriff auf dieſelbe unternehmen ſollten. Tecajahuatzin, Oberherr von Huexotzinco, war Anführer. Dieſer nahm zunächſt zur Liſt ſeine Zuflucht. Er wandte ſich an die Einwohner von Huejotlipan und an die Otomies, die Gränzbewohner des tlascalaniſchen Gebietes, mit heimlichen Beſtechungen; allein dieſe erklärten, daß ſie ihr Leben mit Freuden zur Vertheidigung ihrer republicaniſchen Freiheit aufopfern würden.

Nun brach Tecajahuatzin mit Gewalt los und fiel mit ſolcher Wuth in das Gebiet von Tlascala, daß die Gränzbeſatzung weichen mußte und er geraden Wegs bis Tlascala vordringen konnte. Die Republicaner waren aber ſchon ins Feld gerückt unter Anführung des berühmten Generals Tezatlocatzin. Es kam zur Schlacht; der tlascalaniſche General fiel zwar, aber die Tlascalaner nöthigten den Feind dennoch zum Rückzug und von nun an fanden bis zur Ankunft der Spanier ununterbrochene Kämpfe zwiſchen Tlascala und ſeinen mexicaniſch geſinnten Nachbarn von Huexotzinco und Cholula ſtatt. Das Kriegsglück ſchwankte wohl zuweilen, allein die Tlascalaner leiſteten doch ſtets trefflichen Widerſtand und machten immer von Zeit zu Zeit gute Beute. Sie ſchlugen auch einmal das Heer, welches Montezuma gegen ſie geſandt hatte. Endlich aber hätten ſie gewiß der überlegenen Macht von Mexico erliegen müſſen, wenn Montezuma ernſtlich gewollt hätte. Allein Mexico hatte ein Volk nöthig, bei welchem es von Zeit zu Zeit die bei den Opfern erforderlichen Menſchen holen konnte, und deshalb ließ man einen Staat beſtehen, deſſen Regierungsform ganz von der ſeinigen abwich.

Im Jahre 1505 wurde das mexicaniſche Reich in Folge anhaltender Dürre von einer großen Hungersnoth heimgeſucht. Der König öffnete jetzt ſeine Vorrathshäuſer und vertheilte Alles, was darin aufgehäuft lag, was aber freilich nicht lange widerhielt, ſo daß er zuletzt doch die Erlaubniß zur Auswanderung in entferntere Gegenden gewähren mußte. Die trockene Jahreszeit wurde übrigens zur Vergrößerung des Dammes durch den See von Chapoltipec nach Mexico benutzt. Während der nach glücklicher Vollendung dieſer Arbeiten angeſtellten Luſtbarkeiten ſchlug der Blitz in den großen Tempel von Zomolli.

Die Tlascalaner waren nicht die einzigen, welche die Regierung des Montezuma beunruhigten; auch bei den Nationen, die dem Reiche ſchon längere Zeit unterworfen waren, kamen Aufſtände vor. So empörten ſich die Mixteken und Zapoteken und ihr Adel ſtand dabei an der Spitze. Montezuma ſendete ein Heer gegen ſie aus, das die Rebellen ſchlug, die Anführer zu Gefangenen machte und die Städte plünderte.

Bald darauf entſtand ein Streit zwiſchen denen von Huerotzinco und Cholula, wobei die letztern den kürzeren zogen. Faſt jedes Jahr war durch irgend einen Feldzug bezeichnet, nur das Jahr 1506, wo das große Säcularfeſt ſtattfand, ſcheint friedlich verſtrichen zu ſeyn.

Mit dem Jahre 1507 begann eine Reihe Unglücksfälle, welche das argwöhniſche und abergläubige Gemüth des Königs mit banger Furcht erfüllten. Das erſte war das Schickſal eines nach Ancatla beſtimmten Heeres, das bei dem Uebergang über ein Gebürge durch Stürme und Kälte faſt vernichtet wurde, das zweite die Erſcheinung eines Cometen. Montezuma wendete ſich an ſeine Sterndeuter und als dieſe ihm keine befriedigende Auskunft geben konnten, an ſeinen Verbündeten Nezahualpilli in Tezcuco, obſchon er mit demſelben nicht im beſten Vernehmen ſtand. Montezuma ladete ihn ein nach Mexico zu kommen. Nezahualpilli kam auch und that endlich nach langen Berathſchlagungen den Ausſpruch: „daß der Comet die Ankunft eines fremden Volkes bedeute, welches dem Reiche großes Unglück bringen werde.“

Montezuma erſchrak, begnügte ſich jedoch ſeinem argwöhniſchen Character gemäs nicht damit, ſondern verlangte, der König ſolle mit ihm ein Ballſpiel vornehmen; gewönne daſſelbe Nezahualpilli, ſo wolle er deſſen Ausſpruch für wahr halten. Die Könige ſpielten, der König von Tezcuco gewann das Spiel und Montezuma war untröſtlich. Er entſchloß ſich endlich noch anderweite Auslegung zu finden und wandte ſich an einen berühmten Aſtrologen, der in Mexico lebte und in hohem Anſehn ſtand. Als nun dieſer die frühern Ausſprüche beſtätigte, gerieth Montezuma in ſolche Wuth, daß er die Wohnung des Wahrſagers einreißen und den Unglücklichen unter den Trümmern derſelben begraben ließ.

Allein nicht lange darauf wurde die Seele des Montezuma durch eine ſeltſame Begebenheit nur in noch tiefere Unruhe verſetzt. In ſeinem Palaſte lebte ſeine Schweſter Papantzin, die Wittwe des Statthalters von Tlatelolco. Sie ſtarb im J. 1509 und wurde ſehr feierlich in einer Grotte des Gartens am Palaſte in Tlatelolco, nahe an dem Brunnen, wo ſie zu baden pflegte, beſtattet. Die Grotte wurde mit einem Steine verſchloſſen. Nächſten Tages ging ein Kind an der Grotte vorüber und ſah die Prinzeſſin am Rande des Brunnens ſitzen, ward auch von ihr namentlich angerufen. Da das Kind vom Tode der Prinzeſſin nichts vernommen hatte, glaubte es, dieſe wolle ſich eben baden, trat furchlos hinzu und nahm den Auftrag, die Oberhofmeiſterin zu rufen, harmlos an. Ob nun gleich dieſe Dame die Sache unglaublich fand, ſo begab ſie ſich doch an den Brunnen und ſank bei dem Anblick der verſtorbenen Fürſtin ohnmächtig zuſammen; dann eilte ſie nach Hauſe und holte ihre Mutter und zwei andere Damen herbei und nun bat die Prinzeſſin, daß man ihrem Bruder ihr Wiederaufleben berichten möge. Da jedoch der Haushof-

meiſter deshalb Bedenken trug, ſo ſandte ſie ihn an Nezahualpilli, der ſich auch ſogleich nach Tlatelolco begab und die Erſtandene voll Staunen begrüßte. Nun meldete der König von Acolhuacan das ſeltſame Ereigniß an Montezuma, der anfangs ungläubig, endlich doch mit einem Theile des Adels zu ſeiner Schweſter ſich begab, welche dann, nachdem ſie verſichert, daß ſie wirklich Papantzin ſey, Folgendes erzählte: „Nach meinem Tode, oder wenn Du vielleicht nicht glaubſt, daß ich todt geweſen, nachdem ich ohne Empfindung oder Bewegung blieb, fand ich mich auf einmal in eine weite Ebene verſetzt, deren Gränze ich nicht abſehen konnte. In der Mitte bemerkte ich einen Weg, der ſich nachgehends in viele Fußſteige zertheilte; auf der einen Seite ſtrömte ein großer Fluß mit fürchterlichem Geräuſch. Als ich nach dem Fluß ging, um hinüber zu ſchwimmen, ward ich vor mir einen ſchönen Jüngling von edler Bildung in einem langen ſchneeweißen und wie die Sonne ſtrahlenden Gewande gewahr. Er hatte Flügel von ſchönen Federn und an der Stirne dieſes Zeichen (hier machte ſie das Zeichen des Kreuzes), faßte mich bei der Hand und ſagte: halt, es iſt noch nicht Zeit über den Fluß zu gehen, Gott liebt Dich, ob Du es gleich nicht weißt. Darauf führte er mich längs des Fluſſes hin und ich bemerkte an den Ufern eine große Menge von Hirnſchädeln und Menſchenknochen, hörte auch ein ängſtliches Stöhnen, welches mich ungemein rührte. Indem ich meine Augen nur auf den Fluß heftete, ſah ich etliche große Schiffe mit Menſchen angefüllt, die eine ganz andere Farbe und Kleidung als die unſrigen hatten. Sie waren ſchön, hatten eine Fahne in der Hand, trugen Helme auf den Köpfen und hatten Bärte. Ein Jüngling ſagte darauf: Es iſt Gottes Wille, daß Du leben ſollſt, um Zeuge von den großen Veränderungen in dieſen Reichen zu ſeyn. Das Stöhnen, das Du vernimmſt, iſt von den Seelen Deiner Vorfahren, welche auf ewig für die begangenen Miſſethaten gequält werden. Die, welche in den Schiffen ankommen, ſind diejenigen, welche ſich durch ihre Waffen zu Herren von allen dieſen Reichen machen werden; mit ihnen wird zugleich die Kenntniß des wahren Gottes, des Schöpfers von Himmel und Erde eingeführt werden. Nach Endigung des Krieges und wenn das Bad, welches von allen Sünden reinigt, bekannt gemacht ſeyn wird, ſollſt Du es zuerſt empfangen und durch Dein Beiſpiel die Eingebornen zur Nachfolge reizen. Nach Endigung dieſer Rede verſchwand der Jüngling und ich fand mich wieder lebendig. Ich ſtand von meinem Lager auf, ſchob den Stein von meinem Grabe weg und ging heraus in den Garten, wo mich meine Leute fanden."

Dieſe Erzählung trägt freilich den kräftigen Stempel nachträglicher grober Ausſchmückung, obſchon ſie in mexicaniſchen Handſchriften dargeſtellt war, auch ein legaler Bericht davon an den Hof von Madrid geſandt wurde. Letzterem wurde indeſſen in jener Zeit noch viel Unſinnigeres zu glauben zugemuthet. Allein — abgeſehen von

der den damaligen Begriffen der Mexicaner geradezu unmöglichen Vorstellung eines kreuztragenden Engels, iſt es doch nicht unwahrſcheinlich, daß der weiſe Nezahualpilli und die beſſergeſinnten das Wohl des Vaterlandes im Herzen tragenden Edelleute von Mexico durch derartige Auslegungen natürlicher Begebenheiten auf den König Montezuma einzuwirken ſuchten, der ſich immer mehr von der Stimme der geſunden Vernunft und des Gewiſſens entfernte und dadurch dem Reiche innere Zerwürfniſſe bereitete. Wahrſcheinlich hatte man das ganze Schauſpiel in ſolcher Abſicht angeſtellt und dazu eine Perſon auserſehen, welche Verſtand und guten Willen hatte, darauf einzugehen, auch einen Ort auserſehen, der nicht in der unmittelbaren Nähe des Königs gelegen war. Dieſer Vorfall verfehlte auch in der That nicht einen gewaltigen Eindruck auf den König hervorzubringen, obſchon der eigentliche Zweck durchaus nicht erreicht wurde. Montezuma erſtarrte vor Entſetzen und begab ſich ſogleich in einen ſeiner Paläſte, der zum Aufenthalte bei betrübenden Ereigniſſen beſtimmt war, ohne von ſeiner Schweſter oder irgend einem der Anweſenden Abſchied zu nehmen. Einige Schmeichler ſuchten ihm die trüben Gedanken zu verſcheuchen und zu bereden, daß die Prinzeſſin verrückt ſey. Er vermied es ſie wieder zu ſehen und Papatzin lebte noch viele Jahre eingezogen und ward allerdings 1524 in Tlatelolco getauft und Donna Maria Papantzin genannt.

Die Vorbedeutungen aber hörten nicht auf. Im J. 1510 brannten in einer ſtillen heitern Nacht auf einmal die Thürme des großen Tempels von Mexico an. Der König ſuchte den Zorn der Götter durch großartige Anſtrengungen für ihren Dienſt und zahlreiche Menſchenopfer zu beſänftigen. Er ließ deshalb einen Stein von ungeheurer Größe aufſuchen, weil ihm der bisher gebrauchte Opferaltar zu klein war, und man fand in der Nähe von Cojaacan einen ſolchen. Er wurde zugehauen und geſchliffen und ſodann nach Mexico geſchafft. Eine große Anzahl Menſchen wurden vorgeſpannt und ſie brachten ihn auch glücklich bis an die Brücke über einen Canal am Eingange der Stadt. Als der Stein auf die Brücke kam, brach ſie unter der ungeheuern Laſt zuſammen und einige Menſchen, worunter der eben räuchernde Oberprieſter, ſtürzten mit dem Stein ins Waſſer. Der König und alle Anweſende waren über dieſes neue Unglück außerordentlich beſtürzt. Der Stein ward indeſſen aus dem Waſſer gehoben und auf den Tempel gebracht. Die Einweihung deſſelben war eines der größten Feſte, die jemals in Mexico gefeiert worden; man hatte eine große Anzahl Gefangene dazu geſammelt und da man in demſelben Jahre noch zwei andere Tempel weihete, belief ſich die Anzahl der bei dieſen drei Feſten geſchlachteten Opfer auf nicht weniger als zwölftauſend zweihundert und zehn Menſchen.

Der Zorn der Götter war aber noch nicht beſänftigt, denn ſchon im J. 1511 entſtand in dem See von Mexico eine ſo heftige Bewe-

gung, daß viele Häuſer in der Stadt Mexico umgeriſſen wurden, ohne daß man die Urſache weder in einem Sturm noch in einem Erdbeben finden konnte. Auch ſah man in der Luft Männer, die mit Waffen kämpfend einander anfielen.

Montezuma fuhr in ſeiner gewohnten Lebensweiſe fort und ſandte ſeine Heere nach allen Seiten aus, um entfernte Völker zu bekämpfen, zu unterjochen und ſeinem Reiche einzuverleiben, nachdem er die Blüthe derſelben auf ſeinen Opferaltären hingeſchlachtet hatte. Das mexicaniſche Reich erlangte dadurch einen bedenklichen Umfang.

Im J. 1516 ſtarb nun auch König Nezahualpilli, der in ſeinem ganzen Leben und Wandel wie in ſeiner Geſinnung der gerade Gegenſatz von Montezuma II. geweſen war. Nachdem er 45 Jahre in Tezcuco auf dem Throne geſeſſen, ermüdete er, betrübt über den innern Verfall des Reiches, an deſſen Geſchick ja auch das ſeines eigenen Staates geknüpft war. Er übergab die Regierung ſeinen beiden Söhnen und zog mit ſeiner Geliebten, Xocotzin, auf ſein Luſtſchloß zu Tezcotzinco; hier vergnügte er ſich mit der Jagd und Nachts mit Betrachtung der Geſtirne, für welchen Zweck er ſich eine eigene kleine Sternwarte errichten ließ, die noch 100 Jahr ſpäter zu ſehen war. Nachdem er ſo ſechs Monate gelebt, kehrte er nach der Reſidenz zurück und ſtarb bald darauf. Seinem Befehle gemäß wurde ſeine Leiche im Geheimen verbrannt und ſein Tod lange Zeit verheimlicht, ſo daß viele Leute glaubten, der König ſey nach dem Königreiche Amaquemecan zurückgewandert.

Ueber die vortrefflichen Eigenſchaften des Nezahualpilli war nur eine Stimme. Oben an ſtand ſeine ſtrenge Gerechtigkeit; der erſtgeborene Sohn ſeiner Geliebten, Xocotzin, der talentvolle Prinz Huexotzincalzon, verging ſich gegen das Geſetz, welches unanſtändige Ausdrücke im Innern der Königsburg unterſagte. Der König unterſuchte die Sache genau, dann ſprach er: „Mein Sohn hat die Geſetze beleidigt; verzeihe ich ihm, ſo wird es heißen, die Geſetze binden nicht Jedermann. Meine Unterthanen ſollen hierdurch erfahren, daß kein Uebertreter Verzeihung zu erwarten hat, wenn ich ſogar meinem Sohn, den ich zärtlich liebe, nicht vergebe.“ Weder die Bitten der Königin, noch des Adels, noch des Montezuma hielten ihn ab, dem Geſetze ſeinen Lauf zu gewähren und den Uebertreter deſſelben hinrichten zu laſſen. Der König ſchloß ſich darauf 40 Tage lang ein und gab ſich ganz ſeinem Schmerze hin. Die Thüren zu den Zimmern ſeines Sohnes ließ er ſodann vermauern.

Gegen leichte Vergehen armer Leute war er deſto milder; er beſchenkte die Armen und errichtete in Tezcuco ein Spital für arme und verunglückte Soldaten.

Nachdem nun Nezahualpilli geſtorben, traten die Mitglieder des geheimen Rathes zuſammen, um ihm einen Nachfolger zu wählen. Man vereinigte ſich dahin, dem Prinzen Cacamatzin die Krone zu

geben, da er der klügſte und der erſtgeborene der erſten mexicaniſchen Gemahlin des verewigten Königs war. Von ſeinen zwei Brüdern war Coanokotzin 20 und Ixtlilxochitl 10 Jahr, er ſelbſt aber 22 Jahr alt. Als man den drei Prinzen den Entſchluß bekannt machte, widerſprach der jüngſte und behauptete, der Vater ſey noch am Leben, denn ſonſt würde er ihn zum Nachfolger beſtimmt haben, da er ihn als den heldenmüthigſten kenne.

Cacamatzin bat jetzt den Montezuma um Rath. Dieſer rieth, er ſolle vor allen Dingen den königlichen Schatz in Beſitz nehmen, und verſprach ihn auch mit gewaffneter Hand zu unterſtützen. Er gab ihm ferner ſeinen Bruder Cuitlahuatzin nebſt vielen angeſehenen Mexicanern zur Begleitung nach Tezcuco, von wo Ixtlilxochitl nach Meztitlan bereits mittlerweile entwichen war.

Cacamatzin wurde vom Adel gut aufgenommen und eben ſollte die Krönung vor ſich gehen, als die Nachricht eintraf, Ixtlilxochitl ſey mit einem zahlreichen Heere gegen Tezcuco in Anmarſch begriffen; Alles gerieth in Beſtürzung und Cacamatzin entſchloß ſich, ſeinem Bruder, der in den Gebürgen großen Anhang gefunden, eine Theilung des Reiches vorzuſchlagen, wobei er ſich nur den Beſitz von Tezcuco und dem platten Lande vorbehalte, dem Bruder aber die Gebürge überlaſſe.

Ixtlilxochitl ließ ihm antworten: Die Brüder möchten es halten, wie ſie wollten; und es freue ihn, daß Cacamatzin auf dem Throne von Acolhuacan ſitze; er habe keine Abſichten weder auf ſeine Perſon, noch auf den Staat, er habe das Heer blos in der Abſicht zuſammengebracht, um ſich den ehrſüchtigen Abſichten der Mexicaner zu widerſetzen, deren Benehmen ſchon längſt des Vaters Verdacht und Unwillen erregt habe. Wenn auch jetzt das Reich zum gemeinen Beſten der Nation getheilt werde, ſo hoffe er doch, es dereinſt wieder vereinigt zu ſehen. Vor Allem aber ſolle man ſich jetzt hüthen, in die Schlingen des ſchlauen Montezuma zu fallen.

Cacamatzin blieb auch fortan im ruhigen Beſitz von Tezcuco, während Ixtlilxochitl ſein Heer fortwährend ſchlagfertig beiſammen behielt und es bis in die Nähe von Mexico führte. Er erklärte dieſem Reiche offen den Krieg und forderte ſogar Montezuma zum Zweikampf heraus, den dieſer jedoch nicht annahm. Es kam gar bald zum offenen Kriege und der Sieg ſchwankte zwiſchen beiden Mächten. Ixtlilxochitl ſiegte oft; einen Verwandten des Montezuma, der dieſem verſprochen hatte, den Prinzen lebendig gebunden nach Mexico zu liefern, machte der Prinz gefangen und ließ ihn im Angeſicht ſeines ganzen Heeres lebendig auf einem Haufen dürren Rohrs verbrennen.

So ſtanden die Sachen, als eine Macht in die Entwickelung derſelben eingriff, deren Nähe, ja deren Daſeyn beiden Partheien gleichmäßig unbekannt war. Der Genueſe Chriſtoph Colombo war

im Jahre 1492 auf Guanahani gelandet; von da aus hatten die Spanier die Antillen entdeckt und der Krone Spanien mit leichter Mühe erobert. Im Jahre 1517 ſchiffte Franz Hernandez von Cordova mit 110 Soldaten nach Weſten und landete am öſtlichen Cap der Halbinſel Yucatan, das er nachher Cap Catoche benannte. Er bewunderte die anſehnlichen Gebäude und die bunten Kleider der Einwohner, mit denen ſie in Streit kamen, ſo daß die Hälfte der Soldaten und deren Capitän das Leben einbüßten. Die übrig bleibenden kehrten nach Cuba zurück und übergaben dem Statthalter der Inſel, Diego de Velasquez, ein Stück Gold, das ſie in einem der Tempel geraubt hatten. Der Anblick dieſes Metalls reizte die Habſucht des Don Diego und er ließ im nächſten Jahre vier Schiffe mit 240 Soldaten unter der Leitung ſeines Verwandten Juan de Grijalva nach der mexicaniſchen Küſte abgehen.

Sie kamen nach der Inſel Cozumel an der Oſtküſte von Yucatan und trieben mit den Einwohnern einen Tauſchhandel; ſie gaben Glasperlen u. a. Kleinigkeiten gegen Gold und Lebensmittel. Darauf kamen ſie zur kleinen Inſel Juan de Ulua in der Nähe des nachmaligen Vera Cruz. Die mexicaniſchen Statthalter jener Provinz erſtaunten über die großen Schiffe der weißen Ankömmlinge und begaben ſich ſelbſt nach der Hauptſtadt, um von dem wunderbaren Ereigniſſe Nachricht zu geben. Sie ließen die Schiffe, Kleider, Geſchütze, Waffen und übrigen Eigenthümlichkeiten der Spanier abmalen und begleiteten ihren Bericht durch die Bilder und einige Glaskugeln, welche ſie von den Fremden erhalten hatten.

Montezuma erſtaunte und berief ſeinen Rath von 12 Perſonen, ſeinen Enkel, den König Cacamatzin von Acolhuacan und ſeinen Bruder Cuitlahuazin zu ſich. Man vereinigte ſich zu der Anſicht, daß der Führer der Ankömmlinge aus Oſten kein anderer ſein könne als Quetzalcoatl, der ſeit vielen Jahren erwartete Gott der Luft, der, als er Cholula verließ, verſprochen hatte, dereinſt wiederzukehren und die Völker in Frieden zu beherrſchen und glücklich zu machen. Das Anſehen der Spanier, namentlich aber die den Americanern ungewohnte Größe ihrer Schiffe, der Knall ihrer Geſchütze und ihrer glänzenden Waffen überzeugten ſie, daß ſie Gefährten des Gottes der Luft, der Donner und Blitz in ſeiner Gewalt hat, ſeyn müßten; Montezuma befahl daher, daß fünf Männer von ſeinem Hofſtaat ſofort nach der Küſte Chalchiuhcuacan abreiſen und die Ankömmlinge in ſeinem und des ganzen Reiches Namen begrüßen und ihnen zur glücklichen Ankunft auf mexicaniſchem Boden Glück wünſchen, auch ihnen zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit ein anſehnliches Geſchenk überbringen ſollten. Die Spanier waren jedoch bei Ankunft der Geſandten bereits wieder abgeſegelt und längs der Küſte bis zum Fluß Panama gelangt, von wo aus ſie nach Cuba zurückkehrten und

für 10000 Ducaten Gold mitbrachten, welches ſie theils gegen Kleinigkeiten eingetauſcht, theils zum Geſchenk erhalten hatten.

Wie nun die alten isländiſchen Normannen die grüne Weide und die Weinreben der nordamericaniſchen Weſtküſte, ſo reizte die Spanier der Anblick des leicht zu erwerbenden Goldes zu weiterer Fortſetzung der begonnenen Entdeckung. Diego de Velasquez war ungehalten, daß Grijalva keine Colonie an der Küſte angelegt hatte, und rüſtete deßhalb eine ſtärkere Flotte aus, deren Oberbefehl er dem unternehmenden Ferdinand Cortez übertrug, einem Manne, der ſich durch ſchöne Geſtalt, kühnen Muth, Umſicht, Ausdauer und Beſcheidenheit im Reden, aber auch durch unmäßige Liebe zum andern Geſchlecht und Tollkühnheit auszeichnete. Unter ſeinen Begleitern ragen beſonders der ſchöne, gewandte, aber habſüchtige und gewiſſenloſe Don Pedro de Alvarado Badajos, der düſtere Chriſtoval de Olid und der edle Gonzales de Sandoval von Medellin hervor. Die Flotte beſtand aus elf Schiffen mit zehn Canonen und vier Feldſchlangen, die Bemannung aus 109 Matroſen, das Heer aus 508 Soldaten und ſechszehn Pferden; Steuermann war Allanimos. Am 10. Februar 1519 liefen ſie aus dem Hafen Ajaruco.

Sie landeten zuerſt an der Inſel Cozumel, wo ſie den Hieronymus von Aguilar, einen ſpaniſchen Geiſtlichen, antrafen, der hier vor einigen Jahren Schiffbruch gelitten hatte und von den Indianern zum Sclaven gemacht worden war. Er hatte die Sprache von Yucatan gelernt und diente von nun an ſeinen Landsleuten als Dollmetſcher, nachdem ihm ſein Herr die Freiheit geſchenkt hatte.

Von hier ſegelte die Flotte an der Küſte von Yucatan fort, bis ſie an die Mündung des Fluſſes Chiapa in der Provinz Tabasco kam. Hier ſetzten ſie Boote aus und fuhren den Fluß hinauf, bis ſie an einen Palmenhain gelangten. Auf ihrer Fahrt mußten ſie die häufigen Pfeilſchüſſe der Indianer aushalten; ſie landeten endlich bei einem etwa ſtundenweit von der Küſte entfernten großen Dorfe, das ſie eroberten und von wo aus ſie andere nahebelegene Ortſchaften angriffen.

Mittlerweile hatten die Eingeborenen ein zahlreiches Heer zuſammengebracht, welches den Spaniern entgegenrückte, die ihre Pferde und Geſchütze an's Land geſchafft hatten. Am 25. März kam es in der Ebene von Ceutla zur Schlacht und obſchon die Mexicaner bei weitem zahlreicher waren als die Spanier, ſo ſiegten die letztern dennoch durch Kriegszucht und Waffen und 800 Indianer blieben auf dem Platze, während die Spanier nur einen Todten und 60 Verwundete zählten. Hier wurde zum Andenken an den Sieg die kleine Stadt Madonna della Vittoria gegründet, die bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts beſtand und lange Zeit Hauptſtadt der Provinz blieb. Jetzt nahm Cortez, der vorher ſchon verſucht hatte, einen freundſchaftlichen Verkehr zu begründen, das Land im Namen ſeines

Monarchen feierlich in Beſitz, indem er am linken Arm ſeinen Schild, mit dem Schwert drei Stiche gegen einen Baum in einem der größten Dörfer führte. Dann verſammelte er die vornehmſten Männer der Provinz und ſtellte ſein Heer auf, ließ auch aus allen Geſchützen eine Salve geben. Er pries die Macht ſeines Monarchen und der Prediger der Expedition, Bartolomeo von Olmedo, mußte durch den Dolmetſcher Agüilar den Indianern die Lehren der katholiſchen Kirche vortragen. Jetzt gaben die Indianer zum Zeichen ihrer Unterwerfung dem Cortez einige Goldſachen, Kleider aus grobem Stoff und zwanzig Mädchen, welche er unter ſeine Offiziere vertheilte.

Darunter war auch ein geiſtvolles ſchönes Mädchen von edler Abkunft, welche ihre Eltern, um einem nachgebornen Sohne Alles zuzuwenden, in die Fremde verkauft hatten. Sie verſtand mexicaniſch und die in Yucatan übliche Majaſprache. Sie wurde getauft, erhielt den Namen Donna Marina (mexicaniſch Malinʒin) und diente als Dolmetſcherin und treue Rathgeberin ihrer neuen Freunde. Sie begleitete den Cortez auf allen Feldzügen und er erzeugte mit ihr den Don Martin Cortez. Nach der Eroberung heirathete ſie den Juan de Xaramillo. Sie trug durch ihre Kenntniß der Sprache, der Sitten und Eigenheiten der Einwohner und durch den klugen Rath, den ſie ertheilte, weſentlich zur Förderung der Eroberung des Landes bei.

Da Cortez nicht eben viel Gold in Tabasco fand, auch das Land beruhigt war, ſo beſchloß er weiter zu gehen, vorher jedoch den Indianern einen Begriff von der hohen feierlichen Würde der katholiſchen Religion zu geben. Er ließ eine Meſſe mit allem Gepränge halten, die Palmen wurden geweiht und eine große Proceſſion mit Kriegsmuſik abgehalten. Die Indianer ſahen mit Staunen und Ehrfurcht zu.

Darauf nahm Cortez Abſchied von dem Herrn von Tabasco und ſegelte längs der Küſte nach Weſten hin. Am grünen Donnerſtage, den 21. April, lief er im Hafen St. Juan de Ulua, in der mexicaniſchen Provinz Cuatzacualco ein. So wie die Flotte vor Anker lag, ſteuerten zwei große Canots mit Indianern von der Küſte heran, um die Ankömmlinge zu fragen, ob ſie etwa hilfsbedürftig wären. Dann beſtiegen ſie das Schiff, begrüßten den Cortez freundlich und dieſer erwiderte mit großer Freundlichkeit, daß er nur gekommen, um Handel mit ihnen zu treiben und einige ſehr wichtige Angelegenheiten mit ihrem Könige zu beſprechen. Er ließ ihnen dann ſpaniſchen Wein reichen und beſchenkte ſie mit einigen Kleinigkeiten.

Die Spanier landeten, brachten die Pferde an die Küſte und errichteten Barraken aus Zweigen an der Stelle von Neu Vera Cruz. Am Oſterſonntage kamen zwei mexicaniſche Statthalter mit einem zahlreichen Gefolge an. Cortez ließ eine feierliche Meſſe halten und lud die mexicaniſchen Herren zur Tafel, ſodann aber eröffnete er ihnen: Er ſey ein Unterthan des Don Carlos von Oeſtreich,

des größten Königs im Osten, deſſen Güte, Größe und Macht er ihnen mit außerordentlichen Lobeserhebungen anpries; Don Carlos kenne gar wohl ihr Land und den darin herrſchenden Regenten und habe ihn abgeſendet, um mit demſelben in Perſon Sachen von größter Wichtigkeit abzuhandeln. Darum wünſche er zu wiſſen, wenn es ihrem Monarchen wohl gefällig ſeyn werde, ſeinen Beſuch anzunehmen. Der Mexicaner erwiderte, daß er deßhalb erſt bei Hofe anfragen müſſe, übergab aus einem kleinen Korbe einige niedliche Federarbeiten, zehn Ballen der feinſten Baumwollenmäntel und einen anſehnlichen Vorrath Lebensmittel. Cortez machte ein kleines Gegengeſchenk. Der mexicaniſche Beamte hatte Maler bei ſich, welche die neuen Erſcheinungen auf das Genaueſte aufzeichnen mußten; als Cortez dies merkte, ließ er ſeine Reiter einige Uebungen anſtellen, auch die Geſchütze löſen und verſetzte dadurch ſeine Wirthe in das größte Erſtaunen.

Als die Geſandten zu Montezuma kamen, gerieth er über ihren Bericht in Verlegenheit und Beſtürzung, namentlich erſchreckten ihn die Canonen und Pferde. Er wendete ſich daher an ſeine Götter und fragte die Prieſter um Rath. Sie ſagten: „Er ſolle dieſes neue Volk nie an ſeinen Hof laſſen.“ Es war dieß wohl auch die einzige Antwort, welche Männer, die der Geſchichte des Landes kundig waren, möglicherweiſe geben konnten. Die Tolteken waren durch die Ankunft der Chechemeken gefallen und was konnte ein fremdes, in den Waffen überlegenes, den Göttern verwandtes Kriegsheer anders wollen, als herrſchen?

Montezuma ſendete endlich einen angeſehenen Hofbeamten ab, der am ſiebenten Tage nach der Abreiſe des erſten mexicaniſchen Statthalters im ſpaniſchen Lager eintraf und nach Landesſitte den Boden mit der Hand berührte und ſie zum Munde führte, den General und die vornehmſten Officiere mit Weihrauch begrüßte, ſich dann niederließ und in zierlicher Rede dem General im Namen ſeines Königs Glück wünſchte, ihm für die überſandten Nachrichten und Geſchenke dankte und ſodann eine reiche Fülle der koſtbarſten Federarbeiten, dreißig Ballen feinſter Baumwollenmäntel, gefaßte Edelſteine, goldne Thierſtatuen, eine goldne Scheibe mit der mexicaniſchen Centurie von 10000 Ducaten Werth und eine ſilberne mit dem Jahr und für 1500 Ducaten Goldſtaub vor Cortez ausbreitete. Dann fuhr er in ſeiner Rede fort: Dieſe Geſchenke ſchenkt der König Dir und Deinen Gefährten, aber für Deinen König wird er in kurzer Zeit einige Juwelen von unſchätzbarem Werthe ſenden. Indeſſen könnt ihr nach eurem Gefallen an der Küſte bleiben, um euch von den Strapazen einer ſo langen Reiſe zu erholen und euch mit den Bedürfniſſen zur Rückkehr in euer Land zu verſorgen. Verlangt ihr ſonſt noch etwas aus dieſem Reiche für euren König, ſo ſollt ihr es ſogleich erhalten. Was aber den Wunſch anbetrifft, unſeren Hof zu beſuchen, ſo habe ich

den Auftrag, euch eine ſo beſchwerliche und gefährliche Reiſe zu widerrathen, weil der Weg durch Wüſteneien und feindliche Länder führt.

Cortez erwiderte Angemeſſenes, fügte aber bei, daß er den Wunſch, den König zu ſehen, durchaus nicht aufgeben könne und daß Gefahren oder Mühſeligkeiten die Spanier niemals von einem Unternehmen abhalten würden. Somit beurlaubte ſich der Geſandte.

Die Hitze und die Inſecten an der Küſte ließen Cortez eine andere Stellung wünſchen und er ſandte deshalb zwei Schiffe längs der Küſte nach Panuco hin, die nach einigen Tagen zurückkehrend meldeten, daß ſie 18 Stunden von Ulua einen Hafen in der Nähe einer befeſtigten Stadt entdeckt hätten.

Bald darauf erſchien Montezuma's Geſandter mit noch viel reicheren Geſchenken für König Carl und wiederholte die abſchlägige Antwort.

Die Geſchenke, welche jedenfalls von der Eitelkeit und Prunkſucht des Montezuma ausgegangen waren, wurden von den Spaniern mit gierigen Augen betrachtet und ſie befeſtigten den Entſchluß, in einem Reiche zu bleiben, in welchem die Höflichkeit derartige Maſſen der koſtbarſten Metalle verſchleudern ließ.

Der Geſandte reiſte an den Hof zurück und am folgenden Tage war die ganze Umgegend von den Indianern verlaſſen. Cortez ſtellte ſich in Vertheidigung, denn er fürchtete einen Hauptangriff. Alles blieb jedoch ruhig, bis ſpäter fünf andere Indianer von der den Mexicanern unterworfenen Nation der Totonacas aus der zwölf Stunden entfernten Stadt Chempoalla anlangten und im Namen des Herrn derſelben den Cortez begrüßten und ihn einluden, dieſelben zu beſuchen. Da nun Cortez vernahm, daß die Totonacas ſeine Hülfe ſuchten, um ſich von dem Reiche Mexico zu befreien, war ſein Entſchluß gefaßt. Obſchon viele der Soldaten der Strapazen müde ſich nach Cuba zurückſehnten, ſo überredete er ſie doch, ja er brachte es dahin, daß das Heer ihn zu den von Cuba unabhängigen Stätthalter der neuen Colonie erwählte.

Alsbald brach er zu Lande nach Chempoalla auf, während die Schiffe ihm an der Küſte hin folgten, um nach dem Hafen von Chiahuitzla zu gelangen. Anderthalb Stunden vor der Stadt kamen zwanzig angeſehene Männer dem kleinen Heere entgegen und brachten Erfriſchungen aller Art. Cortez marſchirte in Schlachtordnung in die wohlgebaute, mit ſchönen Gärten gezierte, volkreiche Stadt ein, die die Soldaten wegen ihrer Größe Sevilla nannten. Am Eingange des erſten Tempels erwartete der Herr der Stadt das kleine Heer, begrüßte daſſelbe und quartirte es ſodann in den Tempelgebäuden ein. Cortez bot ihm ſeine Hülfe an, die auch mit Freuden angenommen wurde; doch bemerkte er, daß er zunächſt nach dem Hafen ziehen und den Zuſtand ſeiner Schiffe unterſuchen müſſe. Der Herr von Chempoalla

gab ihm ein Goldgeſchenk von 1000 Ducaten an Werth und ſtellte ihm am nächſten Tag 400 Laſtträger zur Verfügung. In Chiahuitzla wurde er vom Herrn der Stadt nicht minder wohl empfangen und der von Chempoalla folgte ihm hierher. Während ſie ſich über die Art beriethen, wie man das mexicaniſche Joch brechen könne, erſchienen fünf mexicaniſche Steuer-Einnehmer, welche zwanzig Menſchen verlangten, weil die Totonaken ſich wider den Willen Montezumas mit Cortez in Verkehr eingelaſſen. Die ganze Stadt, vornehmlich aber die beiden Herren geriethen in Schrecken. Da rieth ihnen Cortez, die königlichen Bothen ſofort gefangen zu nehmen und obſchon ihnen dieſer Schritt Anfangs zu gewagt ſchien, ſo führten ſie denſelben dennoch aus. Cortez jedoch ließ in der darauf folgenden Nacht zwei der Gefangenen heimlich zu ſich bringen, verſicherte, daß ihn ihr Schickſal ſehr ſchmerze, daß er ihre Genoſſen ebenfalls retten werde, und bat ſie, ihrem König die freundſchaftlichſten Geſinnungen zu bezeigen. Dann ließ er ſie auf einem Schiffe nach der mexicaniſchen Gränze ſchaffen. Am folgenden Tag ſtellte er ſich ſehr erzürnt über die Flucht der Gefangenen und ließ, um das Entweichen der noch übrigen zu verhindern, ſie auf einem ſeiner Schiffe in engen Gewahrſam bringen, gab ihnen aber ſehr bald ebenfalls heimlich die Freiheit.

Die Nachricht von der Gefangenſchaft der mexicaniſchen Einnehmer und die Befreiung von dem Tribut belebte das ganze Volk der Totonaken und brachte den Entſchluß hervor, das mexicaniſche Joch vollſtändig abzuſchütteln, und die tapfern Spanier wurden als Bundesgenoſſen und Befreier betrachtet. Cortez dagegen verſprach ihnen ſeinen Beiſtand, wenn ſie fortan ſeinem König Treue und Gehorſam ſchwören würden. Nachdem dieß in feierlicher Weiſe geſchehen, gründete Cortez im Lande der Totonaken die Colonie Vera Cruz in einer Ebene am Fuße des Berges von Chiahuitzla und es war bald ein kleines Fort nebſt einer Anzahl Häuſer errichtet.

Mittlerweile waren die beiden gefangenen und durch Cortez befreiten Einnehmer bei Montezuma angekommen, als er eben ein Heer zur Vertreibung der Fremdlinge ausrüſtete. Ihre Erzählung änderte ſeine Geſinnung dergeſtalt, daß er anſtatt des Heeres zwei Prinzen, ſeine Neffen, mit einem Goldgeſchenke von 1000 Ducaten Werth an Cortez ſendete. Gegen den Vorwurf, daß er die Totonaken im Abfall unterſtützt, rechtfertigte ſich dieſer durch die Verſicherung, daß nur der Mangel an Lebensmitteln, nachdem die Mexicaner ihn verlaſſen, ihn genöthigt, bei den Totonaken Unterſtützung zu ſuchen. Uebrigens gab er den Prinzen die freundſchaftlichſten Verſicherungen und ſagte, er werde gar bald ſelbſt vor dem König erſcheinen und ſeine Handlungsweiſe rechtfertigen. Nachdem die Prinzen die Uebungen der ſpaniſchen Reiterei bewundert, kehrten ſie an den Hof zurück.

Der Herr von Chempoalla wurde über den Verkehr der Mexicaner mit Cortez etwas beunruhigt und er bot deßhalb ſeinen Bundesgenoſſen

acht herrlich gekleidete Jungfrauen an, darunter ſeine eigene Nichte. Cortez erwiderte jedoch, daß er und ſeine Officiere ſich mit den Mädchen nur dann verheirathen könnten, wenn ſie den Götzendienſt verlaſſen und die katholiſche Religion angenommen hätten; bei dieſer Gelegenheit entwickelte er ihm die Glaubenslehren der Kirche, zeigte ihm das Unſinnige der mexicaniſchen Religion und die Schändlichkeit der Menſchenopfer. Der Herr von Chempoalla erwiderte, daß ſeine Freundſchaft ihm zwar ſehr ſchätzbar, daß er aber ſeine Götter deßhalb unmöglich aufgeben könne, von denen das Volk Geſundheit, Ueberfluß und alles Gute empfinge und welche ſie durch Undank zum höchſten Zorne reizen würden.

Da entbrannte Cortez zu fanatiſcher Wuth und befahl den Soldaten, den Tempel zu erſteigen und die Götzenbilder zu zertrümmern und weder die Thränen und Bitten des beſtürzten Volkes, das mit Entſetzen den Untergang ſeiner alten Heiligthümer ſah und den Zorn der Gottheiten fürchtete, noch die Drohungen des Herrn der Stadt und die offenbare Wuth, die ſich nach und nach in der übrigen Bevölkerung entwickelte, brachten den glaubenseifrigen Cortez von ſeinem Entſchluſſe ab. Er ließ den Oberherrn und vier vornehmſte Prinzen feſtnehmen und fünfzig Soldaten ſtürmten die Tempeltreppe hinauf, riſſen die Götterbilder von den Altären und ſtürzten ſie herab auf den Tempelplatz, wo ſie Cortez verbrannte. Darauf ließ er durch totonakiſche Maurer die Spuren des Menſchenblutes im Tempel vertilgen, einen Altar nach römiſchkatholiſcher Weiſe errichten und das Bildniß der heiligen Jungfrau darauf ſtellen. Er beauftragte vier Prieſter von Chempoalla mit der Aufſicht, ließ ſie anſtatt ihrer ſchwarzen Tracht weiße Kleider anlegen und lehrte ſie aus Wachs Kerzen für den Altar fertigen. Zu ihrem Schutz ließ er einen alten Soldaten zurück. Nun wurden die acht Jungfrauen in den römiſchkatholiſchen Glaubenslehren unterrichtet und getauft.

Cortez kehrte nach Vera Cruz zurück und ſendete mit einem am 16. Juli 1519 abſegelnden Schiffe ſeinen erſten Bericht an den König von Spanien ab, der auch die Bitte um Beſtätigung der von ihm eingerichteten Verfaſſung und Aemter der neuen Colonie enthielt und von dem ſämmtlichen Golde begleitet war, welches die Mexicaner den Spaniern übergeben hatten. Alle Officiere und Soldaten hatte Cortez beredet, ihren Antheil an jenen Geſchenken aufzugeben. Als das Schiff abgegangen, brachte er es dahin, daß die Mannſchaft, um zur Ausdauer in dem Aufenthalte genöthigt zu ſeyn, in die Verſenkung der ſämmtlichen noch vorhandenen Schiffe einwilligte.

Nachdem er ſo der Treue ſeiner ſpaniſchen Gefährten und der Totonaken gewiß war, ließ er in Vera Cruz fünfzig Mann unter Juan d'Escalante zurück und trat mit 16 Reitern, 415 Mann ſpaniſcher Infanterie, 200 totonakiſchen Laſtträgern für Geſchütz und

Gepäck und einer Abtheilung totonakiſcher Krieger, worunter vierzig Edelleute, den Weg in's Innere des Landes an.

Er langte, nachdem er zunächſt einige wüſte Gebürge paſſirt, in Xocotla an, einer Stadt mit dreizehn Tempeln und einem Regierungspalaſt aus Stein und Kalk; hier lagen 5000 Mann mexicaniſcher Beſatzung. Von hier aus beſchloß er, nach Tlascala zu gehen, und ſendete vier Totonaken voraus, um die Erlaubniß zum Marſch durch das Gebiet der Republik auszuwirken. Er verweilte in Ixtacmaxtitlan, einer Stadt von etwa 6000 Einwohnern, die ihn gut aufnahmen.

Die Nachrichten, welche die Totonaken nach Tlascala brachten, erregten ungemeines Aufſehen und die vier Oberhäupter der Stadt hielten eine lange Berathſchlagung, was zu thun ſey. Der hochgeachtete Maxikatzin meinte, man müſſe die Fremden wohl aufnehmen, da ſie dem größten Feind der Republik, dem König von Mexico, feindlich geſinnt ſeyen. „Die Fremdlinge, ſagte er, ſcheinen diejenigen Helden zu ſeyn, welche der alten Sage nach in unſer Land dereinſt kommen ſollen. Das Erdbeben, der Komet und die ſeltſamen Ereigniſſe der letzten Jahre ſind Anzeige genug, daß die Erfüllung der alten Vorherſage vor der Thür iſt. Sind nun dieſe Fremden unſterbliche Helden, ſo iſt jeder Verſuch, ſich ihrem Einmarſch zu widerſetzen, ohnehin vergeblich. Unſere abſchlägige Antwort würde die verderblichſten Folgen haben und der König von Mexico würde die boshafte Freude äußern, wenn ſie mit Gewalt eindringen, da wir ſie nicht gutwillig aufgenommen haben. Meine Meinung geht alſo dahin, die Helden freundſchaftlich zu empfangen."

Dagegen ſprach nun der alte Beamte Xikotenkatl: „Unſere Geſetze verlangen zwar, daß wir Freunde, aber keineswegs Feinde aufnehmen, welche dem Staate viel Unheil bringen können. Dieſe Männer, welche in unſere Stadt Eintritt verlangen, ſcheinen mir vielmehr Ungeheuer zu ſeyn, welche die See ausgeworfen hat, weil ſie ſolche nicht länger leiden will, als Götter, die vom Himmel ſtammen. Iſt es möglich, daß ſie Götter ſind, da ſie ſo begierig nach Gold und Vergnügen trachten? Was haben wir in unſerm armen Lande, das nicht einmal Salz hat, von ihnen zu befürchten! Wer da denkt, daß unſer Volk von einer Hand voll Ausländer bezwungen werden könne, der ſchändet es dadurch. Sind ſie ſterblich, ſo werden es alle Nachbarvölker durch die Waffen der Tlascalaner erfahren; ſind ſie jedoch unſterblich, ſo iſt es immer noch Zeit, ihren Zorn durch Unterwerfung zu beſänftigen und durch Reue ihre Gnade zu erwerben. Verwerfen wir dann ihren Antrag und wollen ſie mit Gewalt eindringen, ſo laßt uns die Verwegenen mit gewaffneter Hand zurücktreiben."

Da man nun zwiſchen beiden Anſichten ſchwankte, ſchlug Temiloltekatl vor, man ſolle dem fremden Anführer Erlaubniß zum

Einmarſch geben, zugleich aber auch die Otomies befehligen, mit einem Heere den Fremden entgegenzugehen. „Siegen wir, ſo erwerben wir unſterblichen Ruhm“, fügte er bei, „verlieren wir, ſo ſchieben wir die Schuld auf die Otomies und verſichern, daß ſie ohne unſere Erlaubniß gehandelt haben.“ Dieſer Entſchluß ward darauf angenommen.

Bevor man jedoch die totonakiſchen Abgeſandten entließ, hatte Cortez, nachdem er acht Tage auf Antwort geharrt, den Entſchluß gefaßt, weiter vorzudringen. Er marſchirte mit ſeinen Verbündeten an die Gränzmauer der Republik Tlascala, welche dießmal ohne Beſatzung war, daher er gar keinen Widerſtand fand. Allein noch an demſelben Tage, am 31. Auguſt, zeigten ſich bewaffnete Indianer, welche drei ſpaniſche Pferde verwundeten und zwei tödteten. Alsbald traten 4000 Otomies den Spaniern entgegen, die jedoch ſofort in die Flucht geſchlagen wurden. Dies war der Anfang zu mehrern blutigen Gefechten, in welcher die Tlascalaner mit heldenmüthiger Tapferkeit kämpften. Am 5. September traten dem Cortez nicht weniger als 100000 Mann entgegen. Xikotenkatl ſchickte dem ſpaniſchen General, um zu zeigen, daß er ſich gar nicht fürchte, 300 Truthühner und 200 Körbe andre Nahrungsmittel zur Stärkung für die Schlacht in ſein Lager. Die Spanier ſchlugen jedoch alle Angriffe zurück und machten noch Ausfälle, wobei viele Dörfer verwüſtet wurden. Indeſſen berathſchlagte man am Hofe von Mexico, was nun eigentlich zu thun ſey, und Montezuma vereinigte ſich endlich mit Cuitlahuatzin, dem König von Tezcuco, dahin, den Cortez mit einer Geſandtſchaft abermals zu begrüßen. Die Geſandten kamen auch bei ihm mit einem Gefolge von 200 Perſonen an, überbrachten 1000 ſchöne Baumwollenkleider und eine große Menge Gold und Prachtfedern. Sie wünſchten dem Cortez Glück zu ſeinen Siegen, verhießen ihm noch anſehnlichere Geſchenke, widerriethen ihm aber wegen des beſchwerlichen Weges und anderer nicht leicht zu überſteigenden Hinderniſſe den Weg nach Mexico anzutreten. Cortez empfing die Geſandten ſehr artig und bezeigte ihnen ſeine Dankbarkeit. Er hielt ſie abſichtlich etwas länger bei ſich auf, um ſie zu Zeugen der perſönlichen Tapferkeit ſeiner Heldenſchaar zu machen. Sein Plan gelang. Die Tlascalaner griffen in drei Corps das ſpaniſche Lager mit einem Regen von Pfeilen an und wurden ſofort mit Verluſt zurückgeſchlagen.

Dieſe ſteten Verluſte und die Furcht, daß die Spanier ſich mit den Mexicanern vereinigen möchten, beſtimmte endlich die Republik Tlascala zu friedlicher Geſinnung. Xicotencatl begab ſich in's feindliche Lager, brachte Geſchenke, deren geringen Werth er mit der Armuth des Landes zu entſchuldigen bat, und ſchloß ein Bündniß mit dem ſpaniſchen Heerführer ab. Seitdem blieb Tlascala die treueſte Bundesgenoſſin des Cortez, trotzdem daß Montezuma Mißtrauen zu erregen

verſuchte; er ſchickte immer neue Geſandte mit Warnungen, denen er durch koſtbare Geſchenke größeres Gewicht zu geben verſuchte.

Cortez zog endlich am 23. September 1519 in die Stadt Tlascala ein. Die Häupter der Republik kamen ihm entgegen, an 100000 Menſchen waren aus der ganzen Gegend zuſammengeſtrömt, in allen Gaſſen der Stadt ſah man Bogen von Blumen und Zweigen, Muſik und freudiger Zuruf ertönte allenthalben und die Ankömmlinge wurden in netten und bequemen Wohnungen untergebracht. Cortez behielt die mexicaniſchen Abgeordneten bei ſich, um ſie vor den Tlascalanern ſicher zu ſtellen. Wie in Chempoalla machte man ihm hier Mädchen zum Geſchenk, deren einige er der Donna Marina zu Gefährtinnen gab; wie dort wollte er die Götzenbilder mit Gewalt brechen und ſtellte den Einwohnern in einer Rede die Lehren ſeiner Kirche vor. Man hörte ihn mit Aufmerkſamkeit an, wie es die Sitte forderte, erwiderte ihm jedoch, daß man keineswegs an der Güte und Größe des Chriſtengottes zweifle und bereit ſey, ihm eine Stelle unter den vaterländiſchen Gottheiten anzuweiſen. Jedes Volk müſſe ſeine eigenen ihm angemeſſenen Schutzgottheiten haben; ſie wären zu alt, den Dienſt derer abzuſchwören, welche ſie von Jugend auf verehrt hätten; ſie würden durch Verlaſſung der Götter den Zorn derſelben und des Volkes auf ſich laden, welches ſeinen letzten Blutstropfen für ſeinen Glauben hingeben werde.

Die beſänftigenden Reden des Mönchs Olmedo und anderer Officiere, die Betrachtung, daß Tlascala eine große volkreiche Stadt ſey, beſtimmten den Cortez, vorläufig nicht weiter auf ſeinem Verlangen zu beſtehen und ſich damit zu begnügen, die Menſchenopfer dadurch zu beſchränken, daß er die dazu feſtgehaltenen Gefangenen befreite. Nächſtdem geſtattete man ihm aber freie Uebung ſeiner Religion. Er errichtete auf einem der Plätze ein hohes Kreuz, bei welchem täglich Meſſe geleſen wurde. Das gute Vernehmen wurde namentlich dadurch befeſtigt, daß Spanier tlascalaniſche Mädchen zu Frauen nahmen. So gab Xicotencatl dem Alvarado ſeine edle Tochter, die in der Taufe Donna Luiſa genannt wurde, während die Tlascalaner den Alvarado wegen ſeiner ſchönen Geſichtsfarbe und goldenen Locken Tonatiuh, Sonnengott, nannten.

Der heldenmüthige Ixtlilxochitl hatte indeſſen ebenfalls eine Geſandtſchaft an Cortez geſchickt, worin er ihm ſeine Dienſte anbot, wenn er ihm helfen wolle, das Reich ſeiner Väter wieder herzuſtellen. Cortez nahm dieſe Bothſchaft ſo wie die der andern mit dem mexicaniſchen Joche bedrückten Staaten freudig und zuvorkommend an.

Montezuma war nun über die Ankunft der Spanier und die glänzenden Erfolge ihrer Waffen immer mehr in Sorge gerathen und hatte den Entſchluß gefaßt, ſich dieſer gefährlichen Ankömmlinge auf eine geſchickte Weiſe zu entledigen. Eine neue Geſandtſchaft des Königs lud die Spanier ein nach Mexico zu kommen und verſicherte ſie

einer herzlichen Aufnahme, warnte ſie vor den Tlascalanern, rieth ihnen aber den Weg über Cholula zu nehmen, wo er Veranſtaltungen zu einem würdigen Empfange der Gäſte angeordnet habe.

Die Tlascalaner waren darüber ſehr betreten. Sie ſtellten dem Cortez vor, daß Montezuma ein mächtiger, aber auch ein ſchlauer, ehrgeiziger und ränkevoller Tyrann ſey, der ſie in das große Cholula nur deshalb locke, um ihnen dort den Untergang zu bereiten. Sie machten ihn aufmerkſam, daß von allen umliegenden Städten die Republik Cholula die einzige ſey, die ihn noch nicht mit einer Geſandtſchaft beehrt habe, obſchon ſie nur neun Stunden von Tlascala entfernt war. Da ſandte Cortez alsbald Boten nach Cholula und forderte die Stadt zur vollſtändigen Unterwerfung auf. Die Stadt gehorchte, ihre Geſandten waren aber von niederem Stande und erſt nachdem Cortez, von den Tlascalanern darauf aufmerkſam gemacht, ihnen erklärt hatte, daß, wenn die Stadt nicht augenblicklich ihre vornehmſten Männer zu ihm ſenden werde, er ſie als Empörer gegen ſeinen König behandeln wolle, erſchien eine Geſandtſchaft, welche aus den vornehmſten Edelleuten von Cholula beſtand. Sie entſchuldigten ihr verſpätetes Erſcheinen mit der Beſorgniß für ihre perſönliche Sicherheit unter der feindlich geſinnten Bevölkerung von Tlascala.

Die Tlascalaner dagegen hatten in Erfahrung gebracht, daß in der Nähe von Cholula ein anſehnliches mexicaniſches Heer aufgeſtellt ſey und daß man emſig daran arbeite, die Stadt in Vertheidigungsſtand zu bringen. Dieß alles hielt den Cortez nicht ab den Zug nach Cholula dennoch anzutreten. Die Tlascalaner boten ihm Hülfstruppen an, von denen er 6000 Freiwillige und eine Abtheilung Totonaken mit ſich nahm.

Er rückte, nachdem er drei Wochen in Tlascala verweilt, unter großem Zulaufe mit ſeinem Heere aus und ſchlug am Abend ein Lager nicht weit von Cholula auf, wo ihn eine Anzahl Edelleute mit ihrem Gefolge beſuchten. Sie machten ihn darauf aufmerkſam, daß die Erſcheinung tlascalaniſcher Truppen in der Stadt große Aufregung verurſachen würde, daher er denn ſeinen Bundesgenoſſen befahl, in dem Lager zu bleiben und ſich mit ihm erſt nach ſeinem Abzug aus der Stadt wieder zu vereinigen.

Am folgenden Morgen hielt Cortez unter außerordentlichem Zulauf ſeinen Einzug in Cholula, in deren breiten, regelmäßigen Straßen die größte Reinlichkeit herrſchte. Die reichgekleideten Einwohner warfen Blumenſträuße auf die Soldaten, während die Prieſter die Rauchgefäße ſchwenkten und Muſik allenthalben ertönte. Die Spanier erſtaunten über die coloſſalen Tempelpyramiden und die Menge der Einwohner, deren die Stadt 150,000 in 30—40,000 Häuſern zählte.

Die ſpaniſchen Gäſte wurden in großen Gebäuden einquartirt und mit allen Bedürfniſſen reichlich verſorgt. Der Adel fand ſich zahlreich ein und zeigte gaſtfreundlichſte Geſinnungen, bis nach wenig

Tagen Geſandte von Montezuma eintrafen, welche ein verändertes Betragen herbeiführten. Sie ſagten, und zwar in ziemlich unfreundlicher Weiſe, daß Montezuma durch dieſen Heereszug ſehr beunruhigt werde.

Von Stund an unterließen die ſonſt ſo artigen Cholulaner ihre Beſuche im Quartier der Spanier, die Lieferung der Lebensmittel wurde wegen angeblichen Mangels an Mais beſchränkt, einige Totonaken meldeten, daß ſie bei ihren Wanderungen durch die Stadt bemerkt hätten, wie man große Steine und Speere auf die Dächer der Häuſer gebracht, wie einige Straßen barricadirt worden, daß man auch ein großes Kinderopfer im entfernten Theile der Stadt abgehalten und daß viele Männer mit ihren Familien die Stadt verlaſſen hätten. Nächſtdem erfuhr Donna Marina von einer vornehmen Dame, daß Montezuma die Edelleute durch reiche Geſchenke gewonnen habe und daß der Plan vorliege, die Spanier bei ihrem Ausmarſche aus der Stadt zu vernichten.

Nachdem Cortez durch Drohungen von einigen Prieſtern die wahre Lage und die Größe der Gefahr vernommen, ließ er mehrere Häuptlinge der Stadt zu ſich entbieten, meldete, daß er am nächſten Morgen abziehen werde und verlangte 2000 Laſtträger von ihnen, denn er wolle ihnen nicht länger zur Laſt fallen, da ſie ſo großen Mangel an Gaſtfreundſchaft zeigten. Nachdem ſie abgetreten, entbot er die mexicaniſchen Geſandten zu ſich, theilte ihnen die Entdeckung des verrätheriſchen Anſchlags mit und beklagte, daß ihr Herr ſich in ſolche ruchloſe Pläne eingelaſſen, wodurch ſie genöthigt ſehen, nun als Feinde gegen ihn aufzutreten. Die Geſandten betheuerten die Unſchuld ihres Herrn und Cortez ſtellte ſich als ſchenke er ihren Verſicherungen Glauben, fügte aber bei, daß er nun um ſo ſchwerere Rache an der heuchleriſchen Stadt Cholula nehmen müſſe.

Cortez traf nun für die nächſte Nacht die ſorgfältigſten Sicherheitsmaaßregeln. Die Soldaten blieben in den Waffen, die Wachtpoſten wurden verdoppelt — die außerhalb der Stadt in einem Lager verharrenden Tlascalaner erhielten Befehl, mit nächſtem Sonnenaufgang Cholula zu ſtürmen.

Mit dem erſten Sonnenſtrahl beſtieg Cortez ſein Roß, ſtellte ſeine Schaaren auf dem großen zum Theil mit Mauern umgebenen Platz auf, ließ die Kanonen ſo ſtellen, daß ſie alle Zugänge beherrſchten, und erwartete nun die Edlen von Cholula mit den verheißenen Laſtträgern, die, als ſie erſchienen, in der Mitte des Platzes aufgeſtellt wurden. Von ſeinem Pferde herab redete er nun die Cholulaner an, ſtellte ihnen vor, wie vertrauenvoll und friedfertig er ſie behandelt und wie treulos ſie ſich benommen. Als ſie antworteten, daß Montezuma der Urheber des Planes ſey, verſicherte er ihnen, daß er ihre Pläne vollkommen durchſchaue, daß er aber ſogleich furchtbare Rache über ſie ergehen laſſen werde.

Es fiel der Signalſchuß und augenblicklich krachten alle ſpaniſche

Gewehre und Geſchütze gegen die in der Mitte des Platzes zuſammengedrängten Cholulaner und es begann ein entſetzliches Morden im Innern der Stadt, während die Tlascalaner, die ſich durch Schilfkränze kenntlich machten, die ſie um den Kopf gewunden, von Außen hereinſtürmten. Die geängſtigten Einwohner flohen in die Tempel, die bald in hellen Flammen ſtanden und von den Spaniern erſtürmt wurden. Nachdem Feuer und Waffen mehrere Stunden gewüthet hatten, gab Cortez auf Bitten einiger edeln Cholulaner und der noch anweſenden mexicaniſchen Geſandten das Zeichen zum Aufhören des Gemetzels. Er verſprach allen denen Gnade und Verzeihung, die zum Gehorſam zurückkehren würden, und gebot den Tlascalanern, die Gefangenen, die ſie gemacht hatten, frei zu laſſen. Cortez ſelbſt giebt in ſeinem Berichte an Carl V. die Anzahl der Erſchlagenen auf dreitauſend an, die meiſten nennen ſechs und mehrere Tauſende.

Cortez ließ nun die Straßen reinigen, ſetzte, da der älteſte Stadtvorſteher im Gemetzel mit umgekommen war, einen neuen ein und zeigte ſich als ein milder Sieger, wodurch allgemach das Vertrauen wieder hergeſtellt wurde und der unterbrochene Verkehr aufs Neue ſich belebte. Die meiſten der in der Nähe gelegenen Städte beeilten ſich, Geſandte an die unüberwindlichen weißen Götter zu ſenden, Gold und Sklaven zu überreichen und ihre Unterwerfung anzubieten.

Cortez verſchob auf Olmedos Rath die Zerſtörung der Götzentempel bis auf die vollſtändige Unterwerfung des ganzen Landes, ſtellte aber vorläufig die Menſchenopfer ab und errichtete auf dem großen Teocalli ein ungeheuer großes Kreuz aus Stein und Lehm.

Montezuma war über die Auftritte in Cholula aufs tiefſte von Furcht erſchüttert worden. Seine Götter gaben keine befriedigende Antwort, obſchon er zahlreiche Menſchenopfer darbrachte. Er ſendete endlich eine neue Geſandtſchaft an Cortez, die mit ſehr reichen Geſchenken verſehen war und den Auftrag hatte, den König von jeder Theilnahme an der Verſchwörung von Cholula zu rechtfertigen und ſein lebhaftes Bedauern darüber auszudrücken.

Nachdem Cortez vierzehn Tage in Cholula zugebracht, beſchloß er den Marſch nach der 30 Stunden weit entlegenen Hauptſtadt des aztekiſchen Reiches, Mexico, anzutreten, an welchem jedoch die Totonaken keinen Antheil nehmen wollten, die er daher reich beſchenkt entließ. Vorher vernahm er noch, daß ſein Commandant in Vera Cruz, Don Juan d'Escalante, ein aztekiſches Heer, welches Tribut von den Totonaken erzwingen wollte, auf das Haupt geſchlagen, aber in Folge der erhaltenen Wunden geſtorben ſey.

Cortez Heer war durch 6000 Tlascalaner, einige Truppen von Cholula und Huerotzinco verſtärkt und beſiegte alle Schwierigkeiten, die der Weg durch das Gebürge darbot. In der Meinung der Eingeborenen ſtiegen die Spanier unter anderen auch dadurch, daß der Capitain Diego de Ordaz mit neun Spaniern den Gipfel des 17,852

Fuß hohen Vulcans Popocatepec beſtiegen hatte, der als der Wohnſitz der abgeſchiedenen Tyrannen galt.

Von Ithualco aus genoſſen die Spanier zum erſten Male den entzückenden Anblick des reizenden Thales von Mexico mit ſeinen Seen, Pflanzungen und Städten. Hier traf eine neue Geſandtſchaft des Königs ein, der acht Tage lang mit Faſten und Bußübungen in dem Trauerpalaſte Tlillancalmecatl zugebracht hatte, um die Gunſt der Götter zu erflehen. Die Geſandtſchaft beſtand aus vier vornehmen Herren, die den fremden Helden bewegen ſollten, von ſeinem Beſuch in Mexico abzuſtehen. Sie boten dem König von Spanien einen jährlichen Tribut und dem Cortez vier Laſten Goldes (3 Millionen Ducaten) und jedem Capitain und Soldaten ebenfalls eine Laſt, wenn er an dem Orte, wo die Geſandten ihn antrafen, umkehren und in ſein Vaterland zurückgehen wollte. Vorläufig brachten ſie ein Goldgeſchenk, welches 1500 Ducaten werth war.

Cortez nahm die Geſandten gütig auf, bemerkte jedoch, daß der ausdrückliche Befehl ſeines Königs ihm eine Rückkehr nicht eher geſtatte, als bis er eine perſönliche Zuſammenkunft mit Montezuma gehabt. Er komme nur in friedlicher Abſicht und es ſey ja übrigens dem Herrſcher der Azteken ein Leichtes, wenn ihm die Gäſte läſtig werden ſollten, ſich derſelben zu entledigen.

Montezuma zeigte durch das kindiſche Anerbieten eines ſo übermäßigen Preiſes, daß die Furcht ſich ſeiner vollſtändig bemächtigt und ihn des freien Gebrauchs ſeiner geiſtigen Kraft beraubt hatte, die ohnehin durch ſeine üppige Lebensart, den Duft der Schmeichelei des unterdrückten Adels und die entwürdigende Unterwürfigkeit der Unterthanen eingeſchläfert war. Die Götter ließen ihn im Stich, die Prieſter wußten keinen Rath. Nur Montezumas Bruder, Cuitlahuitzin, drang darauf, die Spanier mit Gewalt von der Hauptſtadt zurückzuhalten und ihrer Kühnheit mit männlichem Muthe entgegen zu treten. Dagegen meinte der König von Tezcuco, Cacamatzin, man ſolle ſie als Geſandte, als welche ſie ſich ankündigten, freundlich empfangen, und ihm ſtimmte Montezuma zagend bei. „Was kann da Widerſtand nützen, ſagte er, wo die Götter ſich gegen uns erklärt haben, welche unſere Feinde begünſtigen? Ich bin entſchloſſen nicht zu fliehen, mag es kommen wie es wolle; ich bedaure nur die Alten und Schwachen, die Weiber und Kinder, die zu Flucht und Vertheidigung keine Kraft haben."

Nun ordnete er eine neue Geſandtſchaft an Cortez ab, an deren Spitze der König von Tezcuco ſtand. Der ſpaniſche Feldherr war eben im Begriff, die in den See von Chalco gebaute Stadt Ajotzinco zu verlaſſen, wo der Sitz eines lebhaften Handelsverkehrs zu Waſſer war, als ihm Eilboten die Ankunft einer feierlichen Geſandtſchaft verkündeten und ihn erſuchten, ſie an dieſem Orte zu erwarten. Der König erſchien auch bald darauf ſelbſt in einem von vier Männern

getragenen Seſſel, umgeben von einem glänzenden und zahlreichen Gefolge des Adels von Mexico und Tezcuco. Er nahete ſich dem Cortez, der ihm bis an die Thür ſeiner Wohnung entgegen ging und ſich tief verneigte. Der König bückte ſich, berührte den Boden mit der Hand und führte ſie dann zum Munde, trat dann mit Würde in einen der Säle und ſetzte ſich nieder. Er ſtellte dem Fremden, nachdem er ihm zu ſeiner Ankunft Glück gewünſcht, nochmals vor, wie ſchwierig der Weg nach Mexico ſey. Nach gegenſeitigem Höflichkeitsaustauſch entfernte ſich der König und Cortez marſchirte nun auf dem Damme fort, der ſich mehrere Stunden lang durch den See zog und zum Theil ſo breit war, daß acht Reiter neben einander Raum hatten. Hier ſahen ſie auch die erſten ſchwimmenden Gärten und rings um den See ſchöne Gärten, Ortſchaften und Tempel, die von zahlloſen Menſchen belebt waren. Mitten auf dem Damme, in der Stadt Cuitlahuac, machten ſie Halt; ſie wurden mit Lebensmitteln reichlich verſorgt und der Herr des Ortes hatte eine geheime Unterredung mit Cortez, worin er ihm Montezumas Tyrannei und Furcht ſchilderte und ihm den beßten Weg angab.

Nun kam Cortez auf die Landenge, welche den See von Chalco von dem von Mexico trennt, und hier ſoll der Prinz Ixtlilxochitl zu Cortez gekommen und zu einem geheimen Bündniß mit ihm zuſammengetreten ſeyn*). Cortez machte in der ſchönen Stadt Iztapalapan Nachtquartier, welche zwölf= bis fünfzehntauſend Häuſer zählte. Hier begrüßte ihn der Statthalter, ein Bruder des Königs, und mehrere Oberhäupter aus der Umgegend und überreichten ihm die üblichen Gaſtgeſchenke. Hier ſahen auch die Spanier die erſten ſchönen Gärten, die eine ungeheure Landſtrecke einnahmen; ſie waren regelmäßig in Vierecke getheilt, die Wege mit Gitterwerk eingefaßt, an welchem Schlingpflanzen üppig emporrankten. Waſſergräben durchſchnitten die Gärten nach allen Richtungen und ein Graben zog ſich nach dem großen See. Man ſah außerdem einen großen ſteinernen Waſſerbehälter von 1600 Fuß Umfang, deſſen Mauern ſo dick waren, daß vier Perſonen neben einander gehen konnten, und zu deſſen Waſſerſpiegel eine Treppe hinabführte. Die Wände waren mit Bildwerk bedeckt. Hier wurden alle Arten Fiſche gehalten. Im Garten waren ferner große, reichgefüllte Vogelhäuſer. Von hier aus ſahen die Spanier die Hauptſtadt Mexico im See vor ſich hingelagert.

Am nächſten Morgen, 8. November 1519, bereitete ſich Cortez zum Einmarſch in die große Hauptſtadt des Aztekenreiches, die durch einen Damm, auf welchem zehn Mann neben einander reiten konnten, mit der Landzunge von Iztapalapan zuſammenhing und zu deſſen Seiten mehrere auf Pfählen in den See gebaute und wohlbe-

*) Vergl. darüber Prescott history of Mexico B. III. Ch. 3. Nota 26.

völkerte Ortſchaften gelegen waren; dazwiſchen ſahen ſie ſchwimmende Gärten und Kähne, die mit neugierigen Eingeborenen bedeckt waren.

Etwa eine Stunde von der Stadt trafen ſie auf einen ſteinernen Querwall, das Fort Xoloc; es war eine zwölf Fuß hohe Mauer, die an den Seiten durch Thürme gedeckt, in der Mitte einen mit Zinnen verſehenen Thorweg hatte.

Hier erſchienen mehrere hundert Azteken-Fürſten, um den weißen Helden Montezumas Ankunft zu verkünden und ſie zum Beſuch der Hauptſtadt einzuladen. Sie waren im ſchönſten Schmuck, im Prachtgewand aus feinſter Baumwolle, mit Federhalsbändern, in Ohren, Unterlippe und Naſe Gehänge mit Edelſteinen und Halbringe von Gold. Jeder Fürſt machte einzeln ſeine Begrüßung. Nachdem dieſe eine Stunde währende Ceremonie vorüber war, kamen die Spanier auf die vor dem eigentlichen Stadtthore gelegene Holzbrücke, von wo aus ſie das glänzende Gefolge des Montezuma die große, die ganze Stadt durchſchneidende Straße heraufkommen ſahen. Die Staatsbeamten mit goldenen Stäben in den Händen ſchritten voraus, dann folgte eine Anzahl Edelleute, über denen der König in ſeinem goldſchimmernden Tragſeſſel unter einem Thronhimmel von Federn, Edelſteinen und Silber daher ſchwebte. Langſam nahete der feierliche Zug, hielt an und Montezuma ſtieg herab. Er ſtützte ſich auf die Könige von Tezcuco und Iztapalapan. Die Edelleute machten mit niedergeſchlagenen Augen und gebückter Stellung eine Gaſſe, andere breiteten baumwollene Decken unter die Füße des Herrſchers.

Montezuma trug den gewöhnlichen breiten Gürtel und den weiten viereckigen Mantel aus dem ſchönſten Baumwollenſtoff, die geſtickten Zipfel waren auf der Schulter in einen Knoten geſchürzt. Die Füße ſchützten Halbſchuh mit goldenen Sohlen, die mit goldverzierten Riemen um die Knöchel feſtgehalten, auch gleich dem Mantel mit Perlen und Smaragden reich geſchmückt waren. Auf dem Kopfe trug er einen Federbuſch von der grünen, königlichen Farbe, der den Rücken hinabflatterte.

Montezuma war damals ohngefähr fünfzig Jahr alt, von großer und ſchmächtiger, nicht unſchöner Geſtalt. Sein Haar war ſchwarz und glatt und nicht lang. Der Bart war dünn, die Geſichtsfarbe bleicher als gewöhnlich bei ſeinen Landsleuten. Der Ausdruck ſeines Geſichtes war zwar ernſt, doch durchaus nicht niedergeſchlagen oder trübſinnig. Er bewegte ſich mit fürſtlich milder Würde.

Cortez ließ halten, ſprang vom Pferde, warf den Zügel einem Edelknaben zu und ging, umgeben von einigen vornehmen Rittern, dem König entgegen. Der König drückte ihm das Vergnügen aus, ihn perſönlich in Mexico zu ſehen. Cortez antwortete in den Ausdrücken tiefſter Ehrerbietung und erwähnte dankend die reichen Geſchenke, die der König ihm überſendet, und hing demſelben eine Schnur funkelnder Cryſtalle um den Hals. Seine Umarmung wieſen jedoch

die Könige von Tezcuco und Iztapalapan ablehnend zurück. Darauf befahl Montezuma ſeinem Bruder, die Spanier in die Stadt zu geleiten, und kehrte dann um. Cortez folgte mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen nach dem ſüdlichen Theile der Stadt. Die Spanier zogen durch eine ſchöne Straße, welche durch die Häuſer des Adels gebildet wurde, auf deren flachen Dächern Blumengärten prangten. Hier und da kamen ſie bei großen Marktplätzen oder den Tempelpyramiden vorbei. Eine zahlloſe Volksmaſſe ſtaunte die in glänzenden Stahl gehüllten Männer, mit den lichten Geſichtern, auf den hohen Pferden an. Die Tlascalaner und das Gepäck, etwa 7000 Mann, folgten den Spaniern und erregten den Haß der Mexicaner.

In der Mitte der Stadt auf einem großen Platze, wo der coloſſale Tempel des Huitzilopochtli ſtand, machten die Soldaten Halt und der Palaſt von Montezumas Vater Axayacatl war für ihre Aufnahme beſtimmt. Montezuma erwartete ſeine Gäſte im Hofe und hier überreichte er dem Cortez ein prachtvolles Halsband von Gold, an welchem als Verzierung acht in Gold gearbeitete Krebſe angebracht waren, mit den Worten: „Dieſer Palaſt gehört Dir und Deinen Brüdern. Ruhet aus nach euern Beſchwerden, denn ihr bedürft deſſen ſehr, und nach kurzer Zeit werde ich euch wieder beſuchen.“ Er entfernte ſich und Cortez unterſuchte zunächſt ſeine Wohnung. Es war ein weithingelagertes Gebäude von einem Stockwerke, die Gemächer waren geräumig für ein bequemes Unterkommen ſeines ganzen Heeres. Die beßten Zimmer waren mit bunten, baumwollenen Tapeten, die Fußböden mit Binſenmatten bedeckt. Man fand viele niedrige, aus Holz zierlich geſchnitzte Seſſel und in den meiſten Zimmern Betten aus dicken Palmmatten und Decken, oder auch Betthimmel aus Baumwollenſtoff. Das ganze Gebäude umſchloß eine dicke, von Thürmen unterbrochene Steinmauer. Cortez ſtellte ſein Geſchütz zweckmäßig auf und ordnete die Wachtpoſten, dann nahm man eine reichliche Mahlzeit.

Darauf machte Montezuma, nur von wenigen Edelleuten begleitet, einen Beſuch und es begann zwiſchen ihm und Cortez eine Unterredung, wobei Donna Marina als Dolmetſcherin diente. Der König fragte beſonders nach den Gründen, welche den Cortez bewogen in ſein Land zu kommen, worauf dieſer erwiederte, daß es namentlich der Wunſch geweſen, einen ſo großen Herrſcher kennen zu lernen und ihm den Chriſtenglauben zu verkündigen. Vor ſeinem Abſchied ließ ſich der König die vornehmſten Officiere vorſtellen und ihren Namen nennen. Darauf erfolgte ein Geſchenk von mehr als 6000 Mänteln, reichem Goldſchmuck und Federn. Cortez wollte in hochtrabenden Redensarten ſeine Dankbarkeit ausdrücken, aber Montezuma unterbrach ihn und ſprach: „Tapferer General und ihr ſeine Gefährten, der ganze Hof kann euch das Vergnügen bezeugen, welches ich über eure glückliche Ankunft in dieſer Reſidenz empfunden habe.

Hat es bisher geſchienen, als wünſchte ich mich zu widerſetzen, ſo iſt es blos geſchehen, um meinen Unterthanen zu willfahren. Euer Ruf hat die Gegenſtände vergrößert und die Gemüther beunruhigt. Es hieß, ihr wäret unſterbliche Götter, ihr rittet auf wilden Thieren von ungeheurer Größe und Wuth, daß die Erde von eurem Donner erzittere. Einige erzählten, ihr wäret Ungeheuer, welche die See ausgeworfen, ihr hättet euer Vaterland aus unerſättlichem Durſte nach Gold verlaſſen, ſuchtet nichts als euer Vergnügen und wäret ſo gefräßig, daß ihr mehr zu euch nähmet als zehn von den Unſrigen. Dieſe Irrthümer ſind nun alle verſchwunden, da meine Unterthanen euch genauer kennen lernten. Wir wiſſen nun, daß ihr ſterbliche Menſchen ſeyd, ſo gut wie wir, obgleich von anderer Farbe und mit einem Bart verſehen; wir haben nun geſehen, daß jene berüchtigten wilden Thiere blos ſtärkere Hirſche ſind, als die unſrigen, und daß euer vorgeblicher Donner und Blitz nur eine künſtlichere Art von Schießröhren iſt, deren Kugeln mit mehr Gewalt fortgetrieben werden und mehr Schaden thun als die unſeren. In Anſehung eurer perſönlichen Eigenſchaften wiſſen wir aus den Nachrichten derer, welche mit euch in Verbindung geſtanden, daß ihr gut und großmüthig ſeyd, gelaſſen Widerwärtigkeiten ertraget, keinen Hang zur Härte habt, außer gegen diejenigen, welche euch durch feindſeliges Betragen zum Zorn reizen, und daß ihr eure Waffen blos zur Vertheidigung eurer Perſon gebraucht. Ich zweifle nicht, daß ihr auf gleiche Weiſe die falſchen Begriffe, welche euch meine Vaſallen oder Feinde aus Schmeichelei beigebracht haben, entweder bereits abgelegt habt oder bald ablegen werdet. Manche haben euch vielleicht geſagt, daß ich ein Gott bin, der nach Belieben die Geſtalt eines Löwen, Tigers oder anderen Thieres annimmt. Aber ihr ſeht, daß ich Fleiſch und Knochen habe wie andere Sterbliche, ob ich gleich edler von Geburt und mächtiger durch meinen hohen Rang bin. Die Chimpoallaner, welche mir unter eurem Schutze den Gehorſam aufgekündigt, eine Empörung, die ihnen nicht ungeſtraft beigehen ſoll, haben euch vielleicht geſagt, die Mauern und Dächer meiner Paläſte wären von Gold, aber eure Augen haben euch jetzt wohl eines anderen belehrt. Das iſt einer von meinen Paläſten und ihr ſehet Mauern von Stein und Kalk und Dächer von Holz daran. Ich leugne nicht, daß ich große Reichthümer beſitze, aber meine Unterthanen vergrößern ſie zu ſehr. Einige derſelben werden gegen euch große Klagen über meine Tyrannei und Grauſamkeit geführt haben, aber ſie belegen geſetzmäßige Ausübung der höchſten Gewalt mit dem Namen der Tyrannei und heißen Grauſamkeit, was nur nothwendige Strenge der Gerechtigkeit iſt.

Wir wollen alſo alle falſchen Vorſtellungen, die uns beiden durch ungerechte Vorſpiegelungen gemacht worden ſind, bei Seite ſetzen und ich nehme die von eurem König geſchickte Geſandtſchaft an. Ich verehre ſeine Freundſchaft und unterwerfe ihm mein ganzes Reich, weil

wir aus den am Himmel beobachteten Zeichen und aus dem, was wir an euch bemerken, ſchließen, daß der Zeitraum gekommen, wo die Weihſagungen unſerer Vorfahren in Erfüllung gehen ſollen, daß nämlich aus Oſten gewiſſe an Kleidung und Sitten von uns verſchiedene Männer kommen und Herren dieſes ganzen Landes werden ſollen. Denn wir ſind nicht die urſprünglichen Bewohner dieſes Landes. Es iſt noch nicht ſo unendlich lange, daß unſere Voreltern aus den nördlichen Gegenden hierher kamen und wir haben dieſe Nation nur als Stellvertreter des guten Quetzalcoatl, unſeres geſetzmäßigen Beherrſchers, regiert.“ Am Abend feierten die Spanier ihre Ankunft durch eine allgemeine Salve, welche die Azteken mit Entſetzen erfüllte, da es ſie an die Ausbrüche ihrer Vulcane erinnern mußte.

Am nächſten Morgen bat Cortez um die Ehre, ſeinem königlichen Wirthe aufwarten zu dürfen, die auch alsbald bewilligt wurde. Er legte ſeine reichſte Kleidung an und nahm Alvarado, Sandoval, Velasquez, Ordaz und fünf Gemeine mit ſich.

Die Königsburg beſtand aus einer Maſſe großer Hallen aus rothem vulcaniſchen Tuff gemauert und mit ſchön aus wohlriechendem Holz geſchnitzten Decken. Die Hallen waren ungeheuer weit, aber niedrig, über dem Eingange ſah man aus weißem Marmor Montezumas Wappen, einen Adler, der eine Pantherkatze in den Krallen trägt. In den Höfen plätſcherten cryſtallhelle Springbrunnen. Die Fußböden der Gemächer waren mit zierlich geflochtenen Matten, die Wände mit ſchöngefärbtem Baumwollenſtoff, künſtlichen Federtapeten oder Fellen wilder Thiere behangen und Weihrauch duftete aus zahlreichen Becken. Eine Menge Edelleute wandelten des Winkes Montezumas gewärtig auf und ab.

Cortez wurde nebſt ſeinen Begleitern und Donna Marina unter dem gewöhnlichen Ceremoniell zu dem König geführt, der von wenigen Oberhäuptern umgeben war. Cortez trat dießmal als Bekehrer und Lehrer der Glaubensſätze der römiſch-katholiſchen Kirche auf, ſprach von der Erſchaffung der Welt, dem erſten Menſchenpaare, dem Paradieſe, von der Belohnung der Gerechten und den ewigen Strafen der Verdammten. Dann erklärte er ihm die Gebräuche und das Meßopfer. Er ſtellte ihm vor, daß der Dienſt der Götter ihn ins Verderben ſtürzen werde, daß die Menſchenopfer ein Verbrechen und daß die Spanier gekommen ſeyen, um ſeine Seele und die ſeines Volkes aus den ewigen Flammen der Hölle zu erretten. Er drang in ihn den Dienſt der Götter zu verlaſſen und das Zeichen der menſchlichen Erlöſung, das Kreuz, zu umfaſſen.

Montezuma, der Zögling und Eingeweihte der Prieſter, erwiderte ganz gelaſſen: „Was die Erſchaffung der Welt anbetrifft, ſo hegen wir dieſelbe Meinung, als die iſt, welche ihr von euern Vorfahren überkommen habet; in Bezug auf die übrigen Puncte habe ich durch

meine Geſandten bereits Nachricht erhalten. Ich habe gar keinen Zweifel über die Güte des Gottes, den ihr anbetet, aber, wenn er den Spaniern günſtig iſt, ſo ſind unſere Götter es auch gegen Mexico, wie uns die Erfahrung ſeit mehreren Jahrhunderten lehrt. Erſpart euch alſo die Mühe mich zur Verlaſſung ihres Dienſtes zu überreden. Was unſere Opfer anbelangt, ſehe ich nicht ein, wie man uns Vorwürfe machen will. Wir opfern dem Gotte nur ſolche Menſchen, welche entweder wegen ihrer eigenen Verbrechen oder wegen ihres unglücklichen Schickſals im Kriege zum Tode beſtimmt ſind und es iſt bei weitem nicht ſo gräßlich, daß wir das Fleiſch derſelben eſſen, als wenn ihr Fleiſch und Blut eures Gottes ſelbſt zu euch nehmet."

Indeſſen erhielt doch Cortez die Verſicherung, daß nie wieder Menſchenfleiſch auf die königliche Tafel kommen ſolle und Cortez ſelbſt verſichert, daß er und ſeine Ritter von dem Anſtand und der Höflichkeit des mexicaniſchen Königs mit wahrer Achtung erfüllt worden ſeyen. Er erbat ſich die Erlaubniß die Hauptſtadt und deren Merkwürdigkeiten in Augenſchein nehmen zu dürfen, die ihm auch gern gewährt wurde. Sie ſtaunten über die Größe der Gebäude, die Anzahl der Häuſer und namentlich über den lebendigen Verkehr, der auf dem großen Marktplatze ſich entfaltete, und über die Regelmäßigkeit, die dabei beobachtet wurde.

Als die Spanier den großen Tempel hinaufſtiegen, trafen ſie den König daſelbſt, welcher durch ſeine Gegenwart jede mögliche Gewaltthätigkeit gegen die Götter abwenden wollte. Von dieſer Höhe überblickte er die ganze Stadt. Als nun Cortez mit Genehmigung des Königs in das Innere des Tempels eintrat, brach er in die Worte aus: „Ich wundere mich, daß ein ſo reicher König dieſe ſcheuslichen Figuren des Teufels als Götter anbeten kann." Montezuma erwiderte: „Hätte ich glauben können, daß ihr ſo unehrerbietig von den Göttern reden würdet, ſo hätte ich euerem Verlangen nicht gewillfahrtet." Cortez bat um Verzeihung und Montezuma ſagte ihm beim Abſchied: „Gehe hin in Frieden; ich bleibe, um den Zorn der Götter, den ihr durch eure Läſterung rege gemacht, zu beſänftigen."

Trotzdem gab Montezuma nicht bloß den Spaniern Erlaubniß, in ihrem Quartiere eine Capelle zu bauen, ſondern er ſtellte ihnen auch Arbeiter dazu und lieferte den Bauſtoff. Hier las Olmedo täglich Meſſe, während die Mexicaner ruhig bei ihrem Dienſte verharrten, obſchon ſie ſich in Darbringung von Menſchenblut mäßigten.

Sechs Tage nach ſeinem Einzug führte nun Cortez ein Wagſtück aus, welches eben ſo rückſichtslos als kühn von ſeiner Seite die Feigheit ſeines Gegners recht offen und raſch zu Tage brachte. Cortez mit einer Hand voll Leute mitten in einer unzählbaren, dem Willen eines Einzigen, als Halbgott verehrten Monarchen ergebenen und tapferen Nation wußte aus Erfahrung, daß dieſer Fürſt nur durch Umſtände genöthigt, ihn bei ſich aufgenommen, nachdem er ver-

gebens Hinterliſt und offene Gewalt ihm entgegengeſtellt hatte. Er wußte ferner, daß der Statthalter von Cuba neidiſch auf ſeine raſchen Erfolge war, und kannte noch gar nicht den Eindruck, den deſſen Berichte auf ſeinen König gemacht hatten, der übrigens ja viel zu weit entfernt war, um ihn aus augenblicklichen Bedrängniſſen zu reißen. Demnächſt hatte er ſeinen Statthalter in Vera Cruz bereits verloren. Durch ſeine tlascalaniſchen Bundesgenoſſen hatte er vernommen, daß ſich zwar das gemeine Volk an den Luſtbarkeiten ergötze, welche Montezuma wegen der Ankunft der Spanier angeordnet, daß aber der Adel ihren Verdacht errege. Cortez hielt daher mit ſeinen Hauptleuten einen Rath und beſchloß zu eigner Sicherheit ſich der Perſon des Königs Montezuma zu bemächtigen.

Montezuma hatte ſeit der Ankunft der Spanier in ſeiner Hauptſtadt ſein Betragen gegen dieſelben nicht geändert und ſich nur mild und freundlich bewieſen. Er zögerte daher keinen Augenblick einzuwilligen, als Cortez ihn um eine Audienz bitten ließ, nachdem bereits fünf Officiere und fünf und zwanzig Soldaten ſich wie durch Zufall in ſeinem Palaſte eingefunden hatten. Den Cortez und Marina empfing er mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit, befahl ihnen ſich niederzulaſſen, beſchenkte ſie abermals reichlich mit Goldſchmuck und bot außerdem dem Feldherrn noch eine ſeiner Töchter an, die dieſer nach wiederholter Weigerung als Geſellſchafterin annehmen mußte. Ebenſo gab er den übrigen Officieren einige Töchter vornehmer Mexicaner aus ſeinem Serail.

Nach länger fortgeſetztem freundſchaftlichen Geſpräch ging Cortez auf die eigentliche Urſache ſeines Beſuches über und meldete dem König in ziemlich ernſthaftem Tone, wie der mexicaniſche Statthalter ſeine Bundesgenoſſen, die Totonaken, mit Krieg überzogen und ſeinen Leutnant Escalante von Vera Cruz nebſt ſechs Soldaten erſchlagen, wie ferner die Gefangenen Montezuma als den Anſtifter dieſer Feindſeligkeiten genannt hätten. „Ich bin weit entfernt,“ fügte er bei, „einen ſo großen Monarchen einer ſolchen Treuloſigkeit für fähig zu halten, der mich in ſeiner Reſidenz mit Güte überhäuft, während er in einer entfernten Provinz mich als Feind verfolgt.“

Der König entgegnete ruhig: „Ich zweifle nicht daran, daß die Tlascalaner, meine geſchworenen Feinde, es ſind, die mir die Schuld des Krieges zu Nauhtlan aufbürden; ich verſichere aber heilig, daß ich keinen Antheil daran habe; Quauhpopola hat ihn ohne meinen Befehl und ſogar wider meine Neigung unternommen; um euch aber von der Wahrheit dieſer Behauptung zu überführen, will ich ihn ſogleich nach Hofe kommen laſſen und an euch ausliefern.“ Er rief zwei Hofbeamte, nahm von ſeinem Arme einen Edelſtein, der als Siegel und als Zeichen ſeiner Befehle diente, und fertigte ſie nach der Provinz mit dem Befehle ab, den Statthalter, wenn er ſich etwa widerſetze, mit Gewalt herbeizuholen, gab ihnen auch Vollmacht, für

dieſen Zweck Truppen anzuwerben. Dann ſprach er zu Cortez: „Was kann ich mehr thun, um Dich von der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen zu überzeugen?“ Cortez erwiderte, daß er zwar nicht im mindeſten daran zweifle, daß er aber doch einen noch ſtärkeren Beweis des königlichen Wohlwollens wünſchenswerth finde; es ſcheine ihm nämlich nichts geeigneter dazu, als daß ſich der König gefallen laſſe, bis zur Ankunft der ſchuldigen Perſonen bei und mit den Spaniern zu leben. Das werde für den ſpaniſchen Monarchen eine hinlängliche Genugthuung ſeyn, des Königs Betragen rechtfertigen und er ſelbſt werde die Ehre haben, unter dem Schutze des Landesherrn in voller Sicherheit zu leben.

Trotz der überaus verbindlichen Worte des Generals durchſchaute der König ſofort die wahre Meinung des Antrags und gerieth in Beſtürzung und Verwirrung und ſprach endlich: „Hat man wohl je ein Beiſpiel erlebt, daß ſich ein König ſo geduldig ins Gefängniß führen laſſe? und wenn ich auch geneigt wäre, mich ſo weit herabzulaſſen, würden nicht alle meine Untergebenen ſogleich die Waffen ergreifen, um mich in Freiheit zu ſetzen? Ich bin nicht ein Mann, der ſich verſtecken oder in die Gebürge fliehen kann; ohne eine ſolche Niederträchtigkeit zu begehen, bin ich jetzt hier und bereit euch Genugthuung zu verſchaffen.“

Cortez ſprach ihm immer wider ſehr gemäßigt zu und ſtellte ihm vor, daß er ja mit ſeinen Spaniern einen königlichen Palaſt bewohne, daß ſeinen Unterthanen ein derartiger Wohnungswechſel nichts befremdendes haben könnte, daß aber, im Fall die Mexicaner etwas gegen dieſen Umzug unternehmen wollten, die Spanier Muth genug beſäßen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Endlich verſprach er dem König, daß die Spanier ihn eben ſo ſehr ſchätzen und ehren würden, wie er von ſeinen Unterthanen gewohnt ſey.

Der König blieb jedoch eben ſo ſtandhaft bei ſeiner Weigerung als Cortez hartnäckig auf ſeinem ſchmachvollen Begehren, bis endlich einer der Officiere jähzornig losbrach und bemerkte, daß jetzt keine Zeit zu langer Verhandlung und daß es am beßten ſey, den König entweder mit Gewalt abzuführen oder ihn ſofort niederzuſtoßen.

Montezuma erſchrak über dieſen unehrerbietigen Ausbruch des Jähzorns und wandte ſich an Marina ganz kleinlaut mit der Frage: was der wüthende Fremdling geſagt habe. Sie erwiderte mit ſanfter Stimme: „Herr, ich wünſche als Unterthanin euer Glück. Als Vertraute dieſer Männer weiß ich ihre Geheimniſſe und kenne ihr Weſen. Gebt ihr ihrem Verlangen Gehör, ſo werden ſie euch mit aller der königlichen Würde zukommenden Ehrfurcht begegnen; beharrt ihr aber auf der Weigerung, ſo ſchwebt euer Leben in Gefahr.“

Die zornfunkelnden Augen des Officiers und die Ausdeutung der Worte deſſelben beſtimmten endlich den unglücklichen König und

er ſprach: „Ich will mich euch anvertrauen; laſſet uns gehen, weil die Götter es alſo haben wollen.“

Dieſe Worte entſchieden das Geſchick des größten Reiches in Anahuak: ſie bezeichnen das Ende ſeiner Selbſtſtändigkeit, ja ſeiner Geſchichte.

Montezuma befahl, daß man ſeinen Tragſeſſel bringe; er verließ mit den Spaniern ſeine Königsburg, in welche er nie wieder zurückkehrte. Beim Abſchied erklärte er ſeinen Hofleuten, daß er, nachdem er die Götter zu Rathe gezogen, mit den Spaniern aus freiem Willen gehe, um einige Tage bei ihnen zuzubringen, und befahl, daß man dieß in der ganzen Stadt bekannt machen ſolle. Er bekannte dadurch, daß er ſich als überwunden anerkenne, obſchon er ſich mit allem ſeinen hohlen Prunk, womit er ſtets öffentlich erſchien, umgeben hatte. Die Spanier waren dicht bei ihm, um, wie ſie verſicherten, ihm ihre Ehrfurcht anzudeuten.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung; augenblicklich war die ganze Stadt in Allarm, das Volk ſtrömte zu hellen Haufen herbei, einige vergoſſen Thränen, andere warfen ſich in der Verzweiflung zu Boden. Montezuma aber war nicht der Mann der dem Volke zugerufen hätte: „Rettet die Majeſtät, in welcher man Euch beſchimpft, indem man glaubt, Ihr werdet dieß erdulden!“ und dann durchbohrt von den Kugeln und Dolchen ſeiner Henker zuſammengeſtürzt wäre *); er richtete vielmehr Worte milden Troſtes an die Menge, verſicherte, daß er ganz aus eigener Willkür gehe, daß er mit ſeinen Freunden leben wolle; er befahl den Beamten, den Pöbel von den Gaſſen zu jagen und bedrohte die Widerſpänſtigen mit dem Tode. Und das Volk verlief ſich im Gefühle tiefſter Erniedrigung und der Ueberlegenheit der kühnen Fremdlinge.

Bei der Ankunft im ſpaniſchen Quartier liebkoſte Montezuma ſeine Gäſte, ſuchte ſich vor allen Dingen die bequemſten Räume und ließ ſie von ſeinen Dienern ſeinem Stande gemäß mit ſchönen Tapeten von Baumwolle und Federn behängen und mit dem beſten Geräth aus den königlichen Gemächern verſehen und konnte dem nicht wehren, daß Cortez die Eingänge zu dieſen Zimmern mit ſeinen Spa-

*) Ich muß mich bei der Darſtellung dieſer wahrhaft betrübenden Ereigniſſe gegen den Vorwurf liebloſer und ungerechter Härte verwahren. Montezuma war ein Fürſt in den Jahren des kräftigſten Mannesalters, im Beſitze unermeßlicher Schätze, ihm ſtand ein großes kriegsgeübtes und blind gehorchendes Heer, ein ihn als Götterſohn verehrendes zahlreiches Volk zu Gebote, ſo wie eine mit Vorräthen aller Art verſehene, natürlich und künſtlich befeſtigte Stadt. Ihn drückte nicht die Laſt der Jahre, ſein Land war nicht durch verheerende Kriege ausgeſogen, die Erfahrung hatte ihn belehrt, daß ſeine Gegner ſterbliche Menſchen ſeyen; aber ſein Geiſt war durch eine üppige Lebensart empfänglich für die Stimme des Aberglaubens und der Schmeichelei gemacht; er ſuchte für die Mahnung der Ehre Befriedigung in bloß äußerlichem, leeren Prunk und ſeine Willenskraft war gebrochen.

niern beſetzte. Cortez ertheilte nun ſtrengen Befehl, daß Jedermann die der hohen Würde ſeines königlichen Gaſtes ſchuldige Ehrfurcht beobachten ſolle. Er erlaubte ferner, daß Montezuma ſeinen Vaſallen Audienz gebe, ihre Forderungen anhöre, die Angelegenheiten des Reiches ſich vortragen laſſe und ſeine Entſcheidung nach Belieben einrichte. Seine Diener warteten ihm mit derſelben Unterwürfigkeit wie früher auf. Bei Tiſche erſchienen jedesmal vier Diener, er koſtete von jedem Gericht und vertheilte, was er nicht ſelbſt behielt, an die Spanier und ſeine eignen Edelleute. Er theilte auch ferner prachtvolle Geſchenke an ſeine Gäſte aus und war überaus mild gegen ſie. Einen Soldaten, der ſich eine grobe Antwort gegen den König erlaubte, ließ Cortez tüchtig abprügeln und würde ihn haben aufknüpfen laſſen, wenn der König nicht für ſein Leben gebeten hätte. Cortez ſelbſt beobachtete gegen Montezuma die Etikette auf das Genaueſte und gab ſich alle Mühe, ſeinem erhabenen Wirthe die Zeit angenehm verſtreichen zu laſſen. Er ſtellte Waffenübungen mit ſeinen Soldaten an oder ließ allerlei Spiele aufführen. Der König war oft ſo gnädig, mit Cortez und den Spaniern Botoque zu ſpielen und zeigte bei dieſer Gelegenheit ſeine eitle Freigebigkeit in höchſtem Grade. Er verlor einmal nach Tiſche wenigſtens 160 Unzen Goldes. Als ein Soldat Gold aus dem Schatze von Montezumas Vater geſtohlen und Cortez dieß dem Könige meldete und ihm die Beſtrafung deſſelben anbot, erwiderte er: „Wenn ſie nur die Götterbilder in Ruhe laſſen und Alles was zu dem Dienſte derſelben gehört, ſo mögen ſie Goldes nehmen, ſo viel ſie nur wollen.“ Die Spanier machten auch Gebrauch von dieſer Erlaubniß und holten ſich ſogleich über tauſend ſchöne Baumwollenkleider aus dem Schatze und als Cortez dieß nicht geſtatten wollte, drang Montezuma in ihn, den Leuten die Sachen doch ja zu laſſen. Montezuma bot darauf dem Cortez noch eine zweite von ſeinen Töchtern an und hatte nichts dawider, daß ſie im katholiſchen Glauben unterrichtet und an den Feldzeugmeiſter Chriſtoph Olid verheirathet wurde.

Cortez hatte nun die Ueberzeugung, daß Montezuma nichts gegen ihn unternehmen werde und geſtattete ihm daher nach einigen Tagen aus dem Palaſt zu gehen. Der entmuthigte König machte von dieſer Art Freiheit auch alsbald Gebrauch. Er beſuchte die Tempel, ging in ſeine Luſtgärten, nach dem See um Waſſervögel zu fangen, oder in den Wald Chapoltepek; aber ſtets begleitete ihn eine ſtarke Schaar ſeiner ſpaniſchen Gäſte, ja in den Wald folgten ihm 2000 Tlascalaner außer ſeinem zahlreichen Gefolge mexicaniſcher Edelleute. Auf dem See bewachten ihn ein Paar Brigantinen, die Cortez wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Mexico hatte bauen laſſen.

Etwa vierzehn Tage nach der Gefangennehmung des Königs kamen die Abgeſandten, die er nach Nauhtlan geſchickt, mit dem Quauhpopoca, deſſen Sohn und fünfzehn Edelleuten zurück, die alle an dem

Tode des Escalante Antheil hatten. Er begab ſich in ſeinem Tragſeſſel vor den Palaſt und trat dann mit einem geringen Gewande bedeckt vor ſeinen Herrn, der ihm mit Verachtung zurief: „Du haſt ſehr gefehlt, daß Du jene Fremdlinge, die ich als Freunde an meinem Hofe aufgenommen, feindſelig behandelt haſt. Du konnteſt die Frechheit nicht höher treiben, als mich für den Urheber dieſes Verbrechens auszugeben. Deshalb ſollt ihr als Verräther gegen euern König beſtraft werden."

Quauhpopoca ſuchte ſich zu entſchuldigen, der König aber ließ ihn, taub gegen ſeine Worte, dem Cortez übergeben mit der Bemerkung, er möge nach gehöriger Unterſuchung die Herren nach Gutdünken abſtrafen. Sie bekannten ſich ſofort zu der That, anfangs ohne ihren König als Mitwiſſer zu bezeichnen, als aber Cortez mit der Tortur drohte, erklärten ſie, Alles ſey auf Montezumas Befehl geſchehen. Cortez erklärte, daß er ihr Geſtändniß nicht glaube, und verurtheilte ſie als Hochverräther gegen ihren eignen König lebendig vor dem Palaſte deſſelben verbrannt zu werden. Nun aber begab ſich Cortez zu Montezuma, meldete ihm die Ausſage der Verurtheilten und ſagte, daß auch er das Leben verwirkt habe, welches er ihm jedoch in Betracht ſeiner anderweit bewieſenen wohlwollenden Geſinnung ſchenken wolle, obſchon er ihm einen Theil der Strafe durchaus nicht erſparen könne. Cortez ließ Ketten bringen und befahl ſie dem König anzulegen und ging hinaus. Montezuma wehrte ſich nicht; wie vernichtet ließ er die Soldaten gewähren; ſeine anweſenden Landsleute aber brachen in Thränen aus, warfen ſich ihm zu Füßen und halfen die Laſt der Ketten tragen und ſuchten einen Verband von Baumwolle darunter anzubringen.

Nachdem Cortez den Quauhpopoco und deſſen Sohn und Begleiter hatte verbrennen laſſen, kehrte er zu dem gedemüthigten König zurück, warf ſich vor ihm nieder, nahm eigenhändig die Feſſeln von ſeinen Füßen und Montezuma brach in die lebhafteſte Freude darüber aus, ja er ſchlug die Erlaubniß in ſeinen vorigen Palaſt zu gehen aus und verſicherte, daß er ſeine ſpaniſchen Freunde nicht wieder verlaſſen würde.

Montezuma hatte die Stimmung vernommen, die in ganz Mexico herrſchte. Cacamatzin von Tezcuco, ſein Neffe, war entrüſtet über das feigherzige Benehmen ſeines Oheims und beſchloß die Spanier mit Gewalt anzugreifen. Er rüſtete ſich in größter Heimlichkeit, allein Cortez brachte den Montezuma dahin, daß er den Cacamatzin im Geheim Nachts aufheben und nach Mexico in ſichern Gewahrſam ſchaffen ließ, auch den König von Tlacopan, zwei ſeiner eigenen Brüder und zwei Neffen, den Oberprieſter von Mexico und noch mehrere andere angeſehene Edelleute in das ſpaniſche Quartier berief, wo ſie ſo gut wie gefangen waren. An Cacamatzins Stelle wurde Cuicuitzcatzin

zum König von Tezcuco ernannt und als ſolcher auch vom Volke daſelbſt freudig anerkannt.

Endlich verlangte noch Cortez, daß Montezuma öffentlich und feierlich den König Karl V. von Spanien als ſeinen Oberherrn anerkennen und ihm zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit einiges Gold überſenden möge. Montezuma beſtimmte dazu den Schatz ſeines Vaters Axajacatl, der über eine halbe Million Ducaten werth war, verſammelte dann die Großbeamten des Reiches und ſprach in einer langen Rede und in Gegenwart der Spanier zu den Verſammelten. Er verſicherte ſie ſeiner Liebe, machte ſie aber auch auf die alten Sagen aufmerkſam, der zu Folge das große Weſen, welches ehedem das Land beherrſchte, bei ſeinem Scheiden erklärt hatte, es werde in ſpäter Zeit wiederkehren und ſeine Herrſchaft erneuern. Dieſe Zeit ſey gekommen. Die weißen Männer ſeyen von der Seite gekommen, wo die Sonne aufgeht, jenſeits des Weltmeeres, nach welchem die große Gottheit ſich zurückgezogen habe. Sie ſeyen von ihrem Gebieter abgeſandt, um ſeine ehemaligen Unterthanen aufs Neue zum Gehorſam aufzufordern. Er für ſeine Perſon ſey bereit dazu und er hoffe ein Gleiches von ſeinen Unterthanen und fordere ſie auf, mit ihm den Eid der Huldigung für den König der Spanier zu leiſten.

Er ſchloß mit Thränen und von Rührung erſtickter Stimme und die Häuptlinge verſicherten ihm abermals ihre Ergebenheit und leiſteten mit aller Feierlichkeit den Huldigungseid.

Jetzt ſahen die Patrioten von Mexico erſt offenbar ein, wohin es mit ihrem Könige gekommen und wie weit die Pläne der kühnen Fremdlinge reichten. Die Prieſter erkannten, daß ihr Anſehn in Gefahr ſey; das Beiſpiel von Champoalla, Tlascala, Cholula und die Errichtung eines ſpaniſchen Tempels in Mexico hatte ſie in den Spaniern erklärte Feinde erkennen laſſen; die Gefangennehmung der Könige von Mexico und Acolhuacan ſo wie der auderen benachbarten Unterkönige mußte ſie mit Furcht erfüllen. Die Azteken ſahen ein, daß ihre Religion, ihre eigenthümliche Staatsform, ihre Selbſtſtändigkeit und Freiheit auf dem Spiele ſtehe. Das ganze Volk war in dumpfer Gährung.

Einige Günſtlinge Montezumas ſuchten ihm die Stimmung der Nation begreiflich zu machen, ſie ſuchten ſeinen Muth zu wecken; die Prieſter droheten, daß die Götter den Feldern den Regen entziehen würden und endlich brachte man den König dahin, daß er den kühnen Gaſt an die Abreiſe mahnte, der ſich auch ganz bereitwillig zeigte, nur müſſe er vorerſt einige Schiffe bauen. Montezuma wieß ihm Holz und Arbeiter an und Cortez zog die Sache in die Länge.

Acht Tage nachher erneuerte Montezuma ſeine Aufforderung zur Abreiſe und meldete zugleich, daß im Hafen von Chalchiuecan achtzehn Schiffe gelandet, welche den ſeinigen ganz ähnlich wären, und er legte ihm die maleriſchen Berichte vor, welche die aztekiſchen Beam-

ten davon eingeſendet. Aus einem Briefe ſeines Statthalters zu Vera-Cruz, Gonzalez de Sandoval, erſah er, daß der Gouverneur von Cuba, Diego Velasquez, eine Flotte von eilf Schiffen und ſieben Brigantinen mit acht und fünfzig Reitern, 800 Infanteriſten, 500 Matroſen und zwölf Kanonen nebſt großem anderweiten Kriegsbedarf unter Anführung des Panfilo Narvaez wider Cortez als Rebellen und Hochverräther an ſeinem Monarchen ausgeſendet habe.

Cortez Entſchluß war bald gefaßt. Er ließ 140 Mann unter Alvarado in Mexico zurück, ging mit 4000 Mann Tlascalanern nach Champoalla, überfiel in der Nacht auf den 27. Mai 1520 den Narvaez, der im Tempel von Chimpoalla ſchlief, machte ihn zum Gefangenen und war nun Herr von 18 Schiffen, 2000 Mann ſpaniſchen Soldaten und faſt 100 Pferden. Eben wollte er hochfliegende Entwürfe ausführen, als Unglücksboten aus der Hauptſtadt eintrafen.

Es ſollte nämlich am 13. Mai im großen Tempel das Opferfeſt des Huitzilopochtli gefeiert werden und der Adel bat den Alvarado, den König daran Theil nehmen zu laſſen. Alvarado ſchlug es ab; da nun aber die Edelleute ihrem König die Freude machen wollten, Antheil an dem Feſte zu nehmen, ſo wollten ſie wenigſtens die üblichen Tänze im Hofe des ſpaniſchen Quartiers aufführen. Alvarado willigte ein, aber — wie eben die Tanzenden erhitzt waren und zu ermüden begannen, ließ er die Thore ſchließen und die Soldaten über die ſchöngeſchmückten, wehrloſen Edelleute herfallen und ein entſetzliches Blutbad unter denſelben anrichten. Die Urſache dieſer unwürdigen Handlung ſoll das Gerücht geweſen ſeyn, daß die Feſtlichkeit einem Angriff auf die Spanier als Maske diene, ein Gerücht, das vielleicht von den Tlascalanern ausgegangen war und welches mindeſtens tauſend der edelſten Azteken das Leben koſteten. Die Spanier nahmen den Leichen den Schmuck ab.

Die Nachricht von dieſer Gewaltthat verbreitete ſich ſchnell in der Stadt und brachte eine ungeheure Aufregung hervor. Einige mexicaniſche Haufen warfen ſich ſogleich ſtürmend auf das Quartier der Spanier und mit ſolcher Wuth, daß nur das Einbrechen der Nacht letztere rettete. Am folgenden Morgen begann der Sturm aufs Neue mit ſolcher Heftigkeit, daß alle Spanier den Tod gefunden haben würden, wenn nicht Montezuma ſich den Angreifenden in Perſon gezeigt hätte. Die Azteken wichen ehrfurchtsvoll zurück, verbrannten aber die Brigantinen, welche Cortez auf dem See hatte, und beſchloſſen die Spanier auszuhungern und umzogen deshalb ihr Quartier mit einem tiefen Graben.

So ſtanden die Sachen, als Cortez am 24. Juni 1520 mit 96 Reitern, 1300 Mann ſpaniſcher Infanterie und 2000 Tlascalanern in Mexico eintraf. Jetzt hatte er hier im Ganzen ein Heer von 9000 Mann zur Verfügung, allein — die Mexicaner hielten keinen Markt mehr und als Cortez den Montezuma deshalb bedrohte, er-

widerte dieſer, daß die Perſonen, welche die Wiederherſtellung deſſelben bewirken könnten, von den Spaniern gefangen gehalten würden. Cortez ließ alſo Montezumas Bruder Cuitlahuatzin frei, aber dieſer kehrte nicht wieder, ließ auch keinen Markt halten, ſondern ſtellte ſich an die Spitze ſeines Volkes.

Schon am Tage nach der Ankunft des Cortez begann ein erneuter Sturm auf das ſpaniſche Quartier und ein wahrer Steinhagel und Pfeilregen raſſelte auf das Pflaſter des Hofes und die ſpaniſchen Panzer nieder. Cortez verſuchte mit 400 Mann einen Ausfall, wurde aber zurückgeſchlagen und das Quartier in Brand geſteckt. Am 26. Juni erneuerte ſich der Sturm und währte trotzdem, daß die ſpaniſchen Canonen furchtbar in den dichtgedrängten Schaaren der Azteken wütheten, bis zum Abend, nachdem Cortez abermals einen nutzloſen Ausfall gemacht. Die Lebensmittel gingen im ſpaniſchen Quartier zu Ende, Montezuma ſah den Untergang ſeiner Reſidenz, die Erbitterung ſeines Volkes; er ſtellte daher dem ſpaniſchen Feldherrn als das einzige Mittel in dieſer Bedrängniß vor, daß er die Stadt ſobald als möglich verlaſſen ſolle. Cortez erwiderte, daß er dazu bereit ſey, doch nur wenn ſeine Unterthanen die Waffen niedergelegt haben würden.

Am andern Morgen begann abermals ein allgemeiner Sturm auf das ſpaniſche Quartier. Da legte Montezuma ſeinen Königſchmuck an und ſtieg begleitet von ſeinen Miniſtern und 200 Spaniern auf eine Terraſſe, um ſich dem Volke zu zeigen. Die Diener gaben ein Zeichen und an die Stelle des wilden Kriegsrufes trat eine ehrerbietige Stille. Der König wiederholte nun die Verſicherung, daß er keineswegs Gefangener der Spanier ſey, ja daß letztere ihm ſogar verſprochen, alsbald die Stadt zu verlaſſen, ſo wie nur das Volk die Waffen niederlegen werde, was er ihnen hiermit im Vertrauen auf ihren Gehorſam ernſtlich anbefehle.

Das Volk ſchwieg, bis ein Mann ſeine Stimme erhob und den Montezuma einen verzagten, weibiſchen König nannte, der ſich beſſer für den Spinnrocken, als zum Herrſcher über ein tapferes Volk eigne, der aus niederträchtiger Feigheit ſich dem Feinde gefangen gegeben. Er ergriff einen Pfeil und ſchoß ihn auf den König ab und gab damit das Zeichen zu einer Fluth von Schmähungen und Steinwürfen und Pfeilſchüſſen. Ein Pfeil traf den Arm, zwei Steine ein Bein und den Kopf des Königs, ſo daß er ſogleich in ſein Zimmer geſchafft werden mußte. Während nun der König körperlich krank an ſeinen Wunden, geiſtig aber noch weit mehr verletzt, ja mit gebrochenem Herzen im ſpaniſchen Quartiere verweilte, dauerten die Angriffe der Mexicaner ohne Raſt Tag für Tag fort. Die ſpaniſchen Soldaten und ihre Bundesgenoſſen litten bittern Mangel an Lebensmitteln und kamen nie zur Ruhe, ihre Ausfälle wurden tapfer zurückgeſchlagen und wenn ſie auch einmal den großen Tempel erſtiegen und das

Allerheiligſte in Brand ſteckten, ſo errangen ſie dadurch doch keinen weſentlichen Vortheil.

In dieſen Tagen der Noth und des größten Elends ſtarb König Montezuma im ſpaniſchen Quartier im 18. Jahre ſeiner Regierung, im 54. ſeines Alters. Merkwürdig iſt, daß er trotz aller Nachgiebigkeit, die er ſtets dem Cortez bezeigte, doch weder von dieſem, noch von dem Pater Olmedo zur Annahme der chriſtlichen Religion bewogen werden konnte. Cortez ließ, nachdem Montezuma ausgelitten, dem Prinzen Cuitlahuatzin Nachricht davon geben und bald darauf wurde die Leiche durch ſechs Edelleute und mitgefangene mexicaniſche Prieſter fortgetragen. Dieſer Anblick erregte das innigſte Mitleid bei allen Azteken. Man brachte den Todten nach dem Platz Copalco und verbrannte und beſtattete ihn mit den ihm gebührenden Ehren.

Cortez ließ einige der gefangenen Häuptlinge ermorden und auf den Platz Tehuajoc werfen, dann aber entſchloß er ſich zu einem Ausfall, um die Stadt zu verlaſſen. Die Nacht zum 1. Juli 1520 ward dazu beſtimmt. Ein wolkenbedeckter Himmel ſchien das kühne Unternehmen begünſtigen zu wollen. Sandoval führte die Vorhut von 200 Infanteriſten nebſt einigen Reitern, in der Mitte commandirte Cortez 5 Reiter, 100 Infanteriſten und in drei Diviſionen die Truppen von Tlascala, Cheruscoalla und Cholula, über 7000 Mann. Den Rückzug deckte Alvarado mit dem größten Theile der ſpaniſchen Infanterie.

Kaum hatten die Spanier den erſten Graben auf einer Brücke, die ſie mit ſich führten, glücklich paſſirt, als die Prieſter von dem Tempel aus den Abzug bemerkten und das Volk zu den Waffen riefen. Nun begann ein furchtbarer Kampf und die Colonne der Spanier ward allenthalben ſtürmiſch angefallen. Endlich erreichte das hartbedrängte Heer Papotla am Ufer des Sees, allein es hatte 450 Spanier und 4000 Hülfsvölker, darunter ſämmtliche Cholulaner, 46 Pferde, alle Geſchütze, alle Schätze, alles Gepäck verloren. Vier Hauptleute, der gefangene König Cacamatzin, ein Bruder, ein Sohn und zwei Töchter Montezumas waren nebſt allen Gefangenen unter den Todten. Der größte Gewinn der Mexicaner war die Ueberzeugung, daß die Spanier zwar große Helden, aber doch nicht unbeſiegbar wären.

Cortez ſammelte ſeine Schaaren und zog ruhig durch die Stadt Tlacopan, ruhete Nachts in dem Tempel von Otoncalpolco und ſchlug dann am nächſten Morgen den Weg nach Tlascala ein. Allein bei Otompan ſahen die Spanier ein wohlgerüſtetes Aztekenheer aufgeſtellt, deſſen Stärke ſie auf 200000 Mann anſchlugen. Die Schlacht begann, die Spanier ſiegten und Cortez, der eine bedenkliche Kopfwunde erhalten, führte ſie nach Tlascala. Er hatte nur noch 440 Mann, unter denen noch viele Verwundete.

Die Tlascalaner nahmen ihre Bundesgenoſſen äußerſt liebreich

auf und pflegten ihre Wunden und Cortez zog auch den Ixtlilxochitl hierher, der ſich gleich ſeit der erſten Ankunft der Spanier für dieſelben erklärt hatte.

In Mexico ſah es indeſſen bedenklich aus. Montezuma, der den Glanz der vaterländiſchen Krone auf das Höchſte gebracht und die meiſten Nationen von Anahuac derſelben unterwürfig gemacht hatte, war dahin und mit ihm der gemeinſame Mittelpunkt; aztekiſche Heere waren geſchlagen, die Götter hatten nicht einmal die ihnen angethane Schmach gerächt; an Gold, Silber, Edelſteinen und Koſtbarkeiten hatte der Staat großen Verluſt erlitten, ein Theil der Stadt war zerſtört und endlich hatte Mexico einem entfernten Monarchen die Huldigung geleiſtet. Die Totonaken und andere Völker waren vom Aztekenreiche abgefallen, Tlascala, die alte Nebenbuhlerin, erhob ſtolz ihr Haupt und viele andere Landſtriche waren bereit, das drückende Joch der aztekiſchen Herrſchaft von ſich zu werfen. Das Alles wurde durch innere Zwietracht um ſo bedenklicher. Denn obſchon die Prieſterſchaft, der Adel und der größte Theil des Volkes den Spaniern feindſelig geſinnt waren, namentlich weil ſie in Tlascala ſo gute Bundesgenoſſen gefunden hatten, ſo waren doch auch viele und zwar ſehr mächtige Edelleute ihrem Könige ſo ſehr ergeben, daß ſie auch ſichere Anhänger der Spanier waren und denſelben in ihrer Bedrängniß Nahrungsmittel verſchafften und ſie auch anderweit unterſtützten.

Gleich nach Montezumas Tod dachten die Mexicaner an die Wahl eines tüchtigen Staatsoberhauptes und ſie erhoben daher den Prinzen **Cuitlahuatzin**, Montezumas Bruder, Herrn von Iztapalapan und Oberfeldherrn des Heeres, einen tapfern, talentvollen und wohlunterrichteten Mann zum Könige. Bei ſeiner Krönung bluteten unter den Opfern auch gefangene Spanier. So wie die Spanier die Stadt verlaſſen, ließ er die zerſtörten Tempel und Gebäude wieder in Stand ſetzen, ſandte Bothen in alle Provinzen mit der Mahnung zum ernſthaften Widerſtand gegen die Spanier und verſprach allen Denen, die zum Beßten der Krone die Waffen ergreifen würden, Freiheit von allen Abgaben, da, wie wir oben ſahen, namentlich die Strenge, womit der auferlegte Tribut eingetrieben wurde, die Aztekenherrſchaft ſo allgemein verhaßt gemacht hatte.

So ſendtete er auch nach Tlascala Abgeordnete mit einem koſtbaren Geſchenk an Federn, Baumwollenſtoff und Salz, welche der Republik ein Bündniß mit der Krone Mexico antrugen und für dieſen Fall freien Handel und Verkehr zuſagten, dann aber auch vorſtellten, daß die Wohlfahrt von ganz Anahuac von der Einigkeit ſeiner Völker abhänge. Der Vorſchlag fand Anklang, allein Maxixcatzin, der treueſte Freund der Spanier, beharrte auf der Anſicht, daß es ſchmachvoll ſey, die einmal aufgenommenen Gaſtfreunde im Stiche zu laſſen, und ſo zogen die mexicaniſchen Geſandten unverrichteter Sache wieder ab. Indeſſen behielt Mexico noch viele andere Städte als treue

Bundesgenoſſen, wie z. B. Tepejacan, ein Staat, der mit Tlascala gränzte und ſich anfangs den Spaniern unterworfen, bald aber dem Aztekenreiche ſich wieder angeſchloſſen hatte. Die Tepejacaner erſchlugen mehrere Spanier, die von Vera Cruz nach Mexico reiſen wollten, und ſchnitten auch die Verbindung zwiſchen Tlascala und Vera Cruz ab.

Cuitlahuatzin wäre, wie Cortez ſelbſt geſtanden hat, wohl der Mann geweſen, dem ſinkenden Staate von Mexico wieder aufzuhelfen, allein ein Negerſclave des Narvaez hatte die Kinderpocken in Chempoalla eingebracht und die Seuche verbreitete ſich mit entſetzlicher Schnelligkeit über das Land, ſo daß viele Orte ganz ausſtarben. Auch Cuitlahuatzin war unter den Opfern der Seuche, aber auch Maxixcatzin, der tlascalaniſche Freund des Cortez.

Nach dem Tode des Königs von Mexico wurde Quatemotzin erwählt, der Neffe des verſtorbenen, ein geiſtvoller junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, dem es freilich an Kriegserfahrung fehlte. Er heirathete die Gemahlin ſeines Vorgängers, Montezumas Tochter.

Nachdem ſich nun Cortez in Tlascala von ſeinen Wunden erholt, auch Verſtärkung aus Cuba an ſich gezogen und durch Bündniſſe mit den umliegenden Staaten ſeine Heeresmacht erweitert, zog er nach Tezcuco und erhob den Ixtlilxochitl, der damals 23 Jahr alt war, auf den Thron von Acolhuacan. Dann aber rüſtete er ſich zur Einnahme von Mexico. Mit Hülfe der Tlascalaner hatte er dreizehn Brigantinen in Tezcuco bauen und von Stapel laufen laſſen. Sodann unterwarf er die meiſten um den See gelegenen Städte, welche noch an Mexico hingen, er bot auch nachmals dem König Quatemotzin freundſchaftliche Beilegung der beiderſeitigen Angelegenheiten an und erinnerte an den Huldigungseid, den die Azteken dem König von Spanien geleiſtet. Man antwortete aber nur durch feindſelige Handlungen gegen die den Spaniern verbündeten Staaten und fuhr dann beiderſeits in den begonnenen Zurüſtungen mit allem Eifer fort.

Am 5. April 1521 brach endlich Cortez mit 30 Pferden, 300 Infanteriſten und 20,000 Bundesgenoſſen von Tezcuco auf, wo er den Sandoval als Commandanten und Aufſeher über die Brigantinen zurückließ. Er zog durch das Gebürge, eroberte die anſehnliche Stadt Quaunahuac, dann die ſchöne Stadt Xochimilco nach hartem Widerſtand und nachdem er die Ufer des Sees in dieſer Weiſe geſäubert und geſichert hatte, kehrte er nach Tezcuco zurück. Hier muſterte er ſeine Streitkräfte und fand folgenden Beſtand: 86 Reiter, 800 Mann Infanterie, 3 große eiſerne, 15 kleinere metallne Canonen, 1000 caſtilianiſche Pfund Schießpulver und Kugeln und Pfeile in großer Menge. Dann ſandte er Bothen nach Tlascala, Cholula, Huexotzinco und die andern verbündeten Städte mit dem Erſuchen, binnen zehn Tagen ihm ihre Hülfsvölker ſo zahlreich als möglich zuzuſenden.

Am 15. Mai marſchirte das Heer von Tlascala, über 50,000 Mann ſtark, in Tezcuco ein; dabei war der junge Xicotencatl und der berühmte Feldherr Chichimecatl. Die übrigen Truppen kamen ebenfalls heran und bildeten zuſammen eine impoſante Macht von mehr als 200000 Mann, die im Verlauf der Belagerung ſich bis auf 240000 ſteigerte.

Am 20. Mai, am Pfingſtfeſte, muſterte Cortez ſein Heer auf dem großen Marktplatze von Tezcuco, ernannte die Anführer, theilte jedem ſeine Stellung mit und wies die Truppen an dieſelben. Pedro Alvarado kam in die Stadt Tlacopan mit 30 Reitern, 168 Infanteriſten in 3 Compagnien, 20000 Tlascalanern und zwei Canonen und Chr. Olid mit ähnlicher Heeresmacht nach der Stadt Cojohuacan. Gonzales de Sandoval erhielt etwas mehr Hülfstruppen, 30000 Mann, und ſollte Iztapalapan nehmen und daſelbſt ſich aufſtellen. Cortez ſelbſt übernahm den Befehl über die Brigantinen, auf denen er 325 Spanier und 13 Feldſchlangen vertheilt hatte.

Nun begann eine Belagerung, welche von beiden Seiten mit der hartnäckigſten Ausdauer und raſtloſeſten Anſtrengung geführt wurde. Die Tlascalaner zeigten ſich vorzugsweiſe als tapfere und unerſchrockene Krieger, aber auch der Adel und die Krieger von Mexico entwickelten einen Muth und eine Feſtigkeit, die zeigte, daß ſie gar wohl erkannt hatten, um was es ſich hier handele. Vor allem zeigte ſich der junge König Quatemozin als wahrer Held und ſein Betragen bildet ein erfreuliches Gegenbild zu der ſchlaffen Feigheit ſeines königlichen Oheims. Das große Unglück, was über das Volk der Mexicaner hereinbrach, erweckte die Energie der ganzen Nation.

Die überlegenen Waffen der Spanier, die übergroße Menge der Bundesgenoſſen derſelben, deren ſich im Laufe der Belagerung immer mehrere anſchloſſen, dann der Mangel an Lebensmitteln in der Stadt, nichts brach den Muth der aztekiſchen Helden. Oftmals drangen die Spanier ein, immer wurden ſie tapfer zurückgeſchlagen.

Es würde dem Plane unſerer Unterſuchung keineswegs entſprechen und den zugemeſſenen Raum dieſes Werkes überſchreiten, wenn wir Schritt für Schritt den gegenſeitigen Anſtrengungen der Kämpfenden folgen wollten. Einzelne Züge aus dieſem gräßlichen Kriege werden hinreichen, uns einen Begriff von der aztekiſchen Tapferkeit zu gewähren.

Nachdem die Spanier zwanzig Tage die Stadt Mexico belagert, auch dreitauſend Fahrzeuge von den Anwohnern des Sees erhalten hatten, drangen einige ſpaniſche Officiere in Cortez einen Hauptſturm zu unternehmen.

Cortez ließ ſich bewegen und rückte mit 25 Reitern, ſeiner ganzen ſpaniſchen Infanterie, 100000 Mann Bundesvölkern, den dreizehn Brigantinen und dreitauſend indianiſchen Fahrzeugen zum Sturme an, landete und marſchirte von dem Damme ohne Widerſtand in die Stadt, wo er ſein Heer in drei Haufen theilte. Die Mexicaner

zogen ſich zurück, die Feinde drängten herzhaft nach — da ertönte das furchtbare Horn des Gottes Painalton und augenblicklich ſtürzten die Schaaren der Patrioten über die Eingedrungenen her und trieben ſie in unordentlicher Flucht dahin. Cortez bot Alles auf, ſeine Leute zum Stehen zu bringen; es war vergebens; ſieben Pferde, ſechszig Spanier und 1000 Bundesgenoſſen blieben, ja Cortez ſelbſt würde erſchlagen worden ſeyn, wenn die Mexicaner nicht die Abſicht gehabt hätten, ihn lebendig zu fangen und ihn den Göttern zu opfern.

Die Mexicaner feierten dieſen Sieg acht Tage lang mit Erleuchtung der Stadt und mit Muſik in den Tempeln; ſie ſchickten die abgeſchnittenen Köpfe der Spanier in alle Provinzen und erwarben ſich dadurch manchen Freund. Aemſig beſſerten ſie nun Schanzen, Gräben, Häuſer und Tempel aus und rüſteten ſich muthig zu neuem Kampfe. Vor Allem ſchien es ihnen wichtig, die Brigantinen der Belagerer unbrauchbar zu machen. Sie legten daher in die ſchilfigen Ufer des Sees einen Hinterhalt, rammelten Pfähle unter das Fahrwaſſer und lockten dann die Brigantinen heran. Ihr Zweck wurde freilich nur zum Theil erreicht, doch litten die ſpaniſchen Fahrzeuge ſehr und zwei Capitaine verloren das Leben.

Cortez ſandte zweimal an den König, um ihn zur Uebergabe zu bewegen; er erhielt aber allemal zur Antwort, daß man ſich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen fortfahren würde. Er wiederholte daher, als er bereits 44 Tage vor der Stadt gelegen, einen großen Sturm mit allen ſeinen Soldaten und 150000 Bundesgenoſſen, allein er erreichte nichts, als daß er mehrere Häuſer zerſtörte und viele Leute erſchlug. Von nun an ſtürmte man täglich und am 24. Juli ward auch der Palaſt des Königs zerſtört. Für Cortez war die Gefangennehmung einer mexicaniſchen Dame von beſonderer Wichtigkeit; er vernahm von ihr, daß der Hunger bereits furchtbar in der Stadt wüthe, daß bereits Uneinigkeit unter dem belagerten Heere entſtehe, daß das gemeine Volk muthlos und daß nur der König mit unerſchütterlicher Feſtigkeit und Ausdauer beharre. Daher unternahm Cortez am 25. Juli einen neuen Sturm, der täglich bis zum 27. Juli wiederholt wurde, wodurch drei Viertheile der Stadt in die Gewalt der Spanier kamen, die nur noch durch einen Graben und eine Schanze von dem großen Marktplatz abgeſchnitten waren. Cortez und Alvarado drangen auf den Markt vor; er ſtieg auf den großen Tempel und ließ die Thürme in Brand ſtecken, dann zog er ſich zurück und hielt vier Tage lang Raſt. Am 31. Juli rückte Cortez abermals in die Stadt, wo die Noth bereits ſo groß war, daß das Volk Sumpfwurzeln, Kräuter, Inſecten und Baumrinde verzehrte. An dieſem Tage wurde von den wüthenden Bundesvölkern ein furchtbares Blutbad unter den Einwohnern angerichtet, ſo daß 12000 Leichen auf dem Platze lagen. Am 12. Auguſt wurde ein Sturm veranſtaltet, der 40000 Mexicanern das Leben koſtete, allein der unerträgliche

Geruch der Leichen nöthigte ſie ſich zurückzuziehen und die völlige Erſtürmung noch weiter zu verſchieben.

Endlich kam der 13. Auguſt, der eigentliche Todestag von Mexico. Cortez trat mit ſeiner ganzen Macht auf, bevor er jedoch die Waffen rührte, bot er nochmals Frieden an; aber der Geſandte des Königs ſprach zu ihm: „General, überhebe mich der Mühe eine Unterredung zwiſchen Dir und meinem König auszuwirken; er iſt feſt entſchloßen lieber zu ſterben, als vor Dir zu erſcheinen; ich kann nicht beſchreiben, wie ſehr mich dieſer Entſchluß ſchmerzt, aber es iſt keine Hülfe. Folge alſo Deinem Ermeſſen und handle wie es Dir am beßten dünkt."

Da ſchickte ihn Cortez zurück und trug ihm auf, die Einwohner der Stadt zu dem ihnen nahe bevorſtehenden Tode vorzubereiten. Unterdeſſen kamen ſchon ganze Schaaren von Frauen, Kindern und gemeinen Einwohnern, um den Spaniern ſich zu unterwerfen und ſo das Leben zu retten. Einige, durch Elend und Hunger erſchöpft, ertranken, als ſie die Gräben durchſchwimmen wollten. Cortez befahl alle die zu ſchonen, welche ſich friedlich ergeben würden, allein die Erbitterung der indianiſchen Feinde von Mexico war ſo groß, daß ſie aller Befehle ungeachtet über fünfzehntauſend dieſer unglücklichen Flüchtlinge, Männer, Weiber und Kinder, niederſtießen.

Indeſſen beſetzte der Adel mit den Kriegern die Dächer der Häuſer und einige der gepflaſterten Straßen. Nachdem Cortez noch einige Zeit gewartet, aber keine Anſtalt zur Uebergabe gemacht wurde, ließ er einige Kanonenſchüſſe gegen ſie richten und erſt als auch dieſes ihren Entſchluß nicht änderte, gab er mit einem Flintenſchuß das Zeichen zum allgemeinen Sturm. Der Angriff war ſo heftig, daß viele Mexicaner ſich theils den Spaniern ergaben, theils aber, um dem Elend zu entgehen, ſich ins Waſſer ſtürzten. Im Gewühle des Sturmes bemerkte der ſpaniſche Feldherr, daß ein mexicaniſches Schiff mit der königlichen Familie entfliehen wollte. Er ſandte die ſchnellſte ſeiner Brigantinen demſelben nach und eben wollten die Spanier darauf feuern, als jene Friedenszeichen machten und die Waffen wegwarfen. In dem Fahrzeug befand ſich König Quatemotzin mit der Königin und den Königen von Acolhuacan und von Tlacopan nebſt anderen hohen Staatsbeamten. Als die Brigantine herankam, ſprach Quatemotzin: „Ich bin euer Gefangener und bitte euch um weiter keine Gefälligkeit, als daß ihr der Königin, meiner Gemahlin, und ihrem Gefolge die Ehrerbietung erweiſet, die man ihrem Geſchlechte und ihrer Würde ſchuldig iſt." Er faßte ſodann die Königin bei der Hand und beſtieg mit ihr die Brigantine, welche Capitain Garcia de Holguin commandirte, und ſagte dieſem, daß die andern Flüchtlinge gewiß kommen würden, um mit ihrem König zu ſterben, wenn ſie erführen, daß er gefangen ſey. Der Capitain brachte ſeine erlauchten Gefangenen zu Cortez, der auf der Terraſſe eines Hauſes ſaß und ſie

daſelbſt ehrerbietig und freundſchaftlich empfing und zum Sitzen nöthigte. Quatemozin ſprach: „Ich habe, tapferer General, zu meiner und meiner Unterthanen Vertheidigung Alles gethan, was die Ehre meiner Krone und die Achtung für mein Volk erfordert; aber die Götter waren mir zuwider und ich ſehe mich meiner Krone und meiner Freiheit beraubt. Ich bin nunmehr euer Gefangener, macht mit mir was euch beliebt und nehmt mir mit dieſem Dolch — dabei berührte er den Dolch, den Cortez am Gürtel trug — ein Leben, das ich bei der Vertheidigung meines Reiches nicht verloren habe.“

Cortez tröſtete den König, verſicherte ihm, daß er nicht ſein, ſondern der Gefangene des größten Monarchen von Europa ſey, von deſſen Gnade er nicht blos ſeine verlorne Freiheit, ſondern auch den Thron ſeiner berühmten Vorfahren wiedererhalten würde. Quatemozin legte nicht eben großes Gewicht auf dieſe Verſicherungen und bat zuvörderſt, daß Cortez ſeinen Unterthanen kein weiteres Leid zufügen möge. Dieſer bat, er möge ihnen befehlen, ſich zu ergeben. Beide ertheilten nun ihre Befehle, denen augenblicklich gehorcht wurde. Man verordnete ferner, daß alle Mexicaner die Stadt ohne Waffen und Gepäck verlaſſen ſollten. Ein Augenzeuge verſichert, daß alle drei Hauptdämme, welche die Stadt mit dem feſten Lande verbanden, drei Tage und drei Nächte hintereinander mit auswandernden Männern, Frauen und Kindern erfüllt waren, die ſämmtlich das Gepräge des Hungers und Elendes an ſich trugen. Die Stadt war mit verſtümmelten Leichen angefüllt, die einen Peſthauch verbreiteten; hie und da war der Erdboden aufgewühlt, wo die vom Hunger gequälten ſich Wurzeln geſucht; eben ſo ſah man Bäume, von denen ſie die Rinde abgenagt hatten. Cortez ließ die Leichen begraben und überall große Feuer anzünden, theils um die Luft zu reinigen, theils um ſeinen Sieg zu feiern.

Die Plünderung brachte eine ungeheure Beute, obſchon bei der großen Anzahl der Suchenden auf den einzelnen nicht eben viel kam. Kleider und Geräthe wurden den Bundesgenoſſen überlaſſen. Die künſtlichen Arbeiten in Gold, Edelſtein und Federn ſchickte man an Karl V. Das übrige Gold, welches eingeliefert und geſchmolzen wurde, betrug 19,200 Unzen. Später fiſchte man noch viel Gold aus dem See, worein es die Mexicaner geworfen; vieles hatten auch die Bundesgenoſſen verſchleppt.

Die Stadt glich einem Trümmerhaufen, aber die Bundesvölker aus ganz Anahuac jubelten ob ihrer Zerſtörung, denn das gewaltige Joch der Azteken war mit ihr zerbrochen.

Dieſer Jubel ſollte aber gar bald verſtummen. Zuvörderſt erwachten, nachdem die Spanier keinen Widerſtand mehr vor ſich ſahen, der die innen wohnende Kraft beſchäftigte, die Leidenſchaften und vor allem die Goldgier. Man ſagte dem Cortez, daß der gefangene König große Schätze verborgen habe, die er nicht anzeigen wollte.

Cortez konnte nicht hindern, daß der König mit den Füßen gegen ein Feuer gelegt wurde, nachdem man ſie mit Oel beſtrichen. Der König ertrug heldenmüthig dieſe Marter, die ein treuer Freund freiwillig mit ihm theilte.

Wenige Jahre ſpäter, im Frühjahr 1525, befand ſich Cortez auf dem Marſche mit wenigen erſchöpften Spaniern und 3000 Mexicanern. Da erzählte ihm ein Azteke, die drei gefangenen Könige hätten ſich über ihre unglückliche Lage gegenſeitig beklagt und getröſtet, dabei aber den Gedanken geäußert, daß es ihnen ein leichtes ſeyn würde, die Spanier und den Cortez aus dem Wege zu räumen, ihre Freiheit wieder zu erlangen und ihrer Krone ſich aufs Neue zu bemächtigen. Es war allerdings das Kürzeſte und Einfachſte, daß Cortez die drei gefangenen Könige an einen Baum zu Izcancanac, der Hauptſtadt der Provinz Acallan, aufknüpfen ließ.

Das alte Aegypten.

Wir ſahen in den altamericaniſchen Reichen die active Raſſe in geringer Anzahl unter die Maſſe der paſſiven Urbevölkerung treten und ſich dennoch als Beherrſcher und Bildner derſelben behaupten, bis ein neuer, gewaltiger Andrang europäiſcher Helden ihrer Herrſchaft ein Ende machte.

Aehnliche Erſcheinungen begegnen uns in dem alten Aegypten oder dem fruchtbaren Nilthale des öſtlichen Nordafrica. Africa iſt vorzugsweiſe der Sitz der paſſiven Menſchenraſſe und wir lernten bereits eine der niedrigſten Arten derſelben in den Buſchmännern kennen; wir betrachteten ferner die Neger, welche die Aequatorialzone bewohnen und ſeit Jahrtauſenden im Oſten wie im Weſten in merkwürdiger Stabilität beobachtet worden ſind. Dieſe Neger nun bildeten auch im ganzen Nilthale den Grundſtoff der Ureinwohner, ſey es nun, daß ſie Aboriginer, ſey es, daß ſie mit dem Nilſtrom aus den Urwäldern der Hochgebürge herabgekommen waren. Allein in dieſen Gegenden, die durch das rothe Meer von der arabiſchen Halbinſel getrennt ſind und im Norden durch die große Wüſte mit derſelben zuſammenhängen, fand ſchon ſeit früher Zeit eine Zuſtrömung von Mitgliedern der activen Raſſe ſtatt, welche allgemach eine eigenthümliche, beſondere Bevölkerung hervorbrachte, welche zwar die gefärbte Haut der paſſiven Raſſe an ſich trug, deren Körperformen aber mehr denen der activen Völker ſich näherten.

Je weniger nun ein paſſiver Volksſtamm mit der activen Raſſe gemiſcht iſt, deſto reiner hat er die Formen ſeiner Raſſe erhalten; je mehr actives Blut in den Adern der Miſchlinge rollt, deſto mehr nähern ſich dieſelben den kaukaſiſchen Formen. Daher finden wir die Könige ſo wie die höheren Stände Aegyptens mit den edelſten und ſchönſten Profilen ausgeſtattet, daher kann aber auch Herodot (II. 104.) die Aegypter als ſchwarzhäutig und kraushaarig bezeichnen, während die meiſten Mumienköpfe kaukaſiſche Geſichtsformen und langes Haar

haben und in den Denkmälern die negerartige Sphinxphyſiognomie ſo häufig vorkommt.

Betrachten wir alſo

die körperliche Beſchaffenheit

der Aegyter, ſo müſſen wir die Bemerkung an die Spitze ſtellen, daß dieſelbe je nach der bürgerlichen Stellung derſelben verſchieden war und daß ſie im Allgemeinen der Gliederung der Geſellſchaft nach den verſchiedenen Kaſten entſprach*).

Die Hausſclaven waren Neger, wie wir ſie noch jetzt auch bei den Arabern (ſ. C.-G. IV. 196.) angetroffen haben. Sie wurden dem Lande zugeführt und vermiſchten ſich eben ſo wenig mit der Nation als die Negerſclaven mit den Beduinen (ſ. C.-G. a. a. O.). Sie bildeten daher auch keine beſondere Kaſte, als dieſe für die eigentliche Bevölkerung feſtgeſtellt waren.

Die unterſte Kaſte war die der Hirten; ſie theilte ſich in die der Schweinehirten und Rinderhirten. Erſtere ſtand um ſo tiefer, als das Schwein den Aegyptern für ein unreines Thier galt, deſſen Berührung Jedermann vermied und, wenn ſie dennoch ſtattgefunden hatte, durch augenblickliche Waſchung unſchädlich zu machen ſuchte. „Die Schweinehirten,“ ſagt Herodot (II. 47.), „ſind ebenfalls unrein und ſie kommen, obſchon ſie eingeborne Aegypter ſind, dennoch nie in einen heiligen Ort, wie ſich denn auch Niemand entſchließt, ihnen eine Tochter zu geben oder eine von ihnen zu nehmen. Die Schweinehirten heirathen nur unter ſich.“ Da man jedoch Schweinefleiſch zu den Opfern brauchte, mußten die Ordner der Kaſten dieſen Hirtenſtamm wohl dulden und, obſchon als letzte Claſſe, in die Geſellſchaft aufnehmen. Sie ſtellten alſo im ägyptiſchen Volksleben etwa das dar, was die dem Schweinegeſchlecht angehörigen Thiere in der Reihe der übrigen Säugethiere ſind; ſie gehören der Zeit an, die den jetzigen Naturformen vorausging, und bilden die materielle Baſis. Sie zeigten die am meiſten paſſiven Formen, welche durch ihre Lebensart und ihre Abgeſchiedenheit von der übrigen fortſchreitenden Nation nicht veredelt werden konnten.

Auf dieſe folgen die Stämme der Rinderhirten, welchen in den ſumpfigen Gegenden des Delta von den Pharaonen Wohnſitze angewieſen worden waren. Die Kaſte der Bauern, die zugleich Viehzucht trieben, war die nächſte und beſtand aus einem kräftigen,

---

*) S. Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. Th. II. Abth. II. S. 84., wo bereits auf die Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der ägyptiſchen Nationalphyſiognomien aufmerkſam gemacht und auch auf Denon u. a. franzöſiſche Berichterſtatter verwieſen iſt.

geſunden Menſchenſchlag. Ihr ähnlich war die der Flußſchiffer, welche der lebendige Verkehr auf dem Nil fortwährend beſchäftigte.

In dieſen Kaſten hatte ſich wahrſcheinlich der Typus der paſſiven Urbevölkerung am reinſten erhalten und dieſe hat Herodot im Auge, wenn er die Aegypter ſchwarzhäutig und kraushaarig nennt. Unter den Mumien finden ſich keine Körper dieſer Art, da die künſtliche Beſtattung nur den höheren Ständen beſtimmt war.

Bildeten die bis jetzt genannten Kaſten die unteren, ſo können wir die Kaſte der gewerbtreibenden Bürger als den eigentlichen Mittelſtand der Nation betrachten, in welchem ſich die Nationalphyſiognomie am entſchiedenſten ausgeprägt hatte. In den Denkmälern erſcheint ſie meiſt braunroth gefärbt, mit ſchwarzem vollen Haar. Die Stirn iſt etwas zurückliegend, die Naſe iſt wohl lang, aber vorn etwas abgeſtumpft, die Lippen ſind voll, das Kinn tritt zurück, die Wangenknochen dagegen ſtehen vorwärts, die Augen ſind groß aber langgeſchlitzt. Es waren dieß die Handwerker, Künſtler, Krämer und Kaufleute.

Die beiden oberſten Kaſten waren die der Prieſter und Krieger, als welche wir ſie auch bereits in den Staaten von Anahuac gefunden haben. Die Färbung kommt wohl zuweilen etwas heller vor, im Allgemeinen dürfte jedoch der weſentliche Unterſchied in der Geſichtsbildung zu ſuchen ſeyn. Wir finden hier kaukaſiſche Phyſiognomien, ſo wohl in deu Gemälden und Sculpturen der Denkmäler, als auch bei den Mumien. Schöngewölbte Schädel, langes, oft braunes Haar, eine erhabene Naſe, ein ausgebildetes Kinn erſcheinen bei einer meiſt dunkeln Hautfarbe. Ich hate auf der fünften Tafel mehrere ſolche Phyſiognomien der Könige Ramſes I. (N. 1—4.), Ramſes III. (N. 5. 6.), Muefta II. (N. 7.) und Ramſes IV. (N. 8.) nach den von Roſellini in ſeinem Atlas (Monumenti storici) mitgetheilten Malereien und Sculpturen zuſammengeſtellt*).

Diejenigen Mumien der Münchener Sammlung, welche G. F. Waagen**) näher unterſuchte, zeigen wohlgebildete, hohe und breite Stirnen, die Haare waren durchgängig wohl erhalten, ſie haben ſämmtlich einen röthlichen Anflug, ſind braun und lockig, bei der einen Mu-

*) Ueber die ägyptiſche Nationalphyſignomie überhaupt: Otfr. Müller Handbuch d. Archäologie der Künſte S. 269. S. Rosellini monumenti civili e storici, der Atlas. Description de l'Egypte. Antiqu. T. II. pl. 49. 50. und im Text T. II. Heerens Ideen a. a. O. Champollion Figeac Egypte ancienne S. 26. ff. — Dunkelfarbene Fiſcher bei Rosellini m. c. T. XXV. roth. Braune Hirten XXVII. Ackerer XXXII. XXXVII. XLIX. Hellfarbene Damen LXVII. Fleiſchfarbene Prieſter XL. 2. So ſind auch die Künſtler lichtfarbener als die Ackerleute XLV. 6 u. 7.

**) Guſt. Fr. Waagen über die in den Sammlungen der Königl. Academie der Wiſſenſchaften zu München befindlichen Mumien u. a. ägyptiſche Alterthümer (Abh. der Münchener Academie, 1820), wobei die früheren Arbeiten von Blumenbach u. A. benutzt und erwähnt ſind.

mie ſogar gelblich, was dem beizenden Einfluß der zur Mumiſirung verwendeten Specereien beigemeſſen wird. Die Naſen ſind fein, ſchmal und ſpitzzulaufend; an einigen Mumien bemerkt man die Spuren des raſirten Bartes.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt nun, daß die letzte Miſchung der kaukaſiſchen Raſſe mit der eingeborenen eine der niedrigen Kaſten hervorgebracht hatte: die der Dolmetſcher. Pſammetich, der griechiſche Bildung in Aegypten einführen wollte, hatte eine Menge Griechen nach Aegypten berufen und ſie als Erzieher ägyptiſcher Kinder durch das ganze Land vertheilen laſſen. So entſtand die Kaſte der Dolmetſcher, welchen der Haß der Nation eine ſo tiefe Stellung anwies. Später, namentlich ſeit dem Zeitalter Alexanders, drang das griechiſche Element noch mehr ein und die Körperform, welche daraus entſtand, zeigen uns die beiden Mumien der Dresdener Antikenſammlung*), obſchon wir dabei nur den Abbildungen auf der noch nicht abgehobenen äußeren Hülle folgen können. Die Geſichter zeigen griechiſche Formen mit rothbraunem Colorit und gerötheten Wangen.

So bietet denn die Bevölkerung des alten Aegyptens ein ähnliches Bild wie die des neuen. Den braunen Mittelſtand neben den dunkelgefärbten Kaſten der Bauern, Hirten und Schiffer und dem hellfarbigeren Prieſter- und Kriegerſtande, welcher letzterer an die Mameluken inſofern erinnert, als auch dieſe ein moderner, meiſt dem Kaukaſus entſtammter militäriſcher Adel waren.

Die geiſtigen Eigenſchaften

der Nation waren ebenſo wie die körperlichen nach den drei großen Corporationen des Staates geſchieden. Die unterſten Kaſten hatten alle die guten Eigenſchaften der paſſiven Raſſe, während die ſchlimmeren durch die gewaltige Hand der höheren im Zaume gehalten wurden. Das Streben nach Ruhe, welches der paſſiven Raſſe innen wohnt, wurde von der eingedrungenen activen wohl benutzt, um ihnen Geſchmack an ruhigem Beſitz und behaglichem Leben beizubringen. — Die Krieger hatten das Land erworben, die Prieſter erhielten daſſelbe durch ihre ſinnreichen Einrichtungen.

Die Mittelclaſſe der Bürger ſtellt den Nationalcharacter am reinſten dar. Sie war arbeitſam, geſchickt in Ausführung mühſamer Arbeiten, ausdauernd auch für große Werke, deren Entwurf freilich von den activen Herrſchern ausging. Sie waren ſchlau und umſichtig in Benutzung der ſich darbietenden Hülfsmittel. Die äußeren Gebräuche der Religion wurden nicht minder gewiſſenhaft beobachtet als bei den alten Azteken, mit denen ſie auch die äußere ernſthafte Haltung gemein hatten, die nur an gewiſſen Feſten in lauten Jubel über-

*) Abbildungen in Beckers Auguſteum Taf. 1. 2.

ging. An den Gebräuchen der Väter hingen ſie mit außerordentlicher Feſtigkeit.

Die höheren Claſſen der Prieſter und Krieger zeigten ſich als weiſe und umſichtige Beherrſcher und ſuchten gleich den aztekiſchen durch allerlei Mittel beim Volke ſich in höchſter Achtung zu erhalten. Ihre Werke in der Baukunſt, Sculptur und Malerei erfüllen uns noch heute mit großer Achtung und die Nachrichten der alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ſprechen mit großer Ehrfurcht von dem alten Aegypten als dem Sitze großer Weisheit, ein Ruf, der ſich bis ins Mittelalter, ja bis auf unſere Tage erhalten hat. In den erſten Zeiten der Staatenbildung Aegyptens entfalteten ſie auch eine große Tapferkeit.

Die Nahrung

der alten Aegypter war nach den verſchiedenen Ständen, in welche ſie getheilt waren, verſchieden. Die niedrigſten Claſſen hatten natürlich einfachere und geringere Nahrungsmittel als die höheren und die unmittelbar am Fluſſe lebenden Landbauer andere als die der Wüſte näher ſtehenden. Bei den Hirten und Ackerbauern herrſchte jedenfalls die Fleiſchnahrung vor, während der Mittelſtand vorzugsweiſe Pflanzenkoſt genoß. Man benutzte die Getraideart Olyra, um Brot daraus zu backen. (Herodot II. 77.) Dann wurde beſonders der Lotos als Nahrungsſtoff benutzt.

„Wenn der Fluß anſchwillt und die Felder unter Waſſer ſetzt, wachſen im Waſſer viele Lilien, die ſie Lotos nennen. Dieſe pflücken ſie, dörren ſie an der Sonne, zerſchroten den mohnähnlichen Stoff, der mitten im Lotos ſteckt, und backen daraus am Feuer das Brot. Doch genießt man auch die Lotoszwiebel roh. Sie verzehren auch noch andere Sumpfwurzeln, friſch wie gedörrt. Den Byblos ißt man theils roh, theils in der Pfanne gebraten. (Herodot II. 92.) Dieſe Sumpfgewächſe nun waren, wie bei den alten Mexicanern, vorzugsweiſe Nahrungsmittel für die ärmere Claſſe (Diodor von Sicilien 1. 43.), welche nächſtdem auch Knoblauch, Zwiebeln, Kürbisfrüchte, Melonen und Gurken, dann Durrah, Datteln, genoſſen (ſ. beſ. Wilkinson manners and costums of the ancient Egyptians II. 372 ff.).

Das Oel gewann man namentlich aus dem Ricinus- oder Wunderbaum, der an den Ufern künſtlich angepflanzt und deſſen Kerne theils durch eine Preſſe, theils durch Knochen ausgebracht wurden. (Herodot II. 94.)

Eine Speiſe der gemeinen Claſſe waren jedenfalls auch die Fiſche, welche man an der Sonne trocknete und ſo verzehrte, theils in Salz einlegte; die erſte Art der Nahrung fanden wir ſchon bei den Negern (III. 223.) und bei den an der Seeküſte wohnenden Arabern (IV. 142.). Unter den Vögeln war, wie in Mexico, die Wachtel die beliebteſte

und allgemeinſte Speiſe, nächſtdem die Ente, die man, wie auch kleinere Vögelarten, meiſt roh verzehrte, nachdem man ſie eingeſalzen. Herodot (II. 77.) bemerkt ferner, daß die Aegypter alle Arten von Fiſchen und Vögeln, die bei ihnen vorkamen, nur die heiligen ausgenommen, gebraten oder gekocht genoſſen.

Die Nahrungsmittel der höheren Stände waren nicht allein reichlicher und nahrhafter, ſondern auch künſtlicher und ſchmackhafter zubereitet. Das Lieblingsgericht war Rind- und Gänſefleiſch *) und war vorzugsweiſe den Prieſtern beſtimmt. Dieſe Hauptnahrungsſtoffe wurden durch mancherlei Gemüſe, Früchte, Gewürze auf das mannichfaltigſte verändert und ſchmackhafter gemacht und man darf wohl annehmen, daß die Kochkunſt nicht minder ausgebildet war, wie bei den Tſcherkeſſen und Mexicanern. Mit ſichtbarer Liebhaberei finden wir Scenen aus dem Schlachthaus und der Küche in den Bildern der Grabmäler dargeſtellt. Es geht daraus hervor, daß man das Fleiſch ſauber zubereitete, um es in großen Keſſeln über offenem Feuer zu kochen (Wilkinſon Th. II. Vign. 276.) oder in verdeckten flachen Caſſerolen zu ſchmoren (Derſ. N. 277.) oder am Spieße zu braten. Die Gemüſe und zubereiteten Früchte, ſo wie die Paſteten und Kuchen wurden ebenfalls ſehr zierlich bereitet, zum Theil wohl auch in gewiſſe Formen gedrückt und ſo aufgetragen. Je vornehmer und wohlhabender die Familien, deſto beſſer waren auch die Nahrungsmittel derſelben, wie denn das Brot der Vornehmen aus Waizen gebacken wurde **). Die Bereitung der Kuchen weiſet Wilkinſon (II. 384 ff.) aus den Denkmälern umſtändlich nach. Die Mannichfaltigkeit der Gerichte erhellt auch aus den vielfachen Löffeln, die bald rund bald ſpitzzulaufend, auch ſchaufelförmig oder wie Schöpfkellen geſtaltet ſind und welche derſelbe Schriftſteller (Th. II. S. 403.) zuſammengeſtellt hat. Sie ſind aus Holz, Elfenbein oder Bronze und kommen auch aus Alabaſter vor. Ferner hat man auch Durchſchläge oder Siebe aus Bronze namentlich in Theben gefunden, welche jedenfalls in den Küchen zur Bereitung von Suppen und Brühen gebraucht wurden. (Wilkinſon II. 405.; dazu Rosellini m. c. Taf. 83—87.)

Die Getränke

der Aegypter waren außer dem Waſſer Bier, Cider, Palm- und Rebenwein. Bier und Palmwein fanden wir ſchon bei den Negern, Rebenwein bei den Völkern des Kaukaſus.

Das Bier ***) wurde aus Gerſte gemacht und auf verſchiedene

*) Herodot II. 37. Dazu Wilkinſon II. 374 und Rosellini monumenti civili II. 452 ff. über die beim Abſchlachten der Thiere, bei der Zubereitung der Nahrungsmittel üblichen Gebräuche. Ueber das Obſt Wilkinſon II. 175.

**) Wilkinſon II. 397., wo auch über die von Herodot erwähnte Olyra.

***) S. zunächſt über das Bier der Neger C.-G. III. 237.; dann Herodot II. 77. Dazu Wilkinſon II. 171. nebſt den Nachweiſungen daſelbſt.

Art bereitet, wie noch jetzt etwas ähnliches, die Booza, in Aegypten gebräuchlich iſt. Um die Gährung zu befördern und den Geſchmack angenehm zu machen, ſetzte man verſchiedene Pflanzen zu.

Nächſt dem Bier fertigte man aus Früchten, wie Feigen, Granatäpfeln, Mixas u. a. Obſtarten, einen künſtlichen Wein, dem man andere Kräuter beimiſchte, theils um den Geſchmack zu verändern, theils um demſelben wohlthätige und heilende Wirkungen auf den Körper beizubringen, ſo daß wir auch in den Getränken der alten Aegypter eine große Mannichfaltigkeit annehmen dürfen. Der Palmwein war ebenfalls beliebt *); er wurde auf dieſelbe Weiſe, welche wir bei den Negern ſchon kennen gelernt haben, durch Einſchneiden in den Stamm gewonnen.

Der Rebenſaft oder Traubenwein wurde zuvörderſt aus den gereiften Beeren auf eine Art gepreßt, welche an die Maniocapreſſe der Arowaken erinnert (ſ. C.-G. Th. II. S. 30.). Dieſe Preſſe beſtand aus einem Schlauche, der an den beiden Enden durch eingeſteckte Stangen umgedreht wurde **), oder auch in einem Rahmen befeſtigt noch ſchärfer ausgedrückt werden konnte, indem der Schlauch an einem Ende an den Stab des Rahmens befeſtigt war und auf der entgegengeſetzten Seite durch mehrere Männer mit einem Hebel in Bewegung geſetzt ward. Man kannte jedoch auch die Fußpreſſe oder das Austreten mit den Füßen. Eine ſolche Preſſe zeigt ein Bild von Theben. (Roſellini XXXVII. 2. und Wilkinſon II. 155.) Sieben Männer ſtehen auf einem großen Kaſten, der mit Trauben gefüllt iſt, und haben mehrere von der Decke herabhängende Schnüre erfaßt; ich vermuthe, daß die Arbeiter daran ihren Körper, wie etwa unſere Turner, am Reck emporzogen und dann die ganze Laſt deſſelben auf die Traubenmaſſe herabfallen ließen; der Saft lief durch Rinnen in die zur Seite geſtellten Gefäße, wo er der Gährung überlaſſen wurde. Die Aufbewahrung geſchah in den langen irdenen Krügen ohne Fuß mit zwei Henkeln, die wir auch bei den Griechen und Römern finden werden. Die Weinkrüge wurden mit Harz oder Pech ausgeſtrichen, da ſie keine Glaſur hatten, mit einem taſſenartigen Deckel geſchloſſen und mit Lehm, Gyps, Mörtel, Pech oder irgend einer anderen Miſchung gegen den Eintritt der Luft geſchützt. (Wilkinſon II. 158. m. Abb.) Den Wein trank man aus Schaalen.

Die ägyptiſchen Weine waren von verſchiedener Güte, je nach dem Orte wo ſie gebaut wurden. Der beſte und zugleich reichlichſte war der von Mareotis; es war ein weißer, ſüßer, leichter Wein, der den Kopf nicht beſchwerte. (Wilkinſon II. 160. Strabo XVII. und Athenäus Dipnoſoph. I. 25.) Plinius (XIV. 9.) nennt drei Sorten ägyptiſcher Weine. Zu Fayum baut man noch jetzt weißen Wein.

*) Wilkinſon II. 173. C.-G. III. 236.

**) S. Wilkinſon II. 152. u. Rosellini m. c. Taf. XXXVII. u. XXXVIII.

Es wurde in Aegypten ſehr viel Wein verbraucht, da auch den Frauen der Genuß deſſelben geſtattet war, obſchon ſie, wie Thebaniſche Wandgemälde bei Wilkinſon (II. 167.) zeigen, demſelben unterlagen, was indeſſen auch den Männern widerfahren konnte, wie die Bilder von Beni Haſſan (Wilkinſon II. 168.) gar augenſcheinlich beweiſen. Aus Phönicien und Griechenland wurde Wein eingeführt. Um beſſer trinken zu können, genoß man vor einem Gelage Kohl. Daß die Aegypter es verſtanden, durch Einkochung des Moſtes einen dem vino santo der Italiäner ähnlichen ſtarken Wein hervorzubringen, ſcheint aus einer Darſtellung bei Roſellini (XXXVIII. 3.) hervorzugehen.

Die Kleidung

der alten Aegypter hat große Aehnlichkeit mit der der alten aztekiſchen Nationen. Sie beſtand für die arbeitenden Claſſen durchgängig in einem um die Lenden geſchlagenen Schurz, der mehr oder minder weit bis auf die Knie herabreichte, oft aber auch nur in einem breiten um die Hüften geſchlagenen und zwiſchen den Schenkeln hindurchgezogenen breiten Gürtel, namentlich bei den Schiffern und Handarbeitern. Oberkörper und Füße waren meiſt unbedeckt. Der Schurz der Frauen war jedoch länger und reichte von der Bruſt bis auf die Knöchel, eine Tracht, in welcher z. B. die Weberinnen bei Roſellini (m. c. XLI.) erſcheinen. Dieſer Schurz war von Linnen, ſeltener von Baumwolle.

Die Vornehmen, namentlich die Prieſter, der König und ſein Hofſtaat, trugen lange und weite Gewänder, die zum Theil Bruſt und Oberarm bedeckten und oft in zierlichen Falten bis auf die Knöchel herabreichten und deren eines über das andere angelegt wurde. Dieſe Gewänder zeigen ſehr ſchöne Farben und ſind meiſtentheils an den Säumen und Rändern, deren einer über den andern hervortrat, geſtreift. Den unteren Schurz hielt ein ſchöner Gürtel zuſammen. Ober- und Untergewänder waren nächſtdem auch oft mit zierlichen Franzen beſäumt, wohl auch geſtickt (ſ. namentlich Wilkinſon III. 348. und 352.). Herodot (II. 81.) erwähnt eines Linnenkleides Kalaſiris, das an den Beinen eingefranzt war, und er ſcheint damit den Schurz anzudeuten, da man, wie er ſagt, über daſſelbe wollene Kleider trug. Unter den Kleidern der Vornehmen, namentlich der Prinzen, erſcheint auch eine Art Mantelkragen, der die Oberarme bedeckte.

Die Männer der Mittelclaſſen und der höheren Stände raſirten ſich die Köpfe ſo wie den ganzen Leib. Um aber den Kopf gegen den ſengenden Strahl der Sonne zu ſchützen, bedeckte man denſelben theils mit linnenen Hauben, theils aber auch mit Perücken. Erſtere, die Hauben, kommen in verſchiedenen Farben, weiß, gelb, grün vor und werden von den Mittelclaſſen getragen; die Perücken dagegen

ſcheinen den höheren Ständen eigenthümlich geweſen zu ſeyn. Es ſind deren im britiſchen Muſeum und in der Berliner Sammlung noch vorhanden. Sie beſtehen aus einem Geflechte oder Netzwerk, in welches die Haare eingeſetzt ſind. Der Vordertheil der Perücke war aus krauſem Haar, während den Hinterkopf lange, ſchlichte Haare bedeckten, welche bis auf die Schultern reichten. Man hatte auch Perücken von Thierwolle und trug ſie ſo allgemein, wie jetzt den Turban, ſo daß ſie bei den höheren Claſſen ein weſentliches Stück der Kleidung bildeten. Wilkinſon hat (III. 154.) die verſchiedenen Kopfbedeckungen zuſammengeſtellt, von der einfachen dem türkiſchen Feß gleichenden Kappe bis zur Perücke und der faltigen königlichen Haube und großen Mütze.

Den Bart und zwar ebenfalls einen falſchen Bart am Kinn bemerkt man nur an den Bildern der Götter, Könige und vornehmen Männer (ſ. Wilkinſon Vign. 399. Nr. 15—17.). Er ward unter dem Kinn mit einem um die Wangen oder Ohren gehenden Bande befeſtigt.

Den Kindern ließ man einzelne Locken ſtehen, die Frauen aber trugen ihr eigenes Haar, das ſie auf mannichfaltige Weiſe ſchmückten und pflegten.

Die Fußbekleidung beſtand in leichten Sandalen oder Schuhen, die mit den Mocaſſins der Americaner Aehnlichkeit haben, und die Vornehmeren verwendeten große Sorgfalt auf die Ausſchmückung derſelben. Man fertigte Sandalen aus Leder, Linnen, Binſen, Papyrus *) und die Sammlungen von London, Florenz, Leyden, Berlin u. ſ. w. bewahren deren aus dieſen verſchiedenen Stoffen auf. Manche beſtehen nur in Sohlen, die aus Palmblättern und Papyrus zuſammengeflochten, mit einem Rande von feſterem Stoff eingefaßt und mit Schnüren oder Riemen verſehen ſind, welche die Sohle am Fußblatt oder an den Zehen feſthielten. Dieſe Sohlen waren vorn theils ſpitz, theils auch rund. Das Berliner Muſeum beſitzt ein Paar Sohlen aus Papyrus, welche mit griechiſcher Schrift bedeckt ſind, die man alſo aus Maculatur gefertigt hatte. Die linnenen Schuhe ſind oftmals gemalt, namentlich ſieht man Neger u. a. fremde Völker darauf vorgeſtellt, deren Verachtung man dadurch ausdrückte, daß man ihre Abbilder mit Füßen trat. Unter den ledernen Schuhen und Pantoffeln fand man auch deren mit langen Spitzen**), welche letztere Form den höheren Ständen eigenthümlich war. Die Schuhe waren meiſt von grüner Farbe.

*) Abbildungen bei Rosellini m. c. LXV. und Wilkinſon III. 365. Die Barbiere bei Roſellini LXXVI. 2.

**) S. Collection de Mr. Passalacqua p. 24. Leemans monuments égypt. du musée de Leide p. 63. und Wilkinſon III. 366. m. Abb. Die Schuhe der Prieſter waren von Byblus. Herodot II. 37.

Der Schmuck

der alten Aegypter beſtand zunächſt in der großen Reinlichkeit, welche ſchon das heiße Clima zur Pflicht machte. Daher raſirten ſich die Prieſter aller drei Tage am ganzen Leibe und gingen dem übrigen Volke mit gutem Beiſpiele voran. Die Kleider wurden oft gewaſchen und erneuert. Seife hat man zwar noch nicht in ägyptiſchen Grabſtätten bemerkt (Wilkinſon II. 407.), ſie war indeſſen den Alten wohl kaum unbekannt, da Celten, Griechen, Römer und Germanen dieſelbe hatten, ſie auch von uns ſchon auf niederen Culturſtufen angetroffen wurde.

Den Frauen war namentlich der Kamm für ihr langes Haar ein unentbehrliches Toilettenſtück und man findet deren in den verſchiedenen Sammlungen aus Holz, Elfenbein und Bronze. Dieſe Kämme ſind theils einfach, etwa in der Art der Negerkämme (ſ. C.-G. III. Taf. VI. F. 5.), und am Angriff mit Steinbocks- oder anderen Thiergeſtalten verziert, theils ſind ſie doppelt wie unſere Staubkämme, deren eine Seite enge, die andere weite Zinken hat *). Der breite Zwiſchenraum zwiſchen beiden Zahnreihen iſt oft mit eingegrabenen kreisrunden, dreieckigen, linearen und anderen Verzierungen, oft auch mit eingelegter Arbeit verſehen. Sie ſind meiſt vier Zoll breit und ſechs Zoll lang.

Ebenfalls doch weniger zur Verzierung als zur Feſthaltung des Haares und der für daſſelbe beſtimmten Schmuckſachen, Schleier u. ſ. w. gehörte die Haarnadel, die meiſt drei bis vier Zoll lang und deren Knopf mannichfach verziert war. Man fand deren aus Elfenbein und aus Bronze **), doch waren ſie bei den Aegyptern kein ſo koſtbarer Gegenſtand wie bei den Völkern des claſſiſchen Alterthums, den Germanen und Chineſen.

Der Spiegel, den wir auch bei den Americanern fanden (ſ. o. S. 14. u. C.-G. II. 55.), kommt in Aegypten nicht minder als ein weſentlicher Toilettengegenſtand für Männer wie für Frauen vor. Er beſtand aus einer runden Metallſcheibe, die an einen Stiel gefaßt war, dem es zum Theil nicht an ſehr reicher Verzierung fehlte. Das Metall dazu war meiſt Kupfer in verſchiedener Miſchung und trefflich geſchliffen. Der Stiel war theils aus Holz, theils aus Metall, Elfenbein, Stein und ſtellte bald eine Figur, wie die Hathor oder Venus, bald Thiere, Blumen oder anderweite Bildungen dar ***). Man findet auch oft den Namen des Eigenthümers darauf eingegraben. Roſellini brachte einen Spiegel mit ſeinem Futteral aus Aegyp-

*) Wilkinson III. 381. m. Abb. Leemans p. 63.

**) Wilkinson III. 384. Leemans p. 63. 65. Passalacqua Nr. 665. 686.

***) Wilkinson III. 385. Leemans p. 65. Passalacqua Nr. 659 ff. Rosellini m. c. LXXXI.

ten mit und im Leidener Muſeum befindet ſich ein Doppelſpiegel in Geſtalt einer Doſe, deren beide Theile durch ein Charnier verbunden und innen vollkommen geſchliffen ſind. (Leemans p. 65. Nr. 93.)

Die Sitte der Bemalung des Körpers trafen wir ſchon auf den niedrigſten Stufen der Cultur bei den Waldindiern, Auſtraliern und allen andern von uns bereits betrachteten Völkern. Auch die Aegypter hatten dieſelbe beibehalten und das Gefäß, welches die Farbe dazu enthielt, wurde zum niedlichen Toilettengegenſtand. Die Damen Aegyptens malten namentlich die Augenlider und Augenbrauen mit ſchwarzem Pulver, wodurch das Auge größer erſchien. Man nahm dazu Antimon, ſchwarzes Manganoxyd und Präparate von Blei und andere Subſtanzen, Lampenruß u. dergl. und ſelbſt unter den Männern war dieſe Verſchönerung der Augen gewöhnlich.

Dieſe Farbe bewahrte man in kleinen Büchschen von Stein, Holz, gebrannter Erde, Glas, Bronze, Elfenbein; ſie waren röhrenförmig und beſtanden oft aus mehrern Abtheilungen neben einander. Manche derſelben zeigen Thiergeſtalten, die meiſten haben Deckel und einige tragen auch Inſchriften. Dazu gehörte ein nadelförmiger Stiel, mit welchem die Farbe aufgetragen wurde und der aus Elfenbein oder Holz geſchnitzt, an einem Ende ſpitzig, am andern aber abgerundet war *).

Damen wie Männer, die in ſolcher Weiſe bemalt ſind, kommen öfters in den Wandgemälden vor, ſo namentlich auf dem großen Bilde bei Roſellini (Taf. LXXVIII.), wo der Herr, die Frau, die Kinder und die Dienerinnen gleichermaaßen ſchwarzgemalte Augenbrauen und Augenlider zeigen.

Unter den Schmuckſachen ſind ferner die Salben zu nennen, die in Gläſern und Flaſchen aufbewahrt wurden, deren man in Theben und an anderen Orten häufig gefunden hat. Zu den Salben verwendete man Pflanzenöl wie auch thieriſches Fett, das man theils färbte, theils farblos anwendete und mit allerlei Wohlgerüchen verſetzte **). Welchen Nutzen die Einreibungen mit Oel oder Fett in heißen Climaten haben, ſahen wir ſchon oben, daher im warmen Clima dieſe Sitte auch allgemein verbreitet iſt.

Die Sitte, die Ohren zu durchbohren und mit Ringen zu ſchmücken, war bei den Aegypterinnen allgemein. Man findet auf den Sculpturen und Gemälden die Ohrringe dargeſtellt und hat deren auch den Grabſtätten enthoben. Es waren große, breite, einfache Reifen von $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{4}$ engl. Zoll im Durchmeſſer, oft aber auch noch größer. Man findet ferner Ringe in Geſtalt einer Schlange, von Gold, die mit

---

*) Wilkinson III. 383. Leemans p. 64. Passalacqua Nr. 663. Rosellini Taf. LXXXI. Daß man auch Henneh zu Färbung der Nägel, Fußſohlen und Handflächen benutzte, werden wir weiter unten ſehen.

**) Wilkinson III. 378.

koſtbaren Steinen beſetzt ſind und die vielleicht nur Mitglieder der königlichen Familie tragen durften. Oft ſind auch mehrere einzelne und einfache Reiſe bis zu ſechs zuſammengelöthet. Man fand goldene und ſilberne Ohrringe*).

Nächſtdem hing man in die einfachen Ohrringe Glocken oder Tropfen von Glas und Edelſteinen, dann angereihete natürliche oder künſtliche Perlen, Muſchelſchaalen und derartige Zierrathen in gebrannter Erde ein, wodurch eine große Mannichfaltigkeit in der Verzierung hervorgebracht werden konnte.

Der Hauptſitz des ägyptiſchen Schmuckes ſcheint jedoch der Hals und die Bruſt geweſen zu ſeyn. Der Halsſchmuck beſtand vorzugsweiſe in bunten Schnüren. Unter dieſen Schnüren bemerken wir zuvörderſt die Kaurimuſchel (ein Halsband bei Roſellini m. c. Taf. LXXXI.), dann aber Corallen, Elfenbein, ächte und in Thon oder Glas nachgebildete buntfarbige Steine von runder oder länglicher Geſtalt, zum Theil wie die kleinen venetianiſchen Stickperlen, zum Theil ſo groß wie Bohnen oder Kirſchen. Dieſe Glas- und Thonperlen ſind theils einfarbig, theils mit verſchiedenen Farben mannichfach geſtreift, punctirt oder anderweit gefleckt und gemuſtert. Vornehmlich verwendete man auch die Scarabäen zum Halsſchmuck, die man aus Grünſtein, Carneol, Granit, Serpentin, Agat, Lapislazuli, Amethyſt, Smaragd, aber auch aus Kalkſtein, Feuerſtein und blauem oder grünem Steingut fertigte. Man ſtellte die verſchiedenen Formen zuſammen und wechſelte in den angereiheten Schnüren mit runden, länglichen oder auch eckigen Steinen und Scarabäen oder den Oſirisaugen, die ebenfalls gleich den Scarabäen aus Steingut gefertigt wurden. Ferner kommen die Götterbilder ſelbſt in dieſen Zuſammenſtellungen und zwar in unendlicher Anzahl vor. Auch Metall wurde zu dieſem Zwecke verwendet, Bronze, oft vergoldet, dann maſſives Gold.

Das Halsband N. 91 des Leidener Muſeums**) beſteht aus kleinen Libationsgefäßen, die mit goldnen Körnern beſetzt ſind, die beiden Enden ſind von Glaskörnern, ſymboliſchen Augen, Stieren, einer Gans u. a. Gegenſtänden in Cornalin. Ein anderes, N. 94, beſtand aus einer großen Kette von Golddrath künſtlich gearbeitet, woran ein grüner in Gold gefaßter Jaspis befeſtigt war. Es kommt im genannten Muſeum eine Halskette aus Goldkörnern vor, an welcher ſechszehn braun, blau und grün emaillirte Goldblätter hängen. Eine andere

*) Wilkinson III. 370. f. m. Abb. Rosellini Taf. LXXXI. Leemans p. 66.

**) Wilkinson III. 375 und S. 377 die Zuſammenſtellung der in dem reichen Leidener Muſeum vorhandenen Halsketten. Dazu Roſellini LXXX., LXXXI. und Text II. 419. und die Description de l'Egypte Antiqu. Ferner Passalacqua 576—599 und Leemans S. 67. ff.

beſteht aus kleinen Kugeln und Cylindern in blauem und grünem Schmelz, Cornalin, Cryſtal, Agat und Gold. Das Halsband N. 108 iſt aus Körnern, kleinen platten Ringen, Perlen, Corallen verſchiedener Farbe, thränenförmigen Zierrathen, Crocodilen in Schmelz, Agat, Cornalin u. a. Stoffen, woran die Geſtalten des Horus Harpocrates und Typhon und eine Bleiplatte, welche in erhabener Arbeit einen Menſchen und einen Stier enthält. N. 111 iſt von natürlichen Muſcheln gebildet, die durch kleine Ringe von Schmelz von einander getrennt ſind. Die Halsbänder beſtanden theils nur aus einer einzigen Reihe, theils aber auch aus mehrern, ſo daß ſechs und mehr abwechſelnde Schnüre den Hals und die Bruſt bedeckten, wie wir aus den Frescobildern erſehen.

Nächſt den Edelſteinen, Metallen und andern feſten Stoffen ſcheint man wohl auch Halsbänder und Kragen aus buntfarbigen Federn gehabt zu haben, wie die beiden großen bunten Halskragen bei Roſellini (m. c. Taf. LXXX.) anzudeuten ſcheinen. Dieß fand aber wohl nur in der früheſten Zeit ſtatt, bevor man es verſtand, in Glas und Edelſteinen die prachtvollen Farben tropiſcher Vögel nachzubilden. Die Form der Halskragen aus Federn wurde jedoch als Vorbild beibehalten. In den Gräbern hat man meines Wiſſens keinen Federſchmuck gefunden.

Die Armringe finden wir ebenfalls bei den alten Aegyptern, welche Männer und Frauen über dem Handgelenke trugen. Man hat deren von verſchiedenen Stoffen gefunden, von Gold, Silber, Eiſen, Bronze, von Glas, Elfenbein, Horn, Leder und ganz feinem Palmengeflechte. Die gewöhnlichſten bildeten Reifen von mehrern Zollen Breite und waren ſo mannichfaltig und reich in der Farbe wie die Halskragen *). Dieſe beſtanden aus Schmelz und bunten Steinen. Die metallnen Armringe beſtanden bald in einfachen cylindriſchen Reifen, bald waren ſie mehr ausgearbeitet und z. B. in Geſtalt einer Schlange gebildet, mit Steinen eingelegt. Zum königlichen Schmuck gehören auch goldne Armringe, wie denn ein Armring mit dem Namen Thothmes III. im Leidener Muſeum ſich befindet. Elfenbeinarmringe beſitzt das Berliner Muſeum. Die Damen trugen auch Ringe um den Oberarm, die ſehr breit waren, und um die Knöchel.

Die Fingerringe**) trugen ebenfalls Männer wie Frauen aus allen Arten Metallen und aus hartem Stein oder Steingut und letztere meiſt in Türkisfarbe und oft ſehr dünn gearbeitet. Ein Carneolring der Florentiner Sammlung trägt den ſymboliſchen Namen der Göttin Mut. Als Verzierung des Steines findet man die Namen

---

*) Roſellini m. c. II. 425. und Atlas Taf. LXXX. 3. Wilkinſon III. 374. m. Abb. Leemans p. 73. Passalaqua Nr. 576 ff.

**) Rosellini m. c. II. 426. Taf. LXXXI. Wilkinson III. 372. Leemans p. 70. Passalacqua p. 615—645.

von Gottheiten und Menſchen, die Geſtalten von Göttern, heiligen Thieren, Blumen vertieft oder auch erhaben gearbeitet. Sehr häufig ſind diejenigen Fingerreife, welche durch einen Scarabäus gehen, der daher beweglich blieb. Die Ringe der höhern Stände waren meiſt aus Gold, ſeltner aus Silber, noch ſeltner aus Bronze und Eiſen; letztere ſtammen aus ſpäterer, römiſcher Zeit. Die Mittelclaſſe hatte Ringe aus Elfenbein *) oder blauem Steingut. Eine Holzſtatue des britiſchen Muſeums zeigt die Art, wie Frauen ihre Fingerringe trugen. Die linke Hand zeigt einen Ring am Daumen und einen am kleinen Finger, der Zeigefinger hat drei, jeder der beiden übrigen zwei Ringe. Der Daumen der rechten Hand hat einen, der vorletzte Finger aber zwei Ringe. (Wilkinſon III. 372.)

Noch ſind als Kopfſchmuck der Damen auch die Blumenkränze zu erwähnen, ſo wie die Hafte aus Metall, welche auf der Bruſt oder den Schultern das Kleid ſchloſſen.

Der faſt ſtets wolkenloſe Himmel Aegyptens machte den Sonnenſchirm und Fächer zu nothwendigen Gegenſtänden, deren ſich dann auch der Luxus bemächtigte. Auf den Monumenten werden dieſe Fächer, namentlich in der Umgebung der Königin, ſtets bemerkt; ſie beſtanden aus Straußenfedern, die halbkreisförmig auf einem langen reich verzierten Stiele befeſtigt waren. In den Gräbern hat man mehrere ſolche Stiele aus Holz gefunden, obſchon die Federn davon verſchwunden ſind. In der Anordnung der Federn konnte wenig Mannichfaltigkeit vorkommen; die meiſten Fächer zeigen Halbkreiſe, obſchon wohl auch blumenförmige Fächer vorkommen**).

Die Wohnungen

der alten Aegypter waren, wie die der Völker der Südſee und der altamericaniſchen Staaten, nach dem Stande ihrer Beſitzer verſchieden. Bei einem Volke, welches, wie die Tſcherkeſſen und Beduinen, noch nicht in Stände getrennt iſt, wo die Maſſe der irdiſchen Güter und die geiſtige Bildung noch unter alle eigentliche Mitglieder der Nation

*) Die Elfenbeinarmringe ſind ein den africaniſchen Nationen ganz beſonders eigenthümlicher Schmuck. Wir lernten oben die Bearbeitung der Armringe bei den Hottentoten (C.-G. III. 253.) aus Elfenbein kennen. Auf den ägyptiſchen Denkmalen (ſ. namentlich Roſellini m. c. Taf. CLVI. und CLVII) ſehen wir Armringe aus Elfenbein an den Geſtalten der Aethiopier, die ganz denen gleichen, welche noch jetzt von den Nationen der Barrys, Elliabs und Kegues oder Kyks (4—9° nördl. Br.) am weißen Nil getragen werden. Der Güte des Herrn E. Jomard verdanke ich zwei Armringe von Elfenbein, welche dorther ſtammen (N. 2280. und 2281. m. Samml.). Der für die Knöchelgegend beſtimmte hat nur 1 Zoll Breite und einen halben Zoll Dicke. Er iſt nach Außen abgerundet. Der für den Oberarm iſt zwei Zoll breit und drei achtel Zoll dick, kantig und ſchön geglättet. Beide haben 3¼ Zoll Durchmeſſer.

**) Roſellini m. c. II. 427. und Taf. LXXX.

gleich vertheilt iſt, da findet ſich auch kein weſentlicher Unterſchied in Tracht, Koſt und Wohnſtätte. Das Haus des Aermeren iſt wie das des Reichen, denn ſie alle haben nur gleiche Mittel zu gleichen Bedürfniſſen.

Die alten Urbewohner Aegyptens hatten Wohnungen aus Rohr und dieſe Hütten behielten auch die armen Hirten ebenſo treulich bei, wie die ärmere Claſſe in Mexico *). Dieſe waren auch für das heiße Clima des Landes die angemeſſenſten Wohnungen. So wie ſich aber durch das Eindringen activer Stämme in das höhergelegene Mittelland Burgen, Tempel und um dieſe feſte Ortſchaften und Städte bildeten, entwickelte ſich auch eine den Produkten des Landes wie dem Clima angemeſſene Bauart; daher ſchrieben die alten Aegypter die Erfindung der großen Steinbauten dem Buſiris zu**), von dem ſie erzählten, er habe die große Jupiterſtadt Theben gegründet, die großen Tempel erbaut und Privathäuſer errichtet, welche vier und fünf Stockwerke hatten.

Da, wo ſich große Menſchenmaſſen in dem abgegränzten Raume einer von Mauern umzogenen befeſtigten Stadt niederlaſſen, muß mit jedem Jahre der Raum werthvoller und koſtbarer werden. Die Familien können ſich hier nicht ausbreiten und Raum an Raum bauen; ſie ſind daher, wollen ſie ihre Räumlichkeiten vermehren, genöthigt, Raum auf Raum zu thürmen, und dies iſt im allgemeinen der Urſprung der hohen, engen Straßen in den großen Städten der civiliſirten Länder, in Mexico ſo gut wie in Aegypten, in Paris wie in Neapel, in der City von London wie in der Altſtadt von Dresden. Die Noth lehrt hier die Menſchen jeden Raum ſorgfältig benutzen und die langhingeſtreckten Treppen brechen oder zuſammen rollen. Der Wohlhabende, dem es in der ſchönen Jahreszeit in der Stadt zu eng wird, der ſich nach Freiheit und friſcher Luft ſehnt, wendet ſich dann in ſeine Ländereien draußen in der Flur und baut ſich hier, gewiſſermaaßen in den frühern Zuſtand des Hirten- und Landlebens zurückkehrend, eine luftige, leichte, geräumige, durch keine Treppen beengte Wohnung, die ſich behaglich in die Breite hindehnt, die er mit Gärten, d. h. durch die Kunſt und ſeine ſpeciellen Wünſche verſchönerten Frucht- und Obſtanlagen umgiebt, mit den ſchönſten Blumen des Landes und wo möglich auch der Ferne ausſchmückt. Begreiflicher Weiſe beginnen die Wohlhabenden, die, welche den meiſten Geſchmack an der Sache haben, dieſes Landleben und ſie finden gar bald nicht blos Bewunderer, ſondern auch Nachahmer und ſo entſteht nach der ſtädtiſchen auch die ländliche bürgerliche Baukunſt, die wir auch im alten Aegypten in großer Ausbil-

*) S. Diodor. Sic. I. 43. und die Beſchreibung der Rohrhütten Africas C.-G. III. S. 257 ff.; vergl. damit oben S. 15 f.

**) Diodor. Sic. I. 45.

dung finden und die wir bei Betrachtung der ägyptiſchen Wohnungen zu unterſcheiden haben.

Ueber die ſtädtiſchen Wohnungen, deren Bauart und Einrichtung geben die Denkmäler wenig Auskunft. Die Nachricht des Diodor, ſtimmt mit der Beſchreibung überein, welche Abdallatif, ein Schriftſteller des 13. Jahrh. Chr. Ztr., von der Bauart in Aegypten giebt. Die Aegypter, ſagt er, haben in ihren Gebäuden eine bewunderungswürdige Kunſt und ſehr weiſe Einrichtung. Sie laſſen keinen Raum unbenutzt und nichts iſt darin zwecklos. Ihre Paläſte ſind geräumig und ſie wohnen gewöhnlich in den oberen Stockwerken*).

Im Allgemeinen dürfen wir wohl annehmen, daß die Häuſer erſtens in den Städten verſchiedener Größe, dann je nach den Vermögensumſtänden ihrer Beſitzer und Bewohner auch verſchieden geweſen ſind, daß in den entlegenen Theilen der Stadt unanſehnlichere Wohnſtätten als an den belebten Plätzen geweſen ſeyn müſſen und daß endlich, eben in Folge des Climas, die ägyptiſchen Städte die Phyſiognomie der heutigen Ortſchaften des Orients und namentlich des gegenwärtigen Aegyptens gehabt haben. Wilkinſon hat mit großem Fleiße aus den vorhandenen Denkmälern**) Alles zuſammengeſtellt, was darüber Belehrung gewähren kann. Er bemerkte, daß die Straßen im Ganzen eng und unregelmäßig waren, Theben ausgenommen, das ein ſtattliches Anſehen gewährte. Die Orte in der Nähe der Gebürge waren meiſt zu beiden Seiten eines Bergſtroms angelegt, ſo daß das Flußbett die Hauptſtraße bildete, die bei der Seltenheit des Regens in jenem Clima nur ſelten ungangbar werden konnte.

Als Bauſtoff wendete man allgemein in Ober- wie in Unterägypten Luftziegel an, die nur in der Sonne getrocknet waren, ſelbſt bei öffentlichen Gebäuden, wie Feſtungswerken, Stadtmauern und ſelbſt bei den Tempeln. Dieſe Ziegel mußten mit dem Stempel des regierenden Königs bezeichnet ſeyn, da ihre Anfertigung ein Regale war, das namhafte Summen einbringen mußte, da der Bedarf außerordentlich groß und eine billige Herſtellung durch die Kriegsgefangenen leicht möglich war. Bekanntlich wurden die Juden in Unterägypten zur Ziegelbereitung verwendet. (S. die Abbild. bei Roſellini c. m. Taf. XLIX. und bei Wilkinſon II. 99.)

Die Gebäude in den Straßen hatten einen Hof, in welchen die Eingänge mündeten, und nur größere Gebäude ſtanden abgeſondert. Vor dem Haupteingang war ein Porticus, der von zwei Säulen getragen wurde, an welchen Bänder mit dem Namen des Bewohners befeſtigt waren. Dieſen Porticus bildeten oft mehrere Säulen, zwiſchen denen die coloſſalen Bildniſſe des Königs ſtanden. Vor den Häuſern

*) Abdallatif Denkwürdigkeiten Aegyptens, deutſch v. Wahl. S. 267 ff.
**) Wilkinſon II. 95.

pflanzte man Bäume, die mit einer niedrigen Vermachung gegen Beſchädigungen geſchützt waren. Der Vorticus hatte zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe. Der Eintretende gelangte durch den Porticus in einen offenen Hof oder eine Halle, worin man Beſuche zu empfangen pflegte. Er war mit Säulen und Pannieren geſchmückt und wohl mit einem Tuche bedeckt, um gegen die Sonnenſtrahlen Schutz zu geben. Dieſem gegenüber war ein offenes Thor in dem eigentlichen Wohnhaus, das aus mehrern, verſchieden angelegten Zimmern beſtand. Etwas davon entfernt und durch Baumreihen geſchieden waren die Vorrathskammern, in denen man Oel, Wein, Getraide u. dergl. aufzubewahren pflegte. Kleine Häuſer beſtanden aus einem kleinen Hofe, an welchem das Wohnzimmer war, aus dem eine ſchmale Treppe in ein zweites darüber angebrachtes kleines Obergeſchoß führte, wie ein von Salt gefundenes und im britiſchen Muſeum aufbewahrtes Modell bei Wilkinſon (II. 108.) zeigt. Die Hausflur war von Stein oder Eſtrich aus Thon u. a. Stoffen, die Dächer ruhten auf Sparren von Dattelpalmen und waren mit Zweigen oder Planken gedeckt. Einige Dächer waren auch mit Ziegeln gewölbt. Bei der Seltenheit des Holzes kam man wahrſcheinlich ſchon ſehr früh auf die Erfindung der Bogengewölbe, wie Wilkinſon (II. 117.) nachweiſet. Oben auf dem Dache war eine Terraſſe, die man durch ausgeſpannte Tücher gegen die Sonnenſtrahlen ſchützen konnte und wo man wohl auch bei großer Hitze des Nachts unter Mückennetzen ſchlief (Herodot II. 95.), die man auch zum Fiſchfang brauchen konnte.

Die Fenſter oder Luftlöcher in der Mauer wurden durch Jalouſien und Laden aus Latten oder auch aus Flechtwerk geſchloſſen, ſo daß der Wind die Zimmer durchſtreichen konnte, ohne daß die Sonnenſtrahlen einzudringen vermochten.

Die Thüren beſtanden in zwei nebeneinander in Angeln gehängten Holzflügeln und waren zum Theil ſehr ſchön geſchmückt. In den Grabſtätten von Theben hat man mehrere eherne Thürbeſchläge gefunden, die von den unſrigen dadurch unterſchieden ſind, daß die Thürpfoſte in und auf denſelben ruht und die Angel unmittelbar daran ſitzt. Die untere Angel läuft in der Thürſchwelle, während die obere in den Querbalken des Thürgewändes eingreift*).

Die Thüren wurden durch Riegel verſchloſſen, die mit einem einfachen Schlüſſel gehoben oder zur Seite geſchoben wurden. Zu größerer Sicherheit bedeckte man die dafür gelaſſene Oeffnung mit Nilſchlamm und drückte ſein Siegel darauf.

Die Wände und Decke wurden gemeiniglich in reichen Muſtern und bunten Farben bemalt, von denen freilich meiſt nur die der Grabkammern auf unſere Tage gekommen ſind. Dieſe Wand-

*) S. die Abbildung bei Wilkinson II. 110.

malereien erinnern lebhaft an die Moſaikfußböden der römiſchen Welt und an die Verzierungen auf griechiſchen Vaſen*).

Das Clima von Aegypten machte die Anlage von Heizungsanſtalten und Oefen überflüſſig, das Heerdfeuer brannte in beſondern Räumen oder im Hofraum, wo gekocht wurde.

Die Landhäuſer waren in demſelben Style gebaut, wie die Wohnungen in der Stadt, nur noch bequemer und luſtiger**), und wenn bei den ſtädtiſchen Wohnungen der Garten nur eine erfreuliche Zugabe war, ſo bildete er auf dem Lande die Hauptſache. Dieſe Landhäuſer waren mit Mauern umgeben, in welchen ſtattliche Zugänge und Thore angebracht waren. Jeder einzelne Theil der Villa, Garten, Wohnhaus, Dienerwohnungen, hatte ſeine beſondere Mauer, die in den der Nilüberſchwemmung ausgeſetzten Gegenden eine Grundlage von Steinen hatte, auf welcher die Ziegelmauer ruhete, die zum Theil in Felder getheilt und mit vortretenden Einfaſſungen verziert, oben aber durch Reihen von Lanzenſpitzen gegen das Ueberſteigen geſchützt war. Viele dieſer Landſitze waren von Canälen durchzogen, die ihr Waſſer aus dem Nil erhielten; es waren auch Fiſchbehälter und Teiche darin, auf denen die Beſitzer Luſtfahrten machten und wo Waſſervögel gehalten wurden.

Es ſind uns mehrere Pläne ſolcher Landhäuſer erhalten und Wilkinſon und Roſellini haben Abbildungen derſelben mitgetheilt.

Das Landhaus bei Roſellini (m. c. LXIX.) beſteht aus einem geräumigen, umſchloſſenen Viereck, deſſen eine Seite durch einen geraden, breiten Canal begränzt wird, welchen eine anſehnliche Baumreihe beſchattet, zwiſchen welcher der Eingang zu dem Ganzen durch ein hohes Thor befindlich iſt. Den Mittelpunct des Ganzen bildet ein großer Weingarten, deſſen Reben ſich weithin verzweigen. Hinter demſelben ſind die Wohn- und Wirthſchaftsgebäude, von denen jedes ſeinen beſondern Eingang hat. Zu beiden Seiten des Weingartens bemerken wir zwei mit breiten Wieſen eingefaßte Teiche, in denen Waſſerblumen und Enten gezogen werden, ſo wie auch am Lande daneben mehrere Liliaceen in beſondern Beeten ſtehen. Nahe dabei befinden ſich mehrere luſtige auf Säulen ruhende und leichtbedeckte Hallen oder Lauben. Die Teiche ſowohl als der Weingarten ſind mit fruchttragenden Palmen umgeben, welche auch zunächſt der Mauer das ganze Gebiet auf allen Seiten, zum Theil mit Laubbäumen wechſelnd umziehen. Die verſchiedenen Abtheilungen des ganzen äußerſt regelmäßig und im Viereck angelegten Gartens ſind eine jede mit einer beſondern Mauer eingefaßt.

*) Abbildung bei Wilkinson II. pl. VII. Rosellini m. c. Taf. LXX. bis LXXIII.

**) Wilkinſon II. 129. bringt die Abbildung eines ländlichen Tempels oder einer tempelartigen Villa, die vielleicht Privateigenthum eines Prieſters war.

In ähnlicher Weiſe, wenn auch anders angeordnet, ſind die von Wilkinſon (II. 132. pl. 8. und 9.) nach ägyptiſchen Sculpturen mitgetheilten Pläne von Landhäuſern. In keinem fehlen die Teiche, Palmen und Bäume, die in jenem Clima von beſonderm Werthe ſeyn müſſen.

Wenden wir uns nun zur innern Einrichtung der ägyptiſchen Wohnungen, ſo gewährt uns abermals ein Wandgemälde, welches Roſellini (m. c. Taf. LXVIII.) mitgetheilt, einen belehrenden Ueberblick. Die reichgemalte Decke ruht auf ſchlanken blauen Säulen; eben ſo reich ſind auch die Wände bemalt. Die Fenſter ſind mit bunten geflochtenen oder gewebten Stoffen verhangen. In den Zimmern ſtehen auf zierlichen, leichten Geſtellen bunt gemalte Gefäße und ſchöne Blumen. Das Ganze macht den Eindruck der Zimmer von Pompeji und China, auf deren auffallende Aehnlichkeit ich ſchon früher und an einem andern Orte aufmerkſam gemacht habe. Betrachten wir nun ferner

die Hausgeräthſchaften,

ſo begegnen uns zuvörderſt die Matten, womit die Fußböden bedeckt waren und worauf man mit eingezogenen Knieen ſaß. Wir ſehen ſo in den alten Denkmalen die Weberinnen, wie die Bildhauer und Metallarbeiter, welche zur Abwechſelung wohl auch hockten und kauerten und ein Bein aufſtemmten, während andere nach Maaßgabe ihrer Beſchäftigung auf niedrigen dreibeinigen Schemeln ſaßen; vornehmere Perſonen hatten verſchiedenartige Stühle mit und ohne Lehnen, Sophas und die Könige bedienten ſich der prachtvoll geſchnitzten und gepolſterten Lehnſtühle.

Die einfachſten Schemel ſind niedrige vierbeinige Rahmen, die mit einem ſauber ausgeführten Flechtwerke überzogen, einen luftigen und elaſtiſchen Ruhepunkt darboten. Ein ſolcher findet ſich im Berliner Muſeum (abgebildet bei Wilkinſon II. 198.).

Demnächſt ſind diejenigen Seſſel zu nennen, welche gleich unſern Feldſtühlen ein ſägebockförmiges, zum Zuſammenlegen eingerichtetes Geſtell bilden, das zur Aufnahme des Körpers mit einem gewebten Stoffe oder Leder beſpannt iſt. Ein ſolcher Stuhl in der Salt'ſchen Sammlung beſtand aus vier Delphinen mit abgeſchnittenen Schwänzen, deren Rachen die untere Querleiſte berührten. Ein gleicher befindet ſich im florentiner Muſeum; das Geſtell iſt aus hartem Holze und mit Elfenbein eingelegt, der Ueberzug aus Leder. (Rosellini m. c. LXXIV. 1. und Wilkinson II. 194. Dazu Rosellini XC. 4., wo derſelbe Stuhl auf einem Wandgemälde vorkommt.)

Nächſt dieſen beweglichen Stühlen kommen auch ſolche vor, deren Beine durch Leiſten unter einander und mit dem Rahmen auf mannichfaltige und zierliche Art verbunden ſind. Die Beine ſind meiſt

zierlich geſchnitzt, wie auch die Leiſten ſorgſam kantig gearbeitet oder abgerundet ſind. Das Sitzkiſſen iſt von Leder. (S. Wilkinſon II. 197.)

Ganz einfach dagegen ſind die Schemel der Arbeitenden, die meiſt aus einem ausgehölten runden Brete beſtehen, in welchem drei mehr oder weniger nach Außen gekrümmte vierkantige Beine ſtecken. (Wilkinſon II. 198. nach einem Originale der Salt'ſchen Sammlung und den Sculpturen; dazu die Abbildungen bei Roſellini, wo Taf. 46. die Maler, Taf. 49. die Gefäßbildner, Taf. 54. die Glaſer darſtellt.)

Andere ſitzen auf bloſen Holzklötzen, wie die Wagner (Roſellini Taf. 44.), Tiſchler und Bildſchnitzer (derſ. Taf. 45.).

Es finden ſich ferner ſehr zierliche, vierbeinige, maſſive Holzſtühle mit Lehnen. Die vierkantigen, nach unten ſich verjüngenden Beine ſind ſchön geſchnitzt und endigen zum Theil in Löwenklauen, die aber nicht unmittelbar den Fußboden berühren, ſondern auf einem hie und da mannichfach gegliederten Würfel ruhen. Der Sitzrahmen des in der ſalt'ſchen Sammlung vorhandenen beſteht wie der des Leidener Muſeums in einem zierlich geflochtenen Viereck. Die Rückenlehne des Leidener Stuhles iſt ſchön gekrümmt, Formen, welche auch die in den Sculpturen und Gemälden dargeſtellten Stühle zeigen (ſ. die Abbildung bei Wilkinſon II. S. 190—195. und Roſellini Taf. 90.). Das Geſtell dieſer Stühle war meiſt bunt gemalt und aus Roſellini (Taf. 90.) erſehen wir, daß der Sitz auch oftmals noch mit bunten Decken und Matrazzen belegt wurde, welche die Kniekehlen gegen den Druck der ſcharfen Kanten ſchützten.

Alle Pracht, welche auf dieſes Geräthe durch die Kunſt zu häufen war, erſcheint an den königlichen Thronen, wie ſie in den Wandgemälden der Königsgräber von Theben dargeſtellt ſind. Wir bemerken einen Thron mit blauen gekreuzten Füßen, zwiſchen denen Gefangene in ihrer Nationaltracht und auf den Rücken-gebundenen Armen knieen; den Sitz bildet ein ſchlangenartiges Gewinde, Sitz und Rücklehne iſt mit reichgemuſterter blutrother Matrazze bedeckt. (Wilkinſon II. pl. XI. Fig. 3. Roſellini Taf. 91.) Ein anderer dieſer Stühle hat ein blaues reich mit Gold verziertes Geſtelle; die Füße endigen in Klauen und ruhen auf goldnen Würfeln. Der Raum zwiſchen den Füßen iſt mit einer rothen Tafel ausgefüllt, auf welcher in gelb zwei Paare Gefangene dargeſtellt ſind. Die Armlehne bildet ein goldner Löwe, Rücken und Seſſel ſind mit reich gemuſtertem Scharlach bedeckt.

Zwei andere Throne haben ganz goldene Geſtelle, der Raum zwiſchen den Füßen iſt mit goldenen Ornamenten und Königsnamen auf rothem Grunde gefüllt und die Matrazzen ſind in lebhaftem Blau mit goldener und ſilberner Stickerei dargeſtellt.

Vor den Thronen befindet ſich für die Füße des Sitzenden ein niedriges Bänkchen mit ſchwellenden Matrazzen gepolſtert.

Nächſtdem erſcheinen auf den Denkmälern auch Ottomanen

oder Sophas, die aus einfachen Holzkäſten beſtehen, auf denen bunte oder geſtickte Kiſſen angebracht ſind. Der Kaſten beſtand aus Holz, welches mannichfaltig geſchnitzt und bemalt war. Geiſtliche Sinnbilder, Gefangene, Waffen, Sprüche und Namen bilden dieſe Verzierungen.

Außerdem hatte man auch noch niedrige, kaum 3—5 Zoll hohe aber lange Sophas, die entweder nur in einer Matrazze oder in einem Holzgeſtelle beſtanden, worauf man mit untergeſchlagenen Füßen ſaß. (Wilkinſon II. 200.)

Die Schlafſtätten des gemeinen Volkes beſtanden, wie wir aus den Denkmälern erſehen, aus jenen halbkreisförmigen Jochen, die auf einem Fuße ruheten, welche wir bereits bei den Negern (C.-G. III. S. 263.) und den Bewohnern der Südſee fanden (C.-G. IV. S. 290.). So kommen ſie auf den Denkmälern, aber auch in wirklichen Exemplaren aus Holz und Stein vor.

Die Schlafſchemel oder Kopfſtühle beſtanden aus einem hölzernen Halbzirkel, der auf einem breiten Bret mittels eines einzigen Beines aufſtand. Wilkinſon (II. 205.) theilt jedoch auch andere Formen mit. Der eine ruht auf einem runden Bret, in welches ſechs Füße in zwei Reihen eingelaſſen ſind, die das halbrunde Kopflager unterſtützen; ein zweiter hat zwei gekreuzte Füße.

Reiche Perſonen hatten alabaſterne Schlafſchemel aus einem Stück; ſie waren meiſt blau gemalt und mit dem Namen des Beſitzers verſehen; und die Alnwick-Sammlung beſitzt deren zwei. (Wilkinſon I. 214.) Dieſe Schlafſchemel kommen in Blutſtein, Alabaſter, Steingut u. dergl. auch unter den kleinen Anticaglien vor, welche zu den Halsketten verwendet wurden.

Man hatte aber auch Bettſtellen, wie aus den Sculpturen hervorgeht, wo man ein langes, ſophaartiges Geſtelle mit Löwenfüßen und Polſter bemerkt, auf welchem ein gewöhnlicher Schlafſchemel ſteht, während ein Treppentritt zur Seite angebracht iſt (Wilkinſon II. 201. Roſellini m. c. Taf. XCII.). Dieſe Bettſtellen waren von Holz oder Bronze und in der Weiſe der Stühle mit Sculpturen verziert; das eigentliche Lager beſtand vielleicht aus Rohrgeflecht und das Ganze hatte wohl Aehnlichkeit mit dem Engaret der heutigen Nubier, welches als ſehr zweckmäßig geprieſen wird (Mehmed Ali's Reich III. 17.), was ſich bis zu den Bracknas-Mauern gefunden hat (Caillié voyage à Temboctou I. 93.) und welches als Kafas die heutigen Aegypter noch beibehalten haben. Es gewährt dieſer mit Flechtwerk überſpannte Rahmen ein den Körperformen ſich fügendes, luftiges Lager. Der Mückennetze haben wir ſchon oben gedacht.

Die Tiſche der alten Aegypter beſtanden, wie wir aus den Sculpturen erſehen, zum Theil aus Bretern, welche auf vier unten durch Querleiſten verbundenen Beinen und einem von dieſen getragenen Rahmen ruheten; theils waren aber auch die Räume zwiſchen den Beinen durch

Tafeln ausgefüllt. Die Beine waren wie bei den Schemeln nach außen geſtellt, ſo daß das, von der oben abſtehenden Tiſchplatte herabgelaſſene Loth noch auf ſelbige traf (ſ. Wilkinſon II. 203.). Man hat aber auch kleinere Tiſche, deren Blätter theils rund, theils viereckig waren und die theils auf einem, theils auf drei Beinen ruheten. Die Sculpturen zeigen uns Tiſche mit einem Bein, welches von der ſtehenden Geſtalt eines Gefangenen, die wir bereits auf Schuhſohlen und als Sitzhalter angetroffen haben, gebildet wird.

In der Saltſchen Sammlung befindet ſich ein ſchöner Tiſch, der auf drei Beinen ruht. Das hölzerne Tiſchblatt iſt überaus ſauber geſchnitzt und faſt ganz mit Sculpturen bedeckt, auch mit einem zierlich geſchnitzten Rande verſehen.

Man hatte überhaupt Tiſchblätter von Holz und Stein und Geſtelle von Bronze und Holz. (Wilkinſon II. 202. m. Abb. Roſellini m. c. II. 443.)

Wir bemerken ferner auch Schränke mit Flügelthüren und andere, die mit Deckeln verſchloſſen wurden, wie unſere Laden und Kiſten, worin man Wäſche, Kleider und andere Dinge aufbewahrte. (Roſellini m. c. Taf. LXXXIX.) Dieſe wurden eben wie auch bei uns zum Schmuck der Zimmer verwendet; eben ſo brachte man auch wohl kleinere, zierlich geſchnitzte, ausgelegte und bemalte Käſtchen in den Zimmern an. (Wilkinſon III. 176.)

So hatten namentlich die Damen für ihre Schmuckſachen, Salben und dergleichen koſtbar geſchnitzte Käſtchen aus feinem, harten Holz. Ein ſolches befindet ſich in der Saltſchen Sammlung (Wilkinſon II. 361.). Es beſteht aus einem geſpaltenen Cylinder, deſſen Außenſeite prächtig geſchnitzte Ornamente zeigt, welche an die Arbeiten der Südſeeinſulaner (C.-G. IV. T. III. N. 2.) erinnern. Das Innere iſt ausgehöhlt und in mehrere Fächer abgetheilt. Ein nicht minder ſchön geſchnitzter zum Einlaſſen eingerichteter Deckel verſchloß das Ganze. Man hatte auch noch andere runde Doſen mit beweglichem Deckel, der in einer Niete ging und herumgedreht wurde. Alle dieſe Käſtchen und Büchſen waren auf das zierlichſte gearbeitet und hatten zum Theil menſchliche zum Theil thieriſche Formen. Für alle dieſe kleinen Sachen gab es denn jedenfalls auch Geſtelle und Schränke, wo ſie ſicher aufbewahrt werden konnten und dem Beſitzer doch leicht zugänglich waren.

Eine der ſchönſten Zimmerzierden bildeten bei den alten Aegyptern auch die Blumen, die man in ſchönen Gefäßen aufbewahrte, welche nicht minder als ihr Inhalt zur Zierde der Zimmer beitrugen. Roſellini hat mehrere Tafeln (m. c. LXIII. ff.) ſeines Prachtwerkes dieſen Ziergefäßen gewidmet. Wir bemerken Gefäße aus Gold oder goldähnlichem Stoff, die auf ſchlankem Fuß ſich erheben und deren Henkel gar ſeltſame Gebilde zeigen. Bei dem einen treten Pferdeköpfe, bei dem anderen Rehköpfe aus dem Bauche des

Gefäßes heraus, während ſie an anderen durch Schlangen erſetzt werden. Der übermüthige Hohn gegen arme Beſiegte, dem wir ſchon mehrmals auf den wenigen Blättern, die wir bisher dem alten Aegypten gewidmet haben, begegnet ſind, findet ſich auch hier. Knieende und bärtige Gefangene erſcheinen durch ihre rückwärts gebundenen Arme mit dem Gefäße vereinigt. (Roſellini LVIII. 7.) Es erſcheint ferner eine niedrige, breite Vaſe auf hohem Fuß, welche zwei tanzende Neger mit ihren Händen hoch emporhalten. — Ganz eigenthümliche Blumenvaſen enthält Roſellinis 62. Tafel. Es ſind breite, etwas flache Schaalen auf hohem Fuße oder auch Becher, aus deren Rande lange Röhren heraufragen, in welche man Blumen einſteckte. Noch jetzt hat man in der Türkei wie in Spanien Flaſchen auf hohem Fuß, deren enger hoher Rand mit mehreren aus dem Bauche kommenden Röhren umgeben iſt oder auch eine Palma bildet und worein man Blumen ſteckt*). In dieſer Weiſe ſind auch dieſe altägyptiſchen Gefäße, deren eines auf einem Geſtelle von Holz oder Metall aufgeſtellt iſt.

Solche Geſtelle hat man auch in den Grabkammern gefunden und ſie gleichen den Chineſiſchen, die ſo oft auf den Porzellanvaſen derſelben dargeſtellt ſind. Das eine derſelben in der Salt'ſchen Sammlung iſt aus Holz und beſteht aus vier vierkantigen nach unten zu breit austretenden geraden Stangen, welche durch Querleiſten verbunden ſind und zwiſchen denen die Vaſe ſtand. (Wilkinſon II. 216. m. Abb.)

Ein anderes kleineres, aber ſehr zierlich gearbeitetes Geſtell beſitzt das Berliner Muſeum; es enthält mehrere kleine Flaſchen und gehörte entweder einem Arzte oder einer Dame des alten königlichen Theben. (Wilkinſon II. 217. m. Abb.)

Zur *Beleuchtung* der innern Räume des Hauſes bediente man ſich der *Lampen*, welche, wie wir aus Herodot (II. 69.) erſehen, mit Salz und Oel geſpeiſet wurden. Es waren kleine flache Gefäße mit einer Schnauze für den Docht (Roſellini m. c. LVI. 61.), die man auch bei öffentlichen Erleuchtungen, wie z. B. beim jährlichen Lampenfeſt zu Sais, anwendete.

Den Gebrauch der Laternen hat Wilkinſon (III. 113.) aus den Sculpturen von Alabaſtron nachgewieſen; man ſieht dort einen Wachtpoſten von zwei bewaffneten Soldaten, denen ein Dritter mit einer Laterne vorleuchtet, welche denen gleichkommt, die wir bei den Chineſen antreffen. Es iſt ein Cylinder, welcher an einem Stabe getragen wird. Noch jetzt hat man in Aegypten Laternen aus Hornringen, die man zuſammenſchieben kann; dieſe Laternen ſetzen jedoch das Vor-

---

*) Eine der geiſtreichſten Damen, welche Aegypten bereiſten, Fr. v. Minutoli, bemerkt (mes souvenirs d'Egypte II. 56), daß jetzt die Blumenzucht in Aegypten ganz darnieder liegt.

handenſeyn von Lichtern oder Kerzen voraus, zu deren Anfertigung man ſich wahrſcheinlich des Wachſes bediente.

Endlich ſind unter den nothwendigen Hausgeräthen auch die Handmühlen zu erwähnen, die in Aegypten ſo wenig als in Mexico fehlten. Sie waren ſehr einfach und beſtanden aus zwei kreisrunden, flachen Steinen, von denen der untere feſt lag. Der obere hatte in der Mitte ein Loch, durch welches die Körner eingeſchüttet und dann von dem durch einen Schaft in Bewegung geſetzten Steine zermalmt wurden. Eine Frau ſaß dabei und drehte die Mühle. Dieſelbe Art findet ſich noch jetzt bei den Fellahs von Aegypten. Größere Mühlen wurden durch Rinder und Eſel in Bewegung geſetzt. (Wilkinſon II. 118.)

Die Fahrzeuge

der Aegypter, welche der außerordentliche Binnenverkehr nothwendig machte, waren theils Schiffe, theils Wagen und Schleifen, theils bediente man ſich zur Fortſchaffung der Gegenſtände und Perſonen auch der Laſtthiere und menſchlicher Laſtträger.

Die Schiffe beſchreibt uns Herodot (II. 96.). Die Fahrzeuge, worauf ſie die Fracht fahren, ſind aus einem Akanthos*) gemacht. Aus dieſem hauen ſie Balken von der Länge zweier Ellen, fügen ſie dann wie Ziegel aneinander und bauen das Schiff auf folgende Art. Sie befeſtigen dieſe Balken um dichte und lange Pflöcke und legen dann Querbalken darüber her. Dazu nehmen ſie gar keine Rippen, verſtopfen aber inwendig die Fugen mit Byblos. Dann machen ſie ein Steuerruder, welches ſie durch den Schiffsboden durchtreiben. Der Maſt wird aus einem Akanthos, das Segel aus Byblos gefertigt. Dieſe Fahrzeuge können aber den Fluß nicht hinaufſteuern, wenn nicht ein tüchtiger Wind geht, ſondern werden vom Land aus gezogen; ſtromabwärts aber fährt man mit ihnen. Es iſt dann ein viereckiges Bret von Tamariskenſtrauch gemacht, mit einer Hürde von Rohr zuſammengeflochten und wiederum ein Stein mit einem Loch, ungefähr zwei Talente im Gewicht. Hiervon läßt man nun das Bret, an ein Tau gebunden, vorne am Schiff hintreiben, den Stein an einem andern Tau hinten. So geht dann das Bret, indem die Strömung hineinfährt, geſchwind vorwärts und zieht die Baris, wie das Fahrzeug benannt iſt, nach ſich; der Stein aber, der hinten nachgezogen wird und auf dem Grunde geht, erhält der Fahrt die Richtung. Und ſolcher Fahrzeuge haben ſie eine große Menge, worunter einige viele Tauſend Talente tragen.

Eine Sculptur im Grabe des Nevothph zu Beni Haſſan (bei

*) Rosellini monumenti civili II. 40. ein Dornenbaum, acacia vera, arabiſch Sant, der das arabiſche Gummi trägt.

Roſellini m. c. II. 39. und Taf. XL. 1.) beſtätigt dieſe Nachricht des Herodot; dort iſt der Bau einer ſolchen Nilbarke aus Holzklötzen dargeſtellt. Auch werden deren noch heutiges Tages in Nubien und Oberägypten auf dieſelbe Art gebaut.

Demnächſt hatte man aber auch Fahrzeuge, die nach Art der Canots nur aus einem einzigen Baumſtaum gemacht und ausgehöhlt waren. In den thebaniſchen Gräbern des Thales El-Aſſaſif (Roſellini m. c. XL. 2.) iſt der Bau eines ſolchen Canots aus einem Baumſtamm dargeſtellt; man nimmt zur Aushöhlung des Innern Meiſel und Schlägel, während das äußere mit der Art zugehauen wird.

Dieſe Schiffe waren am Vorder- wie am Hintertheil ſehr aufwärts gekrümmt und hatten keinen Kiel. Die größeren hatten ein Verdeck. Einige gingen ohne Maſt und ohne Steuer und wurden durch Staken oder auch durch Schalten vom Verdeck aus vorwärts bewegt.

Größere Schiffe hatten Steuerruder und einen nicht ſehr hohen Maſt, an welchem das große Segel mit Tauen befeſtigt wurde. Außerdem ſaßen auf jeder Seite mehr oder weniger Ruderer, deren Schaufeln an langen Stangen befeſtigt waren. Sie ſaßen meiſt außerhalb und neben dem Verdeck am Bord.

Demnächſt gab es auch kleine Boote für die Fiſcher und Prachtſchiffe, welche ſauber geſchnitzt und reich bemalt, ein buntes ſtets viereckiges Segel hatten. Manche der Segel waren geſtreift, andere in Schach oder Rauten gefärbt, auch mit einem andersfarbigen Rande ringsum eingefaßt; an der unteren Seite bemerkt man zuweilen Flokken oder Troddeln. Schiffe, welche bei beſonderen Feierlichkeiten gebraucht wurden, waren in Bezug auf dieſelben mit Sinnbildern und Sprüchen geziert (ſ. Roſellini m. c. Taf. CXXX. u. ff. u. Wilkinſon III. 208 ff. m. Abb. auf Taf. XVI.).

Man baute auch ganz große Schiffe. So weihete Seſoſtris dem Gotte von Theben ein Schiff aus Cedernholz, welches 420 Fuß lang war, und ägyptiſche Schiffbauer fertigten dem Caligula ein Schiff für den Transport eines Obelisken.

Die kleineren Kähne wurden aus Büſcheln von Nilpflanzen gefertigt, die man mit Papyrusſtricken zuſammenſchnürte *). Sie waren ſo leicht, daß man ſie von einem Ort zum andern auf den Schultern forttragen konnte (Wilkinſon III. 185.), und gehörten, ſo wie die Canots aus einem Stücke, gewiß zu den älteſten Fahrzeugen im Nilthale, die ſich denn auch wegen ihrer Leichtigkeit, Wohlfeilheit und Zweckmäßigkeit ſo lange erhalten haben und noch erhalten werden, ſo lange die Bedürfniſſe und Umſtände fortdauern, welche ſie ins Daſeyn gerufen haben.

*) Roſellini m. c. XXV. 1. ein Harpunirer auf Fiſche ſteht in einem etwas über Mannslänge habenden kleinen, grünen Kahn.

Wie nun der Nil die Hauptſtraße des ganzen Landes war, ſo waren auch die verſchiedenen größeren und kleineren Boote, Kähne und Schiffe die vornehmſten Fahrzeuge. Dennoch hatte man auch noch andere für das Fortſchaffen von Gegenſtänden und das Fortkommen von Perſonen.

Man hatte zunächſt Wagen, die man jedoch mehr im Kriege, als für den friedlichen Verkehr anwendete. Indeſſen kommt auf einer thebaniſchen Darſtellung ein mit zwei Kühen beſpannter Wagen vor, auf welchem eine äthiopiſche Prinzeſſin mit ihren Dienerinnen befindlich iſt. Die eine derſelben leitet die Zugthiere mit den Zügeln vom Wagen aus, während die andere vorn bei dem Kopfe der Thiere beſchäftigt iſt und vielleicht das Antreiben beſorgte. (Wilkinſon III. 179.) Der hier dargeſtellte Wagen ruht auf zwei Rädern mit ſechs Speichen und war nur zum Daraufſtehen, keineswegs zum Sitzen eingerichtet; die Deichſel geht zwiſchen den Zugthieren durch und iſt mit einem Joch auf deren Nacken befeſtigt. Ueber dem Haupte der Prinzeſſin bemerkt man einen großen Sonnenſchirm. Die einzelnen Theile des Wagens finden wir ſehr deutlich dargeſtellt in den von Roſellini (m. c. Taf. XLIV.) und Wilkinſon (III. 343.) mitgetheilten thebaniſchen Denkmalen. Das Ganze war ſehr leicht und zweckmäßig eingerichtet. Wir kommen ſpäter noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurück.

Zur Fortſchaffung großer Laſten, wie z. B. der Steincoloſſe, oder auch von Mumien bediente man ſich der Schleife, vor welche jedoch nur Menſchen geſpannt ſind. Wir werden weiter unten die nähere Betrachtung dieſer Hülfsmittel vorzunehmen haben.

Um das Getraide und andere Feldfrüchte in die Vorrathshäuſer zu ſchaffen, bediente man ſich der Eſel, wie wir aus den Darſtellungen bei Roſellini (m. c. XXXV. u. XXXVI.) deutlich erſehen. Die Laſt wurde wie noch jetzt dem Thiere auf den Rücken gepackt. Wir finden auch das Füllen bei dem Thiere, woraus hervorzugehen ſcheint, daß man den Eſel nicht zu weiten Reiſen, ſondern zum Transport auf kleine Entfernungen benutzte und zwar vorzugsweiſe für landwirthſchaftliche Zwecke.

Champollion-Figeac wie Wilkinſon beſtätigen die Bemerkung, daß auf keinem ägyptiſchen Denkmal das Kameel als Laſtthier erſcheint, das im heutigen Aegypten doch ſo häufig vorkommt und ein großes Hülfsmittel des Verkehrs darbietet. Eben ſo wenig erſcheint das Pferd als Zugthier oder Laſtthier für friedliche Zwecke. Pferde und Wagen wurden nur für den Krieg in Gebrauch genommen.

Der Menſch kommt als Laſtträger ebenfalls nicht häufig und für größere Entfernungen gar nicht vor. Bei den Bauten und der Anfertigung der Mauerziegel und deren Fortſchaffung auf kleine Strecken finden wir die Laſt meiſt auf den Schultern getragen. Die Männer haben, wie wir auch an mehreren Ortſchaften Deutſchlands noch

jetzt ſehen können, einen etwa 2—3 Ellen langen Stab, eine Art Joch oder gekrümmten Bogen mit Widerhaltern an beiden Enden. Von dieſen hing die Laſt an einem vierfachen Strick zu beiden Seiten gleichmäßig vertheilt herab. (Roſellini m. c. Taf. XLIX.)

Und ſo bemerken wir denn, daß das Waſſer, der Nil und die mit ihm in Verbindung ſtehenden Canäle und Seen, die weſentlichen und eigentlichen Träger des Verkehrs und Handels waren und die Schiffe in ihren verſchiedenen, ihrem Zwecke entſprechenden Geſtalten die vornehmſten Fahrzeuge bildeten.

Die Werkzeuge

der Menſchen auf den niederen Stufen der Cultur ſind ſehr einfach. In den Urwäldern beſchränken ſie ſich auf einen Stein zum Klopfen, ein geſchliffenes, animaliſches oder vegetabiliſches Rohr zum Schneiden, das an einen dünnen Stab befeſtigt zum Wurfſpieß und zum Pfeile wird, und aus einem in dem Stiel befeſtigten, geſchliffenen Steingeſchiebe, welches die Art bildet, womit der wilde Sohn der Natur ſeine Bäume fällt, die Knochen ſeiner Feinde zerſchmettert und ſein Canot zimmert.

Vermehrte Bedürfniſſe vermehren die Mittel zu deren Erwerb und ſo finden wir, daß je höher die Cultur ſteigt, die Werkzeuge auch immer mehr ſich ausbilden und, wie die Menſchen, mehr Individualität gewinnen. Unter allen Werkzeugen aber wird die Art am weiteſten ausgebildet, wie wir namentlich bei den Aegyptern ſehen.

Die älteſte Art iſt die ſteinerne, mit naſſem Thierfell an einem Stiel gefaßt und durch Umſchnürung daran feſtgehalten. Wir fanden ſie ſchon bei den Auſtraliern (ſ. C.-G. Th. I. Taf. VII. h. k.) und den Nordamericanern (C.-G. Th. II. Taf. VI.). Die urſprüngliche Form, doch aus Metall, zeigen die Aexte der Kalmyken (ſ. C.-G. Th. III. Taf. V. 1. 2.) und der Bertatneger (ſ. C.-G. Th. III. 263.) ſo wie der Neuſeeländer u. a. Völker der Südſee (C.-G. Th. IV. Taf. III. 1. u. 7.). Die mit dem Gebrauche des Eiſens vertrauten Kafferu und weſtafricaniſchen Negerſtämme beſitzen und fertigen Aexte, die aus einer durch den Stiel geſteckten Klinge beſtehen (ſ. C.-G. Th. III. S. 263.), eine Form, die auch den alten Mexicanern bekannt war (ſ. C.-G. Th. V. Taf. II. Nr. 5.), obſchon ſie auch noch die alte Form (daſ. F. 6.) beibehielten, während ihre ſüdlichen Landsleute in Peru die Art kannten, welche vermittels einer Röhre, woran die Klinge feſtſitzt, auf den Stiel geſteckt wurde (daſ. F. 1—4.).

Die alten Aegypter nun hatten ihre Aexte je nach dem Bedarf gar mannichfaltig ausgebildet. Unſtreitig bedienten ſie ſich in der älteſten Zeit ſteinerner Werkzeuge; ſie behielten ſie zum Theil gleich den alten Mexicanern auch noch lange Zeit bei, nachdem der

Gebrauch des Kupfers und der Bronze ſchon ſehr bekannt war. In den Gräbern aus den Zeiten der 18. Dynaſtie hat man Rohrpfeile mit Steinſpitzen und Holzklingen gefunden. Noch zu Herodots Zeiten bediente man ſich bei der Bereitung der Mumien ſteinerner Meſſer. (Wilkinſon III. 259. m. Abb.)

Die Aexte der Aegypter waren ſchon nach den Bedürfniſſen und Zwecken der verſchiedenen Handwerke eingerichtet. Zum Fällen der Bäume und zum Behauen der Balken, beſonders beim Schiffsbau, hatte man Aexte, deren Klinge an den Stiel mit Bändern dergeſtalt befeſtigt war, daß die Schneide wie bei unſern Zimmer- und Holzärten parallel mit dem Stiele lief (ſ. Roſellini m. c. 43.). Dieſe Art war größer als die Hand eines Mannes und wurde mit zwei Händen geführt; ſie bildet ziemlich ein gleichſeitiges Viereck, nur daß die Schneide etwas länger als der am Holz befeſtigte Rücken erſcheint (ſ. Taf. VI. F. 11.).

Die Wagenbauer, Bildhauer, Speermacher und andere Arbeiter, welche feinere Holzgeräthe, wie Schränke, Kiſten u. dergl., fertigten, führten dagegen Aexte, deren Klinge einem kürzeren oder längeren Meiſel gleicht, welcher in der Weiſe der Kalmyken-Ohle (ſ. C.-G. Th. III. S. 160. u. Taf. V. 1. 2.) mit dem Stiel verbunden iſt. Der Stiel iſt jedoch meiſt noch mehr gekrümmt und man nahm dazu einen Zwieſelaſt, deſſen längeres Ende den Griff für die Hand, deſſen kürzeres den Halt für die Artklinge darbot (ſ. Taf. VI. 5—8.). Die Monumente (bei Roſellini m. c. Taf. 43. 44. 45.) zeigen uns mannichfaltige Bildungen, in denen die Klinge bald breit bald ſchmal, bald lang bald kurz, bald mehr bald minder durch Schnüre und Geflechte mit dem Stiele verknüpft iſt. Dieſe kurzen Aerte führte man meiſt mit einer Hand und zwar der rechten. Ein Exemplar eines ſolchen Werkzeuges beſitzt das Florentiner Muſeum; die Klinge deſſelben iſt mittels eines Riemens feſt an den hölzernen Stiel angeſchnürt. (Roſellini m. c. Taf. LXVI. 12.)

Beide Werkzeuge erſcheinen auch unter den Hieroglyphen; die erſte Art der Art und zwar die Art, welche genau der peruaniſchen (ſ. Taf. II. Nr. 1.) ſo wie der unſrigen entſpricht, bedeutet im hieroglyphiſchen Alfabethe den Buchſtaben K, und das ägyptiſche Wort Kelebia, Art, beginnt damit. Das andere, die Art der Tiſchler und Holzbildhauer, kommt, meiſt mit der Klinge im rechten Winkel auf einem Stück Holz aufſtehend, ebenfalls und zwar in mannichfaltiger Geſtalt in den Hieroglyphen vor.

Der ſpitzige wie der breite Meiſel kommt häufig in den Darſtellungen von Bildhauern u. a. Handwerkern vor; er wurde wie bei uns mit der linken Hand geführt, während die rechte mit dem Klopfer darauf pochte. Der Klopfer beſteht aus einem Cylinder oder Kegel, in deſſen ſpitziges Ende ein Stiel eingelaſſen iſt. (Roſellini m. c. XLVI. XLVIII. Dazu Wilkinſon II. 181. m. Abb.)

Der Hobel war den Alten ebenfalls bekannt und er erſcheint auf einem Denkmale in den Händen eines Schreiners. (Roſellini m. c. XLV. 3.) Der Mann ſitzt auf einem für den Sitz ausgehöhlten Holzklotz und hat einen kurzen Stollen auf ſeinen Knieen, den er mit der Bruſt gegen den Boden ſtämmt. Der linke Arm lehnt ſich über den etwa 1½ Elle langen Hobel weg und die linken Fingerſpitzen halten das untere Ende, während die rechte Hand das obere Ende vorwärts ſchiebt. Bei dem Arbeiter ſieht man noch die ſeine Art und ein Winkelmaaß.

Die Säge erſcheint auf den Denkmalen (Roſellini m. c. XLIII.) mehrfach, aber immer als Fuchsſchwanz oder Sägeblatt an einem einzigen Handgriff. Wir finden größere, die man mit der rechten Hand am Griff, mit der linken auf der Klinge, um derſelben mehr Nachdruck zu geben, faſſet, und kleinere, die theils einen auswärts, theils einen einwärts gebogenen Rücken haben. Man ſägte das Holz der Länge nach um Stäbe zu erhalten. In den Grabſtätten hat man Sägen gefunden, die einen hölzernen Handgriff haben. (Wilkinſon II. 181. m. Abb.) In den Hieroglyphen erſcheint ſie eben ſo. (Roſellini m. c. II. 36.)

Den Bohrer finden wir auf einem thebaniſchen Monument. Der Arbeiter, ein Stuhlmacher, ſitzt auf einem ausgehöhlten Holzklotz, vor ſich einen noch unvollendeten Stuhl, in deſſen Rahmen er die Löcher für die einzuflechtenden Rohrſtreifen oder Riemen einbohrt. Er hat den in einen Holzſtiel gefaßten Bohrer auf das Holz geſtämmt und hält denſelben oben aufdrückend mit der linken Hand feſt; in der rechten Hand hat er den zwei Ellenbogen langen Fiedelbogen, deſſen Schnur um den mittlern Theil des Holzgriffes geſchlungen iſt. (Roſellini m. c. Taf. XLIII.) In den Gräbern fand man auch die Reſte eines ſolchen Bohrers (Wilkinſon II. 181.). Dabei war ein Horn, das vermuthlich das für die Werkzeuge nothwendige Oel enthalten hat.

Die in dem Muſeum von Leiden vorhandenen Meſſer und Meiſel ſind ſämmtlich aus Bronze, wie die in unſeren germaniſchen Grabhügeln und in den Staaten von Anahuac gefundenen Inſtrumente. (Leemans S. 105.)

Dieß dürften denn die vornehmſten Werkzeuge ſeyn, deren ſich die alten Aegypter für die Bearbeitung harter Stoffe, namentlich des Holzes bedient haben.

Die Gefäße

der Aegypter zeigen, wie ſchon ein Blick auf die Tafeln 53 bis 62 des Roſelliniſchen Prachtwerkes ergiebt, in Bezug auf ihre Form eine außerordentliche Mannichfaltigkeit. Was den Stoff betrifft, ſo fand nicht minder große Mannichfaltigkeit ſtatt. Sie hatten Gefäße aus

den Stoffen aller drei Reiche der Natur gefertigt: aus Erde, Stein und Metall, aus Holz, aus Pflanzenfaſern, wie aus Leder und Elfenbein, Horn und Knochen.

Die Pflanzenſchaalen und die Thierhörner, die Blätter und die Thierfelle ſind überall die älteſten und urſprünglichſten Gefäße. Auch in Aegypten finden wir Thierſtoffe angewendet, ſo namentlich Thierhäute zur Herſtellung von Schläuchen für Waſſer, Wein oder Oel, da die Schläuche bei dem Fortſchaffen den wenigſten Beſchädigungen ausgeſetzt ſind; eben ſo hatte man lederne Koffer für andere feſte Gegenſtände. Der Hörner zur Aufbewahrung von Oel und Fett, womit man Werkzeuge von Metall einſchmierte, haben wir bereits gedacht. Wirkliche Trinkhörner, wie ſie im Kaukaſus und im germaniſchen Norden von Europa vorkommen, finden wir in Aegypten nicht, eben ſo wenig als die Nachahmung dieſer Form in Thon oder anderen Stoffen.

Dagegen wurde das Elfenbein, welches in Africa ſo häufig vorkommt, auch gern zu Gefäßen von kleinerem Umfange angewendet. Sie waren meiſt ſehr ſorgfältig und zierlich geſchnitzt und dienten vornehmlich zur Aufbewahrung von Wohlgerüchen und anderen Damenbedürfniſſen.

Zu ähnlichen Zwecken nahm man auch feſte und wohlriechende Hölzer. Aus Holz waren die Käſten und Schränke gefertigt, worin man Wäſche und andere Habſeligkeiten aufbewahrte. Die Kürbisſchaalen ſcheint man nicht in der Weiſe wie die Americaner oder Südſeeinſulaner benutzt zu haben, obſchon unter den Thongefäßen Formen vorkommen, welche den Kürbisfrüchten entlehnt zu ſeyn ſcheinen.

Die zahlreichſten Gefäße lieferte das Mineralreich. Man benutzte harte Steine, wie Baſalt, Porphyr, Granit, Marmor, vorzüglich aber Alabaſter, ſo wie Lava zur Anfertigung größerer oder kleinerer Gefäße, dann auch Talkſtein und Serpentin, die ſich wegen der Leichtigkeit empfahlen, womit man ſie bearbeiten kann.

Metall, Silber, Gold, vor allem aber die Bronze war ein ſehr beliebter Stoff für allerlei Gefäße, ſowohl zur Verzierung der Zimmer, als für den Gebrauch im gewöhnlichen Leben. Man liebte dieſe Gefäße vorzüglich wohl darum, weil man an ihnen die freieſten Formen und geſchwungene Henkel anbringen konnte, die in anderen Stoffen nicht ſo dauerhaft herzuſtellen waren.

Das gewöhnliche Geſchirr, namentlich der ärmeren Claſſen, war Topfwaare. Man hatte aber auch die Topfwaare ſchon ſowohl hinſichtlich der Form als auch der Bemalung bedeutend veredelt und die Töpferei zu einem eignen Kunſtzweig erhoben. Die alten Aegypter kannten bereits die Drehſcheibe, die ſie jedoch nicht nach Art unſerer Töpfer mit den Füßen, ſondern mit der Hand in Bewegung ſetzten. (Roſellini m. c. Taf. 51.) Die Drehſcheibe war, wie es ſcheint, ſo eingerichtet, daß ſie ſich ſehr leicht bewegte, wenn der Töpfer

den Thon, welcher feſt darauf klebte, umdrehete. Eben ſo hatten die Aegypter den **Brennofen**, der aus einem Cylinder beſtand, in welchen die Gefäße eingeſetzt wurden. Die Koſtbarkeit des Brennholzes gab jedenfalls Veranlaſſung zur Erfindung und weiteren Ausbildung deſſelben. Der Brennofen aber führte die Herſtellung härterer Maſſen herbei, indem er zunächſt die **Glaſur** der Gefäße möglich machte. Die Glaſur der americaniſchen Gefäße beſteht aus Pflanzenharz, die der ägyptiſchen aber iſt Steinſchmelz, meiſt durch Salz hervorgebracht und glasartig. Die Färbung der americaniſchen Gefäße beſteht vorzugsweiſe aus vegetabiliſchen Farben, die der Aegypter dagegen aus metalliſchen, in und durch das Feuer feſt mit dem Gefäß verbundenen Stoffen, beſonders Eiſen- und Kupferoxyden, deren Herſtellung nur in dem geſchloſſenen, durch den Ofen zuſammengehaltenen und verſtärkten Feuer möglich gemacht wurde. Konnten nun auch die Aegypter kein eigentliches Porzellan wie die Chineſen anfertigen, ſo lieferten ſie doch ein ſehr vortreffliches Steingut, welches durch Feſtigkeit der Maſſe, Sicherheit und Schärfe der Form vor allen übrigen ähnlichen Maſſen der um den Spiegel des Mittelmeeres gereiheten Völker ſich auszeichnete. Das Steingut der Aegypter kommt ohnſtreitig dem Porzellan ſehr nahe *), denn die Maſſe iſt oft ſo hart, daß ſie am Stahle Funken giebt. Man hat auch Mumienbildchen mit mehrfarbiger Glaſur, alſo eine Art Porzellanmalerei, die Glaſur aber iſt überaus fein aufgetragen. Der zu dieſen glaſirten Figürchen verwendete Thon iſt wirkliche Porzellanerde. — Die Aegypter kannten übrigens das chineſiſche Porzellan und man hat in Aegypten mehrere, freilich nur ſehr kleine Gefäße gefunden, welche wahrſcheinlich mit koſtbaren Wohlgerüchen gefüllt den weiten Weg aus China nach dem Nil gemacht hatten. Aus eigener Anſchauung kenne ich nur das im Muſeum von Florenz aufbewahrte Fläſchchen, welches der Maſſe nach den im 16. Saale der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung zu Dresden aufbewahrten, alten Tſchin-Yu oder ſeladongrünen Porzellan gleichkommt **). Seine Form kommt den Speckſteinflacons

*) S. Caylus sur la porcelaine des anciens Egyptiens in den Mémoires de l' académie franç. T. XXXI. S. 48. Minutoli, Reiſe nach dem Tempel des Jupiter Ammon S. 337. Taf. 33. Steinbüchel, Beſchr. der K. K. Sammlung ägypt. Alterthümer. W. 1826. S. 77. Roſellini m. c. II. 342. Wilkinſon III. 108.

**) S. Roſellini m. c. II. 337. u. Taf. LIII. 28.; meine Italica I. 108. Roſellinis Worte ſind: „Piccolo vasellino di porcellana chinese; sopra una faccia del suo schiacciato corpo e dipinto un fiore; sull' altra sono dei caratteri chinesi. Questo singolar vasellino fu da me trovato in una tomba intatta di data non certa, ma che per lo stile delle cose contenutevi, si vede appartenere alle dinastie faraoniche non molto posteriori alla diciottesima." Herr Prof. Migliarini in Florenz erzählte mir, daß Roſellini mannichfachen Widerſprüchen und Anfechtungen entgegenſehend, ein förmliches Protocoll über dieſen merkwürdigen Fund habe aufneh-

nahe; es iſt ein plattes ovales Fläſchchen mit kurzem Hals. Jede der beiden breiten Seiten hat ein weißes Feld, deſſen eines mit einer Blume bemalt iſt, während das andere eine Inſchrift in chineſiſchen Characteren zeigt. Roſellini fand dieſes Gefäß in einem noch *unberührten Grabmale Thebens*, welches mindeſtens der 18. Dynaſtie angehörte.

Der gewiſſenhafte Forſcher J. G. *Wilkinſon* hat diejenigen chineſiſchen, in Aegypten gefundenen Porzellan-Gefäße zuſammengeſtellt, welche er geſehen. Zwei brachte er ſelbſt nach England und eines davon wird im britiſchen Muſeum aufbewahrt. Ein viertes iſt im Muſeum von Jerſey, ein fünftes hat Lord Prudſon in Coptos gekauft und befindet ſich im Muſeum des Schloſſes Alnwich. Drei andere befinden ſich in England in Privatbeſitz.

Bemerkenswerth iſt dabei, daß alle dieſe Gefäße ſehr klein ſind, daß ſie ſämmtlich eine Inſchrift auf der einen und eine Blume auf der anderen Seite haben. Die Inſchrift des einen beſagt: „Die Blume öffnet ſich und ſchau — ein ander Jahr," und ſcheint ſich auf den Inhalt zu beziehen. Nachdem dieſer verbraucht, benutzte man das Gefäß wahrſcheinlich zur Aufbewahrung des Kohl oder der ſchwarzen Augenſchminke.

Die Aegypter waren ſehr geſchickt in der *Glasbereitung*; aus Glas fertigten ſie beſonders kleinere Salbgefäße. Die Art der Anfertigung iſt in den Gemälden von Beni-Haſſan dargeſtellt, die ein Alter von ohngefähr 3500 Jahr haben mögen. Man ſieht die Arbeiter die lange Röhre in die glühende und geſchmolzene Maſſe eintauchen und zum Munde führen und auf thebaniſchen Bildern bemerkt man, wie zwei Bläſer eine große amphoraförmige Flaſche blaſen. (Wilkinſon III. 88. Roſellini m. c. LII.) Man fertigte außer den Gefäßen aus Glas auch noch Perlen u. a. Ornamente. (Wilkinſon II. 354. m. Abb. v. Glasgefäßen.)

Die *Metallgefäße* der alten Aegypter waren ſowohl gegoſſen als auch getrieben; wir finden aus Metall namentlich aus Bronze Keſſel, Ziergefäße aus Gold, dann aber auch Lampen, Becher und andere Schaalen.

Die Formen dieſer Gefäße erſehen wir aus den Gemälden und Bildhauerarbeiten *), dann aber aus den zahlreichen den Grabſtätten enthobenen Exemplaren **). Die Formen ſind in der Regel ſehr genau, ſauber und rein ausgeführt, an größeren wie an kleineren Wer-

men laſſen. — In der Form gleicht es dem bei Wilkinſon III. S. 108. Nr. I. abgebildeten Gefäß von Alnwich Caſtle.

*) Zuſammenſtellung derſelben in der Description de l'Egypte. Antiquités vol. I. pl. 14. u. 15. vol. II. pl. 92. Denon descr. de l'Egypte pl. 115. u. 139. Rosellini m. c. LIII.—LXII.

**) Die Gefäße der florentiner Sammlung bei Roſellini m. c. LII. Leemans mon. ég. du musée de Leiden S. 88. ff. Passalacqua S. 38.

ken, und namentlich in den gewöhnlichen Gefäßen äußerſt geſchmack- voll, während die großen Ziergefäße zuweilen unſern an griechiſche Formen gewöhnten Geſchmack weniger anſprechen und durch Ornamente, die der Natur des Gefäßes zuwider ſind, unangenehm ins Auge fallen. Dieß gilt namentlich von den großen, bei Roſellini nach Denkmälern dargeſtellten mit Thierköpfen behenkelten oder gedeckelten Vaſen, wie z. B. das Gefäß (LVII. 38.), deſſen Deckel ein Ziegenbockskopf, oder das (LVIII. 3.) mit Pferdeköpfen, (LVIII. 4.) mit einem Typhongeſicht. Daneben erſcheinen überaus zierliche Formen, wie z. B. (LVII. 11.) eine ſchöne Bechervaſe mit Henkeln, die ſich den eleganteſten, derartigen Formen der Chineſen an die Seite ſtellen darf, die ſchönen Vaſen mit eben ſo zierlich, als kühn geſchwungenen Henkeln (LVIII. 4. 7. 14. 39. LXII. 1.). Unter den doppelt gehenkelten Gefäßen begegnen wir abermals Formen, die manchen chineſiſchen entſprechen (LVIII. 17. 18.), wie andere derſelben mehr dem griechiſchen Geſchmack nahe kommen (LVIII. 41. 42.). Bemerkenswerth ſind die Keſſel und Schaalen auf einem mehr oder minder hohen Fuße, die meiſt einen hohen, weiten Hals, zuweilen auch einen nach außen abfallenden Rand haben. Wir bemerken daran die zierlichſten Ornamente, Blumen, Spiralen, Reifelungen; einige derſelben haben Henkel, die bei der einen durch einen bärtigen Bockskopf mit ſchön geſchwungenen Hörnern gebildet werden (LVIII. 38.). Der Gefäße, welche durch Gefangene getragen oder gehalten werden, haben wir ſchon oben gedacht.

Aus den Denkmälern erſehen wir ferner, wie reich die Bemalung dieſer Gefäße geweſen iſt; blau, gelb, grün, carmin, zinnober- und krapproth, ſchwarz und ſtrohfarben kommen am meiſten vor; wir ſehen Vaſen (LIX. 1. 2. LX. 2.), welche halb carminroth, halb grün diagonal getheilt von weißen Wellenlinien überzwerch umlaufen ſind. Eine doppelhenklige Flaſche (LIX. 6.) iſt dunkellauchgrün und mit zarten Linien in weiß, gelb und ſchwarz umzogen. Beſonders reich iſt ein Becher, deſſen goldener, dachziegelartig verzierter Fuß eine Art Knospe hält, aus welcher blaue, goldgeſäumte Blätter emporſteigen, die ſich an den rothen Kern des Gefäßes anlehnen, um welchen ein goldner, von roth und blauen Vierecken unterbrochener Rand ſich zieht (LIX. 9.).

Betrachten wir nun die Formen der wirklich noch vorhandenen Gefäße, ſo fällt uns namentlich die edle Einfachheit derſelben angenehm auf, die weniger in den auf den Denkmälern dargeſtellten gefunden wird. Zweitens iſt zu bemerken, daß die Mehrzahl derſelben unten abgerundet iſt, mithin ohne anderweite Hülfsmittel nicht freiſtehen konnte. Die vorherrſchende Form iſt die des Eies; unter den Vaſen der

---

Wilkinſon an mehrern Orten. Description de l'Eg. Ant. vol. V. pl. 75. 76.

LIII. Tafel bei Roſellini bemerken wir (F. 20.—22.) drei Büchſen mit weitem Halſe und (24. 25.) zwei faſt cylinderförmige Becher, deren einer ganz wie jene chineſiſchen Becher gehalten iſt, deren man zwei je zwiſchen drei runde Vaſen zu ſtellen pflegte. Alle dieſe fünf Gefäße ſind aus Alabaſter und zwiſchen vier und ſieben Zoll hoch. Ein kleines mörſerartiges Gefäß mit Henkelanſätzen, eine kleine Büchſe, eine Patera mit Stiel, mehrere Balſamfläſchchen ſind aus demſelben Stoff. Aus Kalkſtein finden wir eine ganz eigenthümlich geformte Schaale mit Henkel (LIII. 12.) ſo wie (LIV. 60.) eine flache Schüſſel und Amphoren (43. 44.); aus Baſalt kommt ein Krug mit rundem Bauch und weitem, langen Halſe nebſt einem ſchöngeſchwungenen Henkel vor (LIV. 35.). Dann aus Syenit eine kleine Diota von 2 Z. 9. L. Höhe mit kleinen Erhöhungen als Henkel; aus Granit ein ziemlich anſehnlicher aber ſehr einförmiger Napf (LV. 64.).

Die Gefäße aus Bronze ſind nicht ſo häufig als die aus Alabaſter. Wir ſehen bei Roſellini (LIII. 30.) eine weithalſige Flaſche von ſehr ſchöner Form mit Reifen umgeben, dann (LIV. 50.) eine ſchöne tiefe Schaale mit hohem Rande und vergoldet, eine kleine cylindriſche Vaſe ohne Henkel (LVI. 94.), eine weitbauchige Flaſche mit ſeltſam gebauter Halsmündung (LVI. 95.), eine Gießkanne, deren Bauch viereckig und deren Hals einen dreifachen Ausguß darbietet.

Die Gefäße aus gebrannter Erde ſind die zahlreichſten und diejenigen, deren Untertheil meiſt abgerundet iſt. Wir treffen ſolche Gefäße mit weitem, wie mit engem, langem oder kurzem Halſe an, mit einem wie mit zwei Henkeln, ſo wie ſich auch die Eiform oft zur Kugel erweitert und der Rand theils wulſtig, theils übergeſchlagen und breit oder auch als ſcharfkantiger Ring erſcheint, ſeltner aber als einfacher Ring ohne vermittelnden Hals auf dem Bauche ſelbſt aufſitzt. Als ſeltenere Formen ſind folgende Nummern zweier öfter angeführten Tafeln zu bezeichnen: N. 52. ein kleines eiförmiges Gefäß mit niedrigem Fußrand, über deſſen Oeffnung ſich — wie bei unſern Hand- und Gartenkörben — ein Henkel oder Bügel legt. N. 56. ein Becher mit breitem Fuß, mit weiter Oeffnung und ſteilen Wänden, licht türkisfarbig glaſirt, 4 Zoll hoch. N. 53. eine 7 Zoll hohe Flaſche in Geſtalt eines abgerundeten Kegels, deſſen breite Baſis einen breiten Fußrand, deſſen verjüngtes Ende einen dünnen kurzen Hals trägt, auf welchem ein mehrfach gegliederter hoher weitausladender Rand aufſitzt. N. 70. iſt ein hohler Ring von der feinſten Erde, der mit einem engen Halſe und zwei kleinen Henkeln verſehen ein Gefäß von 5 Zoll Durchmeſſer bildet. N. 74. ſtellt eine Kugel mit engem Halſe und dicht daneben angebrachten Henkeln dar. N. 75. iſt kleiner aber mit Linien verziert. N. 84. iſt eine kleine 2 Z. im Durchmeſſer haltende Kugel mit engem Hals und kleinen Henkeln zum Anhängen. N. 98. erinnert an die oben (Taf. II. F. 9.) erwähnten Doppelflaſchen von Chile; es iſt ein rundbauchiges

Digitized by Google

Gefäß mit weitem Halſe, der auf der andern Seite zuſammengedrückt einen Ausguß bildet, welches mit einer ſchlanken, enghalſigen Flaſche durch eine Röhre verbunden wird. Die ſchlanke Flaſche iſt bedeutend länger als die weite; beide Gefäße aber haben jedes einen Henkel. N. 99. iſt eine Flaſche von gedrückter Kugelform mit engem kurzen Hals, Henkel und Ausgußröhre an der Seite. N. 100. iſt eine Kugelflaſche auf niedrigem, engen Fuß, mit engem langen Hals, der durch einen runden Henkel mit dem Bauch verbunden iſt. N. 107 iſt eine ſchöne große Vaſe von griechiſcher Form mit einem von oben nach unten gerieften Bauche.

N. 80. und 81. ſind aus Porzellan und die erſte zeigt vier, die andere zwei kleine Näpfchen, die auf viereckiger Platte feſtſtehen; es waren wohl Farbennäpfchen.

Außer dieſen im florentiner Muſeum aufbewahrten Gefäßen befinden ſich auch noch anderwärts *) anſehnliche Sammlungen, worunter Teller, Taſſen, Lampen, Becken, Schaalen, Schüſſeln, Becher u. dergl. in gebrannten Erden, Glas, Bronze und den bereits mehrfach erwähnten Steinarten vorkommen.

Nachdem wir nun die Werkzeuge des gewöhnlichen Lebens und die Gefäße der alten Aegypter betrachtet, wenden wir uns zu den

Beſchäftigungen,

womit ſie ſich ihren Lebensunterhalt verdienten. Wir bemerkten ſchon, wie der Nilſtrom gewiſſermaaßen die Lebenspulsader des ganzen Landes, ja wie er bereits von den Alten ſelbſt als der Schöpfer des Landes angeſehen ward. Der Nil war aber auch nächſtdem der Schöpfer der Aeußerlichkeiten der Cultur des Landes, die doch ſtets und überall die Träger und Hebel jeder höhern geiſtigen Cultur bilden.

Der Nil enthält zuvörderſt eine Menge Fiſche, welche in der Urzeit die vornehmſte Nahrung der Bewohner ausmachten, die aber auch bei vorgeſchrittener Cultur einem großen Theil der Nation, der Schifferkaſte und den Fiſchern, einen ſichern Lebensunterhalt gewährten. Demnächſt aber brachte der Nil durch ſeine alljährlichen Ueberſchwemmungen düngenden Fruchtboden aus den Gebürgen herab. Dieſe Ueberſchwemmungen finden überaus regelmäßig ſtatt. In den Monaten Mai bis September fallen in den Gebürgen von Oberäthiopien anhaltende Regen, welche um die Mitte des Junius den Nil anſchwellen, der in der erſten Hälfte des Auguſt in Aegypten bereits ſein Bett zu überſchreiten beginnt und bis Anfang October das ganze Thal dergeſtalt erfüllt, daß die bewohnten Plätze wie Inſeln daraus hervorragen. Erſt gegen Ende des October zieht ſich der Strom völ-

*) Leemans S. 85. ff.

lig in ſein Bett zurück und hinterläßt nun die Gefilde mit einem fetten, dunkeln Schlamm bedeckt, der eine anderweite künſtliche Befruchtung des Bodens überflüſſig macht.

Bei der Seltenheit des Regens — der in der Thebaide wohl binnen manches Menſchenlebens nur einmal fällt — bot demnächſt der Nil ein geſundes und wohlſchmeckendes Trinkwaſſer für alle lebende Weſen dar, das man für ländliche Zwecke durch Canäle und anderweite Anſtalten, die wir nachher näher betrachten, auch in die vom Fluß entlegenen Gegenden leitete. Die Orte, welche dem Nil unzugänglich waren oder mit ihm nicht in Verbindung gebracht werden konnten, blieben eine ſteinigte oder ſandige Wüſte, wie ſie an dem Fuße der Gebürge angetroffen wird. Die weſtliche Bergkette ſchützt Aegypten gegen die verſengenden Winde aus der lybiſchen Wüſte, während die öſtliche den Bewohnern das Material zu ihren Denkmälern, namentlich zu den Obelisken und Statuen lieferte *).

Wie nun der Nil die Grundlinie bildete, an welche ſich die Culturerſcheinungen Aegyptens anreihen, ſo war dieſer Strom mit ſeinen ſchilfreichen und grasbekränzten Ufern in der Urzeit wohl auch der Sitz der wilden Thiere, von denen das Nilpferd und das Krokodil ſich auch ſpäterhin noch darinnen heimiſch erhielten. Vor allem aber waren die Fiſche Gegenſtand der Aufmerkſamkeit **).

Wir ſehen aus den Denkmälern die Fiſcherei mehrfach dargeſtellt. Sie wurde vorzugsweiſe, wenn ſie Gegenſtand des Erwerbs war, mit Netzen betrieben, von denen man auch noch Ueberreſte in den Gräbern gefunden hat, wie denn das Berliner Muſeum ein Stück Netz mit den Senkbleien beſitzt. (Wilkinſon II. 21. m. Abb.)

Ein Grabkammergemälde in der Nähe der Pyramiden zeigt uns acht Männer, welche mit einem großen Zugnetze beſchäftigt ſind. Man bemerkt an der einen Seite die Senkbleie in Geſtalt von abgerundeten Kegeln, an der andern die Schwimmhölzer als doppelte Dreiecke. Ein Mann führt auf einen Stab gelehnt die Aufſicht, ein anderer bückt ſich, um das Netz im Waſſer zu leiten, und je drei ziehen auf jeder Seite die Tau-Enden an und die im Netz enthaltenen Fiſche ans Land. (Wilkinſon II. 20.) Eine ähnliche Darſtellung, wo einer der beim Netz Beſchäftigten im Waſſer ſteht, theilt Roſellini (m. c. XXIV.) nach den Denkmalen von Beni Haſſan mit; die Fiſcher tragen kurze Röcke ohne Aermel und auf dem Kopfe geſtreifte Mützen.

Außer dieſem großen Zugnetze, welches mehrere Perſonen handhabten, hatte man auch kleinere, welches ein einziger Mann führte. Ein thebaniſches Bild zeigt uns einen Fiſcher, der ein etwa manns-

*) Ueber die Topographie des alten Aegyptens ſ. namentlich Sicklers alte Geogr. Th. II., wo die Nachweiſungen, und Heerens Ideen Th. II. Bd. 2. S. 54 ff.

**) Ueber die Nilfiſche das Memoire von Geoffroy Saint Hilaire in der Description de l'Egypte. XXIV. 145.

langes viereckiges Netz handhabt, das an zwei Seiten mit Stäben verſehen iſt. In jeder Hand hat er einen der Stäbe und ſo hebt er die Fiſche aus dem Waſſer.

Der Fiſchfang mit der Angel ward mehr der Unterhaltung und des Vergnügens wegen ſelbſt von angeſehenen Perſonen getrieben. Die Angelhaken waren an einer Leine, die man in der Hand führte, theils an einer Angelruthe befeſtigt. (Roſellini m. c. XXIV. Wilkinſon III. 55.)

Endlich finden wir auch den Fiſchſpeer angewendet (Roſellini m. c. XXV.), der aus einem ziemlich ſtarken Schafte beſteht, in welchen zwei Spitzen mit einem Widerhaken eingelaſſen ſind, mit dem die Augen zweier Fiſche durchbohrt werden. Der Fiſcher ſteht in einem leichten Nachen aus Papyrus aufrecht.

Die Fiſche wurden theils friſch, theils geſalzen genoſſen, und wir ſehen in den Grabdenkmalen (Roſellini m. c. XXV. Wilkinſon III. 56.) die Zubereitung, das Ausnehmen und Einſalzen derſelben. Es waren meiſt mittlere und große Fiſche, deren Geſtalten Roſellini (m. c. XXV.) aus den Monumenten zuſammengeſtellt hat. Die kleinen Zugfiſche (Herodot II. 93.) wurden ebenfalls gefangen und wie die größeren wohl auch an der Sonne gedörrt. Die Prieſter aßen keine Fiſche, da der Genuß derſelben im heißen Clima nicht geſund iſt, und wenn am neunten Tage des erſten Monats jeder Aegypter vor ſeiner Hausthüre einen gebratenen Fiſch verzehrte, ſo pflegten die Prieſter anſtatt den Fiſch zu eſſen, denſelben vor der Thür zu verbrennen. Die anderen Kaſten enthielten ſich ebenfalls gewiſſer Fiſcharten, namentlich der Seefiſche. (Plutarch, Iſis und Oſiris Cap. 7.; dazu Wilkinſon III. 58.)

Die Fiſchereien waren ſehr bedeutend, da die Fiſche wie noch heute während der Ueberſchwemmung in ungeheurer Anzahl herbeikamen. Sie ſammelten ſich namentlich in den Seen und brachten der Regierung bedeutende Summen ein, da der Verbrauch im Volke außerordentlich war. Die Fiſchereien im See Möris wies der König, nach welchem er genannt wird, ſeiner Gemahlin als Nadelgeld an, welches täglich ein Talent Silber, alſo faſt 1300 Thaler betrug. Man fing zwei und zwanzig Arten Fiſche und die Arbeiter, die ſich mit dem Einſalzen beſchäftigten, konnten kaum mit der Arbeit fertig werden, obſchon ihrer eine große Anzahl war *).

Der Fiſcherei verwandt iſt der Fang des Krokodils, das in einigen Gegenden als heiliges Thier verehrt wurde, während man es in anderen, z. B. in Elefantine und in der Stadt des Apollon, verſpeiſete. (Plutarch, Iſis und Oſiris C. 50.) An gewiſſen

*) Diodor. Sic. I. 52. Dazu Wilkinſon III. 63., wo auch die Nachweiſungen und Vergleichung mit der Fiſcherei im Mittelalter nach Abdallatif und in neuerer Zeit. Roſellini m. c. I. 231.

Tagen jagen ſie deren ſo viel ſie nur bekommen können und werfen dann die todten Körper dem Tempel gegenüber, indem ſie ſagen, daß Typhon dem Horos in Geſtalt eines Krokodils entwichen ſey. In Theben und am Möris-See wurde dagegen nach Herodot (II. 69.) das Krokodil als heiliges Thier verehrt und eines an jedem Orte gezähmt und gehalten, das man an den Ohren und Vorderfüßen mit verzierten Goldreifen ſchmückte. Herodot (II. 70.) beſchreibt ebenfalls die Art, wie dieſes Thier gefangen wurde. Vorerſt wirft man einen Schweinsrücken als Köder an einem Widerhaken mitten in den Fluß, am Ufer aber hält man ein lebendiges Ferkel, welches man ſchlägt. Vernimmt nun das Krokodil die Stimme deſſelben, ſo geht es darnach, ſo wie es aber den Köder erblickt, ſchlingt es denſelben hinunter und nun wird es an der Schnur ans Land gezogen, wo ihm der Jäger vor allen Dingen die Augen mit Schlamm beſchmiert und es ſo ganz leicht in ſeine Gewalt bekommt. Ein Relief bei Roſellini (m. c. XXIV. N. 4.) zeigt uns den Jäger, der von einem Kahne aus das Thier mit der Lanze in den Nacken ſticht. Beſonders geſchickte Krokodiljäger waren die Tentyriten*).

Das Nilpferd fand ſich in Oberägypten und die Jagd deſſelben war eine Lieblingsbeluſtigung der Jagdliebhaber, welche die Grundbeſitzer gern ſahen, da das Thier Nachts die Pflanzungen zu verwüſten pflegt; außerdem ward die Haut zu Peitſchen, Speerſtangen, Schildern und Helmen verarbeitet. Die Darſtellung einer Jagdſcene mit dem Nilpferd findet ſich auf einem, leider ſchon ſehr zerſtörten Relief von Theben**). Wir ſehen hier einen Mann in einem Kahn dem Thiere entgegenfahren, das ſich im Schilf auf ſeine Hinterfüße ins Waſſer niedergelaſſen hat. Der Jäger hat ihm ſchon drei Wunden beigebracht und ſchwingt eben ſeinen Speer zum vierten Male gegen das Thier, während ein Diener demſelben eine Schlinge über den Kopf zu werfen verſucht; ein zweiter Diener hält noch einen Wurfſpieß in Bereitſchaft. Nachdem man das Thier verwundet hatte, wartete man ab, bis es durch den Blutverluſt erſchöpft war, und zog es dann an das Land. Es wurde alſo harpunirt und Wilkinſon theilt noch aus andern Monumenten die Details über die Waffe mit, womit dieß geſchah. Sie hatte große Aehnlichkeit mit dem uns bereits bekannten Erneinek der Grönländer (C.-G. II. 283. Wilkinſon III. 72.). Man jagte es aber auch noch auf andere Art, indem ſich da, wo ein Nilpferd ſich zeigte, eine Menge Fahrzeuge verſammelten, das Thier umringten und mit eiſernen Stangen zu erſchlagen ſuchten. (Diodor Sic. I. 35.)

Aegypten war ſehr reich an Vögeln aller Art, namentlich an

*) Roſellini m. c. I. 236. Wilkinſon III. 17., der auch die Notizen der Alten daſelbſt zuſammenſtellt; beſ. Diodor I. 35.
**) Wilkinſon II. 71.

Waſſervögeln; Roſellini giebt (m. c. I. 172.) ein Verzeichniß und auf den Tafeln 8—14 die Abbildungen davon nach den alten Denkmälern nebſt den hieroglyphiſchen Namen. Man hatte zum Fange derſelben Schlagnetze und Zugnetze. Die *Zugnetze* waren ſehr groß und es waren zur Handhabung derſelben mehrere Perſonen nothwendig; man bediente ſich ihrer zum Fange der Waſſervögel (Roſellini Taf. VII.). Die großen viereckigen Klappnetze brauchte man zu Lande, um eine Menge Vögel zu gleicher Zeit zu erbeuten. Demnächſt hatte man, um einzelne Vögel zu fangen, auch Fallen, welche meiſt aus runden, mit Netzwerk überzogenen Bügeln beſtanden, unter welche die Lockſpeiſe gelegt wurde und die ſich dann, wenn der Vogel den Abzug berührte, ſchloſſen. (Wilkinſon III. 38. Roſellini m. c. Taf. 5.)

Sehr gewöhnlich zur Vogeljagd war der Wurfſtock, der aus einem kurzen, gekrümmten Stücke Holz von $1\frac{1}{4}$—2 Fuß Länge und 1—$1\frac{1}{2}$ Zoll Stärke beſtand und am obern Ende gekrümmt war und mit dem Bomerang der Auſtralier (ſ. C.-G. I. 316.) große Aehnlichkeit hatte. Er wurde namentlich zur Jagd der Waſſervögel angewendet, wobei der Jäger in einem Kahne ſtand und von mehreren Gehülfen, Freunden oder ſeinen Kindern begleitet wurde. Da man glaubte, daß die Kähne aus Papyrus nicht von den Krokodilen angegriffen würden, ſo bediente man ſich derſelben beſonders zu ſolchen Excurſionen. Damit fuhr man nun in die Röhrichte und erlegte hier die niſtenden Vögel, welche die Begleiter dann einſammelten (ſ. Wilkinſon III. 40. m. Abb.). Bogen und Pfeil brauchte man ſeltener zur Jagd der Vögel als zu der der *Vierfüßer*, welche gleichfalls zu den Lieblingsbeſchäftigungen gehörte.

Roſellini (m. c. I. 207.) hat die jagdbaren Thiere Aegyptens zuſammengeſtellt und (Taf. 19.—23.) abgebildet, wie ſie auf den Denkmälern mit ihren eigenthümlichen Namen vorkommen. Wir bemerken darunter vorzugsweiſe mehrere Antilopenarten, Affen, Giraffen, Tiger und Panther, Schakal, Fuchs, Elefant, Bär, Steinbock, Gemſe, wilde Rinder u. ſ. w. Man hielt die Thiere theils in Wildgärten, theils zog man aus in die Wüſte, um ſie daſelbſt ſowohl in Netzen als einzeln oder auch in Treibjagden zu erlegen. Die Jagd war theils eine übende Beluſtigung der höheren Stände, theils die Beſchäftigung einer beſonderen Kaſte, die, wie die Kaſte der Schiffer und Hirten, noch aus der Urbevölkerung ſtammen mochte.

Die Denkmäler enthalten viele Einzelheiten in Bezug auf die Jagd. So ſehen wir z. B. den Jäger eingefangenes junges Wild hereintragen, um daſſelbe in den Menagerien und Wildgärten aufwachſen zu laſſen. Man zog Igel, Gazellen (ſ. beſ. die trefflich gezeichnete Gazellenkuh mit ihren Jungen bei Wilkinſon III. 9.), Stachelſchweine, Haſen. (Wilkinſon III. 14.) Wir ſehen auch die Jagd auf den *Löwen*, den man mit Bogen und Pfeil erlegte, welcher letzterer eine

ſteinerne oder eherne, vorn nicht ſpitzige, ſondern breite Spitze, wie die Framea der Germanen, hatte. (Wilkinſon II. 16. 18.) Wir ſehen ferner den Jäger eine Methode anwenden, welche noch heutiges Tages bei den Mongolen vorkommt. Der Jäger ſchießt, wenn er das Wild bemerkt, einen Pfeil ab, deſſen Spitze eine durchbohrte Kugel trägt, die beim Durchſchneiden der Luft einen pfeifenden Ton von ſich giebt. Das Wild hört es, ſtutzt und ſteht und wird von einem nachgeſendeten zweiten Pfeil getroffen. Dies ſcheint das von Wilkinſon (III. 18.) mitgetheilte Bild von Beni Haſſan anzudeuten, wo wir zwei Pfeile mit rundem Knopfe in der Luft und einen breitſpitzigen auf dem Bogen des in Anſchlag liegenden Jägers bemerken.

Roſellini (m. c. Taf. XV.) ſowohl als Wilkinſon (III. 22.) theilen ein großes Treibjagen mit, welches auf den Denkmälern von Theben vorkommt und wobei früher ein Jäger auf einem Wagen zu ſehen war. Unter den dargeſtellten Thieren erſcheinen Gazellen, Strauße, Haſen, Füchſe, Hyänen, Stachelſchweine, Steinböcke, wilde Ochſen und Gemſen, alleſammt überaus charakteriſtiſch dargeſtellt. Bemerkenswerth iſt, daß der Eber nicht auf den Denkmalen als ein jagdbares Thier erſcheint (Wilkinſon III. 21.). Eine Löwenjagd auf Wagen. ſ. Descr. de l'Egypte. Ant. II. pl. 9.)

Auf den Darſtellungen von Beni Haſſan erſcheint auch die Jagd mit der Wurfſchlinge oder dem Laſſo, wobei bemerkenswerth iſt, daß der Jäger zu Fuße auftritt und nicht wie bei den Americanern zu Roß. Dieſes, ſo wie das Erſcheinen des Jägers in der Treibjagd auf einem Wagen, beſtätigen die Anſicht, daß das Reiten auf Pferden in Aegypten ungewöhnlich war.

Als Jagdgefährten der alten Aegypter finden wir zuvörderſt den Hund in mehreren Arten, welche Roſellini (m. c. T. 16. 17.) und Wilkinſon (III. 32.) nach den auf den Denkmälern vorkommenden Bildern zuſammengeſtellt haben. Wir ſehen zuvörderſt einen großen glatthaarigen, hochgeſtellten, lichtgelb und braunroth geſchäckten und getiegerten Hund mit ſpitzem Kopfe, Stehohren und Ringelſchwanze; dann denſelben Hund mit einem Halsbande und von einem Manne an der Leine geführt, auch nochmals allein mit rothem Halsband und weiß mit rothen Flecken, bald größer bald kleiner. Demnächſt finden wir noch den Windhund von feinem Gliederbau, mit ſchlankem langgeſtreckten Kopfe, Hängeohren und langer, nicht geringelter Ruthe. Eine dritte Art iſt ein ſehr ſtarker Hund mit langem Kopfe, ſtehenden Ohren und herabhängender Ruthe, die niedrigen Füße ſind ſehr ſtark und das Thier, eine Hündin, ähnelt unſeren Dachshunden. Ferner erſcheint eine Art Hühnerhund mit Hängeohren und langer, emporgerichteter Ruthe; endlich aber eine Art Bullenbeißer, ein großes ſtarkes Thier, mit kurzer ſtehender Ruthe, kurzem runden Kopfe und kurzen Stehohren. Dieß ſind die verſchiedenen Arten von Hunden;

man hielt ſich Hunde auch als Hausgenoſſen, ja in gewiſſen Diſtricten wurden ſie als heilige Thiere verehrt.

Den Jagdpanther lernten wir ſchon bei dem Beduinenſtamm Szleb als Gefährten des Menſchen kennen (ſ. C.-G. IV. 141.). Er erſcheint auch auf dem Triumphzuge des Königs Thotmes III., welchen Wilkinſon (Th. I. Taf. 9.) und Hoskins (travels in Ethiopia p. 328.) mittheilen. Er war alſo den Aegyptern als ſolcher nicht unbekannt, wenn er auch nicht von ihnen ſo allgemein wie der Hund zur Jagd angewendet wurde. Roſellini (m. c. Taf. XXII.) theilt noch die ſpecielle Abbildung des Thieres mit.

Die Viehzucht

der alten Aegypter hatte ſchon einen hohen Grad der Vollkommenheit und Ausbildung erreicht und erſtreckte ſich faſt über alle Thierclaſſen. Man hielt und zähmte Schlangen, Krokodile, man hatte Fiſchbehälter, ſo wie man auch die enten- und gänſeartigen Waſſervögel ſo wie Störche *) zog. Die Aegypter verwandten große Sorgfalt auf die Hühner- und Gänſezucht und ließen die Eier nicht von den Thieren ſelbſt ausbrüten, ſondern beſorgten dieß auf eine künſtliche Art. (Diodor v. Sic. I. 74.) Auf der 30. Tafel Roſellinis ſehen wir die Hirten der Gänſe und Störche, welche wie die ſächſiſchen Gänſehirten einen langen oben gekrümmten Stab haben, womit ſie die Thiere am Halſe faſſen und aus der Heerde ziehen konnten. Die 31. Tafel aber zeigt uns die Gänſeärzte. Die Hühner brütete man wie noch jetzt in langen, viereckigen Oefen aus, die durch ein gelindes, ſorgfältig unterhaltenes Feuer erwärmt waren, welches aus Miſt und gehacktem Stroh erzeugt wurde, eine Methode, die noch jetzt in Aegypten gewöhnlich iſt. Vater Sicard fand im vorigen Jahrhundert noch 400 Brütöfen in Aegypten, deren jeder jährlich 240,000 Eier zum Leben brachte, was einen Jahresertrag von faſt hundert Millionen giebt. Die jungen Hühner werden in Aegypten daher auch nicht gezählt, ſondern gemeſſen. Die Entſtehung dieſer künſtlichen Hühnerzucht ſteigt in die früheſten Zeiten hinauf **).

Von den vierfüßigen Thieren zog man Schweine, Schafe, Ziegen, Rinder, Eſel und Pferde. Das Kameel aber kommt nicht vor. (Wilkinſon III. 35.)

Die Schweine hielt man zwar für unreine Thiere und ihre Pfleger ſtanden in der niederen Kaſte, indeſſen zog man ſie doch, da man ſie bei den Feſten der Mondgöttin und des Dionyſos opferte

*) Rosellini m. c. I. 269.

**) Champollion-Figeac l'Egypte S. 196. f. Beſ. aber Rozier und Rouyer memoires sur l'art de faire éclorer les poulets par le moyen de fours in Descr. de l'Egypte XI. 401. Abdallatif v. Wahl S. 126. Wilkinſon, Fortſ. I. 135. Hackländer, Reiſe in den Orient I. 216.

und einen Theil des Fleiſches verzehrte. (Herodot II. 47.) Auf thebaniſchen Monumenten ſind Schweine mit ihrem Hirten dargeſtellt, der eine eben ſo geſtreifte Kopfbedeckung trägt, wie wir an den Fiſchern bemerkten *).

Die Schafe und Ziegen hielt man Heerdenweiſe und wir finden ſie auf den Denkmalen eben ſo dargeſtellt **). Wir erſehen daraus, daß man große Sorgfalt auf die Pflege der jungen Thiere verwendete. Man hatte Ziegen und Schafe mit hängenden Ohren, wie ſie noch jetzt in Aegypten gezogen werden. Doch finden wir auch Ziegen mit aufrechtſtehenden Ohren.

Der bedeutendſte Theil der Viehzucht war die Rindviehzucht, die man theils zur Speiſe, theils zum Zuge beim Ackerbau, theils wegen der Milch und theils zur Benutzung des Leders betrieb. Der größte Theil der Hirten war bei den Rinderheerden verwendet. Die Zucht der jungen Kälber wurde mit großer Sorgfalt behandelt. Wir ſehen auf den Denkmälern (z. B. bei Roſellini m. c. XXVII. 1.) die Geburt der Kühe, welche überhaupt einer ſehr ſchönen Raſſe angehörten. Der Beſitzer zeichnete ſein Vieh mit einem glühenden Eiſen, wie es ſcheint, auf dem Schulterblatt. (Wilkinſon III. 10. nach thebaniſchen Monumenten.) Wir ſehen ferner das Melken des Viehes (Roſellini m. c. XXVII. 2. 3.), die Zuchtſtiere mit Halsband und ſtattlicher Glocke (daſ. XXVII. 5. u. XXVIII. 1.), die Kämpfe der Stiere und die Hirten, die denſelben wehren (XXVI.).

Eine Eſelheerde hat Roſellini (XXX. 2.) dargeſtellt, wo wir die lächerlichen Sitten dieſer unzüchtigen Thiere mit vielem Humor wiedergegeben finden.

In Bezug auf die Pferdezucht iſt mir kein Denkmal bekannt; das Pferd, von ſehr ſchöner, edler Raſſe, kommt nur vor den Wagen, namentlich den Streitwagen, vor. Am Pfluge erblicken wir blos Stiere oder Menſchen.

Roſellini (m. c. I. 270.) macht beſonders auf diejenigen Darſtellungen aufmerkſam (Taf. XXXI.), welche auf die Thierheilkunde Bezug haben, die gewiß bei ſo aufmerkſamen und langjährigen Beobachtern, wie die alten Aegypter waren, auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden war. Man ſieht dargeſtellt, wie einem kranken Stiere ein Heiltrank in das Maul geſchüttet wird, während ein anderer, gewiſſermaßen Hülfe fordernd, die Zunge, die zum Zeichen der Krankheit grünlich bemalt iſt, weit herausſtreckt, wobei in Hieroglyphen zu leſen iſt: der Arzt der Haus-Rinder. Eben ſo bemerkt man Aerzte der Gazellen, Ziegen und Gänſe.

---

*) Wilkinson II. 34.; dazu Rosellini m. c. I. 269. und Taf. XXXIV. 1. XXX. 3. XXIV. 1. XXX. 3. I. 269.

**) Rosellini m. c. I. 259. u. Taf. XXVIII. ff.

Digitized by Google

Der Acker=, Feld= und Gartenbau

bildete demnächſt die weſentlichſte Aufgabe der Oekonomie des alten Aegyptens. Man bauete Futterkräuter für die Thiere, Getraide, Gemüſe, Obſt, Wein zur Nahrung der Menſchen; man baute ferner Färbe= und Oelpflanzen, Lein und Baumwolle für menſchliche Kleidung.

Der Nil hatte den größten Antheil an der Entwickelung der ägyptiſchen Landwirthſchaft. Zunächſt brachte er mit großer, ſtets vorauszuberechnender Regelmäßigkeit alljährlich neue düngende Fruchterde herbei, die für die Samenkörner eine weiche Geburtſtätte wurde. Man konnte alſo den Viehdünger zu der Feuerung verwenden, was in dem holzarmen Lande dem häuslichen Leben eine große Erleichterung und dem Landmann eine große Sicherheit gewährte. Dieſe Ueberſchwemmung aber nöthigte auch die Menſchen alljährlich nicht allein für ſich ſelbſt, ſondern auch für ihre Heerden, ihr Zugvieh und ſonſtigen Hausthiere ausreichende Vorräthe an Lebensmitteln auf die Zeit bereit zu halten, wo das ganze Land überſchwemmt und Waiden und Gartenland mit Waſſer bedeckt war. Der faſt immer heitere Himmel zwang ferner die Menſchen darauf zu ſinnen, durch Kunſt eine von der Natur verſagte Wäſſerung der Wieſen, Gärten und Felder herzuſtellen. So wurden denn die Canäle und Seen geſchaffen, die dann hinwiederum als Nebenſtraßen für die Fortſchaffung der Lebensmittel und anderer Erzeugniſſe der Landwirthſchaft benutzt werden konnten, wo der Nil zu entfernt war.

Die Viehzucht erforderte große Aufmerkſamkeit auf die Erzeugung der nothwendigen Futterkräuter und Gräſer. Bei dem Werthe, welchen das fruchttragende Land hatte, iſt vorauszuſetzen, daß man ſehr ſparſam damit umging und daß nicht viel Land als bloße Waide benutzt worden ſey, daß man daher aber auch das Futter, wo es ſich fand, fleißig ſammelte *).

Der Ackerbau machte wenig Vorbereitung nöthig, da das vom Waſſer erweichte Land den eingeworfenen Samen durch deſſen Schwere in ſich eindringen ließ. Doch kommt auch der Pflug vor und zwar mehrere Arten deſſelben, wie wir aus den von Roſellini (m. c. Taf. XXXII. u. XXXIII.) mitgetheilten, der Darſtellung des Ackerbaues gewidmeten Tafeln erſehen. Der mit der Hand geführte Pflug **) beſtand aus einem kurzen hölzernen Stabe, an welchem in einem

---

*) Diodor bemerkt, daß man die Schafe nach der Ernte auf die Felder zur Waide trieb und daß ſie jährlich zweimal warfen. I. 36.

**) Taf. VI. Fig. 2. Dazu Wilkinſon III. 248. Nachdem der Druck des 4. Bandes vollendet war, erhielt ich einen ſolchen Handpflug aus Neu=Seeland, deſſen Stiel 2 F. 9 Z. Länge, deſſen Knochen 19 Z. Länge u. 3½ Z. Breite hat.

Digitized by Google

Winkel von etwa 40 Graden ein ohngefähr zwei Ellen langes gekrümmtes Holz mit dem ſtarken Ende angebunden war; von der Mitte des Stabes ging ein Strick nach dem krummen Holze, der demſelben noch mehr Feſtigkeit verlieh. Ganz ſo ſind auch einige ſolcher Hacken oder Handpflüge, welche in ägyptiſchen Gräbern gefunden und in den Muſeen von Europa aufbewahrt werden. An den in dem Berliner Muſeum befindlichen erſehen wir, daß das Holz, womit man in die Erde grub, breit und zugeſpitzt war. Sie haben die Geſtalt der bei den Südſeevölkern üblichen Handpflüge, nur daß bei dieſen der Stiel aus leichtem Rohr, die Pflugſchaar aber zum Theil aus ſchwerem und ſtarkem Knochen gefertigt iſt, der in einer hölzernen, an den Stiel gebundenen Kapſel ſteckt, die mit demſelben durch ſtarke Fäden verbunden iſt. Dieſe älteſte Form des Pfluges kommt denn auch in den Hieroglyphen vor. Wir ſehen auf der 32. Tafel Roſellini's vier Männer, welche mit ſolchen Handpflügen den Boden bebauen, was eigentlich nur dann ſtattfand, wenn die Ueberſchwemmung ſchon lange vorüber und die Erde wieder ausgetrocknet war, d. h. alſo bei der zweiten Bearbeitung des Landes, nachdem die erſte Ernte vorüber war. Hinter dieſen Männern befinden ſich zwei Bauern mit Peitſchen, welche eine Heerde Ziegen auf das bearbeitete und bereits beſäete Feld treiben, um die Saamenkörner durch dieſe eintreten zu laſſen, eine Sitte, welche noch jetzt in einem Theile Aegyptens herrſcht *).

Außer dem Handpfluge hatte man einen größeren Pflug, welcher von einem Manne (ſ. descr. de l'Egypte. Ant. I. pl. 68.), dann dieſelbe Form des Pfluges, welcher von zwei Ochſen gezogen wurde und den ein hintennach ſchreitender Mann mit Gewalt an zwei emporſtehenden Handhaben niederdrückt, während ein nebenherſchreitender Bauer die Zugthiere mit einem Stabe antreibt (ſ. Taf. VI. 1.).

Endlich bemerken wir bei Roſellini einen großen und ſchweren Pflug, welcher zwei Pflugſchaaren, die parallel neben einander ſtehen, hat und die an einer tüchtigen Deichſel befeſtigt und an zwei Rinder geſpannt iſt. Ein Mann lenkt das Ackerzeug, hinter ihm ſchreitet ein Gefährte, welcher aus einem Korbe Samenkörner faßt und in großen Bogen in die Furchen ſtreut; vor den ziehenden Kühen galoppirt ein Kalb, wodurch das Geſchlecht der Zugthiere genugſam angedeutet wird.

Die 33. Tafel von Roſellini zeigt uns die Ernte. Die Schnitter faſſen das Getraide unterhalb der Aehre beim Steugel mit der linken Hand und ſchneiden mit einer kurzen Sichel **) einen Büſchel durch, welchen ſie einem neben ihnen ſtehenden Manne übergeben, der die Aehren ſodann in Bündel von etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmeſſer mit

*) Diodor v. Sicilien I. 36. Abbildungen der Ackerleute ſ. descr. de l'Egypte I. 68—71. II. 73. 90. IV. 65. 68. V. 17.

**) S. Taf. VI. 4.

einem Stricke ſchnürt und aufſtapelt. Die Aehren ſind ſo gelegt, daß ſie auf beiden Seiten des Bündels herausragen. Der Durchſchnitt der Getraideſtengel geſchieht etwa in Kniehöhe vom Boden, ſo daß alſo die Hälfte derſelben auf dem Felde ſtehen blieb.

Die Aehrenbündel werden hierauf zu der Dreſchtenne gebracht, welche eine eigenthümliche Form hat; ſie iſt nämlich von einem Wall umgeben und bildet ſo einen großartigen Keſſel, in welchem ſechs Rinder von einem Manne mit einer kurzen mehrſchwänzigen Peitſche herumgetrieben werden. Dabei ſteht ein Mann, welcher mit einem weichen Beſen an langem Stiele die Abfälle zuſammenkehrt. Die von den Rindern ausgetretenen Körner ſammelt man in einen Korb, der auf der Schulter eines Mannes fortgeſchafft wird.

Auf der **34.** Tafel von Roſellini ſehen wir nun, wie das Getraide gewürfelt, dann aber in Säcken in die Getraidemagazine getragen und daſelbſt vermeſſen wird. Schon auf der vorhergehenden Darſtellung bei den Schnittern bemerken wir Männer, welche die abgeſchnittenen Aehrenbüſchel zählen, in den Magazinen ſind eben dergleichen Aufſeher vorhanden *) und das Magazin ſelbſt beſtand aus Stockwerken, welche in Zimmer abgetheilt waren, deren jedes eine beſtimmte Quantität Getraide faſſen konnte, deſſen Werth und Zahl auswendig an der Wand mit ſchwarzen Schriftzeichen angemerkt war. Auf der **35.** Tafel aber iſt ein Magazin abgebildet, welches aus zwei Reihen kuppelförmiger, kleiner Gebäude beſteht, deren jedes an der Seite eine kleine Oeffnung hat, wie man ſie noch jetzt in Oberägypten bei den Arabern finden ſoll.

Roſellini (m. c. I. **312.**) macht darauf aufmerkſam, daß bei der Darſtellung der Dreſchtenne eine hieroglyphiſche Inſchrift befindlich iſt, welche ein Lied enthält, das etwa alſo lautet: „Tretet von ſelbſt, ihr Rinder, tretet von ſelbſt, tretet von ſelbſt das Stroh; die Ernte (gehört) euern Herren."

Die **35.** Tafel enthält ferner die Darſtellung eines kegelförmigen Behälters, in welchen ganze Aehren geworfen werden, um ſie ungedroſchen aufzubewahren. Mir ſcheint Roſellini's (m. c. I. **328.**) Muthmaaßung, daß hier die Bewahrung des Samenkorns abgebildet ſey, große Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben.

Auf den folgenden Tafeln ſehen wir nun die Ernte des **Leins**, der ſodann in abgezählte Bündel gepackt auf dem Rücken eines Eſels hochaufgeſtapelt iſt, ſo daß außer dem mit dem Stock bewaffneten Treiber ein Mann nebenher geht, der die hochaufgethürmte Bürde im Gleichgewicht zu erhalten ſtrebt. (Roſellini m. c. XL. 2.)

Die zweite Abtheilung der **36.** Tafel zeigt uns die Ernte der

---

*) Das Bureau eines ſolchen Magazinaufſehers hat Roſellini (m. c. T. 35. Fig. 4.) mit allen ſeinen Einzelheiten dargeſtellt, wobei das Tintefaß, das Papierſalzbein und Schreibrohr zu ſehen ſind; m. c. I. 330.)

Durrha, wobei auch ein Frauenzimmer beſchäftigt iſt. Die Körner werden auf einer Dreſchtenne von vier an den Hörnern zuſammengekoppelten Ochſen ausgetreten. Ein Mann ſteht mit einer hölzernen dreizackigen Gabel dabei, um die langen Stengel zu wenden.

Die Baumwolle wurde ebenfalls angebaut*).

Von Waſſerpflanzen benutzte man mehrere; theils zur Speiſe, theils zu einem wichtigen Product des alten Aegyptens, dem Papier, ward der Byblus verwendet.

Der Byblus wuchs nicht in tiefem Waſſer; den Stengel kaute man des Saftes wegen, oder man ſchmorte ihn. Den obern Theil der Pflanze verwendete man zur Anfertigung des Papyrus, deſſen in Aegypten nicht weniger als in den alten Reichen von Anahuac verbraucht wurde und worauf wir ſpäter zurückkommen.

Einer der wichtigſten Gegenſtände des Landbaues in Unterägypten war der Lotos (Nymphaea Lotus und Nymphaea Nelumbo) in zwei Arten**). Wenn der Strom anſchwillt und die Felder unter Waſſer ſetzt, wachſen im Waſſer viele Lilien, welche die Aegypter Lotos nennen; dieſe pflücken ſie, dörren ſie an der Sonne, zerſchroten alsdann das mohnähnliche Gewächs, das mitten im Lotos ſteckt, und backen am Feuer Brot daraus. Die Wurzel der Pflanze iſt ebenfalls eßbar und wohlſchmeckend, ſie iſt rundlich und von der Größe eines Apfels. Auch haben ſie noch andere roſenähnliche Lilien, die gleichfalls im Waſſer vorkommen und deren Frucht in einem beigewachſenen Kelch von der andern Wurzel hervorkommt, faſt ganz einer Wespenwabe an Geſtalt vergleichbar. Darin ſtecken eßbare Körner, ſo groß wie ein Oelkern, in Menge, welche ſowohl friſch wie getrocknet gegeſſen werden. Die Pflanzen kommen öfters auf den Denkmälern und zwar ſo trefflich gezeichnet vor, daß der Botaniker ſie ſofort erkennt***).

Ferner baute man Zwiebeln (Roſellini m. c. I. 382. u. Taf. XL. 1.) und den Hibiscusſtrauch (hibiscus esculentus), wie Roſellini (m. c. Taf. XXXIX. F. 3. u. S. 380.) nachweiſet, der auch noch heutiges Tages in Aegypten gepflegt wird. Die Frucht wird gegeſſen, die Blätter aber haben Heilkraft. Man zog ſie laubenförmig.

Von Oelgebenden Früchten pflegte man den Wunderbaum, Seſam, deſſen Frucht Herodot (II. 94.) Sillikyprion nennt und die man längs der Seen und Flüſſe anpflanzte.

Von Wichtigkeit war der Anbau der Feigenbäume oder Sykomoren. Ein Wandgemälde von Beni Haſſan zeigt uns einen ſol-

---

*) Roſellini m. c. I. 341., wo die Stellen der Alten geſammelt ſind.

**) S. Heeren, Aeg. II. 519. u. Roſellini m. c. I. 380.

***) Z. B. Description de l' Egypte. Ant. II. pl. 90. Lotosernte. Belzoni pl. 2. Roſellini m. c. I. 387. u. pl. 40. 74. Vergl. auch Raffeneau Delile hist. des plantes cultivées en Egypte in der description de l' Egypte. Octavausg. Tom. XIX. p. 41.

chen Baum, den bereits drei grüne Affen in Beſitz genommen, während zwei Männer ſeine Früchte abpflücken und in Körbe ſammeln. Ob die Affen aus eigner Wahl und zu ihrem Vergnügen, oder auf Befehl der Herrſchaft und in ihrem Berufe arbeiten, wie Wilkinſon (II. 100.) muthmaßet, will ich unentſchieden laſſen; offenbar aber iſt, daß ſie vorläufig die reifen Früchte zum Munde führen, ja, daß der eine mit der Hand eine Frucht ergreift und mit der Naſe die Beſchaffenheit der anderen prüft.

In der von Roſellini mitgetheilten Abbildung eines Gartens bemerkt man Reihen von Palmenbäumen; es ſind dieß Dattelpalmen, deren Frucht bei den Alten ſehr beliebt war. (Roſellini m. c. I. 366. und Taf. XL.) In Oberägypten hatte man noch die Doumpalme*).

Daß der Wein in Aegypten beliebt und der Weinſtock deshalb gepflegt wurde, haben wir ſchon oben bemerkt, wo wir auch inmitten einer großen Gartenanlage ein Feld mit Weinſtöcken angetroffen haben. Die Weinernte finden wir mehrfach dargeſtellt. So auf dem großen Relief von Theben, wo ziemlich alle Beſchäftigungen der ägyptiſchen Landwirthe dargeſtellt ſind. Wir erblicken hier einen gewaltigen Weinſtock mit ſeinen Trauben, welche abgenommen werden. Eine andere Darſtellung hat Roſellini. Wilkinſon (II. 151.) vermuthet, daß man nach der Weinernte die jungen Böcke an die Stöcke gelaſſen, um dieſe abzuweiden, und er beruft ſich auf eine Darſtellung von Beni Haſſan, wo allerdings zwei Ziegen ſich über einen Weinſtock hergemacht haben, mit denen es wohl aber dieſelbe Bewandniß haben mag, wie mit den Feigenſammlern aus dem Affengeſchlecht **).

Ueber die Zucht und Wartung der Blumen, welche ſo ſehr beliebt waren, der officinellen Pflanzen, einiger Gemüſe fehlen uns genauere Nachrichten ***), daß aber der Feld- und Gartenbau mit eben ſo großer Liebe als Sorgfalt und Geſchick betrieben wurde, zeigt uns die außerordentliche Nettigkeit und Sauberkeit der Pflanzungen, die aus den Denkmalen hervorgeht. Es iſt alles ſo regelmäßig und ordentlich mitgetheilt, die Pflanzen ſind in ſchöner, gerader Linie gepflanzt, die Arbeiter in gehöriger Ordnung aufgeſtellt, Alles iſt beaufſichtigt und überwacht. Zu dieſer Ordnung zwang außer der Beſchränkung, welche die Koſtbarkeit des Landes gebot, auch noch die regelmäßige Wiederkehr der jährlichen Ueberſchwemmung. Eine gewiſſe Sauberkeit geſtattete auch der Umſtand, daß jene ſchweren Arbeiten des Düngens und Pflügens, welche den Landbau in ſteinigen

*) Histoire du palmier doum de la haute Egypte par Delile descr. de l'Egypte XIX. 11. Abdallatif v. Wahl S. 90.

**) Description de l'Egypte. Ant. I. pl. 68. Rosellini m. c. I. 365. Taf. XXXXIII.

***) S. Delile mem. sur les plantes cultivées en Eg. descr. de l'Egypte XXIX. 41. und über die wildwachſenden daſ. S. 23. Dazu Abdallatif v. Wahl S. 35.

oder ſandigen Gegenden ſo ſehr erſchweren, in Aegypten aber durch die Nilüberſchwemmung überflüſſig waren und daß man daher Zeit hatte, auf das Aeußere mehr Sorgfalt zu verwenden; dazu kam noch, daß die Zeit der Ueberſchwemmung dem Landmann eine mehrwöchentliche Ruhe und Erholung brachte. Während Aegypten unter Waſſer ſtand, hörten alle Geſchäfte auf und alle Welt überließ ſich der Freude und dem Vergnügen, und dieß ſtand ſelbſt dem Landmann bei der Arbeit ſtets vor Augen.

Das Nilwaſſer war das Lebenselement der ägyptiſchen Flora und wohin man daſſelbe leiten konnte, da war Fülle und Segen. Daher ſorgte man, daſſelbe durch Canäle und Dämme in die Seen und Teiche zu leiten, um aus dieſen ſodann die Grundſtücke gehörig bewäſſern zu können. In der Darſtellung des großen Gartenlandes bei Roſellini (Taf. LXIX.) und Wilkinſon (II. 143.) ſehen wir vier Teiche und einen Canal, die von Palmen und Feigenbäumen beſchattet wurden. Aus dieſen Behältern ſchöpfte man das Waſſer mit einem Gefäße, welches an einem Strick an einer langen Stange hing, welche wie ein Schlagbaum oder ein Ziehbrunnen an einem oder zwei in die Erde geſtellten Pfählen ſich bewegte. Bis zu dem Puncte der Ausſchöpfung waren Rinnen oder Gräben in die Beete der Pflanzung geführt und in dieſe wurde das geſchöpfte Waſſer gegoſſen. (Wilkinſon II. 4. nach thebaniſchen Darſtellungen.) Demnächſt mußte aber an diejenigen Stellen des Gartens, wohin ſich keine ſolche Waſſerleitung führen ließ, das Waſſer von den Arbeitern in Gefäßen getragen werden, welche ſie an Joche hingen, die ſie auf den Schultern trugen. So ſehen wir bei Roſellini (m. c. XL.) einen Mann, der aus einem Brunnen Waſſer ſchöpft, hinter ihm aber iſt der Graben angedeutet, in welchen er daſſelbe ſchüttete, um es der Pflanzung zufließen zu laſſen. Dieſelbe Tafel zeigt uns ein im Vierecke abgetheiltes Beet mit Blättern, welche eben ſo gut einer Gurkenart als einer Nymphäa angehören können. In der Nähe iſt ein kleiner von Waſſerpflanzen umrankter Waſſerbehälter, aus welchem eben ein Arbeiter zwei runde, weitbauchige Gefäße gefüllt hat. Vor ihm ſteht in gebückter Stellung ein zweiter Arbeiter, ebenfalls mit dem Joch auf dem Nacken, welcher aus einem Gefäße Waſſer in die Beetrinnen oder Furchen laufen läßt.

Die im heutigen Aegypten ſo üblichen Schöpfräder haben die Alten nicht gekannt, ſondern ſie brachten das Waſſer auf die angegebenen einfachen Arten in die Pflanzungen.

Wir wenden uns nun zu den

Handwerken

der alten Aegypter und beginnen mit dem der Schmiede.

Die alten Aegypter benutzten, wie alle Völker der Erde, in den erſten Zeiten ihres Culturganges die Steine und zwar die Geſchiebe

der härteren Steinarten, Baſalt, Grünſtein, Diorit, Jaspis, Quarz, Granit, Marmor, welche die Regengüſſe aus Aethiopien in das Nilthal brachten und welche der Strom ſodann auf ſeinem Schlamm- und Sandbette nicht allein weiter abglättete, ſondern auch nach den niederen Gegenden führte. Die ſchönfarbigen Amethyſte und Jaspiſſe benutzte man in ſpäterer Zeit als Schmuckſachen, die größeren, namentlich keilförmigen Baſalte als Aexte und Hacken. Dem Feuerſtein ſah man bald ſeine Spaltbarkeit an und ſchlug Pfeilſpitzen und kleine Meſſer daraus, die ſich auch noch dann im Gebrauch erhielten, als man ſchon längſt die Metalle zu bearbeiten gelernt hatte.

Die Aegypter kannten und bearbeiteten Gold, Silber, Kupfer, dieſes rein oder mit Zinn gemiſcht, alſo Bronze, Blei und Eiſen. Letzteres kommt am ſeltenſten auch hier, wie im alten Mexico und dem germaniſchen Europa vor.

Das Gold erhielten ſie theils auf Handelswegen aus dem innern Africa (ſ. C.-G. III. 274.) theils hatten ſie eigenen Goldbergbau, über welchen uns der ausführliche Bericht des Diodor von Sicilien (III. 11. ff.) vorliegt, den wir ſchon deshalb mittheilen müſſen, weil uns hier die Gewinnung des Metalls aus Erz auf bergmänniſchem Wege zum erſten Male entgegentritt. Diodor ſagt: „An dem äußerſten Ende von Aegypten, da wo Aethiopien und Arabien zuſammengränzen, iſt eine Gegend, die viele und große Goldbergwerke hat, woraus viel Gold mit großer Mühe und Koſten gewonnen wird. Die Erde, welche an und für ſich ſchwarz iſt, iſt mit Adern von Marmor durchwachſen, der von ſo vorzüglicher Weiße iſt, daß er alles was ſchimmert, an Glanz übertrifft und woraus die Aufſeher über die Bergwerke das Gold durch eine Menge Arbeiter bereiten. Die Könige von Aegypten ſchicken die, welche Uebelthaten wegen verurtheilt wurden, oder Kriegsgefangene, wohl auch durch Hinterliſt oder königlichen Zorn geſtürzte Männer zuweilen allein, oft aber auch mit ihrer ganzen Verwandtſchaft in die Goldbergwerke, ſowohl zur Strafe als des größern Gewinnes wegen. Die dorthin geſchickten, deren eine große Zahl iſt, ſind alle in Feſſeln und arbeiten Tag und Nacht ohne Erholung. Sie haben keine Gelegenheit zu entfliehen, da die Wachen aus ausländiſchen Soldaten beſtehen, verſchiedene Sprachen reden, ſo daß Niemand durch freundlichen Zuſpruch einen von der Wachmannſchaft verführen kann. Die härteſte goldhaltige Erde brennen ſie in einem großen Feuer aus, machen ſie dadurch mürbe und laſſen ſie durch Menſchenhände bearbeiten. Den ſo mürbegemachten Stein, der nur eine weitere Bearbeitung durch Steinmeiſel zuläßt, bearbeiten viele Tauſende elender Menſchen. Der Künſtler, welcher den Stein prüft, leitet das ganze Geſchäft und giebt den Arbeitern Anweiſung. Diejenigen Verurtheilten, welche die meiſte Körperkraft beſitzen, zerhauen mit ſpitzigen eiſernen Hämmern ohne wei-

tere künſtliche Beihülfe den marmorartigen Felſen. Sie hauen die Stollen nicht in gerader Linie ein, ſondern nach der Richtung der Gänge. Weil ſie ſich nun wegen der Biegungen der Stollen im Finſtern befinden, ſo tragen ſie Lichter, die ihnen an die Stirn befeſtigt ſind, mit ſich herum. Sie müſſen oft, je nach der Beſchaffenheit des Felſens, die Stellung ihres Körpers verändern und werfen die ausgehauenen Stücken auf den Boden, und dieſe Arbeit verrichten ſie unabläſſig unter harter Begegnung und Schlägen von dem Aufſeher. Die Knaben unter ſiebenzehn Jahren gehen durch den Stollen in die ausgehöhlten Felſen, holen mühſam die kleingeſchlagenen Steine heraus und legen ſie außen vor dem Eingang unter freiem Himmel nieder. Die, welche unter dreißig Jahren ſind, nehmen eine beſtimmte Anzahl dieſer Steine und zerſtoßen ſie in ſteinernen Mörſern mit Eiſenkeulen, bis ſie ſo klein ſind wie Erbſen. Von dieſen erhalten ſie nun die alten Männer und Frauen und ſchütten ſie in die Mühlen, deren viele in einer Reihe daſtehen und welche mit Kurbeln bewegt werden, an deren jeder zwei oder drei Perſonen ſtehen. Die Arbeiter ſind ohne alle Kleidung und ſchlecht genährt, ſo daß ſie Niemand ohne Mitleid anſehen kann. Weder der Kranke noch der Gebrechliche, weder der Alte noch das ſchwache Weib erhalten die mindeſte Nachſicht und Milderung; alle werden durch Schläge zur Arbeit gezwungen bis ſie dem Elende erliegen, ſo daß alle mit Sehnſucht den Tod erwarten, der ſie von ſolchem Elend erlöſet. Zuletzt nehmen die Künſtler den zermahlenen Stein und legen ihn auf eine breite Tafel, die ein wenig abhängig liegt, und gießen Waſſer darauf, welches die erdigten Theile auswäſcht und fortſchwemmt, während das Gold auf dem Brete liegen bleibt. Dieſe Arbeit wird öfter wiederholt, wobei Anfangs die Maſſe mit den Händen ſanft gerieben wird. Dann drücken ſie mit dünnen Schwämmen loſe darauf und ziehen ſo alles Erdigte und Lockere an ſich, ſo daß der Goldſtaub ganz rein übrig bleibt. Endlich nehmen es andere Künſtler nach Maaß und Gewicht zuſammen, ſchütten es in thönerne Tiegel und thun eine angemeſſene Maſſe Blei, Salzkörner, ein wenig Zinn und Gerſtenkleie dazu, legen einen genaupaſſenden Deckel darauf, verſtreichen ihn ſorgfältig mit Lehm und laſſen es ſo fünf Tage und fünf Nächte unaufhörlich im Ofen ſieden. Hierauf laſſen ſie es abkühlen und finden ſodann von dem Zuſchlag nichts im Tiegel, ſondern nehmen das reine Gold mit wenigem Abgang heraus. — Die Erfindung dieſer Bergwerke iſt uralt und ihre Einrichtung ſchreibt ſich ſchon von den alten Königen her."

So weit der Bericht der Alten, der uns zeigt, daß das Bergwerk ziemlich wie das unſerer Vorfahren vor etwa hundert Jahren beſchaffen war. Wir erkennen darin die Tag- und Nachtſchichten, den Bau in Stollen, die Pochwerke und Wäſchen, die Schmelzanſtalt. Die Goldbergwerke wurden auch noch von den arabiſchen Kalifen

ausgebeutet, ſpäter blieben ſie liegen, bis in neuerer Zeit der Wiederherſteller Aegyptens, Mehmed Ali, ſie wieder aufſuchen ließ. Linant und Bonomi fanden ſie in der Baſchariwüſte, 17 bis 18 Tagereiſen ſüdöſtlich von Kom Ombo am Nil.*) Das Gold findet ſich in quarzigem Geſtein.

Die Bearbeitung des Goldes iſt auf den Denkmalen von Beni-Haſſan und Theben bei Roſellini (LI. LII.) und Wilkinſon (III. 222 ff.) dargeſtellt. Wir ſehen die Schmelzer, welche den Tiegel auf einem halbrund ausgehöhlten Heerde ſtehen haben und mit einem Rohre hineinblaſen; dann aber beſonders auch die Wieger und Schreiber. Die Goldſchmiede arbeiten ebenfalls mit dem Blaſerohre und der Zange (Roſellini m. c. L.—LIII. Wilkinſon III. 224). Die Aegypter goſſen ſehr viele Sachen aus Gold; wie dieß bewerkſtelligt wurde, zeigt Tafel L. bei Roſellini. Wir ſehen einen Heerd, aus welchem Feuerflammen emporſteigen; in dieſen Heerd münden von jeder Seite zwei Röhren, welche mit einem kleinen Blaſebalge in Verbindung gebracht ſind, der aus zwei ledernen Schläuchen beſteht. Ein Mann hat auf jeden dieſer Bälge einen Fuß geſetzt. Von jedem Balge aus geht eine Schnur, die er in der Hand hält. So fand denn eine ununterbrochene Zuführung von Luftſtrömen in die Flamme Statt. Ueber dem Heerde ſehen wir das Gefäß, worin das zu ſchmelzende Metall ſich befand und was eine ſchaalenartige Form hat. Wir ſehen ferner, wie die beiden Männer vom Balge herabgetreten ſind und mit einer aus Drath beſtehenden Schlinge oder zwei bogenartigen, mit beiden Händen an beiden Enden erfaßten Stäben das Gefäß mit dem geſchmolzenen Metall faſſen und aufheben. Ein drittes Bild ſtellt dar, wie beide Männer zu einer Art Kaſten treten, in welchen eine Reihe Trichter geſteckt ſind, welche jedenfalls die Mündung der Gußform berühren. In einen dieſer Trichter ſchütten oder gießen ſie das geſchmolzene Metall behutſam ein. In den ägyptiſchen Grabſtätten hat man Goldſchmuck aller Art, Ringe, Armketten und Reiſe, Halsbänder, Ohrringe und andere Zierrathen gefunden. Auf den Darſtellungen erſcheinen Gold- und Silbergefäße, Statuen, aus Gold oder aus Silber und Bronze mit Gold eingelegt. In dem Grabmale des Königs Ramſes III. zu Theben bemerkte man Abbildungen von goldnen viereckigen Körbchen in durchbrochener Arbeit, die den Arbeitskörbchen unſerer Damen in der Form ſehr nahe kommen. (Wilkinson III. 226.)

In den älteſten Zeiten und auf den Anfängen der Metallurgie wird, wie bei den Negern, das Gold immer maſſiv angewendet. Gar bald aber lernte man die außerordentliche Dehnbarkeit desſelben kennen. Wir fanden ſchon bei den Mexicanern Holzornamente, welche mit dünnen Goldblättchen überdeckt ſind. Das Gold ward alſo zu-

*) Wilkinson III. 227.

vörderſt geſchlagen. In ägyptiſchen Gräbern hat man Mumien gefunden, deren Geſicht mit feinen Goldblättchen ganz bedeckt iſt. In den Sculpturen und Gemälden kommt eine ſehr feine Vergoldung vor, die auch in den moſaiſchen Schriften mehrfach erwähnt wird, alſo in eine ſehr frühe Zeit hinaufſteigt. Man fand in den Gräbern von Theben Bronzevaſen, Geräthe, Spielzeug-Statuetten und andere Gegenſtände aus Metall und Holz, welche vergoldet waren. Man fand hölzerne Kaſten, gemalte Kleider, Wandgemälde und Sculpturen mit Vergoldung, ja zuweilen Mumien, deren ganzer Körper unter den Bandagen vergoldet war.

Das Silber war den Aegyptern ebenfalls bekannt und es wurde in der Weiſe angewendet wie das Gold.

Für Geräthe und Gefäße, Werkzeuge und Waffen zum wirklichen Gebrauch im gemeinen Leben wendete man Kupfer, Bronze und Eiſen an. Das letztere kommt am ſeltenſten unter den in den Grabſtätten gefundenen Gegenſtänden vor; die meiſten Werkzeuge ſind, wie die in den griechiſchen und altgermaniſchen Gräbern aus Bronze, die aus Kupfer beſteht, welches mit Zinn gemiſcht und dadurch mehr gehärtet iſt. Es ſcheint, daß die Alten die Kunſt verſtanden haben, der Bronze einen weit höheren Grad von Härte zu geben als die neuern Metallarbeiter.*) Wie die Alten dieſe Härtung hervorbrachten, kann man gegenwärtig nicht nachweiſen; daß ſie aber die Kunſt beſaßen, Bronze ſtahlhart herzuſtellen, beweiſen viele in den Gräbern gefundene Geräthe und die Anwendung der Bronze zu Waffen, namentlich zu Schwertern, Dolchen, Lanzen und Aexten. Aus Kupfer fertigte man aber auch Schmuckſachen, wie Ringe für Finger, Arme und Füße, Hals und Ohren, dann allerlei Kettchen, Anhängſel, Nadeln; man fertigte Spiegel aus Kupfer und Bronze, Gefäße, beſonders Schalen, dann aber auch Statuen von beſonderer Größe. Daß man die Bronze gleich von Haus aus mit jener grünen Oberfläche vermittels eines Lackes verſehen, welche wir an antiken Bronzegegenſtänden ſo ſehr ſchätzen, möchte ich bezweifeln. Wenn man antike Bronze putzt und vom Roſte befreit, bemerkt man bald, daß die grüne Färbung durchaus keine gleichmäßige Dicke hat, ſondern daß ſie an einer Stelle bei weitem mehr als an der anderen in das Metall eingedrungen iſt. Dazu kommt, daß Armringe, Halsgeſchmeide und andere Schmuckſachen aus Bronze jedenfalls, wie

*) Mehrere kleine Bronzeſtatuetten meiner Sammlung ließ ich vor mehreren Jahren mit Stiften verſehen, um ſie bequemer auf Holzpoſtamente befeſtigen zu können. Der Mechanicus, welcher dieſe Arbeit verrichtete, war erſtaunt über die außerordentliche Härte des antiken Metalls und konnte durchaus nicht begreifen, wie es möglich ſey, demſelben dieſe Dichtheit zu geben. Antike bronzene Spiralringe meiner Sammlung haben eine Federkraft, welche der der modernen Stahlfedern gleichkommt.

noch heute unſer unächter Schmuck, den Zweck hatten, ächten Goldſchmuck zu erſetzen und vorzuſtellen. Man würde ſonſt keine Vergoldung angewendet haben. Im Gegentheile zeigen viele antike Gegenſtände, namentlich Schwertklingen, die deutlichſten Spuren, daß ſie lange bevor ſie der Erde übergeben worden und als ſie noch im Gebrauche waren, fleißig geputzt und geſäubert, oder auch durch häufigen Gebrauch abgegriffen und abgerieben worden ſind. Dieſe Stellen würden, wenn ſie von Haus aus grün gebeizt, gefärbt oder ſonſt mit Farbe bedeckt und lackirt geweſen wären, doch eine ganz andere Färbung, eine andere Beſchaffenheit der Oberfläche haben. Das iſt aber, wie ich an vielen Exemplaren, namentlich Dolchklingen, Meſſern, Axt- und Meiſelklingen, Ringen meiner Sammlung beweiſen kann, durchaus nicht der Fall. Die ausgeſchliffenen und abgeriebenen Stellen zeigen eben ſo ſchöne grüne Roſtüberzüge, wie die, welche weniger von dem Gebrauche angegriffen ſind. Allein wir bemerken, daß die Bronze ſelbſt ſehr verſchieden iſt und daß man gar mannigfache Miſchungen kannte und anwendete, indem das Metall bald röther, bald mehr oder weniger weißgelb iſt; daher iſt auch der Roſt nicht von einerlei Grün und Gegenſtände, die in einem und demſelben Grabe gefunden werden, zeigen daher oft eine ſehr verſchiedenartige Färbung in der Roſtfläche. Sie ſind bald ganz hellgrün, wie Grünſpan, und dann immer etwas dick mit einem mehligen, leicht bröckelnden Roſte bedeckt; das ſchönſte goldfarbne Metall hat auch den ſchönſten und dunkelſten Roſt, der oft ſchwarzgrün, oft aber auch wie der ſchönſte Malachit fein und dicht anliegend iſt*).

Am ſeltenſten findet ſich Eiſen in den ägyptiſchen Grabſtätten, wie Roſellini (m. c. II. 301.) und Wilkinſon (III. 248.) und alle anderen Berichterſtatter einſtimmig melden. Die moſaiſchen Schriften, Herodot, Diodor u. ſ. w. ſprechen aber von dem Gebrauche des Eiſens bei den alten Aegyptern in einer Weiſe, die uns keinen Zweifel übrig läßt, daß daſſelbe dort eben ſo allgemein für die Arbeiten des gewöhnlichen Lebens in Gebrauch geweſen, wie es heut zu Tage bei uns der Fall iſt. Wir fanden den Gebrauch des Eiſens, ja die Gewinnung deſſelben aus Eiſenſtein ſchon auf niedern Culturſtufen bei den Hottentoten und Negern. (C.-G. III. 271.) Die Aegyptiſchen Bergleute, ſo wie die Bildhauer bedienten ſich deſſelben bei ihren

*) S. über dieſen hier angedeuteten Gegenſtand beſonders Wilkinson II. 241. 245. 255. Rosellini m. c. II. 300. — Dann C.-G. IV. 257. Dabei bemerke ich noch, daß der Gebrauch der Bronze wohl von den kaukaſiſchen Einwanderern mit nach Aegypten gebracht wurde und ſeinen Weg von Norden nach Süden genommen hat, während ſich das Eiſen vielleicht bereits bei der paſſiven Urbevölkerung in Gebrauch fand, da bekanntlich dieſes Metall in ungeheuerer Maſſe über die Erdoberfläche verbreitet iſt und ſich gar bald als nutzbares Material kund giebt.

Arbeiten. Dennoch kommt es ſeltener in Grabſtätten vor als Bronze. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt meiſtens darin, daß das Eiſen der Zerſtörung durch den Roſt ausgeſetzt iſt, wie alle jene eiſernen Gegenſtände beweiſen, welche in der Erde gefunden werden. Auf den Schlachtfeldern des letzten Krieges finden wir Flintenläufe und ſtarke Säbel ſchon ganz zerlöſet und zerfallen, ſo daß ſie ſich ſchalig und blättrig abſondern, während dünne Uniformknöpfe aus Meſſing ſich vortrefflich unter ihrer grünen Roſtdecke erhalten haben, wie die vor mir liegenden Stücke deutlich beweiſen. Das Eiſen verwendete man im alten Aegypten zu Aexten, Meiſeln, Hacken, Nägeln und in ſpäterer Zeit auch zu Ringen.

Spinnen und Weben u. a. Handwerke

ſind nächſt dem Schmieden und der Wollbearbeitung diejenigen Handwerke, welche wir auf dem Wege, den die Völker in der Cultur zurücklegen, mit am früheſten antreffen. Auf den niedern Stufen finden wir die einfache Kleidung aus den Fellen der Thiere gefertigt; in der Südſee, wo es an größeren felltragenden Thieren fehlt, fertigt man Kleider aus Pflanzenhaut, indem man die Baumrinde zu einem feinen Filze macht. Wo Pflanzenwolle vorhanden iſt, wie in Südamerica, lernte der Menſch gar bald, dem Beiſpiele der Spinnen folgend, aus dieſer Wolle Fäden ziehen und ſie durch Drehen haltbarer, durch Flechten ſtärker machen.

Das Geſchäft des Spinnens iſt auf den ägyptiſchen Denkmälern öfter dargeſtellt; demſelben geht natürlich die Herſtellung der Pflanzenwolle voraus. Wir ſehen daher (Roſellini m. c. XLI.), wie man die Baumwolle durch Klopfen und Aufweichen im warmen Waſſer geſchmeidiger und geſchickter zur Bearbeitung machte. Dieſe Arbeit wird durch Männer verrichtet. Die Wolle hat eine gelbliche Farbe, welche daher auch die Stoffe haben, die den Nankings von Malta und Indien gleichen.

Darauf folgte nun das Spinnen mit der Spindel, womit wir ſowohl Männer als auch Frauen beſchäftigt finden. Die Frauen ziehen den Faden aus einem Wollbündel, der in einem Gefäße liegt, worin er angefeuchtet iſt. Sie haben ſich, um den Faden deſto länger ausziehen zu können, zum Theil auf eine Erhöhung geſtellt und manche Frauen haben zu gleicher Zeit zwei Spindeln (Roſellini XLI.); die Männer aber führen nur eine einzige. Einer der Männer zieht ſeinen Faden über eine hölzerne aufrecht vor ihm ſtehende Gabel.

In den Gräbern hat man mehrere Spindeln gefunden, die ſämmtlich aus Holz ſind und einen Fuß und drei Zoll Länge und einen Würtel aus Gips oder Compoſition haben. Manche Spindeln waren aus Blättern von Palmen und andern Pflanzenfaſern gefloch-

ten und gewebt, daher elaſtiſch, und da ſie nicht ganz glatt waren, hielten ſie die aufgewundenen Fäden um ſo feſter. Einige hatten oben eine mannichfach geſtaltete Schlinge oder Schleife, um den Faden durchziehen zu können, und es ſind verſchiedene Arten in den europäiſchen Muſeen vorhanden. (Wilkinſon III. 136. m. Abbildung.)

Gleich der Baumwolle wurde auch der Flachs geklopft und geſponnen, was wir ebenfalls auf den Denkmälern dargeſtellt finden (Roſellini m. c. XLI.) und was im Weſentlichen mit der Baumwolle übereinſtimmt. Die Frauen ziehen den Flachs durch Steine.

Hierauf folgt nun das Weben der Stoffe, wozu man mehrere Arten Webſtühle gebrauchte, die theils platt auf dem Boden lagen, theils auch aufrecht ſtanden und mit deren Hülfe man treffliche und feine Zeuche herſtellte, die auch theils einfarbig, theils geſtreift, theils geſcheckt oder anderweit gemuſtert geliefert wurden, wie wir aus den Denkmälern (Roſellini LXI. XLII. und Wilkinſon III. 132 ff.) erſehen, und welches eine genaue Kenntniß der Färbeſtoffe vorausſetzt, die ſich in den Pflanzen und Foſſilien des Landes vorfinden. (Wilkinſon III. 131.) Man ſtickte demnächſt auch die Kleider, namentlich die Säume, und verſtand auch Treſſen aus edlem Metalldrath herzuſtellen, eine Kunſt, die wir bei den Völkern des Kaukaſus angetroffen haben. (C.-G. IV. 21.) Man kannte eben ſo wie in Anahuac auch in Aegypten den Indigo. (Wilkinſ. III. 124.)

Die Producte der ägyptiſchen Webereien waren im Alterthum ſehr berühmt und ſie leiſteten nicht weniger darin, als die alten Völker von Anahuac. Die Stoffe waren ſehr mannichfaltig; man hatte ſtarke, grobe und feine Wollenſtoffe, die namentlich als Oberkleider benutzt wurden, da den Prieſtern der Reinlichkeit wegen verboten war, ſie auf der bloßen Haut zu tragen; ebenſo beſtehen ſämmtliche Mumienbandagen aus Linnen und nie aus anderem Stoff;*) die Lebenden, ſofern ſie nicht Prieſter waren, trugen auch Baumwollenſtoffe. Außerdem verbrauchte man viele Stoffe zum Schmucke der Wohnungen, zu Vorhängen, zu Bett- und Stuhldecken und ſo fertigte man Stoffe von verſchiedenartiger Beſchaffenheit, je nach dem Bedürfniſſe. Die Mumienbandagen waren wie die feinſte Leinwand. Man hatte deren, welche auf dem Quadratzoll 152 Fäden Aufzug und 71 Fäden Einſchlag zeigten.**) Man hatte Linnen, deſſen Zwirn aus 365 einzelnen Fäden beſtand. Man kannte die Kunſt, Fäden verſchiedener Stoffe zuſammen zu weben, wie Baumwolle und Linnen, Gold und Linnen, und webte auch die

*) Wilkinſon III. 115. nach den mikroſkopiſchen Unterſuchungen von Ure, Bauer und Thomſon.

**) Wilkinſon III. 125., der die Stellen der Alten, namentlich Plinius H. N. XIX. 1. ff., mit Exemplaren von antiken gewebten Zeuchen ſorgfältig vergleicht und letztere ausführlich beſchreibt.

mannichfaltigſten Muſter auf künſtliche Art hinein. Man hatte eine große Menge Arten von Geweben, die theils nach ihrer Beſchaffenheit, theils nach ihrem Zwecke, theils nach dem Orte ihrer Verfertigung benannt waren. Man hatte ferner zur Reinigung und Herſtellung der Gewänder mannichfache Geräthe, von denen ich nur die hölzerne Kleiderpreſſe des Berliner Muſeums erwähnen will. (Wilkinſon III. 140.)

Verwandt mit der Anfertigung der Kleidung iſt auch die *Seilerarbeit*, die bei dem großen Verkehr auf dem Nilſtrom, bei der Schifffahrt und Fiſcherei ſehr productiv ſeyn mußte. Man machte die Fäden für die Fiſchernetze aus Flachs und man hat die Nadeln gefunden, welche man zur Herſtellung derſelben gebrauchte. Sie waren von Holz oder Bronze. (Wilkinſon III. 140. m. Abb.)

Die Schiffstaue waren ebenfalls aus Flachs und die Anfertigung derſelben iſt in den Denkmälern dargeſtellt. Wir ſehen da z. B. den Seiler mit ſeinem Gehülfen, der die einzelnen Fäden, aus denen das Tau beſteht, knieend zuſammenfaßt. Der höherſtehende Meiſter faßt ſie mit beiden Händen und dreht ſie um, worauf ſie in eine kreisförmige Spirale gewunden werden, die durch die mehrfach darum gewundenen Enden feſtgehalten und in dieſer Geſtalt in den Vorrathshäuſern aufgehängt werden. (Roſellini m. c. LXVI. und Wilkinſon III. 143.)

Aus Pflanzenfaſern fertigte man auch *Siebe*. (Wilkinſ. III. 145.)

Die *Lederarbeiter* Aegyptens waren ſehr geſchickt und bildeten eine Hauptabtheilung der dritten Kaſte nnd in Theben war ihnen ein beſonderer Stadtbezirk eingeräumt. Da das Leder der Zerſtörung ſehr preisgegeben iſt, ſo hat ſich auch nur wenig mehr als die Kreuzbänder über den Mumien erhalten, welche vortrefflich gepreßt ſind und Königsnamen von einem Alter von 3300 Jahren zeigen. Man fertigte Schuhe, Sandalen, Stuhl- und Sophaüberzüge, Bogenköcher und die Seitenwände der Wagen davon; man verzierte damit Harfen und benutzte Leder zu Dolchſcheiden, Schilden und wohl auch zu Panzern, Helmen, ferner zu Waſſer- und zu Weinzubern und anderen Gefäßen und Futteralen.

Man bearbeitete die Häute der Eſel, Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen, der Flußpferde, aus denen man wahrſcheinlich jene Peitſchen machte, wie ſie noch heute bei den Kaffern als Schambok erſcheinen. Die Felle der Löwen und Leoparden, ſo wie der Giraffen bearbeitete man ſo, daß das Haar daran blieb; ſie dienten als Decken, obſchon die Denkmale keinen Aegypter zeigen, der in Pelzwerk gekleidet iſt.

Zur *Gerberei* der Felle und Häute*) bediente man ſich mancher eine Schärfe enthaltenen Pflanzen, die in Wüſten wachſen;

*) Boudet notice sur la préparation des peaux en Egypte in

die Riemer und Schuſter hatten zum Schneiden des Leders ein Meſſer mit halbkreisförmiger Schneide, wie es unſere Gerber noch gegenwärtig haben. Sie hatten nur wenige Werkzeuge; eine Ahle, ein Stein zum Glätten des Leders, eine Art Meiſel, ein Leiſten waren die vorzüglichſten. Das Aushängeſchild war ein gegerbtes Fell.

Die Denkmäler zeigen uns ferner die Werkſtätten der Tiſchler, Stellmacher, Wagner und Zimmerleute, deren Werkzeuge wir ſchon oben kennen lernten, namentlich ihre Aexte, Hobel, Meiſel und Bohrer. So enthält die 45. Tafel Roſellinis den Tiſchler, die 44. den Stuhl- und Geſtellmacher, der mit dem Drillbohrer die Löcher in den Stuhlrahmen bohrt, indeſſen ſein Gehülfe ein ſchöngeformtes Stuhlbein abglättet, von denen zwei fertige bereits zur Seite ſtehen. Dieſelbe Tafel zeigt uns den Wagenbauer, der mit einem unſern Böttcher-Aexten ähnlichen Inſtrumente arbeitet. Wir ſehen fertige und halbfertige Räder mit vier und mit acht Speichen, dann die gekrümmte Deichſel mit dem daran befeſtigten Joch für zwei Pferde, zugleich aber auch den Riemer, der den Tritt des Wagens mit einem biegſamen Ledernetze beſpannt. Die 43. Tafel ſtellt die Speermacher vor, die zuerſt das Holz der Länge nach durchſägen und ſodann mit der einfachen, meiſelartigen Art aus freier Hand die Form des Spießes aus demſelben herausarbeiten. Neben denſelben arbeiten drei Männer an Bogen.

Die 45. Tafel vergegenwärtigt uns die Werkſtätten der Bildhauer, die in Holz arbeiten. So ſehen wir drei Männer mit der Politur einer Säule beſchäftigt, deren Umfang vor ihnen an der Wand mit rother Farbe aufgezeichnet iſt; andere fertigen Kanopen, Sphinxe und Mumienbilder. Die 46. Tafel zeigt ähnliche Arbeiten, dann aber auch die Anſtreicher und Möbelmaler. Wir ſehen hier einen Mann, der mit einem Steine die Farbe reibt, die daneben am offenen Feuer in einem Topfe gekocht und ſodann warm mit einem Pinſel auf das Holz aufgetragen wird. Zwei andere Männer ſtreichen eine Säule in weiß, grün, roth und gelbgeſtreiftem Muſter an, und noch zwei andere bemalen eine Tafel mit Thierfiguren, während andere Statuen ausmeiſeln und anmalen.

Die 47. Tafel erläutert die Art und Weiſe, wie die Bildhauer in Stein bei ihrer Arbeit verfuhren. Zunächſt ſehen wir die Ausarbeitung eines Löwen in natürlicher Größe aus gelblichen Stein, ſodann die Art, wie man die größern Statuen vergoldete. Es iſt eine Sphinx, wobei ein Mann mit einem Pinſel den Kitt oder das Bindemittel aufträgt. Der Vergolder ſelbſt trägt das Gold mit einem Kiſſen auf den Stein auf und drückt es behutſam an. Daſſelbe Blatt enthält zwei coloſſale Statuen aus Syenit oder

---

der descr. de l'E. XVIII. 2. S. 71. Wilkinſon III. 155. Roſellini m. c. III. 355. und Tafel LXIV. u. LXV.

rothem Granit, deren eine faſt ganz fertig iſt. Die Statuen ſind mit großen Gerüſten umgeben, auf denen die Arbeiter mit ihren Meiſeln herumſteigen. Endlich ſehen wir auch die Schleifen, die mit Ochſen beſpannt die großen Steinmaſſen vom Fluſſe in die Werkſtätte befördern. Je zwei Ochſen haben einen Treiber.

Bei weitem großartiger iſt aber der Transport einer vollendeten Coloſſalſtatue, welchen wir auf der 48. Tafel dargeſtellt finden. Man hat den Coloß auf eine Schleife geſtellt und mit gewaltigen Tauen darauf befeſtigt. Vier Reihen Menſchen je zu 41 und 43 Perſonen ſind davor geſpannt. Ein Mann ſteht auf dem Schooße des Coloſſes und leitet mit den zuſammenſchlagenden Händen den Tact, während ein bei den Füßen ſtehender Waſſer auf den Boden gießt, damit ſich die Schleife nicht entzünden möge; um ihn mit Waſſer zu verſehen, erblicken wir drei Männer, deren jeder Krüge an einem Joch trägt; andere drei Männer tragen ein großes Stück Balken nach. Die Gerichtsdiener mit Stöcken ſchreiten hinterdrein, um jede Unordnung zu verhindern.

Dieſelbe Tafel zeigt noch die Steinmetzen, welche die Quaderſteine für Gebäude zuhauen; ſie führen ſowohl einen Spitzmeiſel, als auch einen breiten, um die Fläche gehörig abzuglätten.

Die Ziegelſteine der alten Aegypter waren von ungebranntem Thon. Ihre Bereitung durch die gefangenen Juden ſtellt die 49. Tafel bei Roſellini dar. Die Gefangenen müſſen von einem Aegypter überwacht die Erde mit Hacken, welche den Handpflügen ſehr ähnlich ſind, aus dem Boden hauen. Die ſo gewonnene Erde trägt ein anderer auf der Schulter weiter und ſchüttet ſie auf einen Haufen, von wo aus ein dritter die Ziegel in eine Form drückt und in Reihen ſo aufſtellt, daß die Luft hindurchſtreichen und ſie austrocknen kann. Dieſe naſſen Ziegel haben eine graue Farbe. Sind ſie getrocknet, ſo werden ſie von einem andern Juden an einem über die Schultern gelegten Joch mit doppelter, langer Schlinge, je drei Stück auf jeder Seite, fortgetragen und dicht aufgeſchichtet.

Eben ſo ausführliche Darſtellungen haben wir über die Töpferei der Aegypter auf den von Roſellini (m. c. Tf. L.) und Wilkinſon (III. 164.) mitgetheilten Tafeln. Wir ſehen den Töpfer, wie er an der Drehſcheibe ſitzt und aus dem Thone Gefäße formt. Darauf ſehen wir auch die Brennöfen, welche lange, faſt in die coniſche Form übergehende Cylinder ſind, in welche die Gefäße für den Brand eingeſetzt werden. Die Töpfer bildeten eine zahlreiche Claſſe der Bevölkerung des alten Aegyptens. Die Gefäße, welche noch erhalten ſind, zeigen in Bezug auf ihre Form, Bemalung, Glaſur und Verzierung große Mannichfaltigkeit; ſie ſind, wie namentlich unſere kleinen Gefäße, zum Theil ſehr einfach und aus geringerem Material, dann aber hat man auch mehrere Prachtgefäße und überaus künſtliche Formen, wie aus den oben von mir nach-

gewieſenen Abbildungen hervorgeht. Später wurden Töpferwaaren von Koptos auch ins Ausland ausgeführt.

Die *Glasfabrication* iſt auf thebaniſchen Monumenten ſchon in dem Zeitalter des erſten Oſirtaſen, im 17. Jahrhundert vor Chr. Geb., dargeſtellt. Man bemerkt deutlich das Blaſerohr. Man fertigte aus Glas Gefäße, namentlich von kleinerem Umfang, Glasperlen und unächte Steine. Man ahmte die Farben der einfarbigen nach und machte auch jene Compoſition, welche unter dem Namen milleſiori bekannt iſt und die man als ein künſtlich verſchmolzenes Gewebe verſchiedenfarbiger Glasfäden von verſchiedener Stärke mit einander oder auch mit Goldfäden bezeichnen kann *).

Unter den übrigen Handwerkern ſind nun noch die Bäcker, Köche, Fleiſcher und die Verfertiger künſtlicher Blumen zu nennen; ferner die Sandalen- und Korbflechter, die Färber, und wir müſſen annehmen, daß die meiſten unſerer heutigen Handwerker, etwa die Uhrmacher, Schießpulvermacher und Buchdrucker ausgenommen, in den Städten des alten Aegypten zu finden waren.

Das Familienleben

der alten Aegypter bietet viele Eigenthümlichkeiten dar und die Geſetzgebung hatte auf der einen Seite große Sorgfalt auf die Erhaltung der Sittenreinheit gewendet, während manche religiöſe Gebräuche damit im grellſten Widerſpruche ſtanden und offenbar eine tiefe Sittenloſigkeit befördern mußten.

Die Ehe war heilig und die Stellung der Frauen eine würdige. Seltſamer Weiſe hatte man das Geſetz, daß ein Jeder ſeine Schweſter heirathen ſollte (Diodor I. 27.), welches kaum einen andern Zweck haben konnte, als die Aufrechthaltung der Kaſten. Man wollte verhüthen, daß die niedern Kaſten, welche die höheren ernähren mußten, denſelben durch Familienbande allzu nahe gerückt würden.

Die Würde der Frauen nahm das Geſetz unter ſeinen Schirm. Wer einer freien Frau Gewalt zugefügt hatte, der wurde entmannt; war jedoch der Ehebruch durch Ueberredung geſchehen, ſo erhielt der Mann tauſend Stockprügel und dem Weibe wurde die Naſe abgeſchnitten. (Diodor I. 78.) Die Frauen wurden nicht eingeſperrt, ſondern ſie gingen auf den Markt und handelten. (Herodot II. 35.) An öffentlichen Aemtern, namentlich an der Prieſterwürde, hatten ſie keinen Antheil (Herodot II. 35.), obſchon wir doch auch Königinnen und Prieſterinnen finden. Bemerkenswerth iſt das Geſetz,

*) Wilkinſon III. 88. ff. Roſellini II. 308., welcher Taf. LII. eine Abbildung der Glasperlenfabrication giebt. S. John, Analyſen altägypt. und römiſcher Gläſer in Minutolis Reiſe nach dem Ammontempel, S. 301.

daß die Töchter verpflichtet waren, ihre hülfloſen Eltern zu ernähren. (Herodot II. 35.)

Dagegen verſichert Diodor (II. 27.), daß nicht allein den Königinnen größere Ehre als ihren Gemahlen gezollt worden, ſondern daß auch bei den Aegyptern unter Privatleuten die Frau durch die Ehe die Herrſchaft über den Mann erlangt habe, indem der Bräutigam ſich anheiſchig machte, der künftigen Frau in allen Stücken zu gehorchen. Die Frau wurde alſo als die *Herrin des Hauſes* geſetzlich anerkannt. Damit ſteht nun freilich eine Nachricht deſſelben Schriftſtellers ſcheinbar im Widerſpruch. Er ſagt (I. 80.), bei den Aegyptern heirathet jeder Prieſter nur eine Frau, jeder andere aber ſo viel er nur will, während Herodot (II. 92.) im allgemeinen ſagt, daß jeder Aegypter nur eine Frau gehabt habe. Es ſcheint demnach bei den Aegyptern daſſelbe Verhältniß ſtattgefunden zu haben, was wir bei den Mexicanern und bei den Arabern angetroffen haben, und die Nachricht Diodors von der Herrſchaft der Frau bezieht ſich wahrſcheinlich auf die erſte Gemahlin.

Ueber die Heirathsceremonien fehlen Nachrichten; bei einem ſo ceremonienreichen Volke wurde indeſſen gewiß auch die Heirath nicht ohne mannichfache Weihen und Segnungen, Opfer und Feierlichkeiten vollzogen.

Alles was geboren wird (ſagt Diodor I. 80.), muß ein Jeder erziehen, weil dem Staat eine zahlreiche Bevölkerung erwünſcht iſt. Keines von den Kindern halten ſie für unächt, ſelbſt ein ſolches nicht, welches von einer gekauften Sclavin geboren worden; denn ſie glauben überhaupt, daß der Vater die einzige Urſache der Zeugung ſey, die Mutter aber dem Kinde nur Nahrung und Aufenthalt gebe, wie ſie denn auch unter den Bäumen die fruchttragenden die männlichen nennen. Kindermord war daher bei den Aegyptern ſelten und das Geſetz (Diodor I. 77.) beſtimmte den Eltern, welche ihr Kind umbrachten, zwar nicht den Tod, allein ſie mußten drei Tage und drei Nächte ununterbrochen im Beiſeyn einer vom Gericht beſtellten Wache den Leichnam in ihren Armen halten, denn es wurde nicht für billig angeſehen, diejenigen des Lebens zu berauben, die ihren Kindern das Leben gegeben hatten, ſondern man ſuchte ſie vielmehr durch Schmerz und Reue von ihrem Unternehmen abzuhalten.

Der Unterhalt der Kinder (ſagt Diodor I. 80.) iſt bei den Aegyptern mit unglaublich wenigen Koſten verbunden. Man füttert ſie mit Gekochtem, welches wohlfeil iſt und wenig Zubereitung erfordert, wie die unterſten Schößlinge von Rohr, die im Feuer geröſtet werden können, Wurzeln und Stängel von Waſſerpflanzen, die theils roh, theils gekocht und geröſtet gegeben werden. Da nun auch überdem wegen des gelinden Clima die meiſten ohne Schuh und ohne Kleidung gehalten werden, ſo belaufen ſich alle Koſten, die ein Kind ſeinen Eltern verurſacht, bis es mannbar wird, nicht höher als auf

zwanzig Drachmen (4 Thlr. 6 Gr.), und dieß iſt die Urſache der außerordentlich ſtarken Volksmenge von Aegypten.

Wir haben hier alſo dieſelbe Erſcheinung wie in den Reichen von Anahuac (C.-G. I. 39.), wo die Kinder ebenfalls nackt und nothdürftig genährt aufwuchſen. Eben ſo wurde auch wie in Mexico die Erziehung der Kinder von den Prieſtern geleitet. Sie hatten Schulen, wohin die Kinder gebracht wurden, ſobald ſie die nöthige Weihe hatten. Bis dahin lehrten die Eltern oder Verwandten diejenigen Kenntniſſe, welche zu ihrem künftigen Lebensberufe nothwendig waren. Schreiben lernten namentlich alle diejenigen, welche ſich mit den Künſten beſchäftigten. Leibesübungen und Muſik waren vom Unterricht ausgeſchloſſen, denn ſie glaubten, daß in den Turnanſtalten die jungen Leute nicht ſowohl Geſundheit, als eine kurzdauernde und gefährliche Leibesſtärke erwerben; die Muſik hielten ſie für unnütz und ſchädlich, weil ſie die Seelen der Männer weibiſch mache. Bei den Prieſtern lernten die Knaben die heilige und die gemeine Schrift, Geometrie und Arithmetik, die ſie namentlich im gemeinen Leben brauchen konnten. (Diodor I. 81.)

Die Beſchneidung war bei den Aegyptern heimiſch, allein wir wiſſen nicht, wenn ſie ſtattfand und mit welchen beſonderen Feierlichkeiten ſie verbunden war.

Die Kinder erfreute man durch mancherlei Spielſachen, deren einige bis auf unſere Zeit gelangt ſind. So hatte man gemalte Puppen, von roher Form, andere hatten zahlreiche Perlen anſtatt der Haare, andere ſtellten Figuren dar, an denen ein Arm oder Bein beweglich war; einige ſtellten Handwerker, wie teigknetende Bäcker, Wäſcherinnen dar, deren Glieder ſich mit Schnüren ziehen ließen. Das Leidener Muſeum beſitzt ein Crocodil, deſſen Rachen beweglich iſt. (Wilkinſon II. 426.)

Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und zu den Alten überhaupt war das der größten Ehrfurcht. Für Kinder, welche ihre Eltern ermordeten, war die härteſte Strafe angeordnet. Dem Verurtheilten wurden mit geſchärften Stöcken fingerdicke Stücken Fleiſch vom Leibe gehauen und darauf ward er auf Dornen lebendig verbrannt. (Diodor I. 77.) Wenn jüngere Perſonen älteren begegnen, ſo gehen ſie ihnen aus dem Weg und treten auf die Seite, ſtehen auch vor ihnen, wenn ſie herankommen, von dem Sitze auf. (Herodot II. 80.) In einem Staate, wo, wie in Aegypten, die größte Ehrfurcht vor dem Hergebrachten ſtatt fand, mußte die Ehrerbietung gegen das Alter wohl ſorgfältig aufrecht erhalten werden. Die Kinder halfen den Eltern von Jugend auf in ihren Beſchäftigungen und erwarben ſich dadurch bei Zeiten Einſichten für ihren künftigen Beruf und Geſchick für die Handhabung deſſelben. Es iſt übrigens ſeltſam, daß wir in den Denkmalen ſo ſelten Kinder als Theilnehmer an den Arbeiten und Handlungen der Eltern dargeſtellt finden; ſie kommen nur manchmal

als Gehülfen vor, dann in Begleitung der Frauen und erſcheinen unter den Leidtragenden beim Todtencultus.

Die mehrwöchentliche Zeit der Ueberſchwemmung des Landes durch den Nil, dann die zahlreichen religiöſen Feſte und Feierlichkeiten erhielten bei den Aegyptern einen regen Sinn für geſellige Unterhaltung, ſo wie die Sonderung des Volkes in Kaſten ein gewiſſes Ceremoniell und ſtrenge Beobachtung der Formen hervorbrachte, welche Niedere gegen Höherſtehende zu beobachten hatten.

Der Gruß der Aegypter beſtand darin, daß ſie die Hand bis zum Knie herabſinken ließen. (Herodot II. 80.)

Sobald nun ein junger Mann fähig geworden war ſeinen Lebensunterhalt ſelbſt zu verdienen, indem er die nöthige Fertigkeit und Geſchicklichkeit in ſeinem Geſchäft oder Handwerk erworben hatte, ſo ſuchte er ſich eine Gefährtin und begann ſeine eigene Wirthſchaft. Die zahlreichen öffentlichen Feſtlichkeiten, der lebhafte Binnenverkehr, dann das Zuſammenhalten der Kaſten verſchafften den jungen Leuten und deren Eltern Gelegenheit, ſich gegenſeitig kennen zu lernen. Die ganze Einrichtung des Staates läßt vermuthen, daß die Schließung der Ehe etwa in derſelben Weiſe ſtattgefunden habe, welche wir bei den Azteken angetroffen haben, daß Einwilligung der beiderſeitigen Eltern, dann aber prieſterliche Weihe weſentlich dazu gehörte, um eine gültige Ehe herzuſtellen. (S. oben S. 33. ff.)

Während nun die Prieſter, wie in Anahuac, auch in Aegypten ſich mit einer Frau begnügten und dadurch das Beiſpiel der Enthaltſamkeit gaben, während die niedrigeren Kaſten und die Armen aus Noth dieſem Beiſpiel folgten, hatten Vornehme und Wohlhabende außer der erſten Gattin und Herrin des Hauſes mehrere Frauen, ſo viel ihr Geſchmack und ihre Vermögensumſtände ihnen geſtatteten. In ſolchen Familien finden ſich auch Sclaven und Sclavinnen, darunter auch farbige, die aus dem ſüdlichen und innern Africa zugeführt wurden und die ebenfalls unter dem Schutze der Geſetze ſtanden, da der Herr ſie nicht willkürlich tödten durfte. (Diodor I. 77.)

Eine merkwürdige Uebereinſtimmung altamericaniſcher und ägyptiſcher Sitte finden wir auch darin, daß ſich beide Nationen gewiſſen Faſten und Büßungen unterwarfen, deren Zweck zum großen Theil Erhaltung der Geſundheit war. Die Americaner entzogen ſich häufig Blut und faſteten fleißig; bei den Aegyptern fand Aehnliches ſtatt. Um Krankheiten vorzubeugen, ſagt Diodor (I. 82.), pflegen ſie ihren Körper mit Klyſtiren, Faſten und Brechen, zuweilen Tag für Tag, zuweilen aller vier oder fünf Tage; denn ſie ſagen, was bei einer jeden genoſſenen Speiſe über dem Verdauten ſey, das ſey überflüſſig und hieraus würden die Krankheiten erzeugt; jene Kur aber hebe die Krankheiten gleich in ihrem Entſtehen und diene vorzüglich zur Erhaltung der Geſundheit. Ehe ſie in den Krieg gehen oder außer Landes verreiſen, brauchen alle dieſe Kur, ohne den

Aerzten etwas dafür zu bezahlen, denn die Aerzte bekommen ihren Unterhalt aus der gemeinen Kaſſe. Sie verrichten die Kuren nach einem vorgeſchriebenen Geſetz, welches von vielen und berühmten alten Aerzten verfaßt worden iſt. Wenn ſie dieſen in den heiligen Büchern befindlichen Vorſchriften folgen und damit gleichwohl den Kranken nicht retten können, ſo werden ſie von jeder deshalb gegen ſie angeſtellten Klage freigeſprochen; wenn ſie aber gegen dieſe Vorſchrift handeln, ſo werden ſie auf Leib und Leben angeklagt, weil der Geſetzgeber glaubte, daß die Einſicht nur ſehr weniger Männer weiter ginge, als die ſeit langen Zeiten beobachtete und von den geſchickteſten Aerzten angeordnete Heilart. Herodot (II. 84.) berichtet, daß jeder Arzt nur eine Krankheit zu heilen unternehme, daß für jede Art von Krankheiten beſondere Aerzte und daß daher alles voll von Aerzten ſey, deren einige nur den Kopf, andere die Zähne, die Augen, den Unterleib und unſichtbare Uebel zu heilen unternehmen. Wahrſcheinlich war es wie in Chile, wo ebenfalls mehrere Claſſen von Aerzten ſind, wie ſich denn ja auch bei uns die Arzneikunſt in die äußere und innere ſcheidet und dieſer Arzt die eine Art von Krankheiten an Augen, Ohren, Zähnen zu ſeinem beſonderen Studium gemacht hat und mit beſonderem Glück behandelt, während ein anderer ein anderes Feld der ärztlichen Praxis bearbeitet *).

Zur Erhaltung der Geſundheit dienten, wie ſchon oben bemerkt, die Einreibungen des Körpers mit Feit und die Bäder; der Gebrauch von beiden war bei der Landestrauer unterſagt. (Diodor I. 72.) Die Prieſter, als die Muſter in genauer Befolgung der vorgeſchriebenen Geſetze, badeten jeden Tag zweimal und zweimal jede Nacht, ſchoren ſich auch aller drei Tage am ganzen Leibe. (Herodot II. 37.) Gleich den alten Mexicanern badeten ſie in kaltem Waſſer, das in großen Behältern in der Nähe der Tempel war. Aermere Privatleute badeten im freien Waſſer; die Vornehmen hatten auf ihren Villen und überhaupt in ihren Wohnungen Badeanſtalten, welche jedenfalls der übrigen Einrichtung entſprachen.

Konnte nun in einer Krankheit ein Arzt nicht helfen, ſo warf man ſich, wie überall in der Welt, dem Aberglauben und denjenigen Perſonen in die Arme, welche ihren Lebensunterhalt aus demſelben zogen, wie ja auch in unſerem aufgeklärten Jahrhundert der Glaube an Wundermittel bei vielen Individuen aus allen Claſſen der Geſellſchaft noch immer unerſchütterlich feſtſteht.

Zuvörderſt hielt man ſich an die Träume. Diodor (I. 21.) meldet, daß die Aegypter von der Iſis erzählen, ſie habe viele heilſame Arzneimittel erfunden und große Erfahrung in der Heilkunde beſeſſen; daher habe ſie, nachdem ſie die Unſterblichkeit erlangt, ihr

*) Vergl. Rouyer notice sur les médicamens usuels des Egyptiens nebſt dem Droguenverzeichniß in der Descr. de l' Egypte XI. 429. S. oben S. 48.

größtes Vergnügen daran gefunden, die Menſchen wieder geneſen zu laſſen und denen, die ſie anrufen, im Schlafe Heilmittel anzugeben; die Aegyter führen viele Thatſachen für dieſe Behauptung an und beeifern ſich, der Göttin deshalb große Ehren zu erzeigen. Sie verſichern, daß ſie den Kranken im Traume erſcheine, ihnen Heilmittel für die Krankheit namhaft mache und daß diejenigen, welche ihrem Gebote Folge leiſten, auf eine wunderbare Weiſe geſund würden. Viele, die von den Aerzten wegen der Hartnäckigkeit ihrer Krankheit aufgegeben worden, ſollen durch die Iſis erhalten, ja es ſollen viele, welche den Gebrauch ihrer Augen oder anderer Glieder völlig verloren hatten, durch die Hülfe der Göttin vollkommen wieder hergeſtellt worden ſeyn. Sie ſoll ſogar ein Unſterblichkeitspulver erfunden haben, durch welches ſie ihren Sohn Horos dem Leben wiedergegeben, den ſie dann in ihrer Kunſt unterrichtet und welcher daher auch viele glückliche Heilungen vorgenommen habe.

Wir erſehen daraus, daß die Prieſter Aegyptens, die Inhaber der geſammten Erfahrungsmaſſe der Nation, kein Mittel unbenutzt ließen, wodurch ſie ſich auf der einen Seite der Nation nützlich machen konnten, während ſie auf der anderen die Beherrſchung derſelben dadurch zu erhalten wußten.

Uebrigens waren die Aegypter, die durch die Behandlung der Leichen für die Mumiſirung das Innere des menſchlichen Körpers genauer kannten als alle anderen Völker der alten Welt, ſehr berühmt als Aerzte und Aegypten galt im Alterthum als die hohe Schule auch der ärztlichen Weisheit.

Halfen nun weder Aerzte noch Träume, ſo wendete man ſich an andere Gottheiten; man ſetzte eine beſtimmte Summe zur Erhaltung der heiligen Thiere aus oder gelobte ſonſt etwas in die Tempel. So pflegten Eltern den Kopf ihres Kindes theilweiſe oder ganz zu ſcheeren, das abgenommene Haar mit Silber abzuwiegen und dieſes den Thierwärtern zu überliefern. (Herodot II. 65.) War nun eine Heilung durch die Gottheiten erfolgt, ſo ſendete man als dankbares Andenken ein Bild des geheilten Gliedes an den Tempel, um daſſelbe darin aufzuhängen. In der Salt'ſchen Sammlung befand ſich ein Arm aus Elfenbein; in Theben fand man einen Stein, worauf zwei Ohren abgebildet nebſt Inſchrift, ſo wie ein Ohr aus gebrannter Erde. (Wilkinſon III. 395. m. Abb.)

So wie der Aegypter ſeine Seele ausgehaucht hatte, begann eine mit vielen Umſtänden und Feierlichkeiten verbundene Behandlung der Leiche, um dieſe wenigſtens der hinterbliebenen Familie zu erhalten. Wir haben darüber zwei ausführlichere Berichte von Herodot und Diodor, dann aber eine große Anzahl wohlerhaltener Mumien, welche jene zu erläutern geeignet ſind *).

*) Ueber die Mumien der Aegypter ſ. den Bericht des Abdallatif (D.

Sobald ein Menſch in einem Hauſe geſtorben iſt, ſagt Herodot (II. 85.), der für daſſelbe von einiger Bedeutung war, beſtreicht ſich ſofort die ganze weibliche Verwandtſchaft den Kopf und wohl auch das Angeſicht mit Schmutz; dann laſſen ſie den Todten im Hauſe und rennen, entgürtet, ſo daß die Brüſte ſichtbar werden, durch die Straßen und ſchlagen ſich und gleichermaßen thun auch die Männer. Es iſt dieß eine Sitte, die wir überall gefunden haben (z. B. bei den Tſcherkeſſen, (ſ. C.-G. IV. 36., den Arabern, daſ. IV. 158.).

Darauf bringt man die Leiche zu den Einbalſamirern, welche anſäſſig ſind und ſich ausſchließlich mit dieſer Kunſt beſchäftigen. Sie zeigen zuvörderſt die verſchiedenen Muſter der Todten auf Holz gemalt; es giebt deren drei Arten, eine theuere, eine mittlere und eine geringere. Nach dieſen Proben laſſen ſie ſich von den Angehörigen ſagen, in welcher Art ſie den Leichnam zubereitet wünſchen. Nachdem man ſich über den Preis verſtändigt hat, gehen die Verwandten nach Hauſe und die Balſamirer verfahren nun folgendermaßen. Zuerſt ziehen ſie das Gehirn mit einem krummen Eiſen durch die Naſenlöcher aus, das übrige entfernen ſie durch Einſchütten künſtlicher Mittel. Darauf machen ſie mit einem ſcharfen äthiopiſchen Steine einen Einſchnitt an der Weiche und nehmen ſofort die ganze Bauchhöhle aus. Haben ſie dieſe gereinigt und Palmwein hineingeſchüttet, ſo bringen ſie geriebene Specereien hinein. Alsdann füllen ſie den Bauch mit reinen geriebenen Myrrhen, mit Caſſia und den ſonſtigen Räucherwerken, Weihrauch ausgenommen, und nähen ihn wieder zu. Haben ſie dieß gethan, ſo legen ſie ihn in Natron und verwahren ihn ſiebenzig Tage darin. Iſt dieſe Zeit vorüber, ſo waſchen ſie den Todten und umwickeln den ganzen Leib mit Bändern, die aus Linnenzeug von Byſſus geſchnitten ſind, und ſtreichen auch Gummi darüber, deſſen ſich die Aegypter überhaupt anſtatt des Leimes bedienen. Sodann nehmen ihn die Angehörigen in Empfang, laſſen das hölzerne Abbild eines Menſchen fertigen und verſchließen den Todten darinnen, ihn aufrecht in dem Grabgemach an die Wand ſtellend.

Die mittlere Art der Todtenbereitung geſchieht aber alſo. Sie füllen Klyſtirſpritzen mit Cedernöl und ſpritzen damit die Bauchhöhle

v. Wahl S. 221. ff.); dann Joach. Strüppe de Gelhausen Consensus celebriorum medicorum historicorum et philosophorum super secretiss. ac preciosiss. quibusdam medicinis fere exoticis primumque super Mumia. Francof. ad M. 1574. 4. auch Deutſch daſ. mit Abbildung; die Autoren des 17. Jahrh. in Fabricii bibliographia antiquaria N. A. S. 1027. Dann folgen im 18. Jahrh. Chr. Hertzog mumiographia medica. Gotha 1716 mit Beſchr. der Gotha'ſchen Mumie; darauf Pockoke und Niebuhr. Beckers Auguſteum, Rouyer in der description de l' Egypte VI. S. 461. Rosellini m. c. III. 285. u. Taf. 126. ff. Wilkinson Fortſ. II. 455. ff. G. F. Waagen, Beſchr. der Münchner Mumien in den Denkſchr. der Münchner Academie Th. VII. 1821. und Blumenbachs Beitr. zur Naturgeſchichte. Th. II. S. 45. u. ſ. w.

des Todten aus, ohne ihn aufzuſchneiden oder den Magen herauszunehmen, welches nach der beſtimmten Anzahl Tage auf dem natürlichen Wege zurückfließt und die aufgelöſeten Eingeweide und Magen mit ſich bringt. Das Fleiſch wird vom Natron aufgelöſet, ſo daß an dem Todten nur Haut und Knochen bleiben. So geben ſie dann den Todten wieder ab, ohne ſonſt etwas mit ihm zu ſchaffen zu haben.

Die Aermeren haben folgende Einbalſamirung. Sie ſchütten in die Bauchhöhle Reinigungsſaft ein und legen ihn ſiebenzig Tage ein, worauf ſie ihn wieder abgeben.

Bei angeſehenen und ſchönen Frauenleichen gebrauchte man die Vorſicht, ſie erſt drei oder vier Tage nach dem Tode an die Balſamirer abzugeben, damit dieſe nicht etwa, wie Fälle vorgekommen ſeyn ſollen, dieſelben auf unwürdige Art mißbrauchen könnten.

Diodors Bericht (I. 91.) ergänzt den des Herodot, bezieht ſich jedoch nur auf die koſtbarere Art der Balſamirung.

Wenn bei den Aegyptern Jemand ſtirbt, ſagt Diodor, ſo ſtreuen alle ſeine Verwandten und Freunde Koth auf ihre Häupter und gehen mit Wehklagen durch die Stadt, bis der Körper begraben iſt. Bis dahin bedienen ſie ſich weder der Bäder, noch auch nehmen ſie Wein noch ſonſt einige andere mehr als gemeine Speiſe zu ſich; ſie ziehen auch keine friſchen Kleider an. Die Beſtattungsarten ſind von dreierlei Art: die koſtbarſte, die mittelmäßige und die niedrigſte Beſtattung. Bei der erſten ſoll ein Talent Silbers (1281 Thlr.) verwandt werden, bei der zweiten zwanzig Minen (427 Thlr.) und die letztere ſoll nur überaus geringe Unkoſten erfordern. Diejenigen, welche der Leiche die letzten Dienſte erweiſen, ſind zünftige Meiſter, welche dieſes Handwerk von ihren Eltern erlernt haben. Dieſe bringen den Verwandten des Verſtorbenen ein Verzeichniß der Unkoſten, welche in jedem Fall zum Begräbniß erfordert werden, und fragen an, auf welche Art ſie die Leiche beſtattet haben wollen. Wenn ſie nun über alle Puncte mit einander einig geworden ſind, ſo nehmen ſie den Leichnam zu ſich und übergeben ihn den Leuten, welche zur gewöhnlichen Beſtattung deſſelben beſtimmt ſind. Der Körper wird auf die Erde gelegt und der ſogenannte Schreiber bezeichnet zuerſt auf der linken Seite, wie viel weggeſchnitten werden ſoll. Dann nimmt der ſogenannte Anſchneider einen äthiopiſchen Stein und ſchneidet ſo viel Fleiſch weg, als die Vorſchrift beſagt, worauf er ſofort in vollem Lauf entflieht. Die Anweſenden verfolgen ihn, werfen mit Steinen nach ihm, verfluchen ihn und wollen gleichſam die ganze Verſündigung an dem Körper auf ſein Haupt legen; denn ſie glauben, daß ein Jeder, der an dem Körper ſeines Geſchlechts einige Gewalt verübe, Wunden mache oder demſelben etwas Uebles zufüge, haſſenswürdig ſey; hingegen werden die ſogenannten Einbalſamirer aller Ehre und Hochachtung würdig geſchätzt; ſie gehen mit den Prieſtern um und haben, als heilige Leute, einen ungehinderten Zutritt zu dem

Tempel. Wenn ſie ſich zur Zubereitung des angeſchnittenen Körpers verſammelt haben, ſo ſteckt einer von ihnen die Hand durch die eingeſchnittene Oeffnung am Leichnam in die Bruſthöhle und nimmt alles Eingeweide heraus bis auf die Nieren und das Herz; ein anderer reinigt das Eingeweide Stück für Stück und ſpühlt es mit Palmwein und Spezereien aus. Sodann bereiten ſie den Leichnam zuvörderſt mit Cedernöl und verſchiedenen andern Sachen über dreißig Tage lang zu, worauf ſie ihn mit Myrrhen, Zimmt und andern Dingen einbalſamiren, die ihn nicht allein lange erhalten, ſondern ihm auch Wohlgeruch verſchaffen; ſodann wird er den Verwandten des Verſtorbenen übergeben. Dadurch wird jedes Glied des Verſtorbenen ſo unverſehrt erhalten, daß auch die Haare in den Augenliedern und Augenbraunen ſitzen bleiben und die ganze Geſtalt des Körpers ſich unverändert erhält und man die Bildung deſſelben erkennen kann. Daher denn viele Aegypter, welche die Körper ihrer Vorfahren in koſtbaren Zimmern aufbewahren, diejenigen noch perſönlich kennen, welche viele Jahre vor ihrer Geburt verſtorben ſind, und indem ſie von einem jeden Körper Größe, Umfang und die verſchiedenen Geſichtszüge vor ſich ſehen, das außerordentliche Vergnügen haben, ſie gleichſam als ihre Zeitgenoſſen zu betrachten.

Wir lernten bereits die Art und Weiſe kennen, wie die Südſee-Völker die Leichname ihrer Verwandten und Freunde längere Zeit unverweſt erhalten, ja wie ſie aus den Köpfen ihrer Feinde ſich Denkmale ihrer Tapferkeit und Liſt bereiten *). Dieſe Kunſt war auf das Höchſte bei den alten Aegyptern ausgebildet. Sie wendeten zu dieſem Zwecke alle Mittel an, die ihnen zu Gebote ſtanden, und ſie hätten es darin zu einer Fertigkeit gebracht, welche die Leichname Jahrtauſende lang erhielt. Man hat mannigfache Verſuche gemacht, um das Verfahren zu entdecken, wodurch die alten Aegypter dieſe Erfolge erreichten, aber erſt die neuere Chemie hat denjenigen Stoff wieder ins Leben gerufen, welcher jene merkwürdige Erhaltung bewirkte. Es iſt dieß der Holzeſſig, deſſen Bereitung in Syrien und Aegypten Plinius **) ziemlich ausführlich beſchreibt und deſſen Herſtellung der neuern Chemie wiederum gelungen iſt.

Herodot kennt dreierlei Zubereitungen der Mumien; die koſtbare

*) C.-G. I. 274. IV. 321. 348.

**) Pix liquida in Europa e teda coquitur. — Lignum ejus concisum, furnis undique igni extra circumdato, fervet. Primus sudor aquae modo fluit canali: hoc in Syria cedrium vocatur; cui tanta vis est, ut in Aegypto corpora hominum defunctorum eo perfusa serventur. Plin. H. N. XVI. 21. Vergl. Berzelius Lehrbuch der Chemie. D. v. Wöhler. 3. Ausg. VIII. 569. So viel ich weiß, war der Pfarrer D. J. C. E. Löſch in Nürnberg der Erſte, welcher in dieſer Stelle des Plinius den Holzeſſig entdeckte (ſ. deſſen Schrift: Die ägyptiſchen Mumien. Nürnb. 1837. S. 10), den man gegenwärtig zur Herſtellung anatomiſcher Muskelpräparate benutzt.

und mittlere Balſamirung und die Einſalzung. Vergleichen wir mit Herodots Nachricht die Mittheilungen von Rouyer*), welcher an Ort und Stelle eine große Anzahl Mumien unterſucht hat, ſowie mit Blumenbachs Arbeiten, ſo dürfte ſich folgendes Reſultat herausſtellen.

Die Bereitung der Leichen wurde entweder mit Holzeſſig oder mit Natron bewerkſtelligt und entweder der Leichnam geöffnet und die Eingeweide herausgenommen, oder er ward nicht geöffnet und die Eingeweide ſo wie das Fleiſch auf eine andere Art dergeſtalt entfernt, daß von dem Körper nur Haut und Knochen übrig blieben.

Die koſtbarſten Mumien ſind die balſamirten. Nachdem man das Gehirn und die Eingeweide herausgenommen, der Sonne gezeigt und in ein Alabaſtergefäß gelegt und den Leichnam mit Palmwein gewaſchen hatte, begann man den Holzeſſig anzuwenden und dadurch die Muskeln in einen Zuſtand zu verſetzen, der dem des friſch geräucherten Schinken gleicht. Der Körper war biegſam, ſo daß man jedes Glied des Todten bewegen und in jede beliebige Lage bringen konnte. Man kreuzte entweder die Arme über der Bruſt oder ließ ſie an Rippen und Schenkel gerad ausgeſtreckt anliegen. Nun brachte man in die Bruſt und Bauchhöhle aromatiſche Harze, vergoldete das Geſicht, einzelne Glieder oder auch den ganzen Körper, umwickelte die einzelnen Glieder mit handbreiten oder auch ſchmalen Binden von feiner Leinwand, um den Zutritt der Luft zu verhindern, nachdem man den Leib mit einem kurzen Hemd bekleidet hatte, brachte Papyrusrollen, Idole, Amulette und Schmuckſachen dazu und überhüllte dann aufs Neue die Glieder mit Binden, die wohl an 600—1000 Ellen Geſammtlänge haben, wobei ſie an einigen Gliedern wohl 40—50fach über einander liegen.

Die Mumien mit einem Einſchnitt in der linken Seite, welche mit aromatiſchen Harzen bereitet ſind, haben eine Olivenfarbe, die Haut iſt trocken, biegſam und gleicht dem gegerbten Leder, ſcheint aber mit den Fibern und Knochen eine einzige Maſſe zu bilden. Die Geſichtszüge laſſen ſich deutlich erkennen und ſcheinen dieſelben zu ſeyn, wie an dem lebenden Körper. Bruſt- und Bauchhöhle ſind mit einer zerreiblichen Miſchung von Harzen gefüllt, die ſich in Weingeiſt auflöſen läßt; doch iſt man nicht im Stande, die verſchiedenen einzelnen Harze nachzuweiſen. Auf Kohlen geſtreut, verbreiten ſie einen dichten Rauch und ſehr angenehmen Geruch. Dieſe Mumien ſind ſehr leicht, trocken und laſſen ſich leicht enthüllen und zerbrechen. Zähne, Haare und Augenbraunen ſind ganz wohl erhalten. Einige derſelben ſind über dem Körper, andere nur im Geſicht, an den Geſchlechtstheilen, Händen und Füßen vergoldet und dieſe Vergoldung kommt ſo häufig vor, daß ſie nicht blos Eigenthümlichkeit fürſtlicher Leichen geweſen

*) Description de l'Eg. VI. 461. notice sur les embaumemens des anciens Egyptiens.

ſeyn kann. Dieſe Mumien bleiben unverändert, ſo lange man ſie an einem trockenen Orte aufbewahrt; wenn man ſie aber enthüllt der Luft ausſetzt, ziehen ſie leicht die Feuchtigkeit an ſich und verbreiten in einigen Tagen einen unangenehmen Geruch. (Rouyer a. a. O. IV. 479 f.)

Die zweite Art Mumien mit dem Einſchnitt in der linken Seite ſind mit Asphalt bearbeitet und ohne die aromatiſchen Harze. Die Farbe derſelben iſt ſchwärzlich, die Haut hart und glänzend, als wäre ſie lackirt, die Geſichtszüge ſind unverändert, Bauch- und Brusthöhle und Schädel mit ſchwarzer, harziger, harter und wenig Geruch von ſich gebender Maſſe gefüllt. Sie kommen häufig in allen Gräbern vor, ſind ſehr trocken, ſchwer, ohne Geruch, ſchwer zu enthüllen und zu zerbrechen. Faſt bei allen ſind Geſicht, Geſchlechtstheile, Hände und Füße vergoldet; ſie verändern ſich nicht leicht an der Luft und ziehen keine Feuchtigkeit an ſich. Auch dieſe waren wohl vorher mit Holzeſſig bereitet.

Diejenigen Mumien mit dem Einſchnitt in der linken Seite, welche mit Salz bereitet worden, ſind theils mit Harzen, theils mit Asphalt gefüllt, aber ihr Anſehen iſt verſchieden von den vorigen. Die Haut hat eine ſchwärzliche Farbe, aber ſie iſt hart, glatt und angeſpannt wie Pergament; ſie iſt loſe und liegt nicht wie angeleimt auf den Knochen. Harz und Erdpech, welche in der Brusthöhle ſich finden, ſind minder zerreiblich und geruchlos; die Geſichtszüge haben ſich verändert, die wenigen noch vorhandenen Haare fallen ab, ſo wie man ſie berührt. Dieſe Mumien ſind ſehr häufig in allen Grabhöhlen; wenn man ſie der Luft ausſetzt, beſchlagen ſie mit einem Salz.

Die Mumien ohne den Einſchnitt in der linken Seite, deren Eingeweide man durch die natürliche Körperöffnung entfernt hat, ſind entweder mit einem weniger reinen bituminöſen Stoff, Pisasphalt, gefüllt oder blos geſalzen.

Die mit Pisasphalt bereiteten ſind innen und außen von dieſem Stoff überzogen, der die Muskeln, die Haut und die Knochen dergeſtalt durchdrungen hat, daß ſie nur eine einzige dichte Maſſe bilden. Dieſer Stoff wurde alſo in flüſſigem und vermuthlich heißem Zuſtande angewandt. Dieſe Mumien ſind die gewöhnlichſten und werden in allen Grabhöhlen angetroffen. Sie ſind ſchwarz, hart, ſchwer und haben einen durchdringenden, unangenehmen Geruch; ſie brechen ſchwer, haben weder Haare noch Augenbraunen und an keiner derſelben hat man Vergoldung bemerkt. An einigen ſieht man die Handfläche, die Fußſohlen, die Nägel der Finger und Zehen roth gefärbt, in der Weiſe, wie ſich noch jetzt die Aegypter mit Henneh bemalen. Der bituminöſe Stoff fühlt ſich fettig an und iſt minder ſchwarz und zerbrechlich denn Asphalt. Auf glühende Kohlen geworfen, entwickelt er einen dicken Rauch und widerwärtigen Geruch, deſtillirt giebt er ein reichliches, dickes, braunes Oel von ſtinkendem Geruch. Dieſe Mumien

wurden von den Arabern von Sakarah an die Europäer verhandelt und ſpielten in der Medizin des 17. Jahrhunderts eine große Rolle. Sie halten ſich gut und bedecken ſich der Luft ausgeſetzt mit leichtem Salzanflug.

Sehr ſchlecht erhalten ſind die Mumien, welche nur mit Salz bereitet ſind und deren man auch verſchiedene Arten hat. Einige, die noch ganz ſind, haben trockne, weiße, glatte Haut, welche wie Pergament angeſpannt iſt; ſie ſind leicht, geruchlos und leicht zerbrechlich. Andere haben weiße, aber biegſame Haut und erſcheinen, da ſie weniger getrocknet ſind, etwas fettig. Man findet wohl auch in dieſen Mumien Stücke einer fettigen, braunen Maſſe, die man Adipocire nennt. Die Geſichtszüge ſind ganz zerſtört, Haare und Augenbrauen ausgefallen, die Knochen löſen ſich leicht von den Bändern los, ſind weiß und ſo rein, wie präparirte Skelette. Die Binden zerfallen in Lumpen, wenn man ſie anrührt. Dieſe Körper, die man gewöhnlich in beſondern Höhlen findet, ſind ſehr ſalzhaltig.

Endlich findet man noch am Fuß der Gebirge und an den Eingängen aller Grabhöhlen viele Leichen, die nur im Sand in ſehr geringer Tiefe begraben ſind. Einige derſelben ſind blos ausgetrocknet, einige nur mit Kohle gefüllt, woraus hervorgeht, daß die Alten die antiſeptiſche Eigenſchaft der Kohle kannten, andere mit Piſasphalt leichthin bereitet. Die meiſten ſind in grobes Linnen oder Matten aus Palmblättern und Schilf gehüllt. Ich glaube, daß dieß die Leichen der Sclaven ſind.

Die Mumien der Aegypter ſind auf eine überaus kunſtreiche Art mit Binden von Leinwand bedeckt, die ſo zierlich gewunden und verſchlungen ſind, daß es ſcheint, als habe man die Abſicht gehabt, die Leichen nicht allein dadurch mehr auszutrocknen, ſondern auch die Form der Muſculatur und Glieder wieder herzuſtellen. Faſt alle Mumien ſind in derſelben Weiſe umbändert und der Unterſchied liegt vornehmlich nur in der Anzahl der Binden und der größern oder geringern Feinheit der dazu verwendeten Leinwand. Sie ſind oft an einer und derſelben Mumie von verſchiedener Beſchaffenheit, zum Theil geköpert, zum Theil wie der feinſte Battiſt. Am Leibe und an den Schenkeln findet man wohl 40—50 Windungen. Die äußern ſind die ſchmalſten und laufen über den ganzen Körper, ſo daß man von Außen weder von Geſicht noch Gliedern die Form erkennen kann. Die Köpfe ſind oft auf das Mühſamſte übers Kreuz umwickelt, ſo daß oft zwiſchen den Kreuzungen viereckige Oeffnungen bleiben. An der von Hertzog beſchriebenen Gotha'ſchen Mumie ſah man eine gewölbte Bruſt mit deutlichen Warzen aus Linnenſtoff boſſirt *). Die Binden ſind an den balſamirten Mumien durch Gummi verbunden und befeſtigt.

*) Blumenbach, naturhiſt. Beiträge II. 72. Rouyer a. a. O. S. 484.

Der einbalſamirte Körper wurde mit einem engen Hemde bekleidet, das auf dem Rücken zugeſchnürt und an der Gurgel zugebunden war. An einigen findet man an Statt des Hemdes ein breites Band, welches den ganzen Leichnam umhüllt. Der Kopf iſt gemeiniglich mit einem viereckigen Stück ſehr feiner Leinwand bedeckt, der über dem Geſicht eine Art Maske bildet; oft iſt dieſe aus fünf bis ſechs Lagen gefertigt, deren letzte vergoldet iſt. Jeder Theil des Körpers iſt beſonders umbändert. Von weichen Theilen iſt oftmals die Zunge erhalten, an weiblichen Mumien ſind die Geſchlechtstheile oft vergoldet; man hat auch eine heilige Zwiebel dort eingelegt gefunden.*)

Unmittelbar auf den erſten Bändern findet man verſchiedene Idole in Gold, Bronze, grünem Steingut, gemaltem und vergoldetem Holz, Papyrusrollen und andere Gegenſtände, welche nicht ſowohl auf die Religion Bezug haben, als vielmehr Dinge zu ſeyn ſcheinen, die dem Verſtorbenen als Andenken im Leben lieb und werth waren. So fand Herzog in der Gothaiſchen Mumie zweiundſiebenzig Idole u. dergl., Rouyer aber in einer Mumie im Gebürge hinter dem Memnonium von Theben einen Papyrus von bedeutender Größe, der auf fünf Tafeln des ägyptiſchen Prachtwerkes (Ant. II. Taf. 61—65.) abgebildet iſt. Es lag zuſammengerollt zwiſchen den Schenkeln, unmittelbar auf den erſten Bändern.

An mehreren Mumien ſieht man deutlich die Spuren einer ſehr gewaltſamen Behandlung durch die Balſamirer; man findet in der Harzmaſſe, womit der Körper gefüllt iſt, zerbrochene Rippenſtücke, ausgebrochene Wirbel gar häufig. (Blumenbach S. 91.)

Eine ſeltſame Mumie muß ich noch erwähnen, welche Abdallatif (S. 222.) beſchreibt. „Glaubwürdige Freunde haben mir erzählt, da ſie einmal bei den Pyramiden Nachgrabungen angeſtellt hätten, ſo wären ſie auf eine verſiegelte Vaſe geſtoßen. Sie hätten dieſelbe geöffnet und ſiehe da, ſie wäre voll Honig geweſen. Als ſie nun gelüſtet, davon zu koſten, ſo wäre an dem Finger des Einen von ihnen ein Haar hängen geblieben. Dadurch aufmerkſam geworden, hätten ſie an dem Haare gezogen und ſo wäre denn ein kleiner Knabe zum Vorſchein gekommen, deſſen Glieder noch vollkommen zuſammengehangen und deſſen Leib noch ganz friſch und weich geweſen wäre. Um ihn herum hätte man noch einigen Schmuck von Juwelen und Edelſteinen entdeckt."

Man findet die Mumien meiſt nur in ihrer Bänderhülle und von den Särgen aus Sycomorenholz nur ſchwache Ueberreſte, wie denn wohl nur reiche und vornehme Perſonen Särge erhalten haben mögen. Die eigentliche Hülle beſteht aus mehreren Lagen von Lin-

*) Blumenbach S. 81. Rouyer S. 485.
**) Blumenbach S. 82. Rouyer S. 486.

nen, deren eine auf die andere geleimt iſt. Der Sarkophag, den Thevenot beſaß, beſtand aus mehr denn vierzig übereinandergeleimten Lagen Linnen. Auf dieſen Linnenſarg iſt das Bild des Todten gemalt, wie z. B. an den beiden noch uneröffneten Mumien der Dresdener Antikenſammlung.

Der zweite oder hölzerne Sarg beſtand aus zwei Stücken, dem obern und dem untern, die durch Holznägel oder künſtlich geflochtene Linnenſchnüre zuſammengehalten wurden. Dieſe Holzſärge waren mit einer Lage Gyps oder Lack überzogen und mit Gottheiten, den Genien des Verſtorbenen, Gebeten, Ceremonieen bemalt. Man findet auch Holzſarkophage, welche mit Linnen überzogen, grundirt und gemalt ſind.

Steinerne Sarkophage, namentlich die von Baſalt, gehören einer ſpäteren Zeit an; die Muſeen von London, Paris, Leiden und Turin haben deren aufbewahrt. Leemans bemerkt, daß die baſaltenen Sarkophage, die auf dem Deckel das Bildniß des Todten zeigen, wie die hölzernen, faſt ausſchließlich der **26.** Dynaſtie angehören und ſich durch die Feinheit der Arbeit und durch die ängſtliche Sorgfalt, womit die Details der hieroglyphiſchen Zeichen ausgeführt ſind, auszeichnen. Ein Granitſarg des Leidener Muſeums reicht dagegen in die **16.** Dynaſtie hinauf.*)

Alle Sarkophage ahmen die Menſchengeſtalt nach; die hölzernen ſind meiſt ſo eingerichtet, daß ſie aufrecht geſtellt werden können, da der Fuß vorſpringt.

So haben wir den Aegypter vom Augenblicke ſeines Todes bis zu der Stunde begleitet, wo er vollkommen zubereitet wiederum in die Hände ſeiner Familie zurückkehrte und in den Sarg gelegt wurde.

Nun meldeten die Verwandten des Verſtorbenen (wie Diodor I. **92.** in ſeinem Berichte fortfährt) den Richtern, den übrigen Verwandten und Freunden den Tag, an welchem ſein Körper beſtattet werden ſollte. Dieſe Erklärung ſtellten ſie unter den Worten vor ſich: N. N. will über den See fahren. Hierauf verſammelten ſich die Richter, über vierzig an der Zahl, und ſetzen ſich jenſeits des Sees in einen hierzu bereiteten Halbcirkel. Das Boot ward herangezogen, welches vorher von den Leuten, welchen dieſes Geſchäft obliegt, ausgerüſtet worden, und auf demſelben ſteht der Fuhrmann, welchen die Aegypter in ihrer Sprache Charon nennen. Wenn nun das Boot auf den See gebracht worden, erhält ein jeder, der Luſt hat, die Erlaubniß den Todten zu verklagen, ehe der Sarg

*) Die große Anzahl der Mumien und Sarkophagen des Leidener Muſeums ſ. in Leemans descr. des monumens du musée de Leiden. S. 145. ff. Es ſind 6 Steinſärge, in Marmor, Kalkſtein, Baſalt und Granit. Holzſärge, Mumien und Mumientheile ſind 103 vorhanden, außer 46 Thiermumien. Der Baſaltſark phag des britiſchen Muſeums erſchien in 5 Heften in fol.

mit der Leiche hineingeſetzt wird. Tritt nun Jemand auf und verklagt denſelben und beweiſet, daß er ſchlecht gelebt, ſo ſprechen die Richter ein Urtheil, demzufolge dem Leichnam das gewöhnliche Begräbniß verſagt wird. Ein ungerechter Kläger aber verfällt in ſchwere Strafe. Findet ſich jedoch kein Kläger oder iſt derſelbe für einen Verläumder erklärt worden, ſo legen die Verwandten die Trauer ab und halten dem Verſtorbenen eine Lobrede, worin ſie jedoch nichts von ſeiner Abkunft ſagen, da ſie glauben, daß alle Aegypter gleich edler Abkunft ſind; ſondern ſie erzählen die Erziehung und den Unterricht, welchen er in ſeiner Jugend genoſſen, und reden von ſeiner Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Enthaltſamkeit und den übrigen Tugenden, welche er als Mann geübt, und bitten die Götter der Unterwelt, ihn zum Mitgenoſſen der Frommen aufzunehmen. Das Volk ruft Huzzah und hilft den Ruhm des Verſtorbenen, der nunmehr die Ewigkeit bei den Frommen in der Unterwelt zubringen werde, preißen. Diejenigen, welche eigene Begräbniſſe haben, legen den Körper in die dazu beſtimmten Behälter; diejenigen aber, welche keine Begräbniſſe beſitzen, laſſen in ihrem Hauſe ein neues Gemach erbauen, und ſtellen den Sarg an die ſtärkſte Wand aufrecht. Diejenigen, welche nicht begraben werden dürfen, weil ſie entweder verklagt worden, oder für Schulden verpfändet ſind, ſetzen ſie in ihrem Hauſe einſtweilen hin und vermögende Kindeskinder löſen ſie zuweilen ein und verſchaffen ihnen ein anſtändiges Begräbniß.

Der Fortſchaffung der Leiche zu der Begräbnißſtätte gingen mannichfache Ceremonien voraus, die wir in den Denkmälern dargeſtellt finden*) und die gewiſſermaßen eine ſymboliſche Darſtellung derjenigen Ereigniſſe waren, welche der Seele des Todten in der Unterwelt bevorſtanden. Eine Scene bei Wilkinſon (Fortſ. II. 383.) und bei Roſellini (Taf. 127. 129. 131.) erinnert lebhaft an jene Sitte der Sibirier (C.-G. III. 61.), wo die Frau dem Abbilde ihres verſtorbenen Mannes allerlei Ehren- und Liebesbezeigungen zu leiſten hat. Wir ſehen Frauen auf jenen ägyptiſchen Denkmalen auf ihren Knieen vor der aufrecht ſtehenden Mumie. Damit waren Opfer verbunden.

Vom Hauſe des Todten wurde die Leiche in einem beſondern großen Kaſten, der vielfach bemalt war und eine Oeffnung hatte, durch welche man den Kopf des Todten ſehen konnte, auf einem Schlitten, welchen Rinder zogen, nach dem Ufer des Sees oder Fluſſes gebracht. Die Verwandten ſo wie die Prieſter geleiteten den Sarg und die Prieſter laſen Gebete ab. So nahete man ſich den Todtenrichtern und in ähnlichem Zuge, nachdem dieſe Ceremonie vorüber war, der Grabhöhle ſelbſt.

---

*) Rosellini m. c. Tf. 126. Vergl. mit dem von Lepſius herausgegebenen Todtenbuche Abbild. von Leichenzügen bei Wilkinson Plates 83—85.

Dieſe Grabhöhlen befanden ſich in den Gebürgen, welche beide Seiten des Nilthales einfaſſen, und bildeten hier ein eigentliches Todtenland, welches an das der Lebendigen gränzte und in fortwährender Beziehung zu demſelben blieb. Dieſe Todtenſtätte erſtreckt ſich von Kairo bis Syene und beſteht theils aus großartigen, ſtollenmäßig angelegten unterirdiſchen Grabkammern, wie ſie ſich in den Gebürgen finden, welches Aegypten von der lybiſchen Wüſte trennt, theils aus ſchachtartigen Brunnen und Höhlen, wie z. B. in der Ebene von Sakarah, die man deßhalb das Feld der Mumien nennt und wo die Einwohner von Memphis beſtattet wurden. Und dieſe unterirdiſchen Todtenſtätten ſind beſſer erhalten, als die Paläſte und Tempel und man ſieht noch heute die Reliefs in ihren ſcharfen Umriſſen und die Gemälde in aller Friſche der Farben.

In den viereckigen Schachten oder Brunnen, welche im Innern der Gebürge in den Felſen gehauen ſind, liegen Tauſende von wohlerhaltenen Mumien, die in einer gewiſſen Symmetrie aufgeſchichtet ſind. Es ſind dieß die gemeinſamen Ruheſtätten ganzer Familien. Daneben kamen nun auch einzelne niſchenartige Behältniſſe vor, welche nur eine einzige Mumie enthalten.

Die Begräbnißſtätten der Reichen und Vornehmen beſtanden aus einem oder mehreren Zimmern, welche mehr oder weniger mit Bildhauerarbeit oder Wandgemälden verziert waren. Dieſe Darſtellungen ſind aus dem Landleben, dem Verkehr, den häuslichen Beſchäftigungen entnommen und gewähren noch jetzt die deutlichſten Aufſchlüſſe über das alte Aegypten. Schon Diodor (I. 51.) bemerkt, daß die Aegypter bei weitem mehr Fleiß auf die Ausſchmückung ihrer Todtengrüfte, als auf die ihrer Wohnhäuſer verwendeten, weil ſie letztere nur als den Aufenthalt für dieſes kurze Leben, jene aber als die ewigen Wohnungen derjenigen anſahen, welche die unermeßliche Ewigkeit im Schatten der Unterwelt zubrachten.*)

Sie ſchmückten dieſe Todtenzimmer mit Scenen aus dem wirklichen Leben aus, legten auch die Geräthſchaften, ſo wie den Schmuck derſelben bei und alle diejenigen Amulette und Dinge, welche den Verſtorbenen während des Aufenthalts auf Erden lieb geweſen waren. Die Prieſter waren die Beſitzer der Begräbnißſtätten, hatten ſtets deren in Vorrath und zur Auswahl eingerichtet, ſo daß der Käufer nur noch ſein Portrait und ſeinen Namen darin anzubringen brauchte. Es fand alſo ungefähr daſſelbe Verhältniß Statt, wie bei unſern Kirchhöfen, wo einzelne Perſonen und ganze Familien ſich die künftige Ruheſtätte von der Kirche löſen.

Die Gräber der Vornehmen beſtanden gemeiniglich aus einem Stollen von 20—70 Fuß Tiefe. Zu beiden Seiten waren nun klei-

*) S. eine Bemerkung der Frau von Minutoli in ihren souvenirs d'Egypte II. 78.

nere Kammern angebracht, in welchen die Mumien der Familienmitglieder beigeſetzt wurden. Nachdem dieß geſchehen, vermauerte man dieſe Kammern oder Zellen und verſchloß den Stollen ſelbſt mit einer hölzernen Thüre, welche außen mit einem Siegel aus Nilſchlamm geſchützt war. Ueber dieſem Stollen befanden ſich andere Zimmer, welche die Sculpturen und Gemälde enthielten und wo ſich die Freunde und Verwandten der Todten von Zeit zu Zeit verſammelten und mit den Prieſtern den Todtencultus und die Opfer feierten.*)

Die Grabgebäude waren theils aus Ziegeln und Stein gebaut, theils in den Felſen gehauen; letzteres zog man, wenn es ſonſt die Lage der Ortſchaft geſtattete, immer vor, wie denn auch die in den Felſen gehauenen Gräber die eleganteſten in der Anlage und die reichſten in der Ausſchmückung ſo zu Theben, wie in anderen Theilen von Aegypten ſind. Nur in der Nähe der Pyramiden findet man die Gräber von Wohlhabenden aus Mauerwerk aufgeführt.

Die Grabmäler der Armen hatten keine Oberſtuben, ſie wurden in die gemeinſamen Stollen oder Schachte gelegt. Der Sandmumien, welche den Knechten oder der ärmſten Kaſte angehörten und die in Matten gehüllt in den Sand verſcharrt wurden, haben wir ſchon gedacht.

Vornehme Leute verwandten große Koſten auf die Herſtellung prachtvoll eingerichteter Grabhäuſer und ſelbſt der Arme ſtrebte darnach, nach ſeinem Ableben ein möglichſt anſtändiges Begräbniß zu erlangen. Der größte Luxus hatte ſich in der **26.** Dynaſtie, zur Zeit des Amaſis entwickelt, ſo daß die Grabmäler mancher Privatleute jener Zeit die der älteren Pharaonen an Pracht bei weitem übertrafen. Einige Grabmäler hatten am Eingang ſchöne Gärten, die ſorgſam bewäſſert wurden. Wilkinſon (Fortſ. **II. 401.**) fand ſelbſt in der ſterilen Thebaide Fruchtboden, den man zu dieſem Zwecke aus der Ferne hergebracht und vor den Grabhäuſern aufgeſchüttet hatte. Je älter die Grabmäler, deſto einfacher ſind ſie auch und deſto geringer iſt ihr Umfang.

In den Wänden der Grabkammern waren die Statuen und Reliefs der Verſtorbenen, meiſt aus Kalkſtein und bemalt aufgeſtellt. Wir ſehen hier den Hausvater ſitzend mit ſeiner Gattin, entweder die Götter anbetend, oder auch die Todtenopfer und Ehrfurchtsbezeigungen ihrer Verwandten empfangend. Gemeiniglich iſt eine Inſchrift beigefügt, welche eine Weihung an die Götter, ein Gebet für den Verſtorbenen, ſeinen Namen, ſeine Würden und ſeine Ver-

*) Rouyer in der descr. de l'E. VI. 471. ff. Wilkinſon, Fortſ. II. 392. Jomard descr. des hypogèes de la ville de Thebes. descr. de l'E. III. 1. ff. Jollois u. Devilliers über die Hypogäen im Gebürge von Syut. Daſ. IV. 125. nebſt den Plänen u. Durchſchnitten auf der Tf. 43 ff. Tom IV. der Kupfer.

wandtſchaft enthält. Bisweilen iſt auch Geburts- und Todestag, ſo wie das Alter deſſelben beigefügt. Die meiſten Stelen ſind in vertiefter Arbeit und aus Kalkſtein von zwei bis vier Fuß Höhe. Die Statuen, immer Mann und Frau und bemalt, ſind in gleicher Größe. Die Muſeen von Wien, München und Berlin beſitzen mehrere derſelben. Das Leidener Muſeum hat deren 134. (S. das Verzeichniß derſelben bei Leemans S. 263 ff.)

Bei der Beſtattung ſpielten die Prieſter eine große Rolle; ſie verkauften die Stätte, wo der Todte ruhen ſollte, und weiheten dieſelbe durch Ceremonien beſonders dazu ein; zu ihnen gehörten ferner die Leute, welche den Leichnam des Todten einbalſamirten; die Prieſter übergaben demnächſt die Papyrusrollen, welche den künftigen Gang ſeiner Seele darſtellten und die wie ein geiſtlicher Polizeipaß anzuſehen ſind; die großartigſten derſelben beſitzt das Muſeum von Turin, ſie ſtammen aus der glänzenden Epoche des 15—13. Jahrhunderts vor Chriſti Geburt, welche überhaupt am fruchtbarſten für dieſe Literatur geweſen iſt. Später werden die den Leichen mitgegebenen Papyrusrollen immer dürftiger, bis ſie in dem ptolomäiſchen Zeitalter zu kurzen Auszügen zuſammenſchwinden.*) Sie gaben ihnen wohl auch Amulette und Idole bei. Sodann ordneten ſie die Opfer an, welche an ſeiner Leiche gehalten wurden, und begleiteten ſie auch nach ſeiner letzten Ruheſtätte, wo ſie fortfuhren, Opfer, Gebete und Segnungen über ihn darzubringen — gerade ſo wie wir bei den alten Azteken die Prieſterſchaft als die treuen Begleiter der Menſchen von der Geburt bis zur Grabſtätte gefunden haben.

Das geſellſchaftliche Leben

der Aegypter trug, wie alle übrigen Einrichtungen des Landes, den Stempel der prieſterlichen Herrſchaft; es waren die Formen des geſelligen Lebens eben ſo gemeſſen und beſtimmt. Die Vergnügungen beſtanden in Spielen mit Würfeln oder auf Bretern, in Gaſtmälern, Luſtfahrten auf dem Nil, Beſuchen und Geſellſchaften, worin Tänzerinnen und Sängerinnen, ſo wie Ringer und Gaukler auftraten.

Die Gemälde und Reliefs der Grabkammern geben uns auch hierüber erwünſchten Aufſchluß. So erblicken wir auf den Wandbildern von Theben, wie von Beni Haſſan (Wilkinſon I. 44. und II. 417.) ein Spiel mit den Händen, welches offenbar der Morra der Italiener gleicht. Ein anderes Rathſpiel mit drei Perſonen theilt

*) Das Todtenbuch der Aegypter nach dem hieroglyphiſchen Papyrus zu Turin mit einem Vorworte zum erſtenmale herausgegeben von Richard Lepſius. Lpz. 1842. 4. Dazu der große Papyrus in der description de l'Eg. Antiq. Pl. T. II. pl. 61—65. u. pl. 67. ff. Die kleinen Mumienfiguren aus Holz oder Linnenpappe waren meiſt die Hüllen dieſer Todtenbücher.

Wilkinſon (m. Abb. II. 422.) mit, deſſen Weſen jedoch nicht deutlich zu erkennen iſt.

Hiernächſt finden wir ein ganz eigenthümliches Spiel, das entfernt an das Bambusſpiel der Neger (C.-G. III. 302.) erinnert. Wir ſehen zwei Männer in knieender Stellung vor einem Gefäße, neben welchem ein Geſtell zu ſehen iſt, in dem ſcheinbar mehrere Stäbchen ſtecken. (Roſellini m. c. Tf. 103.)

Die Bretſpiele mit Steinen von zweierlei Farbe kommen ebenfalls vor (Roſellini m. c. Tf. 103. Wilkinſon I. 44. und II. 415.). Wir ſehen die Bretſteine als Kegel ſowohl, wie ſie zu Anfang des Spieles jede Farbe beiſammen und durch einen Zwiſchenraum von der anderen getrennt, aufgeſtellt ſind, als auch in ihrer Vermiſchung während des Spieles. Die Kegel waren von grüner oder gelber Farbe und Wilkinſon (II. 418.) hat einen ſolchen aus Holz aus Aegypten mit nach England gebracht. Dieſes Bretſpiel, über deſſen Einzelheiten freilich die Nachrichten fehlen, wurde von Vornehmen wie von Geringen geſpielt und auf den Darſtellungen der Mauern des Palaſtes des Königs Ramſes III. zu Theben erblicken wir den König, wie er daſſelbe Bretſpiel mit Damen ſeines Harems ſpielt. (Wilkinſon II. 420.)*)

Die Würfel wurden ſchon von den Griechen als eine ägyptiſche Erfindung betrachtet und es ſind deren aus Elfenbein und ganz in unſerer Art, mit ſechs Seiten und ein bis ſechs Puncten, in Aegypten gefunden worden. (Wilkinſon II. 424. m. Abb.)

Ferner finden wir zwei Männer, deren jeder mit beiden Händen einen Stock führt, welcher in ein hakenförmiges Ende ausläuft. Jeder ſteckt den Stock durch einen Reifen und erfaſſet des Andern Haken. Doch iſt nicht zu erſehen, welche Abſicht dabei obwaltete. (Wilkinſon II. 423.)

Die jährlich zu beſtimmter Zeit ſtattfindende Nilüberſchwemmung gab Veranlaſſung, daß manche Arbeiten des Landbaues, der Viehzucht, ja zum Theil Handel und Verkehr unterbrochen wurden. Den dadurch eintretenden Stillſtand in den Geſchäften benutzte man vornehmlich zur Abſtattung von Beſuchen und zu geſelligen Zuſammenkünften, Gaſtmälern und Luſtbarkeiten, welche wir auch in den Denkmälern mit ſichtbarer Liebhaberei dargeſtellt finden.

So ſehen wir den einen Gaſt in ſeinem Wagen ankommen, umgeben von ſeinen Dienern, deren einer vorausritt, um durch Anklopfen an das Thor die Ankunft ſeines Herrn zu melden, während im Hauſe des Wirthes bereits einige Gäſte ſich niedergelaſſen haben und hier durch Muſik und Geſang von einigen Mädchen unterhalten werden.

*) Das Muſeum von Leyden enthält eine große Anzahl Bretſteine aus Talkſtein, glaſirtem Steingut, Cornalin, Agat, Serpentin, Kryſtall, buntem Glas, Elfenbein in runder, Würfel- und Kegelform. Leemans S. 132.

Die Gäſte haben eine Blume in der Hand, woran ſie riechen. (Wilkinſon II. 211.) Nachdem nun der Gaſt eingetreten und ſich niedergelaſſen hatte, erſchienen Diener, welche ſein Haupt mit Wohlgerüchen ſalbten und ſeinen Hals mit Blumengewinden umgaben. (Abb. bei Wilkinſon II. 214. u. 393.)

Mittlerweile, daß man die Ankunft der anderen Gäſte abwartete und die Speiſen in der Küche bereitete, wurden die Anweſenden auf mannichfache Art unterhalten. Wir ſehen auf derartigen Darſtellungen Männer und Frauen beiſammen und wie bei uns in bunter Reihe ſitzen. Vor allen Dingen bemerken wir (Wilkinſon Taf. XII.) eine große Fülle von Blumen und in der Küche ſehen wir neben den Fleiſchern und Köchen einen Mann, der mit großer Aufmerkſamkeit verſchiedene Blumen zu einem Strauße ordnet, während im Geſellſchaftszimmer ſchöngeſchmückte Mädchen in ziemlich durchſichtigen langen Kleidern Blumen in großen Vaſen überreichen, indeſſen andere auf der Guitarre ſpielen. Im Küchenraume erſchallt gleichermaßen Muſik von Guitarre und Harfe.

Darauf reichte man den Gäſten Wein in Schalen (Wilkinſon Abb. II. 390. und 393.). Die Gäſte aber ſitzen auf Stühlen. Wir bemerken auch Kinder, wie denn die eine Darſtellung (Wilkinſon T. XII.) uns einen Mann neben einer Dame zeigt, der ſich mit einem Knaben beſchäftigt, den er auf dem Schooße hat; unter dem Stuhle der Dame erblicken wir die fragmentariſche Geſtalt eines Thieres, deſſen ſichtbare Füße einer Gazelle angehört zu haben ſcheinen, die an das Stuhlbein angebunden iſt.

Mittlerweile iſt die Tafel ſervirt worden und die Gäſte ſetzen ſich nun zum Eſſen. Nach und nach treten dann die verſchiedenen Sänger, Tänzer, Muſiker und Kraftſpieler auf, welche den Gäſten zur Beluſtigung dienen ſollen.

Muſik und Tanz übten die vornehmen Aegypter und Aegypterinnen eben ſo wenig als die Osmanen, denn ſie hielten es wie dieſe unter ihrer Würde und der Sittlichkeit nachtheilig *). Dafür gab es wie im heutigen Orient Perſonen, welche gegen Lohn die Geſellſchaft mit dieſen Künſten unterhielten und in dieſer Abſicht bandenweiſe im Lande umherzogen.

Aus den Denkmalen erſehen wir, daß Muſik und Tanz von denſelben Perſonen ausgeübt wurden und daß dieſelben meiſt weiblichen Geſchlechts waren und zum Theil wohl aus weiter Ferne nach dem geſegneten Aegypten zogen; wir finden wenigſtens fremdartige Hautfarbe und fremdartige Tracht an einigen dieſer Künſtlerinnen.

*) Schilderung der modernen ägypt. Tänzerinnen in Frau v. Minutoli mes souvenirs d'Egypte II. 86. Hackländer, Reiſe in den Orient II. 229. f.

So ſehen wir z. B. bei Roſellini (m. c. T. 96.) Mädchen von ſehr ſchlanker Taille und ſchöngeformten Gliedern mit einer Phyſiognomie, welche an die der indiſchen Bajaderen erinnert; ähnlich ſind denſelben die rothbraunen Mädchen mit ägyptiſchem Geſicht, großen ſchwarzen Augen und reicher Fülle eines ſchwarzen Haares, das bis auf die Schultern herabfällt. Sie haben große Ohrgehänge, bunte Blätterkränze um Stirn und Hals und Buſen und oben auf dem Scheitel des Kopfes hohe durchbrochene Kämme. Sie kauern mit untergeſchlagenen Füßen; drei derſelben ſingen und klatſchen in die Hände, deren Nägel licht gefärbt ſind; die vierte bläſt auf einer doppelten langen dünnen Pfeiſe. Sie tragen lange faltenreiche Gewänder.

Dieſelbe Tafel Roſellinis ſtellt eine Gruppe von ſechs Tänzerinnen und zwei Kindern dar; die Tänzerinnen haben lichtere Geſichter von der Farbe des Thons, woraus die altgriechiſchen ſchwarzglaſirten Vaſen gemacht ſind; ſie tragen langes, feingelocktes Haar, das in großer Fülle auf die Schultern fällt, und darin hochaufſtehende Kämme, deren Bügel mit rothen Haarbüſcheln geſchmückt iſt, die Anführerin aber noch einen Kranz in blau, roth und weißem Muſter. Sie tragen ſämmtlich lange farbloſe weite, jedoch an die Taille ſich anſchmiegende Gewänder von feinem Stoff mit kurzen bis an die Ellenbogen reichenden weiten Aermeln und weiß- und blaugeſtreiften Halskragen. Die Anführerin hat durch ihren Kamm noch einen Baumzweig geſteckt und bei ſich zwei ganz nackte Kinder, einen Knaben mit geſchornem Kopfe und ein Mädchen mit dichtem bis an die Ohren reichenden Haar und Ohrringen. Das Mädchen hält in der linken Hand einen Baumzweig empor. Die Anführerin ſelbſt hält in der linken eine braune kegelförmige Trommel, auf deren gelbes Fell ſie mit der rechten Hand ſchlägt. Von ihren Begleiterinnen führen zwei viereckige (ſ. Taf. VIII. Fig. 4.) und eine ein rundes Tamburin, d. h. Geſtelle mit Fell beſpannt; zwei führen nur Baumzweige. Sie alle zeigen eine wiegende, ſchwebende Bewegung (ſ. auch Wilkinſon II. 329.).

Eine dritte Reihe derſelben Tafel zeigt uns vier Mädchen, je zwei in männlicher und zwei in weiblicher Tracht. Erſtere haben kurzes Haar oder ſchwarze Hauben und kurze grün-, roth-, blau-, gelb- und weißgeſtreifte Röcke, welche von der Hüfte bis an die Knie reichen; die beiden gegenüberſtehenden Mädchen tragen längere, enge, weiße Frauenröcke und die eine derſelben langes volles Haar, die andere kurzes, aus welchem vom Wirbel ein bis in die Mitte des Rückens ragender dünner Haarzopf herabreicht. Alle vier haben dreifarbige Halsbänder und blaue Ringe um Knöchel und Handgelenke. Die in männlicher Tracht ſchlagen die Hände über dem Kopf zuſammen, die beiden andern haben die Arme bis in die Höhe des Geſichts erhoben; dieß ſcheinen Erzählerinnen zu ſeyn.

Tafel 98. bringt uns vier andere Gruppen zur Anſchauung. Die erſte (R. m. c. III. 94.) ſind fünf lichtgelbe Frauen in langen bis auf die Knöchel vom Halſe herunterfließenden Gewändern mit kurzen Aermeln; um den Hals haben ſie blaue und rothe Bänder und durch die Kleider ſchimmern blau-, weiß- und rothgemuſterte ſchmale Gürtel durch, welche ſie auf dem bloſen Leib um die Hüften tragen. Die Köpfe ſind glatt geſchoren und die erſte, in knieender Stellung, hat an der ſichtbaren linken Seite der Schläfe vier dünne lange einzelne Locken. Alle tragen große, weiße, vielleicht elfenbeinerne Ohrringe. Die mittelſte führt das Tamburin (Taf. VIII. 4.). Die letzte Tänzerin hat ebenfalls, aber ſechs lange Locken an der linken Seite des Kopfes.

Eine andere Gruppe beſteht aus ſechs Frauen mit Gürteln, langen Gewändern und breiten Halsbändern wie die vorigen; ſie tragen aber langes Haar, welches in dünne Zöpfe endigt, Kopfringe und Kämme, ſo wie große Ohrringe. Die hinterſte ſchlägt den Tact mit den flachen Händen, die zweite ſpielt eine dreiſaitige Laute mit gekrümmtem Halſe, die nächſte bläſt die lange Doppelpfeife; es folgt eine Lautenſpielerin (Taf. VIII. 3.) und eine mit der ſiebenſaitigen Lyra. Den Schluß bildet ein Mädchen, das auf der dreizehnſaitigen aufrechtſtehenden Harfe ſpielt.

Dieſelben Inſtrumente mit Ausnahme der krummhalſigen Laute finden wir in der dritten Gruppe mit ähnlichem Kopfputz und langen Gewändern. Sie beſteht aus vier weißgelben Frauen und zwei nackten braunen Frauenzimmern, die beide mit einem gelben, buntgeſtickten Hüftengürtel geziert ſind. Die kleinere klatſcht in die Hände und ſcheint mit den Füßen eine tactmäßige Bewegung zu machen. Die größere ſpielt eine langhälſige Laute und iſt mit einem ſchönen breiten Halsband und am linken Armgelenk mit breitem Ringe verziert.

Eine intereſſante Gruppe blinder Sänger theilt Wilkinſon (II. 239. m. Abb.) nach einer Darſtellung in Alabaſtron mit. Voran kniet ein Harfenſpieler, der ſein ſiebenſaitiges Inſtrument vor ſich auf den Boden geſtämmt hat. Hinter demſelben finden ſich in gleicher Stellung zwei und fünf blinde Sänger, welche die Hände vor ſich hinaushalten und ihre Lieder mit Bewegungen der Arme begleiten.

In dieſer Weiſe wurden alſo durch Geſänge und Vorträge von Liedern, durch Saitenſpiele mancherlei Art, ferner durch Tamburine und die langen doppelten Pfeifen die Gäſte im Innern der Häuſer unterhalten.

Auf den Straßen fehlte es ebenſo wenig an Tänzen, die von allerlei Muſik begleitet wurden; hier aber ſcheinen die Aufführungen mehr durch Männer als durch Frauen bewerkſtelligt worden zu ſeyn. Bei einer ſolchen Scene bemerken wir leichtgeſchürzte Männer, von deren Ellenbogen lange Doppelketten oder raſſelnde Behänge ausge-

hen; der eine hat einen großen Ring um das rechte Armgelenk, ein anderer um beide Armgelenke, alle aber tragen Halsgehänge, die wahrſcheinlich beim Tanze einen raſſelnden Ton von ſich gaben. Sie haben große Ohrringe und vom glattgeſchorenen Kopfe erheben ſich ein bis drei Haarbüſchel. Der mittelſte Muſicus ſchlägt eine etwa 3 Fuß lange, cylindriſche, an den Enden abgeſtumpfte Trommel mit den Händen. Einer der Männer hat eine Art Harfe (wie Taf. VIII. Fig. 6.).

Das Gaſtmahl ſelbſt, als deſſen Vorläufer und Begleiter dieſe Tänze, Muſiken und Geſänge erſcheinen, iſt in mehreren Grabkammern dargeſtellt. Man brachte die Speiſen auf niedrigen Tiſchen herein und die Gäſte ſaßen, vielleicht bei den unteren Ständen auf niedrigen Seſſeln dabei. Meſſer und Gabel kannte man nicht, wohl aber den Löffel, der meiſt aus Elfenbein und Holz war (Abb. Wilkinſon II. 403.). Ein Grabbild von Theben (bei Wilkinſon II. 401.) zeigt uns die Gäſte je zwei an einem niedrigen Tiſch, von denen der eine ein Diener zu ſeyn ſcheint, der dem Gaſte die Speiſe vorſchneidet und zulangt. Vor und nach dem Eſſen fand bei dem ſo reinlichen Volke der Aegypter ganz gewiß eine Waſchung der Hände ſtatt.

Eine ganz eigenthümliche Sitte war die, über welche Herodot berichtet (II. 78.). In ihren Geſellſchaften bei den Reichen trägt einer nach dem Eſſen immer einen Todten im Sarge herum, der aus Holz verfertigt und in Malerei und Arbeit ſo gut wie möglich abgebildet iſt, immer eine oder zwei Ellen lang. Er zeigt ihn dann jedem Gaſt und ſagt: „Sieh auf dieſen und ſo iß und trink und ſey fröhlich; denn ein ſolcher wirſt du nach deinem Tode ſeyn.“ Darauf bezieht ſich denn auch die eine Darſtellung bei Wilkinſon (II. 410.).

Außer den gemiſchten Geſellſchaften, wo Männer und Frauen beiſammen waren, finden ſich unter den Denkmalen auch Darſtellungen, wo wir nur Frauen unter ſich bemerken. So theilt Wilkinſon (II. 367.) ein Bild mit, wo mehrere Damen, die jedoch der Claſſe der Tänzerinnen angehören dürften, über ihre Ohrringe eine lebhafte Unterhaltung pflegen. Aus höheren Ständen ſcheinen indeſſen jene Damen zu ſeyn, welche (Wilkinſon II. 167. m. Abb.) ein kleines Weinfrühſtück unter ſich abhalten. Sie kauern am Boden, im leichten Hauskleide und haben ſchöne Blumen in den Händen, deren Arom jedoch durch die Gewalt des Weines übertroffen wird, ſo daß die eine ſogar ihre Dienerin zu Hülfe rufen mußte, um das ſinkende Haupt nur einigermaßen aufrecht zu halten, während der Wein bereits ſeinen Rückweg wieder angetreten hat.

Daß auch Männern dergleichen und noch ärgeres widerfahren konnte, beweiſen anderweite Darſtellungen (Wilkinſon II. 168.) von Beni Haſſan. Wir ſehen die weinmüden Zecher im Stande vollkommenſter Hülfloſigkeit durch verſtändige Diener vom Schlachtfelde

abtragen. Den einen haben drei Männer wie einen todten Mann auf ihre Köpfe genommen, der andere aber wird durch zwei Diener an Schultern und Füßen ſanft davon getragen. Daß der Wein übrigens des Menſchen Herz erfreue, daß er deshalb bei einem freundſchaftlichen Mahle nicht fehlen dürfe, war auch in Aegypten anerkannt und wir ſehen in den Grabgemälden verſchiedene Arten Flaſchen und Trinkſchaalen.

Außer den Tänzen und Geſängen beluſtigten ſich die Aegypter auch noch an den anderen Spielen, welche ſie vor ſich und ihren Freunden aufführen ließen und worüber die Grabdenkmale abermals intereſſante Einzelnheiten enthalten, welche Roſellini auf den Tafeln **100—103** zuſammengeſtellt hat. Wir ſehen hier Männer wie Frauen in den mannichfaltigſten Bewegungen und Stellungen ihre Kraft und Gewandtheit entfalten. So erblicken wir zunächſt drei Ballſpielerinnen mit Haarzöpfen, engem Weiberrock und blauen Hals-, Fuß- und Armbändern. Sie ſtehen ſich gegenüber und haben in jeder Hand einen ſchwarzen Ball, während zwei andere Bälle zwiſchen ihnen in der Luft ſchweben, ſo daß im Ganzen acht Bälle in Thätigkeit ſind. Neben ihnen ſind noch andere Ballſpielerinnen, welche Bälle in einer gewiſſen Ordnung den Weg durch ihre Reihe machen laſſen und während der Ball an einer andern Stelle iſt, ſich rückwärts überbeugen, über einander wegſpringen und den Beweis von außerordentlicher Gelenkigkeit geben. Während ſie auf dem Rücken ihrer zu Boden gebeugten Geſpielinnen verweilen, wechſeln ſie Bälle, worauf ſie wahrſcheinlich die Stellung einnehmen, welche jene vorher gehabt hatten, und ihre Geſchicklichkeit im Ballwechſelſpiel zeigen (ſ. auch Wilkinſon II. **329.**). Andere ſpringen, indem ſie ein Knie oder Bein an den Leib ziehen, hoch in die Luft und es mag eine Reihe ſo lebhaft bewegter, aufmerkſamer Mädchen gar keine unangenehme Augenweide abgegeben haben. Man hat auch Bälle aus Leder in den Gräbern gefunden; der eine in Salts Sammlung iſt aus zwei Stücken Leder zuſammengenäht; ein anderer iſt aus Irdenwaare und bunt glaſirt. (Wilkinſon II. **432.**)

Ein beſonderes ſeltſames Spiel ſehen wir (Roſellini m. c. Taf. **101.**) durch fünf kurzgeſchürzte Frauen mit wunderbar in die Höhe gebundenen ſteifen Zöpfen ausgeführt. Die eine faßt die andere, welche am Boden kniet, bei dem Haarbuſch, während zwei andere ſich überrücks niederbeugen und eine fünfte mit ausgeſtreckten Händen dahinter ſteht.

Eine andere Gruppe zeigt zwei Männer, welche zwei Mädchen an den Armen halten, die ſich mit den Fußzehen aneinander ſtämmend rückwärts überhängen. Wahrſcheinlich machte die ganze Gruppe in dieſer Stellung eine kreiſende Bewegung.

In ähnlicher Weiſe ſcheinen zwei Männer zu arbeiten, die ſich Rücken an Rücken zu Boden geſetzt haben, während der andere ſeinen

rechten Arm in den linken des Nachbars einhakt. (Roſellini m. c. Taf. 102. 2.) Ein anderer Gaukler ſteht mit verſchränkten Armen kerzengerade auf dem Kopfe. Andere üben den Kampf mit der Fauſt und mit Stöcken (Taf. 103.); noch Andere werfen Meſſer in einen hölzernen Klotz. (Dazu Wilkinſon II. 433. ff.)

Endlich hielt man ſich eben ſo wie am Hofe Montezuma II. auch Zwerge und ungeſtaltete Perſonen, jedoch mehr zur Beluſtigung, wie deren mit verdrehten Füßen auf den Denkmalen von Beni Haſſan erſcheinen. (Wilkinſon II. 436.)

Bei den öffentlichen Feſten, die meiſtens religiöſer Bedeutung waren und ſich auf die Geſchichte der Götter und Könige bezogen, kamen auch Fiſcherſtechen und Stierkämpfe vor, namentlich vor dem Tempel des Vulcan zu Memphis.

So finden wir denn das Privatleben der Aegypter in vielfacher Hinſicht reich ausgeſtattet; das Familienleben bildet die Grundlage und die Monogamie wird vom Prieſterſtand durch Lehre und Beiſpiel empfohlen; der Frau iſt eine würdige Stellung in der Geſellſchaft angewieſen, dem Hausvater auch nach dem Tode ein ehrenvolles Andenken geſichert. Die Familien leben unter einander in geſelligem Verkehr und würzen ihre Zuſammenkünfte und Gaſtmähler durch Muſik, Geſang und allerlei Augenweide. Auch hier tritt uns der Sinn für Ordnung und Sauberkeit entgegen, den wir ſchon bei Betrachtung der häuslichen Einrichtung, wie der Felder und Gärten des alten Aegyptens antrafen.

Wir wenden uns nun zum

öffentlichen Leben

der alten Aegypter, wie ſich daſſelbe in der Blüthezeit des Reiches geſtaltet hatte. Wir finden hier Erſcheinungen und Staatsformen, welche mit denen von Anahuac auf eine merkwürdige Weiſe übereinſtimmen. Im Thale von Mexico wie im Nilthale hat die Natur viel für das Gedeihen der Menſchen gethan und dort unterſtützte ein See, hier ein Strom die Bemühungen der Landleute. In Mexico wie in Aegypten finden wir ferner eine tapfere eingewanderte Herrſcherfamilie mit ihren Genoſſen, welche der activen Menſchenraſſe angehörte und welche mehr durch Ueberlegenheit ihrer geiſtigen Kraft als durch leibliche Uebermacht und Waffen die paſſive vorgefundene Urbevölkerung ſich unterwarf und namentlich durch religiöſe Inſtitutionen in willigem Gehorſam ſich erhielt. Im Thal von Mexico wie im Nilthal bildeten ſich urſprünglich mehrere kleine Reiche, die lange ſelbſtſtändig neben einander beſtanden, auch durch neu einwandernde active, aber minder cultivirte Heerhaufen in ihrer Entwickelung unterbrochen wurden, endlich aber in ein einziges großes Reich zuſammenfloſſen. In beiden Erdtheilen iſt die Nation in drei große Claſſen geſchieden: die herr-

chende, unmittelbar von der activen Einwanderung abſtammende, die der Prieſter und des Kriegsadels, welcher auch der König angehörte, und die paſſive, zur Cultur erzogene der Handwerker, welche in mehrere Kaſten oder erbliche Stände zerfiel, die wir als gemeine Freie bezeichnen können. Eine dritte Claſſe bildeten diejenigen paſſiven Urbewohner, welche durch die Lage ihrer Wohnſtätten und Lebensart am allgemeinen Culturgange der Nation mindern Antheil nehmen konnten, aber dennoch nicht außerhalb des Geſetzes ſtanden. Außer den Staatseinrichtungen ſind namentlich die religiöſen Einrichtungen Aegyptens in merkwürdiger Uebereinſtimmung mit denen der alten Azteken in den Prieſtercollegien, den Prieſterſchulen, in den Büßungen und Uebungen, in den feierlichen Aufzügen und Opfern, bei denen auch Menſchen bluten mußten, in den großartigen Tempeln und Pyramiden, die am Nil wie am See von Chalco noch heutiges Tages Zeugniß von dem großartigen Sinne und der Technik jener Nationen geben. Wir finden große Aehnlichkeit in der Darſtellung der Ideen in der Malerei und Sculptur, in der Liebe zu den Wiſſenſchaften, nur mit dem Unterſchiede, daß die Vorſehung den Entwickelungsgang der Azteken gewaltſam unterbrach, während die Völker am Nil ſich frei und ungehindert entwickeln konnten, ſo daß ihre Formen ſich abrundeten und milderten und die barbariſchen Menſchenopfer allgemach ganz verſchwanden oder in ſymboliſche Darſtellungen ſich auflöſeten.

Aegypten galt bei den Völkern der griechiſchen Welt für das glücklichſte Land der Welt, für den Sitz jeglicher Geſittung und Weisheit. Die Aegypter ſagten, daß ſie die beſten Geſetze unter allen Völkern gehabt, eine Behauptung, welche ſie dadurch zu beweiſen ſuchten, daß Aegypten über viertauſend ſiebenhundert Jahre von Königen beherrſcht worden und zwar größtentheils von einheimiſchen, und dabei das glücklichſte Land in der Welt geweſen ſey. Dieß würde aber nicht möglich geweſen ſeyn, wenn die Einwohner nicht die beſten Geſetze und Gebräuche gehabt hätten und wenn ihre ganze wiſſenſchaftliche Erziehung nicht die beſte geweſen ſey. So ſagt Diodor von Sicilien (I. 69.).

In Aegypten, wie im alten Mexico, ja wie überall, wo die activen Herrſcher Staaten begründeten, war nicht Laune oder Willkür der Könige, ſondern das Geſetz die oberſte Macht des Staates und die erhabene Beſtimmung des Königs war die Aufrechthaltung und Geltendmachung deſſelben.

Die Könige der Aegypter, ſagt Diodor (I. 70.), betrugen ſich nicht wie die anderen Alleinherrſcher, die alles nach ihrem Wohlgefallen thun, ohne eine Weiſung anzunehmen, ſondern bei ihnen war Alles durch geſetzliche Vorſchriften geordnet, nicht allein die Verwaltung der Gerechtigkeitspflege, ſondern auch die Hofetikette und die Tafel. Unter ihrem Hofgeſinde war kein gekaufter oder geborner Sclave, ſondern es beſtand aus lauter Söhnen der angeſehenſten Prie-

Digitized by Google

ſter, die über zwanzig Jahr alt und am beßten unter ihren Landsleuten erzogen waren, damit der König, der ſo vortreffliche Kammerdiener hatte, die ihm Tag und Nacht zur Seite waren, ſich mit keinen ſchlechten Sachen beſchäftigen möchte. Denn kein Fürſt geht mit ſchlechtem Betragen zu weit, wenn er nicht Leute hat, welche ſeinen Begierden förderlich ſind. Alle Stunden, ſowohl des Tages als der Nacht waren eingetheilt, in welchen der König auf alle Wege, das was ihm in den Geſetzen vorgeſchrieben war und nicht was ihm gut dünkte, thun mußte. Sobald er des Morgens aufgeſtanden war, mußte er zuerſt die aus allen Orten eingegangenen Briefe vornehmen, damit er nach eingezogener genauer Nachricht von allem, was in ſeinem Reiche vorging, Alles nach Gebühr entſcheiden und verrichten könne. Hierauf mußte er ſich waſchen und die Reichsinſignien nebſt einem prächtigen Kleide zum Schmuck ſeines Körpers anlegen und ſodann den Göttern opfern. Wenn das Opfer zum Altar gebracht war, ſo mußte der Oberprieſter, der neben dem Könige ſtand, indeſſen das Volk im Kreiſe ſich rundum reihete, mit lauter Stimme beten, daß die Götter dem Könige, der Gerechtigkeit gegen ſeine Unterthanen ausübte, Geſundheit und alles Gute geben möchten. Sodann mußte er einzeln alle ſeine Tugenden preißen und ſagen, er beweiſet Ehrfurcht gegen die Götter und Milde gegen die Menſchen; er iſt enthaltſam, gerecht und großmüthig; er hält ſein Wort, theilt gerne mit und iſt überhaupt Herr aller ſeiner Begierden. Er belegt Vergehungen mit geringeren Strafen als ſie verdient haben und giebt denen, die ſich verdient gemacht, Belohnungen, die größer ſind als das Verdienſt. Wenn er dieß und andere ähnliche Dinge in ſeinem Gebet angeführt hat, legt er zuletzt auf die Vergehungen den Fluch, ſo daß er zwar den König von aller Beſchuldigung ausnimmt, aber alles Böſe, allen Schaden und jede Strafe auf ſeine Diener und Rathgeber wälzt. Dieß that er in der Abſicht, um theils den König zum religiöſen und gottesfürchtigen Leben zu reizen, theils um ihn an ein regelmäßiges Leben zu gewöhnen, nicht durch bittere Erinnerungen, ſondern durch reichliches Lob, was vorzüglich zur Tugend anfeuert. Wenn nun hierauf der König das Eingeweide eines geopferten Kalbes beſchaut und dargebracht hatte, ſo verlas der Staatsſchreiber aus den heiligen Büchern nützliche Rathſchläge und Thaten berühmter Männer, damit der oberſte Regent die ſchönſten Entwürfe beherzigen und ſo vorbereitet an die ihm obliegenden Regierungsgeſchäfte gehen möge. Es war aber nicht allein die Zeit beſtimmt, wo er Beſcheide geben und Urtheile fällen mußte, ſondern auch die, wo er ſich erging, ſich badete, bei ſeiner Gemahlin ſich aufhielt, und überhaupt für Alles, was im menſchlichen Leben vorgeht. Ueberdem war es Sitte, daß der König einfache Nahrungsmittel genoß und nur Kalbfleiſch oder Gänſefleiſch zu ſich nahm, auch vom Wein nur ein beſtimmtes Maas trank, welches weder Völlerei noch Trunkenheit

veranlaſſen konnte. Ueberhaupt war Alles, was zur Diät gehörte, ſo mäßig angeordnet, daß es das Anſehn hatte, als wenn nicht ein Geſetzgeber, ſondern der beſte Arzt dieſe Vorſchriften gegeben hätte, der ſein ganzes Abſehen auf die Geſundheit richtete.

Wenn es aber wunderbar ſcheint, fährt Diodor fort, daß der König in Anſehung ſeiner täglichen Speiſe nicht völlige Gewalt hat, ſo muß es noch viel wunderbarer ſcheinen, daß er weder über eine ganz gemeine Sache ein Urtheil fällen noch einen Beſcheid geben, noch auch Jemand aus Zorn, Muthwillen oder anderer, ungerechter Urſachen beſtrafen kann, ſondern ſo, wie es die Geſetze, die über dieſes und jenes gegeben ſind, anordnen. Dieß iſt ihnen auch nicht im mindeſten verdrießlich oder ärgerlich, daß ſie ſich in allem nach der Sitte fügen müſſen, ſondern ſie glauben vielmehr umgekehrt, daß ſie das glücklichſte Leben führen, denn ſie meinen, daß andere Menſchen unvernünftiger Weiſe ihren natürlichen Leidenſchaften nachhängen und vieles thun, was ihnen Schaden oder Gefahr verurſacht; ja daß öfters Viele vorausſähen, daß ſie fehlen würden und nichts deſto weniger ſchlecht handelten, von Liebe, Haß oder irgend einer andern Leidenſchaft überwältigt; ſie aber, die ein Leben befolgten, welches von den klügſten Männern vorgeſchrieben worden, könnten nur in die geringſten Verſehen fallen. Weil nun die Könige eine ſolche Gerechtigkeit gegen ihre Unterthanen beobachteten, ſo hatte auch das Volk eine ſolche Zuneigung gegen ſeine Herrſcher, welche alle Liebe der Blutsverwandtſchaft übertraf. Denn nicht allein die Körperſchaft der Prieſter, ſondern überhaupt alle Aegypter waren nicht ſo ſehr für ihre Weiber, Kinder und Güter beſorgt, als für die Sicherheit ihrer Könige. Demnach erhielten ſie ſehr lange unter den erwähnten Königen ihre bürgerliche Verfaſſung und waren, ſo lange jene Geſetze in Kraft blieben, glücklich. Ueber dieſes herrſchen ſie über ſehr viele Völker und beſaßen großen Reichthum; ſie ſchmückten das Land mit nicht zu übertreffenden Werken und Gebäuden und die Städte mit vielen und koſtbaren Zierrathen.

Auch das, was nach dem Tode geſchah, zeigte nicht wenig von dem Wohlwollen des Volkes gegen ſeine Könige, denn eine Ehrenbezeigung, welche einem erwieſen wird, der das Angenehme davon nicht mehr empfindet, enthält ein unverwerfliches Zeugniß der Wahrheit. Sobald ein König geſtorben war, ſtellten alle Einwohner Aegyptens eine allgemeine Trauer an, zerriſſen ihre Kleider, verſchloſſen ihre Tempel, ſtellten ihre Opfer ein und feierten keine Feſte, zwei und ſiebenzig Tage lang. Dagegen beſtreuten ſie ihre Häupter mit Koth und Männer ſowohl als Weiber bekleideten ſich bis unter die Brüſte mit klarer Leinewand, gingen in Haufen von 200—300 herum, ſangen zweimal des Tages einen melodiſchen Klaggeſang, ehrten den König mit Lobpreißungen und wiederholten ſeine Tugenden. Unterdeſſen genoſſen ſie weder Speiſe von Thieren noch von Getraide und

enthielten ſich alles Weines und aller Pracht; keiner bediente ſich der Bäder, Salben oder eines weichen Lagers, ja ſie unterſtanden ſich nicht einmal der Liebe zu pflegen; jeder war voll des tiefſten Schmerzes, wie wenn ihm ein geliebtes Kind geſtorben wäre, und brachte die zwei und ſiebenzig Tage in Trauer zu. Während dieſer Zeit hatten ſie nun alles, was zum Begräbniß gehört, prächtig zubereitet und am letzten Tage ſetzten ſie den Sarg, der den Körper enthielt, vor den Eingang des Grabes und ſtellten nach dem Geſetz ein Gericht über den Verſtorbenen und die Thaten, welche er im Leben verrichtet, an, wobei ein Jeder die Freiheit hatte, als Kläger aufzutreten. Die Prieſter prießen ſein Lob und rechneten Alles her, was er Gutes gethan hatte, und das zu vielen Tauſenden zu ſeiner Leichenbegleitung verſammelte Volk hörte zu und ſtimmte mit ein, wenn er wirklich gut gelebt hatte; wo aber nicht, ſo überſchrie daſſelbe die Prieſter. Viele Könige ſind auf dieſe Weiſe durch den Widerſpruch des Volkes eines glänzenden und gebührenden Begräbniſſes beraubt worden. Daher pflegten die Könige nicht allein aus den vorgedachten Urſachen gut zu handeln, ſondern auch aus Furcht vor der Beſchimpfung ihres Körpers nach dem Tode und des immerwährenden böſen Namens. — Dieß war das wichtigſte von dem, was in Anſehung der alten Könige Sitte war. (Diodor I. 70—72.)

So ſehen wir hier den König in ähnlicher würdiger Stellung wie in den alten Reichen von Anahuac, als den Wächter und Vollzieher der Geſetze und inſofern als den Stellvertreter der Götter ſelbſt, wie er auch durch ſein Beiſpiel der Lehrer aller Tugenden war und namentlich durch ſeine Mäßigkeit und Milde allen vorleuchtete. Ihm gehörte ein Dritttheil des Landes, woraus er die Koſten ſeiner Hofhaltung beſtritt. Als daher, nachdem die Herrſchaft befeſtigt war, Menes zum Throne gelangte und ſich ein gewiſſer Luxus eingeſchlichen hatte, ſah man ein, daß man auf dieſem Wege fortfahrend die altehrwürdige Stellung verlieren würde und kehrte daher zur alten Einfachheit der Lebensweiſe zurück. Es hatte nämlich König Tnepachthus, Vater des weiſen Bokchoris, einen Kriegszug nach Arabien unternommen und dabei gingen ihm in dem wüſten, wilden Lande die Lebensmittel aus. Nachdem er einen Tag lang Mangel ausgeſtanden, war er genöthigt, mit ganz gemeiner Koſt, wie ſie gewöhnliche Leute genießen, vorlieb zu nehmen. Sie gefiel ihm, er verwarf den Luxus und verwünſchte den König, der zuerſt die Ueppigkeit eingeführt hatte. Die Umgeſtaltung in Speiſe, Getränk und Lagerſtätte lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß er ſeine Verwünſchung in den heiligen Büchern im Jupitertempel zu Theben niederſchreiben ließ oder wie Plutarch ſagt, in eine Säule einzugraben befahl *).

Bedenken wir nun, wie das mexicaniſche Reich in Verfall gerieth,

*) Diodor I. 45. Plutarch, Oſiris und Iſis C. 8.

nachdem Montezuma II. jenen unſinnigen Luxus eingeführt hatte, welcher die Kräfte und den Wohlſtand der Nation erſchöpfte, ſo erkennen wir in Bokchoris einen der größten Wohlthäter ſeines Volkes und einen der weiſeſten Fürſten.

Dennoch aber war der König von ganz beſonderem Glanze umgeben, wie wir nachher aus den Denkmalen nachweiſen werden. Die Königswürde war erblich vom Vater auf den Sohn, indeſſen kommen auch weiblich Herrſcher in den Königreihen vor; eine Prieſterſage (bei Diodor I. 43.) meldet indeſſen, daß in alter Zeit der Thron nicht erblich geweſen, ſondern denen eingeräumt worden ſey, welche ſich am meiſten um das Volk verdient gemacht hätten, und Plutarch (Iſis und Oſiris C. 9.) hat eine weitere Nachricht, derzufolge die Könige entweder aus dem Soldaten- oder aus dem Prieſterſtande gewählt wurden, indem jener wegen der Tapferkeit, dieſer wegen der Weisheit beſonders Anſehn und Würde hatte. Der aus den Soldaten gewählte König wurde dann ſogleich unter die Prieſter aufgenommen und in derjenigen Weisheit unterrichtet, die faſt in lauter dunkle Fabeln und Erzählungen eingehüllt iſt, welche nur einen ſchwachen Schimmer der Wahrheit von ſich geben *).

Der Hofſtaat des Königs erforderte indeſſen eine große Räumlichkeit und ſo waren denn die Paläſte der Könige von großem Umfang und mit aller Pracht ausgeſtattet. Die ſchönen Prachtſeſſel, die großen Prachtvaſen, die Federwedel und alle jene Prachtgeräthe, deren wir bereits gedacht haben, gehörten meiſt den königlichen Paläſten an. So zeigt uns ein Bild der thebaniſchen Gräber den goldenen Tragſeſſel mit goldener Fächerdecke, worauf der König in ſeinem ſchönen, faltenreichen, langen Gewande ſitzt, geſchmückt mit der helmartigen Krone, an deren Rand über der Stirn eine Schlange emporſteigt. Der König hat an der rechten Hand einen rothen Armring, ſehr reichen Halsſchmuck und in der Hand den Herrſcherſtab. (Roſellini m. c. II. 447. Taf. LXXV.) Als Armlehne der linken Seite dient ein Iſisbild mit dem Nilſchlüſſel und geſenkten Fittigen, vor ihm ſteht der menſchenköpfige Sperber mit der Sonnenſcheibe, der Geiſt des Oſiris. Zur Seite am tragbaren Thron iſt die Sphinx mit dem Pſchent oder der königlichen Mithra und darunter als Sinnbild der Kraft der Löwe angebracht. Die Sphinx aber war ſtets das Sinnbild desjenigen Faraonen, deſſen Geſichtszüge ſie trug. (Roſellini m. c. II. 178.).

Die größte Pracht entfaltete ſich aber in den Gräbern der Faraonen, wo ihre Leichen in ſteinernen Sarkophagen beigeſetzt waren, die meiſt ganz mit Sculpturen bedeckt ſind. Man hat die Pyramiden als die eigentlichen Königsgräber bezeichnen wollen, weil in einigen

*) Vergl. oben S. 61. ff. die Erblichkeit des aztekiſchen Throns, die mit der Wählbarkeit verbunden war.

derſelben in der That Könige begraben ſind; allein wir dürfen ſie eben ſo wenig wie die americaniſchen Pyramiden blos als die Grabſtätten der Könige betrachten, obſchon die Leichname einiger Herrſcher darin aufbewahrt wurden. Die Gräber der Könige waren eben ſo wie die der Privatperſonen theils in Stein gehauen, theils aus Ziegeln und Steinen aufgeführt.

Unter die intereſſanteſten Ueberbleibſel altägyptiſcher königlicher Grabespracht gehören die *Königsgräber von Theben*, die ſich weſtlich vom Nilthal in dem Innern der hier etwa 800 Fuß ſteil emporſteigenden Gebürgskette finden, welche aus Kalkſtein beſteht. Das königliche Theben hatte, wie jede Stadt Aegyptens, ihre Grabkammern da wo der Nil nicht hinaufreichen konnte, wenn er aus ſeinen Ufern trat. Dem Thale zunächſt waren die Grotten der Privatleute in einer Ausdehnung von zwei Stunden und in mehrern Reihen über einander, ſo daß Coſtaz *) von einem Puncte aus 205 Oeffnungen bemerken konnte, was jedoch bei weitem noch nicht die Hälfte aller vorhandenen war. Von hier aus gelangt man durch eine Bergſchlucht von einer franzöſiſchen Meile Länge in den Eingang des Thales, welches den Weg zu den eigentlichen *Königsgräbern* enthält. Das Thal war urſprünglich geſchloſſen und es mußte ein künſtlicher Eingang dazu gemacht werden. Es iſt ganz ſteil und dergeſtalt den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, daß am 2. September 1799 zwei der Begleiter des General Deſaix, der die Gräber beſuchen wollte, dort vor Hitze umkamen. Aus dem Thale der Gräber führt ein enger und ſteiler in den Felſen gehauener Gang auf die Hochfläche des Gebürges, von wo aus man eine entzückende Ausſicht in das Nilthal, die Ruinen von Theben und das fruchtbare Land hat. So waren die Königsgräber der Hauptſtadt zwar nahe, aber dennoch überaus unzugänglich.

Zu Strabo's Zeit kannte man eilf Königsgräber; die franzöſiſchen Ingenieurs Jollois und Devilliers, die mit Napoleon in Aegypten waren, entdeckten noch eine zwölfte.

Dieſe Königsgräber ſind nach einem und demſelben Plane angelegt und man hat ſie ſich als eine lange Reihe von Galerien und Sälen verſchiedener Größe vorzuſtellen. Einer der Säle zeichnet ſich durch die Sorgfalt aus, welcher auf ſeine Ausſchmückung verwendet iſt, und dort ruhte der Leichnam des Königs.

Die Königsgräber ſind nicht alle gleich groß oder gleich prachtvoll. Die Länge derſelben wechſelt von 49 bis 369 Fuß; einige ſind vollendet und mit Zierrathen bedeckt, während andere aus dem gröbſten bearbeitet noch nackt daſtehen. Das ſchönſte aller Grabmäler nannten die Franzoſen die *Katakombe der Har-*

*) Costaz description des tombeaux des rois, in der description de l'Egypte. Tom. III. p. 181. Dazu Atlas Vol. II. pl. 1. ff.

ſen; ſie iſt leicht zugänglich und in großen Dimenſionen erbaut, reich an wohlerhaltenen Gemälden. Bemerkenswerth iſt dabei, daß der Architect bei der Ausführung der Grabgebäude von ſeinem urſprünglichen Plane abgehn und einen Haken ſchlagen mußte, da der Stein ihm Schwierigkeiten in den Weg legte.

Das Ganze dieſes Grabmales beſteht aus einer langen Reihe von Galerien und Sälen, welche durch dicke Scheidewände von einander getrennt ſind, die man vom gewachſenen Felſen hat ſtehen laſſen und in der Geſtalt der Mauer behauen hat. Dieſe Mauern werden durch Thüren durchbrochen, welche angenehme Verhältniſſe haben und mit Ausnahme einer einzigen eine Enfilade bilden. Die Thürgewände und Stürze ſind trefflich und ſcharf geſchnitten und reich verziert.

Die verſchiedenen Grabkammerabtheilungen bilden nicht eine ganz gleiche Grundfläche; der Boden der Galerien iſt oft abſchüſſig oder auch aufſteigend und in der Mitte iſt ein Zimmer, welches tiefer liegt als die anderen und von wo aus ſich die Grundfläche aufs Neue erhebt.

Der Grabſaal zeichnet ſich durch ſeine Größe aus, die Decke iſt gewölbartig ausgehauen und durch acht Pfeiler unterſtützt. Am Eingang ſteht ein Sarkophag aus Roſengranit von Syene und von bedeutender Größe; ſchlägt man mit einem Hammer daran, ſo klingt er wie eine Glocke und die dunkeln Hallen und Säle wiederholen den traurigen Ton. Von dem Deckel fand man nur ein Bruchſtück, von der darin enthaltenen Mumie gar nichts.

Um bis zum Saale der Harfen zu gelangen, wo jener Sarkophag ſtand, mußte man zehn Thüren durchſchreiten, welche, wie der grüne Roſt noch beweiſet, mit Flügeln verſchloſſen waren. Von zwölf Katakomben waren damals ſechs Sarkophagen bereits verſchwunden oder zerſtört. Der erwähnte Sarkophag war ſo groß, daß er nicht durch das Eingangsthor des Thales transportirt, ſondern von der Höhe des Gebürges an den Seitenwänden deſſelben herabgelaſſen worden ſeyn mußte.

In jeder Ecke des Grabſaales befindet ſich eine Thür, welche in ein kleines Zimmer führt, worin man viele Mumienreſte findet, welche wahrſcheinlich der Familie des hier beſtatteten Königs angehörten. Von dem Saale führt eine enge, aber über 20 Meter lange Galerie in mehrere Gemächer, welche wohl eine ähnliche Beſtimmung hatte, wie jene vier Eckzimmer. Alle dieſe Räume ſind mit Gemälden reich verziert, die Mauern, die Decken, die Pfeiler wie der kleinſte Winkel, und alle dieſe trefflich erhaltenen Gemälde befinden ſich auf einer dünnen Lage von Gips, da der Kalkfels ſehr blätteriges Gefüge hat und horizontale Schichten bildet; dennoch hat der Gipsüberzug ſich trefflich erhalten und die Reliefs ſind ganz ſcharf. Die gute Erhaltung verdanken dieſe Sculpturen und Farben der gleichmäßigen,

trocknen Temperatur der Luft, welche in dieſen unterirdiſchen Räumen herrſcht.

Eine zweite Gräbergrotte nennt man nach den darin entdeckten Darſtellungen die **Katakombe der Metempſychoſe**. Es iſt die einzige Gruft im Thale, welche zwei große Grabſäle enthält, welche dem großen Sale der Harfengrotte ähneln und eine von acht Pfeilern getragene gewölbte Decke haben. Der erſte dieſer Säle iſt in der Mitte der ganzen Anlage; er liegt tiefer als die übrigen Gemächer und man muß auf geneigter Fläche hinabſteigen. Um den ganzen Saal zieht ſich ein vortretender Säulenfuß, welcher den Pfeilern als Grundlage dient und auf welchem man rings um den ganzen Saal gehen kann.

Eine dritte Grabkammerreihe nennt man die **aſtronomiſche Katakombe**; ſie iſt dem Eingange des Thales am nächſten. Der Sarkophag beſtand in einer in den Felſen gegrabenen Grube, die mit einer aus Granit gehauenen Mulde bedeckt war. Die Decke iſt ebenfalls im Gewölbe ausgehauen, blau gemalt und mit Sternen beſäet. Dieſe Katakombe iſt vielleicht die älteſte in der ganzen Reihe des Thales.

In dieſem Thale war es auch, wo Belzoni jenen Prachtſarkophag aus dem reinſten orientaliſchen Alabaſter von 9 F. 5 Z. Länge und 5 F. 7 Z. Breite entdeckte, der gegenwärtig das britiſche Muſeum ziert.

So waren die Grabſtätten der Könige von Theben beſchaffen, die wie im Leben auch im Tode über ihre Mitmenſchen erhaben, einer beſondern Ehrfurcht genoſſen. Wie die Könige der alten Americaner waren auch die Aegyptiſchen durch ihre Herkunft als Götterſöhne bezeichnet und daher ſtand ihnen zunächſt in der Ordnung des Staates:

Die Prieſterkaſte*),

welche durch Lehre und Beiſpiel dem Volke Ehrfurcht für die Götter und deren Abkömmlinge, die Könige, und Mäßigkeit im Genuß des Erdenlebens einzuflößen ſuchte. Die Prieſter bildeten die erſte Kaſte des Staates; ſie waren die Rathgeber des Königs, wie die Krieger ſeine irdiſche Macht ſchirmten. Die Prieſterwürde war erblich und zwar an die beſtimmten Tempel gebunden, ſo daß ein Prieſter des Vulcans zu Memphis nicht in das Prieſtercollegium von Heliopolis eintreten konnte. Jeder Tempel hatte ſeine Ländereien — wie in Mexico —, wovon die Prieſter unterhalten wurden. Die Zahl der Prieſter war unbeſtimmt, da ſie von der Fruchtbarkeit der das Collegium bildenden Familien abhing. Jedes Prieſtercollegium hatte ſeinen Oberprieſter, deſſen Würde ebenfalls erblich war; ſie heiratheten unter ſich; das Beiſpiel Joſephs **), der eine Tochter des Oberprie-

*) S. Heerens Ideen. Aeg. S. 127. Wilkinſon I. 257.

**) Geneſis 41, 45.

ſters zu Heliopolis heirathete, beweiſet, daß wohl auch andere als geborene Prieſter in den Orden eintreten konnten, wenn ſie ſonſt durch geiſtige Eigenſchaften dazu befähigt waren und dem Collegium ſomit Nutzen zu bringen verſprachen. Auf ſolche Weiſe recrutirte ſich die herrſchende Kaſte, ſo führte ſie ihrem Körper friſche Kräfte zu, ſo erhielt ſie im Volke das Streben rege ihr anzugehören und ſo befeſtigte ſie, indem ſie die edelſten Elemente der Nation an ſich zog, ihre Macht. Es iſt dieß eine Erſcheinung, die wir auch in der Südſee wie in Mexico gefunden haben (C.-G. IV. 329.). Die Prieſterkaſte war nach ihren Beſchäftigungen getheilt in Richter, Aerzte, Zeichendeuter, Baumeiſter, Balſamirer und demnach in eine gewiſſe Rangordnung gegliedert, bei welcher jedenfalls auch ein Avancement möglich war. Sie war alſo die erſte Claſſe der Erb-Ariſtokratie, mithin die angeſehenſte im Staate, die Inhaberin aller Erfahrung, die Bewahrerin der Geſchichte des Landes und außerdem die Vermittlerin zwiſchen den Göttern und dem Volke. Sie war die erſte Rathgeberin, ja Leiterin des Königs, der ihr angehörte und wenn er nicht geradezu in ihr geboren worden, beſonders von ihr aufgenommen und zum Mitgenoſſen geweihet wurde. Wie in Anahuac war der Tempel der Mittelpunct des Staates, Reſidenz des Königs und jedenfalls auch Citadelle und Zeughaus, Schatzkammer und Mittelpunct des ganzes Volkes.

Die Prieſter lebten von dem Grundeigenthum, was ihnen erblich gehörte und welches ſie an die Laien verpachteten; dadurch waren dieſe von den Prieſtern abhängig; die Prieſter waren auch Grundeigenthümer des Gebürges, welches die Grabſtätten enthielt. Die Einkünfte beſtanden in gewiſſen Abtheilungen vom Ertrag, in einer Art Zehnten, der theils zur Bildung und Vermehrung des baaren Tempelſchatzes verwendet, theils an die Familien vertheilt wurde und ihren Lebensunterhalt bildete. Wenn Herodot (II. 28.) ſagt, daß man den Prieſtern täglich ſo viele Gerichte von denjenigen Fleiſcharten, die ſie nach ihren Grundſätzen eſſen dürfen, bereite und ihnen auch Wein gebe, daß ſie von ihrem Privatvermögen nicht zuſetzen dürfen, ſo bezieht ſich das wohl auf diejenigen Prieſter, welche eben den Dienſt im Tempel hatten. Außerdem lebten ſie im Schooße ihrer Familien, im Genuſſe ihres Privatvermögens und von den Einkünften, welche nach Maaßgabe ihrer Stellung auf ſie fielen. Die Aemter der Prieſter waren nach unſerer Redeweiſe theils weltliche, theils geiſtliche. Die erſteren beſorgten die Landesverwaltung, das Steuerweſen, die Rechtspflege; der Hierogrammateis oder Staatsſecretair ſtand an der Spitze dieſer Beamten.

Die geiſtliche Abtheilung hatte den Tempeldienſt, die Leitung der Opfer- und Feſtzüge, ſo wie Bau und Ausſchmückung der Tempel und Gräber und die Weihung derſelben, die Leitung der Begräbniſſe, die Balſamirung; wahrſcheinlich hatten ſie auch die Weihungen der

Ehen, ſchon um im Klaren über den Stand der Bevölkerung zu bleiben. Wir ſahen oben (aus Diodor I. 92.), daß die Familie den Tod eines ihrer Mitglieder bei den Richtern anzeigen mußte. Bei weitem wichtiger mußte es dieſen ſeyn zu wiſſen, wenn die dem Staate neuen Bürger geboren waren und wenn neue Verbindungen eingegangen worden, welche demſelben neuen Zuwachs verſprachen. So hatte man bei den Tempeln, wo ſich die Archive befanden, jedenfalls genügende Geburts- und Sterbeliſten.

Eine andere Abtheilung der Prieſter beſorgte den Unterricht der Jugend, vor allem die Bildung der eigenen Kaſte und der königlichen Familie. Dieſe Abtheilung der Prieſterſchaft war die Inhaberin der Künſte und Wiſſenſchaften und aus ihr gingen Baumeiſter, Bildhauer, Modelleurs und Maler, Schreiber, Mathematiker, Aſtronomen, die Feldmeſſer u. a. Gelehrte hervor.

Vernehmen wir nach dieſer Einleitung Diodors (I. 73.) Bericht über die Prieſterkaſte Aegyptens.

Das ganze Land war in drei Theile getheilt, wovon die Prieſterſchaft den erſten Theil beſaß, welche bei den Einheimiſchen in der größten Ehre ſtand, ſowohl weil ihnen die Religionspflege oblag, als auch weil dieſe Männer vermöge ihrer Erziehung die meiſte Klugheit zu den Geſchäften beſaßen. Aus den Einkünften dieſes Landes beſtritten ſie alle Opfer in ganz Aegypten, beſoldeten ihre Unterbedienten und zogen das zu ihrem eigenen Unterhalt Nöthige heraus. Denn ſie glaubten, daß weder der Verehrung der Götter etwas abgehen dürfe, ſondern daß dieſelbe immer von einerlei Leuten und auf gleiche Art verrichtet werden müſſe, noch auch daß es denen, welche für Alle ſorgten, an irgend einem Bedürfniß fehlen müſſe. Denn überhaupt ſind die Prieſter diejenigen, welche die wichtigſten Entwürfe machen und dem Könige theils als Gehülfen, theils als Lehrer und Führer zur Seite ſind, indem ſie theils vermöge ihrer aſtronomiſchen und Opferdeutekunſt das Zukünftige vorherſagen, theils aus den in ihren heiligen Büchern verzeichneten Thaten die gemeinnützigen vorleſen. Denn nicht ein Mann oder eine Frau verſehen den Prieſterdienſt wie bei den Griechen, ſondern in Aegypten beſchäftigen ſich ihrer viele mit den Opfern und der Verehrung der Götter und lehren ihren Kindern die menſchlichen Geſchäfte. Sie ſind von allen Abgaben frei und an Ehre und Gewalt die Nächſten nach dem Könige.

Die **Kriegerkaſte**

war die nächſte nach der der Prieſter und ſie beſaß den zweiten Theil des Grundeigenthums, deſſen dritten Theil der König inne hatte. Sie ſind, ſagt Diodor (I. 73.), zum Dienſte des Staates im Kriege bereit und haben dieſes Land, damit ſie, die ſich den Gefahren ausſetzen, die ſtärkſte Zuneigung gegen das Land haben möchten, wovon ſie ſelbſt einen Theil beſitzen, und ſich dieſerhalb gerne allem Fürchterlichen, das der Krieg mit ſich bringt, unterziehen. Denn es würde

widerſinnig ſeyn, dieſen Leuten die Erhaltung des ganzen Landes anzuvertrauen, wenn ſie in dem Lande ſelbſt nichts beträchtliches hätten, wofür ſie kämpfen ſollen. So können ſie ſich vermehren, ſo daß das Land keiner fremden Kriegsmacht bedurfte. Nicht minder wurden ſie, indem ſie ihre Beſtimmung von ihren Vorfahren ererbten, durch die tapfern Thaten ihrer Väter zur Tapferkeit angereizt und von Jugend auf Liebhaber des Kriegsweſens, ſo daß ſie ſowohl durch Muth als durch Erfahrung unüberwindlich wurden.

Die Kaſte der Krieger war aber (nach Herodot II. 165. 166.) in zwei Abtheilungen geſchieden, in die Hermotybier und in die Kalaſirier, deren erſtere nicht über 160,000 Mann, letztere 250,000 Mann ſtark waren und beſondere Diſtricte inne hatten, wo ſie ganz ihrem kriegeriſchen Berufe lebten. Die beiden Heeresabtheilungen lebten in beſtimmten Diſtricten und zwar die Hermotybier im weſtlichen, die Kalaſirier im öſtlichen Unterägypten. Von jeder Abtheilung war noch ein Nomos in Mittel- und Oberägypten, nämlich Chemmis und Theben, beſetzt. Wir kommen ſpäter bei der Betrachtung des ägyptiſchen Kriegsweſens auf dieſen Gegenſtand zurück.

Der König mit den beiden oberſten Kaſten der Prieſter und der Krieger waren alſo die Grundherrn des Landes.

Herodot (II. 164.) nennt uns die übrigen Kaſten in folgender Ordnung: Rinderhirten, Schweinehirten, Gewerbsleute, Dolmetſcher und Steuerleute. Diodor (I. 74.) kennt nur noch drei: Hirten, Ackerleute und Handwerker, über deren Beſchäftigung er alſo zu berichten fortfährt.

Die Ackerleute pachten für eine geringe Summe das urbare Feld von dem Könige, den Prieſtern und Soldaten und beſchäftigen ſich beſtändig mit der Bearbeitung deſſelben. Und weil ſie von Kindheit auf bei den Geſchäften des Ackerbaues erzogen worden, ſo haben ſie an Erfahrung vieles vor den Ackerleuten anderer Nationen voraus. Denn ſie haben die allergenaueſte Kenntniß von der Natur des Landes, der Ueberſchwemmung durch den Nil, den Zeiten der Saat und der Einführung der Früchte, welche ſie theils aus den Beobachtungen ihrer Vorfahren, theils aus eigner Erfahrung erlernt haben. — Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit den Hirten, die die Wartung des Viehes von ihren Vätern gleichſam ererbt haben und ihre ganze Lebenszeit mit der Viehzucht zubringen. — Auch die Handwerke werden bei den Aegyptern mit großem Fleiße getrieben und ſind zu dem gehörigen Grade von Vollkommenheit gebracht. Denn die Aegypter ſind die einzigen, bei welchen die Handwerksleute weder zu einer eignen Handthierung, noch zu einem Amt im Staate zugelaſſen werden, außer dem Geſchäft, was ihnen im Geſetz beſtimmt iſt und was ſie von ihren Vorfahren ererbt haben.

Dieſe Kaſteneintheilung des Volkes aber dürfen wir nicht etwa als eine durch ein Geſetz plötzlich ins Leben gerufene Maaßregel der

Regierung anſehen; ſie war vielmehr das Reſultat der allmäligen Entwickelung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Nation.

Als die kaukaſiſchen Stämme, welche Aegypten beſetzten und eroberten, ins Land kamen, fanden ſie bereits eine Bevölkerung vor, welche ſich ſchon der vorhandenen Erwerbsquellen bemächtigt hatte. Dieſe waren vornehmlich die Jagd und die Fiſcherei; die Anfänge des Ackerbaues, wie wir ſie etwa bei den nordamericaniſchen Jägerhorden gefunden haben, und etwas Viehzucht.

Von dieſen Urbewohnern mußten bei der Beſitznahme des Landes diejenigen am meiſten und am erſten mit den Eroberern in Berührung kommen, welche am innigſten an das Land ſelbſt geknüpft waren, alſo die Ackerbauenden, während die Jäger und Fiſcher den Eindringlingen leichter entweichen, ſich in die unwegſamen Gegenden zurückziehen und ſich daſelbſt allgemach zu Hirten heranbilden konnten.

Die Ackerbauenden aber ſchloſſen ſich an die neuen Herren an und aus dieſem Anſchließen und Zuſammenleben bildete ſich außer dem Prieſter- und Kriegerſtand der activen Raſſe ein dritter Stand, der der Landbauer und der Handwerker, während die Hirten, namentlich die Schweinehirten, durch ihren Aufenthalt in den Sümpfen von der Cultur fern gehalten wurden und diejenigen, welche unmittelbar von den Erzeugniſſen des Nil gelebt hatten, die Fiſcher, den wachſenden Verkehr auf demſelben als Bootsleute beſorgend, ihrer rohen Lebensart wegen ebenfalls der Nation etwas ferner ſtanden.

Wenn wir in den Prieſtern und Kriegern urſprünglich die kaukaſiſchen, activen Einwanderer finden, ſo erkennen wir in den Hirten und Schiffern die eingeborne paſſive Raſſe; aus der Vereinigung derſelben entſtanden die Handwerker und Landbauer.

Die Kaſte der Handwerker bildete die Bevölkerung der Städte; die Vortheile, die ſie hier genoſſen, hielten ſie feſt und ſie erfreuten ſich eines gewiſſen Wohlſtandes. Dürfen wir annehmen, daß Reichthum oder Talent auch dem nicht in der Kaſte gebornen Manne Eintritt in den Prieſterſtand zu verſchaffen vermochten, ſo wird namentlich der Stand der Handwerker derjenige geweſen ſeyn, aus welchem am eheſten noch ein Uebertritt in die höhere Kaſte möglich war, wie ja auch bei uns der Stand der Gewerbtreibenden und Handwerker die meiſten Gelehrten, Künſtler und Beamten zu liefern pflegt. Zudem brauchte die Prieſterkaſte ja zur Ausführung ihrer Bauten, zur Anfertigung der Geräthe ſtets die Handwerker und wenn ſich die Prieſter nicht ſelbſt mit ſolchen Arbeiten befaſſen wollten, mußten ſie unter den Handwerkern jedenfalls ſolche haben, denen Blicke in das Innere ihrer Tempel geſtattet waren, die deßhalb wenigſtens theilweiſe in ihre Myſterien eingeweiht ſeyn mußten und vielleicht in dem Verhältniſſe zu den Prieſtern ſtanden, wie die Laienbrüder zu den römiſch-katholiſchen Klöſtern. Die ägyp-

Google

tiſche Prieſterſchaft hatte gewiſſe Grade, deren unterſte jedenfalls in dem Mittelſtande Wurzel geſchlagen hatten. Dieſer Mittelſtand umfaßte alſo die Handwerker, welche Nahrungsmittel, Kleidung, Schmuck, Wohnſtätten, Fahrzeuge, Handwerkszeuge, Gefäße und Geräthe anfertigten und den Handel beſorgten. Sie wurden wie die alten Mexicaner in den Schulen gebildet, welche die Prieſter leiteten, und für ſie war auch eine Schrift erfunden, womit ſie ihre Correſpondenz und Bücher führten, wenn ihnen auch die Einſicht in die hieratiſche Schrift vielleicht fremd blieb.

Die Landleute oder Bauern waren die zweite Abtheilung der untern Kaſte, oder wenn wir von der Prieſterkaſte als der erſten beginnen, die vierte. Sie hatten die Ländereien, welche ſie für ſich bearbeiteten, in Pacht und wohnten in offenen erhöheten Plätzen beiſammen. Alljährlich wurde ihnen, wenn die Nilüberſchwemmung vorüber war, von den Feldmeſſern ein Stück Land des Königs oder der beiden obern Claſſen zugemeſſen. Sie hatten feſte Sitze, Gehöfte mit Scheunen, wo ſie während der Ueberſchwemmung das Futter für ihr Vieh, ſo wie ihren eignen Bedarf aufbewahrten. Wir ſehen aber auch große Anlagen, Landgüter mit Gebäuden für bedeutende Vorräthe, ja was noch mehr iſt, wir ſehen dabei eine Anzahl Aufſeher, welche das Eingebrachte notiren, dann andere, welche die Summe aller Vorräthe in ihre Bücher eintragen.

Da nun der Bauer kein Grundeigenthum hatte, keine größern Landestheile erblich erwerben konnte, da aber ferner dennoch offenbar große Landgüter vorhanden waren mit Getreidefeldern, Wieſen für die Heerden der Rinder, Obſtbau, Weingärten, Gemüſe- und Leinfeldern und jeglichem Zweige der Oekonomie, ſo mußten dieſe entweder dem Könige, oder den Prieſtern oder auch dem Kriegsadel angehören und für dieſe bearbeitet werden.

So ſcheint es denn, daß ein Theil des dem König und den beiden Oberkaſten angehörigen Landes zu großen Gütern eingerichtet war, während ein anderer alljährlich vermeſſen und an einzelne Bauern ausgegeben wurde. Vielleicht wurden die Königs- und Tempeldomainen in Erbpacht gegeben, vielleicht haftete an einzelnen Bauerfamilien ein gewiſſer Landbezirk und vielleicht waren dieſe Bauern in zwei Abtheilungen geſchieden, die Ackerbauer, auf deren Gütern der Feldbau, und die Rinderhirten, bei denen Viehzucht, namentlich Rinder-, Schaf-, Hühner- und Gänſezucht, die Hauptbeſchäftigung war, und es ſcheint die Kaſte der Rinderhirten des Herodot die von ihm nicht namentlich aufgeführten Ackerleute zu umfaſſen.

Die Kaſte der Schweinehirten, welche Herodot nennt, lebte in den Marſchländern des Delta und war wie das Thier, welchem ſie ihre Pflege widmete, unrein und verachtet. Es war der Reſt der paſſiven Urbevölkerung, die ſich hier zurück gedrängt hatte. Sie durften kein Heiligthum betreten, Niemand nahm von ihnen oder

gab einem derſelben eine Tochter; ſie lebten alſo unter ſich. (Herodot II. 47.) Ob nun ihr Gebiet ebenfalls alljährlich vermeſſen und ausgethan worden, ob ſie ihre Ländereien in Erbpacht hatten, das läßt ſich nicht unterſcheiden, dagegen ſcheint ihnen eine Abgabe in Schweinen obgelegen zu haben, welche alljährlich beim Oſirisfeſte geſchlachtet wurden.

Eine der niedrigen Kaſten waren die Steuerleute oder Schiffer, welche den Verkehr auf dem Nilſtrome zu beſorgen hatten und vom Fiſchfang lebten. Obſchon ſie mitten im lebendigſten Verkehr ſich bewegten, ſo erhielt doch ihre unſtäte Lebensweiſe, die ſchwere Arbeit, die ſie verrichteten, dieſe Leute auf einer Stufe der Bildung, welche etwa der unſerer Schiffzieher und Matroſen gleich kommen mochte.

Endlich nennt uns Herodot noch eine Menſchenclaſſe als ein beſonderes Element der ägyptiſchen Nation, die Kaſte der Dolmetſcher. Als nämlich König Pſammetich vor ſeinen Feinden ins Marſchland fliehen mußte, landeten Joniſche und Kariſche Seeräuber, die die Küſten plündern wollten. Der König bewog ſie durch große Verſprechungen in ſeine Dienſte zu treten und mit ihrer Hülfe machte er ſich zum Herrn von ganz Aegypten. Dieſen und allen, welche ihm treuen Beiſtand geleiſtet, gab er Ländereien zu beiden Seiten des Nils unterhalb Bubaſtis, an der peluſiſchen Mündung. Er gab ihnen ſodann ägyptiſche Knaben zur Erziehung und von dieſen ſtammen die ägyptiſchen Dolmetſcher, welche ſpäterhin Amaſis nach Memphis überſiedeln ließ. (Herodot II. 153. 154.)

Aus dieſen Beſtandtheilen war das ägyptiſche Volk zuſammengeſetzt, in verſchiedene Abtheilungen je nach Abſtammung und Beſchäftigung geſchieden. Dieſe Scheidung war allgemach entſtanden und wurde feſtgehalten, da ſie den Herrſchenden eine Ueberſicht über die Kräfte der Nation gewährte und die Erhebung der Abgaben und die Vertheilung des Unterrichts erleichtern mußte.*)

Alle Mitglieder dieſer Kaſten waren freie Leute. Man hatte indeſſen auch Sclaven, welches theils Kriegsgefangene, theils aufgekaufte Menſchen waren. Unter dieſen letztern befanden ſich namentlich Neger. Sie waren durch das Geſetz vor willkührlicher Mißhandlung geſchützt und wer einen Sclaven todtſchlug, ward wiederum zum Tode verurtheilt. Man wollte, bemerkt Diodor (I. 77.), die Leute durch die Fürſorge für die Sclaven gewöhnen, ſich noch viel weniger an einem Freien zu vergreifen. Das Verhältniß dieſer Sclaven ſcheint ganz demjenigen gleichzukommen, welches wir bei den Beduinen gefunden haben (C.-G. IV. 196.). Die Sclaven

*) S. über die Kaſteneintheilung beſ. Heerens Ideen II. 2. 139. Wilkinſon I. 236 ff.

wurden mild behandelt, lebten in der Familie als Diener, ja es wurden ſogar Kinder, welche mit einer Sclavin erzeugt waren, für ebenbürtig angeſehen. (Diodor I. 80.) Wahrſcheinlich war es auch den Sclaven möglich gemacht, ſich die Freiheit durch treue Dienſte, Fleiß und Sparſamkeit zu erwerben.

Nachdem wir nun die Claſſen des ägyptiſchen Volkes betrachtet haben, wenden wir uns zu den Staatseinrichtungen deſſelben und zwar zuvörderſt zu der Verwaltung des Staatseinkommens, das außer dem königlichen Lande noch aus den Goldbergwerken und Fiſchereien ergänzt wurde. Auch aus den Ziegeleien und Papierfabriken, ſo wie vielleicht den thönernen Münzen erwuchſen dem Könige Einkünfte.

Das Land war in Kreiſe getheilt oder in Nomen, wie die Griechen ſie nannten, deren jedem ein Vorſteher vorgeſetzt war; die anderweite Eintheilung in Land des Königs, der Prieſterſchaft und der Krieger kennen wir ſchon. Dieſe Nomen ſchloſſen ſich an eine größere Stadt an, die hinwiederum ihrem Haupttempel ihren Urſprung verdankte. Seſoſtris hatte ſechs und dreißig Nomen gebildet, allein die Eintheilung wurde ſpäterhin mehrfach verändert und belief ſich in der Römerzeit auf drei und fünfzig. Bevor Seſoſtris zum Herrn von ganz Aegypten ſich erhoben, beſtand das Land aus mehrern kleinen Staaten, von denen Theben und Memphis die Centralpuncte der Cultur wie der Macht wurden.

Außer den königlichen Beamten hatten nun auch noch die Prieſter die ihrigen, die in den Haupttempeln ihren Sitz hatten, ſo wie ſie den Schatz oder die Hauptcaſſe bewahrten. Die Einſammlung der Abgaben machte ein anſehnliches, ſchriftkundiges Perſonal nothwendig, das wir denn auch mehrfach auf den Denkmälern dargeſtellt und namentlich erwähnt finden. Hierher gehören vorzüglich die Notarien und Wäger, welche die als Münzen dienenden goldenen Ringe abwägen.

Der Nomarch oder Kreishauptmann beſorgte die Austheilung des Landes, die Erhaltung der Canäle, die Oeffnung und Schließung der Dämme. Er hatte die Aufzeichnung der Geburten und Todesfälle, die Haltung der Steuerregiſter; ſeiner Obhut war auch die Polizei anvertraut. Man ſah nicht gern, wenn Fremde in Aegypten erſchienen, weil die Prieſterſchaft gerade von dieſer Seite eine Erſchütterung ihrer Macht am meiſten fürchten mußte; ſie ſtellte daher auch ihrem Volke das Meer als eine unheilbringende, feindſelige Macht dar. König Pſammetich hatte mit Hülfe der Hellenen ſich zum Herrſcher von Aegypten gemacht. Amaſis von Sais bewies ſich denſelben ebenfalls freundlich geſinnt. Er wies den Griechen, die nach Aegypten kamen, die Stadt Naukratis zum Aufenthalt an, wenn ſie ſich im Lande niederlaſſen wollten; denen aber, welche nur Schifffahrt zu treiben beabſichtigten, gab er Plätze zur Errich-

Digitized by Google

tung von Altären, deren auch mehrere griechiſche Städte, wie Chios, Theos, Rhodos, Halikarnaſſos und andere, errichtet hatten und unterhielten. Vor Alters aber war Naukratis der einzige offene Hafen. Kam nun ein Reiſender zu irgend einer andern Nilmündung in das Land, ſo mußte er ſchwören, er komme nicht aus freiem Willen daher und dann mußte er auf demſelben Schiff zur kanobiſchen Mündung fahren. Wehte jedoch widriger Wind, ſo mußte er ſeine Waaren in Flöſſen um das Delta herumführen, bis er endlich nach Naukratis gelangte. (Herodot II. 178 f.)

Die Polizei über die Eingebornen war ebenfalls, namentlich Behufs der Abgaben ſo wie der Verhinderung von Verbrechen wegen, ſehr aufmerkſam. Ein Geſetz des Amaſis ſchrieb jedem Aegypter vor, alljährlich beim Kreishauptmann zu erſcheinen und ſich über ſeinen Erwerb und Lebensunterhalt auszuweiſen. Die Umgehung dieſes Geſetzes wurde mit Todesſtrafe geahndet. (Herodot II. 177. Diodor I. 77.)

Das Gerichtsweſen der Aegypter war gleichfalls nach den Kreiſen geordnet und die Könige verwendeten große Sorgfalt darauf. Es beſtanden Landrichter, dann aber ein großes Juſtizcollegium, wie wir daſſelbe auch in Mexico gefunden haben, und die oberſte geſetzgebende Inſtanz war der König. Dieſer ernannte aus den berühmteſten Städten die beßten Männer zu allgemeinen Richtern, indem er aus Heliopolis, Theben und Memphis je zehn Richter erwählte. Wenn nun dieſe dreißig zuſammengetreten waren, ſo wählten ſie unter ſich den beßten und ernannten ihn zum Gerichtspräſidenten. Die Stadt, welcher er angehörte, wählte ſodann an ſeine Stelle einen andern. Dieſen Richtern war vom König eine hinlängliche, dem Vorſitzenden aber eine reichliche Beſoldung zum Lebensunterhalt ausgeſetzt. Als Zeichen ſeiner Würde trug er um den Hals an goldener Kette eine kleine aus Edelſteinen geſchnittene Geſtalt, welche ſie die Wahrheit nannten.*) Sobald er dieſes Zeichen angethan, begann die Sitzung. Die Geſetze waren in acht Büchern abgefaßt und lagen neben den Richtern. Wer als Kläger erſchien, mußte die Einzelheiten ſeiner Beſchwerde genau angeben, den Verlauf der Sache erzählen und den Schaden tariren, welcher ihm zugefügt worden. Der Beklagte mußte hierauf die ſchriftlich abgefaßte Klage ſeines Gegners annehmen und ebenfalls ſchriftlich darauf antworten und darthun, daß er das Beſchuldigte gar nicht gethan, oder wenn er es gethan, daß er daran nicht unrecht gehandelt, oder wenn er ungerecht gehandelt, daß er doch nur geringe Strafe verdiene. Darauf antwortete der Kläger und der Verklagte

*) Die Abbildung dieſer Thmei bei Wilkinſon II. 27. 28., letztere mit geſchloſſenen Augen. Es ſind Doppelbilder, das eine mit abwärts geſenkten Flügeln, das andere mit dem Nilſchlüſſel, beide weiblichen Geſchlechts.

Digitized by Google

rechtfertigte ſich aufs Neue. Nachdem die ſtreitenden Parteien zweimal ihre Schriften gewechſelt, ſtimmte das Gericht ab und der Vorſitzende hing einem der beiden Streitenden das Bild der Wahrheit um. Auf dieſe Art, fährt Diodor (I. 76.) fort, pflegen die Aegypter alle Gerichte zu halten, weil ſie glauben, daß durch den mündlichen Vortrag der Advocaten viel Dunkelheit über das Recht verbreitet werde.

Die Geſetze der Aegypter erwuchſen gleichmäßig mit ihrer geſammten Cultur. Als älteſten Geſetzgeber nannte man den Mneues, einen Mann von großem Geiſte, der zuerſt das Volk überredete, geſchriebene Geſetze anzunehmen und zu befolgen. Er verſicherte, Hermes habe ſie ihm gegeben als Quellen großen Glückes. Der zweite Geſetzgeber ſoll Saſyches geweſen ſeyn, ein Mann von vieler Einſicht, der vorzüglich den Gottesdienſt mit vieler Sorgfalt geordnet und die Feldmeßkunſt und Aſtronomie gelehrt haben ſoll. Als dritten Geſetzgeber nennt man den Seſooſis, der nicht allein unter allen ägyptiſchen Königen die berühmteſten Kriegsthaten gethan, ſondern auch die Geſetzgebung für die Soldaten veranſtaltet und alles, was zum Kriegsweſen gehört, angeordnet haben ſoll. Der vierte Geſetzgeber ſoll Bokchoris geweſen ſeyn, ein weiſer und durch Verſchlagenheit ſich auszeichnender Mann, der Alles, was die Könige betrifft, angeordnet und den Abſchnitt von den Verträgen ins Reine gebracht haben ſoll. Er ſoll in ſeinen Urtheilsſprüchen ſo viele Einſicht bewieſen haben, daß viele ſeiner Entſcheidungen ihrer Vortrefflichkeit wegen noch bis zu unſeren Zeiten in Andenken erhalten worden. Nach ihm ſoll Amaſis die Geſetze vorgenommen und diejenigen Verordnungen gemacht haben, welche die Statthalter der Provinzen und die ganze innere Einrichtung Aegyptens betreffen. Der ſechſte Geſetzgeber war Darius, des Xerres Vater, der ſich in die Lehren der ägyptiſchen Prieſter einweihen ließ. (Diodor I. 94. 95.)

Wir ſehen alſo die Könige als die Geſetzgeber und als die letzte Inſtanz bei den Entſcheidungen, mithin als die Rechtsquelle, die Prieſter als Bewahrer der Geſetze und den Staatsgerichtshof als die handhabende Behörde.

Von den Geſetzen haben Herodot und Diodor (I. 77. ff.) uns mancherlei intereſſante Einzelnheiten erhalten, obſchon letzterer namentlich nur das hervorhebt, worin ſie von den Geſetzen anderer Völker abweichen.

Zuvörderſt, ſagt er, war bei ihnen auf den Meineid die Todesſtrafe geſetzt, weil die Meineidigen zwei der größten Verbrechen begehen, da ſie die Ehrfurcht gegen die Götter verletzen und unter den Menſchen die ſtärkſte Stütze aller Treue und des Glaubens umſtießen.

Jemand, welcher auf dem Wege im Lande einen Menſchen hatte umbringen oder ſonſt einige Gewaltthätigkeit leiden ſehen und

ihm nicht geholfen hatte, wenn er es doch vermocht, der war des Todes ſchuldig. Wenn aber Jemand aus wirklichem Unvermögen nicht zu helfen vermochte, der mußte nun doch auf alle Fälle die Straßenräuber anzeigen und gegen ihr Verbrechen als Kläger auftreten. Wer dieß unterließ, der wurde nach dem Geſetz mit einer gewiſſen Anzahl Schlägen beſtraft und mußte drei Tage lang hungern.

Die, welche Jemand fälſchlich angeklagt hatten, mußten das leiden, was dem fälſchlich Verklagten als Strafe beſtimmt geweſen wäre, wenn man ihn verurtheilt hätte. Das Geſetz über die jährliche, ſchriftliche Anzeige über das Gewerbe eines jeden kennen wir ſchon.

Wenn Jemand einen freien Menſchen oder auch nur einen Sclaven umbrachte, dem beſtimmten die Geſetze den Tod, indem ſie theils hierdurch bewirken wollten, daß nicht der Unterſchied des Standes, ſondern die Folgen der Handlungen alle von ſchlechten Thaten abhalten möchten, theils durch die Fürſorge für die Sclaven die Leute gewöhnen wollten, ſich viel weniger auf keinen Fall an den Freien zu vergreifen.

Die Geſetze über Kinder- und Elternmord kennen wir bereits (ſ. o. S. 314.).

Die ſchwangern Frauen, welche zum Tode verurtheilt waren, wurden nicht eher hingerichtet, als bis ſie geboren hatten, weil man es für ungerecht hielt, daß das, was nicht geſündigt hatte, mit der Verbrecherin gleiche Strafe leiden ſollte und daß für das Verbrechen des Einen Zwei büßen ſollten.

Das Kriegsgeſetz betrachten wir ſpäter; es war ganz darauf berechnet die Ehre der Krieger anzuſpornen. Den Staatsverräthern, welche dem Feinde wichtige Geheimniſſe mitgetheilt, mußte die Zunge ausgeſchnitten werden. Denen, welche falſche Münze prägten, Maaß und Gewicht verfälſchten oder Siegel nachmachten, desgleichen den Geheimſchreibern, welche falſche Beſcheide ausfertigten oder etwas von dem Inhalt der Schrift auslöſchten und falſche Schriften unterſchoben, mußten beide Hände abgehauen werden, damit ein Jeder an dem Theil ſeines Körpers beſtraft würde, womit er geſündigt hatte und lebenslang den Schaden für ſich tragen, auch Andern als warnendes Beiſpiel dienen möge.

Die Geſetze über die Ehe, welche Diodor uns mittheilt, kennen wir bereits (ſ. o. S. 313.).

Die Geſetze über Verträge ſollen von Bokchoris herrühren. Sie verordneten, daß, wenn Jemand etwas ohne Handſchrift geborgt hat und die Schuld ableugnet, er durch einen Eid ſich davon reinigen könne. Diejenigen, welche auf Handſchriften Geld ausgeliehen hatten, durften das Capital durch die Zinſen nicht weiter als bis zum zweifachen vergrößern. Das Eintreiben der Schulden durfte nur von dem Vermögen der Schuldner geſchehen, aber ihre Perſon auf

keine Weiſe haftbar ſeyn, indem der Geſetzgeber glaubte, das Vermögen müſſe denen gehören, die es entweder erworben oder durch Schenkung von den rechtmäßigen Beſitzern erhalten hätten, die Perſon aber gehöre dem Staat, damit derſelbe die ihm gebührenden Dienſte im Kriege wie im Frieden erhalten könne. Denn es ſey widerſinnig, wenn ein Soldat, der für ſein Vaterland in Gefahr ginge, Schulden halber von ſeinem Gläubiger in Verhaft genommen werden und wenn um der Habſucht einiger Privatperſonen willen die gemeine Wohlfahrt in Gefahr gerathen ſollte.

In Anſehung der Diebe hatten die Aegypter ein ganz beſonderes Geſetz. Es verordnete, daß die, welche dieſes Gewerbe treiben wollten, ſich bei dem Oberdieb einſchreiben laſſen und das Geſtohlene demgemäß gleich auf der Stelle zu ihm bringen mußten. Die, welche den Verluſt erlitten hatten, mußten auf gleiche Art bei ihm ein Verzeichniß der geſtohlenen Sachen ſchriftlich eingeben, mit Beifügung des Ortes, des Tages und der Stunde, wo es verloren worden. Und da auf dieſe Art Alles ſehr leicht wiedergefunden ward, mußte der Beſtohlene den vierten Theil des Werthes erlegen und konnte dagegen ſeine Sachen ſelbſt wieder in Beſitz nehmen. Denn, da es doch einmal unmöglich war, daß alle ſich des Diebſtahls enthalten ſollten, ſo erfand der Geſetzgeber dieſes Mittel, wodurch gegen ein zu erlegendes geringes Löſegeld das Ganze gerettet werden konnte *).

Ein anderes merkwürdiges Geſetz führte Aſychis ein, das der Stockung im Geldverkehr ſeinen Urſprung verdankt haben ſoll. Es ward geboten, daß man den Leichnam ſeines Vaters zum Pfand hergebe und ſo eine Schuld aufnehme, dadurch aber der Darleiher Herr über die Gruft des Schuldners werde. Wollte nun der Schuldner ſeiner Verpflichtung nicht nachkommen, ſo würde weder er noch ein Mitglied ſeiner Familie nach dem Tode ein Begräbniß erlangen. (Herodot II. 136.) Diodor (I. 92.) fügt bei, daß diejenigen Mumien, welche aus dieſer oder einer andern Urſache kein Begräbniß finden konnten, in dem Hauſe aufbewahrt wurden, bis oft erſt die vermögenderen Kindeskinder ſie wieder einlöſen und ihnen ein anſtändiges Begräbniß verſchaffen konnten.

Außer dieſen Nachrichten, welche die Schriftſteller über die Rechtspflege der alten Aegypter mittheilen, enthalten die Darſtellungen auf den Denkmälern noch manche ſchätzbare Illuſtrationen. So ſehen wir z. B. in einem thebaniſchen Bilde bei Wilkinſon (II. 33.) die kreishauptmannſchaftliche Expedition; der expedirende Secretair ſitzt am Boden mit dem Schreibmaterial und hinter ihm ſteht der Gerichtsdiener im langen Amtskleide mit dem Stocke. Dabei ſtehen drei Ka-

*) Der Schech oder Fürſt der Diebe iſt im modernen Conſtantinopel wie in Kairo noch jetzt vorhanden und Scheik el Haramir genannt. S. Wilkinſon II. 47.; vergl. damit C.-G. IV. S. 175.

ſten mit Deckeln, welche wahrſcheinlich die Caſſe enthalten. Von der Seite nahet ſich nun eine Reihe Männer, deren Vorderſte den Beamten eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machen. Ihnen ſchreitet ein Mann mit einer Art Fahne voran, welche jedenfalls den Bezirk anzeigt, aus welchem dieſe Männer herkommen. Jedenfalls war die Zeit dieſer jährlichen Gewerbſteuerliſtenfertigung genau beſtimmt und es mußte ein Bezirk nach dem andern, eine Ortſchaft nach der andern mit ihren Vorſtehern erſcheinen.

Ein anderes, ebenfalls thebaniſches Bild bei Wilkinſon (II. 34.) ſcheint die Aufnahme des Protokolls über irgend eine Gerichtsverhandlung darzuſtellen. Die Schreiber ſitzen an ihrer Stelle, der Gerichtsdiener führt den einen heran, der eine tiefe Verbeugung macht, zwei andere ſtehen harrend hinter ihm.

Wilkinſon (II. 35.) theilt aus Youngs Schrift (hieroglyphical litterature p. 65.) nach einem Papyrus aus der Zeit Ptolomäus Alexander I., der ſich auf den Verkauf eines Landgrundſtückes zu Theben bezieht, folgende Perſonalbeſchreibung mit: „Pamonthes, fünfundvierzig Jahr alt, von mittler Geſtalt, dunkler Farbe und hübſcher Figur, kahl, mit rundem Geſicht und gerader Naſe; Snachomeneus, etwa zwanzig Jahr alt, mittler Geſtalt, bleicher Geſichtsfarbe, mit rundem Geſicht und gerader Naſe; Semmuthis Perſineï, an zwei und zwanzig Jahr alt, von mittler Geſtalt, bleicher Geſichtsfarbe, rundem Geſicht, flacher Naſe und ſtillem Betragen, und Tathlyt Perſineï, etwa dreißig Jahr alt, von mittler Geſtalt, bleicher Geſichtsfarbe, rundem Geſicht und gerader Naſe — dieſe vier Kinder des Petezſaïs, ein Lederarbeiter aus Memnonia, ſo wie Nechutes, der kleinere, der Sohn des Aſos, etwa vierzig Jahr alt, mittler Geſtalt, bleicher Geſichtsfarbe, muntern Betragens, mit langem Geſicht und gerader Naſe und einer Narbe auf der Mitte ſeines Vorderhauptes.“

Die Strafen beſtanden, wie wir ſahen, in der Todesſtrafe, in Strafarbeit, in Verbannung und in Stockprügeln. Letztere ſehen wir bei Wilkinſon (II. 41.) und Roſellini (m. c. 123. 124.) mehrfach abgebildet. So halten z. B. zwei Gerichtsdiener den Sträfling am Boden ausgeſtreckt, indeſſen ein dritter mit einem etwa drei Fuß langen Stocke den Hintern deſſelben bearbeitet. Wir ſehen ferner auch eine Frau, welche eine Tracht Stockprügel erhält, allein ſie iſt nicht an den Boden hingeſtreckt, ſondern ſie kniet in ihr Schickſal ergeben und züchtig da; der Gerichtsdiener hält ſie am Kopfe und ſchlägt auf Schultern und Rücken, vor ihr ſtehend.

Ein Bild aus einem Grabe an den Pyramiden bringt uns zwei Arbeiter, welche mit der Politur eines Bettgeſtelles beſchäftigt ſind, zur Anſchauung, wobei ſich aber ein Gerichtsdiener befindet, der den einen mit dem Stocke ſchlägt.

Bei Roſellini (m. c. 124.) iſt dargeſtellt, wie die Gerichtsdie-

ner einen Menſchen erdroſſeln; zwei halten ſeine Hände, zwei den Strick, den ein anderer um ſeine Gurgel ſchlingt, indem er das Kniee auf ſeine Bruſt ſtämmt.

So finden wir denn in Aegypten das Privateigenthum ſo wie die Perſon gegen feindliche Angriffe geſchützt, die Staatsabgaben geordnet und alles in einem Zuſtande der Regelmäßigkeit.

Verkehr und Handel

war in dem alten Aegypten ſehr blühend und es war demſelben die Aufmerkſamkeit der Geſetzgeber, wie wir oben geſehen haben, in hohem Grade zugewendet. Das ſchriftliche Verfahren, welches wir bei der Verwaltung der Provinzen, bei der Rechtspflege gefunden haben, gab dem Handel eine gewiſſe ſichere Baſis.

Dieſe Schreibſeligkeit brachte aber auch eine gewiſſe Umſtändlichkeit in den Verkehr, welche allerdings ihren guten Grund in dem Charakter der Nation hatte, die, gleich den Beduinen (C.-G. IV. 173.), im Handel unendlich verſchmitzt und ſchlau war und ſtets die größte Luſt hatte, vortheilhafte Geſchäfte zu machen. Man brauchte Zeugen über Zeugen, um in der Sache ja recht ſicher zu gehen, und die noch vorhandenen Käufe und Contracte, wenn auch aus der griechiſchen Zeit, geben dafür die triftigſten Belege.

Solche Käufe und Contracte begannen mit dem Namen des regierenden Königs; es folgten die Namen des Gerichtspräſidenten und des Beamten, der die Urkunde abfaßte. Dann beginnt der Kaufcontract mit dem Namen des Verkäufers, ſeiner Perſonalbeſchreibung ſowie Verwandtſchaft; es folgt Ausdehnung und Beſchaffenheit des Grundſtückes, deſſen Lage und Gränzen; es ſchließt mit dem Namen des Käufers, ſeiner Verwandtſchaft und Perſonalbeſchreibung, nebſt der Kaufſumme. Der Verkäufer gelobt dann, jenen im ungeſtörten Beſitz zu laſſen, und es werden noch andere Zeugen beigefügt. Zuweilen erkennt der Verkäufer den Kauf in folgenden Formeln an: „Alle dieſe Dinge habe ich Dir verkauft, ſie ſind Dein, ich habe von Dir die Kaufſumme dafür erhalten und mache nun fernerhin keinen weitern Anſpruch an Dich, und wenn Dich Jemand in Deinem Beſitze ſtören will, ſo will ich mich dagegen ſetzen; auch will ich, wenn es nicht anders gehen ſollte, ernſte Mittel deßhalb ergreifen, oder auch ich will Dich dafür ſchadlos halten.“ Wilkinſon theilt ebenfalls aus Young einen vollſtändigen Kaufcontract aus der Zeit des Ptolemäus und der Cleopatra mit, welchen ſechszehn Zeugen unterſchrieben haben. Eben ſo viele Zeugen kamen bei Verträgen vor, welche eine Summe von 400 Kupferſtücken betreffen.

Urſprünglich war der Handel und Verkehr der Aegypter unter

*) Wilkinſon II. 53. nach Young hieroglyphic literature p. 70 ff.

ſich und mit den Nachbarn bloßer Tauſchverkehr in wirklichen Producten und Waaren, allgemach mußte ſich aber ein Medium finden und es hat in Aegypten gewiß ſchon in ſehr früher Zeit eine Art Geld gegeben*), was in edlem, werthvollen Metall beſtand, dem der Staat eine beſtimmte Geſtalt gab.

Dieſes Geld beſtand in goldenen und ſilbernen Ringen**), wie ſie noch jetzt in Sennar und den benachbarten Gegenden geführt werden. Wilkinſon (II. 11.) weiſt ihr Vorhandenſeyn aus den Denkmälern nach; da ſich jedoch kein derartiges baares Geld in den Städtetrümmern, Tempeln und Gräbern vorgefunden, weiß man auch nicht, ob dieſe Goldringe mit irgend einem Gepräge, Wappen oder Zahl- und Schriftzeichen verſehen waren, um ihnen allgemeine Anerkennung zu verſchaffen. Es wurde übrigens das Geld gewogen und inſofern war, wenn anderweit das Metall ſelbſt nicht verfälſcht war, eine Prägung minder nothwendig. Für den kleinen Verkehr auf den Märkten, für Auszahlung der Tagelöhne an Schiffer, Viehtreiber, Handarbeiter, Laſtträger war eine Art Scheidemünze gewiß vorhanden, wenn wir auch nicht wiſſen, worin ſie beſtanden; die ſogenannten Scarabäen aus glaſirtem Steingut, namentlich aber auch jene viereckigen, zum Theil mit Regentennamen bezeichneten durchbohrten Platten aus demſelben Stoff dürften noch am eheſten dazu gedient haben; ſie kommen in ſehr großer Maſſe vor. Die Durchbohrung, um ſie in gewiſſer Anzahl in größerer Menge anreihen zu können, ſpricht wohl für dieſe Anſicht, da ja auch die Chineſen ihre Scheidemünze aus Kupfer anreihen.***)

Die Gewichte und Waagen erſcheinen oft in den Denkmälern; letztere haben große Aehnlichkeit mit unſern Standwaagen; bei Roſellini (m. c. LII.) und Wilkinſon (II. 10.) ſehen wir mehrere. Die Waage iſt mannshoch, ein beweglicher Querbalken trägt an jeder Seite an drei Stricken eine Waagſchale; neben der einen ſtehen in einem Behälter die zu wiegenden Gegenſtände, neben der andern die Gewichte, welche meiſt in liegenden Thierfiguren, namentlich Schafen, beſtehen. Oben in der Mitte des Waagebalkens ſitzt ein Hundsaffe, von deſſen Fuße die Zunge der Waage herabhängt, welche ein Mann ſorgſam beobachtet. So ſind auch die Waagen beim Todtengericht in den Todtenbüchern beſchaffen (z. B. Lepſius S. 50. Roſellini II. 288. Champollion Figeac Eg. anc. S. 282).

Die Waagen ſtanden jedenfalls unter der öffentlichen Aufſicht, eben ſo wie Maas und Gewicht für trockene und flüſſige Dinge, da,

---

*) Vgl. damit C.-G. III. 321. und oben die aztekiſche Münze S. 77.

**) Die galliſche Münze waren ebenfalls Ringe.

***) Ob ſich die bei Diodor (I. 78.) erwähnten Falſchmünzer auf die metallenen Münzen oder die andern ſiegelartigen Münzen beziehen, dürfte noch näher zu erörtern ſeyn. Vgl. Champollion Figeac l'Egypte S. 232.

wie wir oben ſahen, das Geſetz ſich deſſelben angenommen hatte und Fälſcher beſtrafte.

Der Verkehr und Handel des alten Aegyptens beſchränkte ſich vornehmlich auf das Inland und war ſehr bedeutend; er beſtand in Getreide, Eiern, Linnen, Baumwolle, Töpferwaaren, Lederarbeiten und was ſonſt im Lande erzeugt und verbraucht wurde.

Aber es fand auch nach Außen ein nicht unbedeutender Verkehr ſtatt, durch welchen der Ueberfluß an den Landeserzeugniſſen in die Fremde geführt wurde, worunter das Getreide und die Linnenwaaren*) obenanſtehen; ſpäter kam das Glas dazu. Aus der Fremde aber bezog Aegypten das, was das Land verweigerte; ſo erhielt es aus dem Süden Elfenbein, Gold, Sclaven, aus Arabien koſtbare Räucherwerke, aus Indien Gewürze, aus Griechenland und Phönicien Weine, aus den africaniſchen Wüſten Salz. Nebenbei kamen koſtbare Thierfelle, namentlich von Panthern, dann Straußen- und andere Federn, die zum Schmuck der Fächer und Sonnenſchirme gebraucht wurden, ferner feine Hölzer zum Bau der Häuſer und Anfertigung der Hausgeräthe, ſo wie das zu der Bereitung der Mumien nothwendige Erdharz und der Cedernholzeſſig aus dem Auslande.**) Ja wir ſahen oben, daß ſogar Producte des fernſten Oſtens, wie chineſiſche Porzellangefäße, nach Aegypten gelangten, ſey dieß nun über Indien oder zu Lande über die Steppenwege und die Emporien am ſchwarzen und caspiſchen Meere geſchehen.

Der Verkehr im Binnenlande fand meiſt auf dem Nil ſtatt und nicht allein des Ackerbaues wegen, ſondern auch um dem Verkehr eine ſichere Baſe anzuweiſen, hatte ſchon ſeit alter Zeit eine Regulirung des Fluſſes Statt gefunden. In Oberägypten, dem Theile des Landes, welcher am früheſten cultivirt war, bedurfte es keiner großen und künſtlichen Anſtalten, um den Strom dem Lande dienſtbar zu machen, wohl aber war dieß im Niederlande der Fall. Mit dem Vorſchreiten der Landescultur von Süden nach Norden begann auch die Cultivirung deſſelben, denn die Ufer werden flacher, der Gang des Waſſers langſamer, die Geſchiebe, Sand und Schlamm kommen daher eher zur Ruhe und mindern die Kraft der Strömung. Wie überall, z. B. in der toscaniſchen und römiſchen Maremma, wo ein Strom aus den Gebürgen in die See geht, bilden ſich an der Gränze des ſüßen und des ſalzigen Waſſers Sümpfe, welche eine Fülle von Rohr- und andern Waſſerpflanzen erzeugen, die Mündung aber immer mehr einengen und eine der menſchlichen Geſundheit überaus feindſelige Luft hervorbringen.

*) Herodot III. 105. Dazu Heerens Ideen S. 580 ff. Rosellini m. c. III. 158.

**) Die Cedernhölzer und die daraus bereiteten chemiſchen Producte kamen aus Kleinaſien, wo ſie bekanntlich einheimiſch ſind.

Die anwachſende Bevölkerung drängte ſich dem Laufe des Fluſſes nach und der roheſte Theil der Bevölkerung wurde bei dieſem Drange vorangeſchoben. Daher finden wir in den Niederungen die Hirten. Je mehr nun die Bevölkerung zunahm, deſto koſtbarer wurde der Fruchtboden. Es galt denſelben ebenfalls zu mehren, indem man den Strom an Puncte hinleitete, wo er durch ſein Waſſer nutzen konnte, alſo durch Canäle, und ihn von dem Fruchtboden abhielt, wo er ſchaden konnte, oder da feſthielt, wo man ſeiner bedurfte, alſo durch Dämme. Der Nil fließt zuvörderſt bis fünfzehn deutſche Meilen vor ſeinem Eintritt in das Meer als eine einzige Waſſermaſſe dahin; hier aber, bei Kerkaſoros, theilt er ſich zuvörderſt in zwei Hauptarme, von denen zwei, die kanobiſche im Weſten und die peluſiſche im Oſten, die vornehmſten Mündungen waren. Das dazwiſchenliegende, von den Griechen bekanntlich das Delta genannte Land wurde theils durch natürliche, theils durch künſtliche Stromzweige vielfach getheilt, von denen noch fünf als Hauptmündungen galten, ſo daß man im Ganzen von ſieben ſchiffbaren Mündungen des Nil ſpricht;*) jene fünf waren nach den an ihnen gelegenen Städten benannt von Oſten nach Weſten die tanitiſche, mendeſiſche oder bubaſtiſche, phatniſche oder bukeliſche, ſebennitiſche und bolbitiniſche. Sie waren von dem Strome ſelbſt angegeben, durch die Kunſt aber geregelt, indem man parallel mit denſelben noch andere Waſſerbetten angebracht, auch einige, namentlich im weſtlichen Theile, durch Zwiſchen- und Quercanäle unter ſich in Verbindung geſetzt hatte. So war alſo dem Waſſer ein regelmäßiger, ſicherer Ausgang bereitet.

Ein anderer großer Canal war von der peluſiſchen Mündung in das rothe Meer gegraben, welchen Nekos, der Sohn des Pſammetich, angelegt, Darius fortgeſetzt und Ptolemäus der Zweite vollendet hatte. (Diodor I. 33. und Strabo XVII. 1.)

Längs der Weſtſeite des Fluſſes von Diospolis (25½ Grad n. Br.) bis zu dem See Mareotis zog ſich ein großer Canal hin, welcher mancherlei Abzweigungen hatte, die zum Theil mit dem Fluſſe ſelbſt wieder in Verbindung ſtanden und zuvörderſt (im 30. Grade) den See des Möris ſpeiſeten. Strabo's Anſicht, daß dieſer See urſprünglich ein Theil des mittelländiſchen Meeres geweſen, aber bei der Aufhöhung zurückgeblieben ſey, iſt nicht unwahrſcheinlich, obſchon die Sage berichtet, daß er ein Werk der Kunſt ſey. Herodot (II. 149.) meldet, daß der See im Umfang 3600 Stadien und in ſeiner größten Tiefe fünfzig Klaftern gehabt habe. Er erſtreckte ſich von Norden nach Süden und war lang hingeſtreckt. Mitten im See war eine Inſel, auf welcher zwei Pyramiden ſtan-

*) S. die geſammelten Stellen der Alten in Sicklers Geogr. II. 589. Darunter beſ. die genaue Beſchreibung der Mündungen bei Strabo XVII. I.

den, deren jede fünfzig Klaftern über das Waſſer hervorragte und eben ſo tief auch unter den Spiegel hinabreichte. Auf beiden thronenten ſteinerne Statuen. Das Waſſer ward durch einen Canal aus dem Nil hereingebracht,*) ſo daß während der Nilüberſchwemmung der Waſſerſtand des Sees am höchſten war. Er bildete alſo einen Binnenſee, der etwa eine halbe Tagereiſe von Memphis entfernt war und einen Marktplatz für die am Ufer liegenden Ortſchaften darbot.

Nördlich vom Mörisſee, zunächſt der kanobiſchen Mündung, war der See Mareotis, eigentlich ein von Canälen durchzogener Sumpf von $3\frac{1}{2}$ geogr. Meilen Länge und $1\frac{3}{4}$ geogr. Meilen Breite. Auch auf der Oſtſeite des Delta's gab es ähnliche Seen.

Auf ſolche Weiſe war die Waſſermaſſe des Nils durch das ganze Land verbreitet und genöthigt, der Bevölkerung auch als Handelsſtraße zu dienen. Durch Dämme und Schleußen und fortwährende aufmerkſame Beobachtung, wozu die Nilmeſſer, die von der Inſel Elefantine an den Fluß begleiteten, beſonders dienten, erhielt man dieſe Waſſermaſſe ſtets im Zaume.

Die zahlreichen Canäle, ja der Nil ſelbſt, als Aegyptens Hauptwaſſerſtraße, machten Landſtraßen überflüſſig und es gab daher nur kleine Fußſteige. Eben ſo überflüſſig waren die Brücken, welche die jährliche Ueberſchwemmung ohnehin ſtets zerſtört haben würde. Dennoch finden wir (Rosellini m. st. 50.) im Triumphe des Königs Menephtah I. eine Brücke dargeſtellt. Allein dieß war wohl kaum etwas anderes als eine Schiffbrücke, die für den Zweck des Triumphes eigens errichtet war.

An die Ufer des Nils lehnten ſich nun die zahlreichen Städte und Ortſchaften, von denen Theben, Memphis und Sais die berühmteſten waren. Die Geſammtzahl der beträchtlichen Städte und Flecken in den ältern Zeiten des ägyptiſchen Reiches giebt Diodor (I. 31.) auf achtzehntauſend, unter Ptolemäus Lagus aber auf dreißigtauſend, die Einwohnerzahl auf ſieben Millionen für die Blüthezeit, auf drei Millionen zu ſeiner Zeit.

Der Verkehr nach Außen wurde von der Prieſterſchaft nicht gern geſehen. Geſtattete nun auch das Bedürfniß keine vollkommene Abſchließung nach Außen, ſo gab man doch ſelten den Eingebornen Erlaubniß, eine Reiſe ins Ausland zu unternehmen, ja man ſuchte ihnen durch Glaubensartikel dieſelbe möglichſt zu verleiden. Die Prieſter bezeichneten Oſiris als Nilſtrom, die Iſis als Erde und den Typhon als die See, welche den Nilſtrom verſchlingt. Den Untergang des Nil beklagten ſie in Liedern und ſie verabſcheuten das Meer, wie das Salz, welches ſie Schaum des Meeres nannten. Sie

*) Jomard mémoire sur le lac de Moeris comparé au lac du Fayoum in der descr. de l'Egypte VI. 154. ſo wie für die ältere Literatur Allgem. Welthiſtorie. D. v. Baumgarten I. 409.

Digitized by Google

ſprachen daher mit keinem Steuermann, weil dieſer auf der See fährt und ſeinen Unterhalt davon zieht, ſtellten kein Salz auf ihren Tiſch und verabſcheuten die Fiſche. Den Haß drückten ſie durch das Bild eines Fiſches aus. (Plutarch Iſis und Oſiris. C. 32.) So ſuchten ſie durch Lehren, welche ſie der Jugend einprägten und jedenfalls ausführlich und zweckmäßig weiter ausführten, den Eingebornen an ſeine Heimath zu feſſeln. Sie unterſtützten dieſe Geſinnung durch die Verachtung, womit ſie ihre Zöglinge gegen den Fremden erfüllten; dieſe Verachtung mußte dadurch unterhalten werden, daß alle Ausländer, welche nach Aegypten kamen, von den Prieſtern ſehr eingeſchränkt gehalten und übermüthig behandelt wurden, daß die Reiſenden ſelbſt eine außerordentliche Ehrfurcht gegen die Prieſter, deren Werke und Lehren offenbarten und ſie ſo in ihrem Dünkel noch beſtärkten. Ferner hatten die Prieſter ihre Zöglinge an eine Lebensweiſe und an Formen und Ceremonieen gewöhnt, die ſie im Auslande kaum durchführen konnten. Sie hatten aber ihre Zöglinge mit jener knechtiſchen Furcht vor den Strafen für ſolche Uebertretungen erfüllt, wie wir es nur bei den Südſee-Inſulanern, Mexicanern und andern von der theokratiſchen Ariſtokratie unterjochten Nationen immer finden.

So kam es auch, daß die Aegypter keine Seeſchiffe und keine Schifffahrt hatten, da die Prieſter wohl einſahen, daß nichts geeigneter iſt, den menſchlichen Geiſt aus den Feſſeln des Aberglaubens zu befreien, als das Leben auf der freien See. Dazu kam aber noch, daß die Aegypter kein Bauholz für große Seeſchiffe hatten und daß es den Seehandel treibenden Nationen jener Zeit eben recht war, daß die Aegypter keine Concurrenz mit ihnen eröffneten.

Von Seiten der ohnehin mit der Prieſterſchaft innig zuſammenhängenden Staatsgewalt wurde der Verkehr mit dem Auslande eben nicht ſehr begünſtigt, weil die leichtgeſchaarten Beduinen im Oſten von Unterägypten durch gebahntere Wege zu wiederholten Einfällen verleitet werden konnten. Dazu kam, daß die Seefahrer jener Zeit meiſt arge Seeräuber waren — und ſo hielt ſich Aegypten möglichſt lange auf den Seiten gegen das Ausland verſchloſſen, von wo es feindſeligen Einfluß zu befürchten hatte. Gegen Süden und Oſten hin fand dagegen der früheſte Handelsverkehr ſtatt, der durch Caravanen betrieben wurde.*)

So führte eine Straße von Theben nach dem Lande der Garamanten oder Feſſan und von da in das Gebiet von Carthago und zu den Atlanten. Die Waaren wurden durch die Nomaden in

*) S. Heeren über die Handelswege des alten Africa in ſ. Ideen Th. II. 2. S. 437. Dazu Rozière de la géographie comparée et de l'ancien état des côtes de la mer rongo considerées par rapport au commerce des Egyptiens dans les différens ages in der descr. de l'Egypte VI. 251. ff.

ziemlicher Regelmäßigkeit geführt. Eine zweite Haupthandelsſtraße ging von Theben nach Aethiopien über Meroe. Eine dritte erſtreckte ſich von Oberägypten nach dem arabiſchen Meerbuſen, eine vierte von Meroe nach derſelben Richtung. Die fünfte Handelsſtraße war die von Memphis nach Phönicien.

Indeſſen richtete doch ſchon Necho, im 7. Jahrh. v. Chr. Geb., ſeine Aufmerkſamkeit auf die offene See. Sein Vater Pſammetich hatte ſich mit Hülfe griechiſcher Seeräuber zum Herrn von Aegypten gemacht und ihnen eine Niederlaſſung im Delta gewährt. Necho war denſelben nicht minder freundlich geſinnt und er lenkte den Blick auf das Ausland. Er faßte den Plan, das rothe Meer mit dem Mittelmeere zu verbinden, wurde jedoch von der Prieſterſchaft durch eine Weiſſagung darin unterbrochen. Für dieſen Zweck hatte er eine Voruntersuchung veranſtaltet und dadurch eine Umſchiffung von Africa bewirkt. Allein erſt unter dem trinkluſtigen und fröhlichen Amaſis, der durch ſeine frohe Laune gegen die düſtern Lehren der Prieſterſchaft gewappnet war, kam der Verkehr mit den Ausländern auf der Seeſeite in lebhaften Gang. Er wies die Stadt Naukratis am kanobiſchen Arme des Nils zu ihrem Aufenthaltsorte an, wenn ſie ſich häuslich niederlaſſen wollten, und geſtattete den griechiſchen Staaten an gewiſſen Orten Tempel zu gründen, eine Gelegenheit, die dieſe auch mit großer Begierde ergriffen; die Beſchränkungen, welche anfangs auferlegt wurden, verſchwanden allgemach und der Verkehr belebte ſich ſo ſehr, daß der Wohlſtand Aegyptens ſich ſchnell hob. Damals, ſagt Herodot (II. 177.), ſoll Aegypten im höchſten Segen geſtanden haben, ſowohl in dem was der Fluß dem Lande, als was das Land dem Menſchen leiſtet, und es habe im Ganzen zwanzigtauſend Städte gehabt.

So trat denn Aegypten in die Reihe der Staaten, welche um die Ufer des mittelländiſchen Meeres gereiht Producte und Ideen austauſchten. Wir werden ſpäter auf die Folgen zurückkommen, welche dieſe Verhältniſſe mit ſich führten.

Das Kriegsweſen

des alten Aegyptens beruhte in ſeiner Kriegerkaſte, welche, wie wir oben ſahen, den dritten Theil des Landes als ihre Domaine beſaß und die mit der Prieſterkaſte zuſammen die Erbariſtokratie des Landes bildete. Die Kriegerkaſte ſtammte urſprünglich von den Helden her, welche das Land der paſſiven Urbevölkerung abgenommen hatten und für ihre Dienſte mit jenen Ländereien belohnt worden waren, jedoch auch die Verpflichtung hatten, immerfort zum Schutze des neuen Vaterlands bereit zu ſeyn. Es iſt dieß ein Verhältniß, welchem wir noch öfter begegnen werden, wie wir denn Aehnliches bereits in der Südſee und in Mexico gefunden haben. Die ägyp=

tiſche Kriegerkaſte *) theilte ſich in zwei Abtheilungen, die Hermotybier und die Kalaſirier, welche gewiſſe Diſtricte des Landes inne hatten. Die erſteren waren in der Zeit ihrer größten Macht einhundertſechzig, die letzteren aber zweihundertfünfzig Tauſend Mann ſtark. Keiner von ihnen durfte ein Handwerk lernen und ihre Beſtimmung war der Krieg, welche vom Vater auf den Sohn erbte. Sie wurden auch demgemäß erzogen, wie wir denn auch in den Denkmälern junge Leute finden, welche ſich im Pfeilſchießen nach der Scheibe üben. Diodor bemerkt, daß die übrigen Kaſten nicht in körperlichen Uebungen unterrichtet wurden, ja daß man es gefährlich hielt und nachtheilig für ihre Geſundheit. Die ganze Waffenkenntniß war alſo in der Kriegerkaſte einheimiſch.

Die Kreiſe der Hermotybier waren die von Buſiris, Sais, Chemmis, Papremis, die Inſel Proſopitis und halb Natho; die der Kalaſirier waren Theben, Bubaſtis, Aphthis, Tanis, Mendes, Sebennys, Athridis, Pharbathis, Thmuis, Onuphis, Anyſis und Myekphoris oder die der Stadt Bubaſtis gegenüberliegende Inſel.

Jeder dieſer Krieger hatte zwölf auserleſene Felder ſteuerfrei, deren jede Seite hundert Ellen lang war. Jährlich mußten tauſend Mann von jeder Abtheilung an den Königlichen Hof als Leibwache ziehen. Dieſe bekamen jeder täglich fünf Minen Gebäck, zwei Minen Rindfleiſch und vier Aroſteren Wein, was etwa eine Kanne macht.

Dieß war die Kriegsverfaſſung der alten Aegypter, deren Hauptmaſſe, wie wir ſahen, in Unterägypten, der ſchwächſten Seite des Reiches lag. Zugleich hatte man ſie dadurch von denjenigen Gegenden entfernt, welche der vornehmſte Sitz der höhern Landescultur waren, und ihnen Ländereien angewieſen, welche indeſſen für die Erzeugung der Lebensbedürfniſſe ſehr fruchtbar waren.

Als nun Seſoſtris ſein großes Heer von 670,000 Mann ausrüſtete, reichten dieſe Truppen nicht aus; er warb alſo Männer von vorzüglicher Stärke an, theilte dieſelben in Abtheilungen und ſetzte dieſen über ein tauſend ſiebenhundert geübte Krieger als Führer vor. (Diodor I. 64.) Seſoſtris theilte auch das Land in Kreiſe und gab nachher denen, welche mit ihm gekämpft hatten, Land zur Belohnung.

Nun fragt es ſich — ſind die obengenannten Hermotybier und Kalaſirier erſt zur Zeit des Seſoſtris als Kriegerſtand ins Leben gerufen worden, oder ſtammt dieſe Einrichtung aus früher Zeit? Im Weſentlichen bleibt ſich indeſſen die Sache freilich ganz gleich. Ja die Thatſache, daß Pſamentich ſpäterhin die griechiſchen Seeräuber, welche ihn unterſtützt, mit Lande belohnte, iſt im Grunde nur eine Wiederholung derſelben Erſcheinung.

*) Herodot II. 164. ff. Dazu Heeren, Ideen II. 2. 134. Wilkinſon I. 282.

Wir haben alſo hier wie in Mexico eine Art *ſtehenden Heeres*, das zum Schutze des Landes gegen äußere Angriffe diente und deßhalb an den ſchwächſten Puncten deſſelben ſeine Garniſon hatte. Ueber die Verfaſſung, Beginn und Dauer der Dienſtzeit haben wir keine Nachrichten, wohl aber theilt Diodor (I. 78.) uns ein Bruchſtück des *Kriegsgeſetzes* mit: Das Kriegsgeſetz beſtimmt denen, die ihre Fahnen verlaſſen oder den Befehl ihres Anführers nicht erfüllen, nicht den Tod, ſondern die äußerſte Schande; wenn ſie aber in der Folge die Schande durch Tapferkeit wieder austilgten, ſo erhielten ſie ihre vorige Ehre wieder. Dieß geſchah theils deswegen, weil der Geſetzgeber die Schande zu einer größern Strafe machen wollte als den Tod, damit er alle daran gewöhnen möchte, die Schande für das größte Uebel zu halten; theils weil er glaubte, daß die Hingerichteten dem Publicum nichts nützen könnten, da hingegen die unehrlich gemachten viel Gutes bewirkten, aus Begierde wieder ehrlich zu werden.

Diodor giebt freilich nicht an, in welcher Weiſe die Pflichtvergeſſenen geſtraft wurden, ob körperliche Züchtigung, oder ob Degradation, Verſetzung oder irgend eine andere Art von Ehrenſtrafe angewendet wurde.

Die Denkmäler bringen in dieſer Beziehung keine Erläuterung, wohl aber zeigen ſie uns, wie die Mitglieder der Kriegerkaſte ſich übten. (Roſellini m. c. Taf. CXI.—CXVI.) Wir ſehen alle Arten des Ringens, das in der alten Welt beim Kampfe im Handgemenge, wo Mann gegen Mann focht, von beſonderer Wichtigkeit war. Die Ringer ſind bis auf einen um die Lenden geſchlungenen Gurt ganz nackt; wir ſehen ſie ſtets paarweis und das Hauptbemühen iſt offenbar den Gegner vorzüglich durch Wendungen, Handgriffe und Fußſtellungen zu Boden zu werfen.

Die ägyptiſche Kriegsmacht beſtand aus den beiden Abtheilungen der Kriegerkaſte oder den einheimiſchen Truppen und den Bundesgenoſſen. In Bezug auf ihre Bewaffnung theilte ſie ſich in die Infanterie und die Streitwagen, denn die Reiterei, welche in früher Zeit vorhanden war und deren Seſoſtris 24,000 Mann hatte, kam in Wegfall, nachdem das Land durch die zahlreichen Canäle für Pferde minder zugänglich geworden. Man ſieht freilich nicht ein, wie die Streitwagen, deren jeder noch mit zwei Pferden beſpannt war, die Hinderniſſe überwinden konnten, welche der Reiterei unüberſteiglich waren. Indeſſen iſt gewiß, daß auf den Denkmälern faſt gar keine Reiter, und die wenigen, welche vorkommen, in den Schaaren der Feinde erſcheinen *).

Die *Infanterie*, theils leichte, theils ſchwere, war in Schaa-

*) Die Beweiſe bei Wilkinſon I. 289., der ebenfalls die bibliſchen Stellen anführt, welche der Reiter erwähnen.

Digitized by Google

ren abgetheilt, welche regelmäßig in Gliedern von bedeutender Tiefe aufmarſchirten, wie wir denn in den thebaniſchen Bildern *) eine Schaar Speermänner erblicken, welche in acht Pelotons je zu eilf Mann erſcheinen. Dieſe Speerträger fochten in Maſſe und bildeten den Kern der Infanterie, wie etwa unſere Musketiere. Dieſe Infanterie führte lange Spieße, große, den halben Mann bedeckende Schilde, welche die Form eines mitten quergetheilten Ovals hatten, die Rundung nach oben, und noch eine kurze Waffe, wenn ſie ins Handgemenge kamen.

Wir finden nun aber auch Infanterie mit Schwertern und Rundſchilden, welche nicht in ſolchen Maſſen auftrat und wahrſcheinlich als leichte Truppen für die Eröffnung des Kampfes, zum Recognoſciren und zu derartigem Dienſte verwendet wurde.

Ferner bemerken wir auch Infanterie mit Bogen und Pfeil ohne Schild, aber mit Streitaxt, kurzem krummen Schwert oder Stab bewehrt. Sie kommt ebenfalls in kleinen Haufen vor (Roſellini m. c. CXXIV.).

Endlich ſehen wir die zweiſpännigen Streitwagen, deren jeder einen Roßlenker und einen Bogenſchützen trägt.

Der Anführer des ganzen Heeres war der König, der auf dem Streitwagen ſteht und auch ſelbſt als Bogenſchütz am Kampfe Theil nimmt. Die einzelnen Heerhaufen wurden durch Oberſte, Hauptleute, Schaar- und Zugführer geleitet, deren beſonderen Beruf und Namen wir nicht kennen; es läßt ſich jedoch erwarten, daß dieß Alles ſehr genau und zweckmäßig geordnet war.

Die verſchiedenen Abtheilungen hatten verſchiedene Feldzeichen, deren die Denkmäler eine große Mannichfaltigkeit darbieten und die zum Theil in Thiergeſtalten, Krokodilen, Rehen, Vögeln, zum Theil in anderweiten heiligen Sinnbildern beſtehen. Diodor (I. 86.) bemerkt als Urſache der ſo großen Verehrung, welche die Aegypter den Thieren erweiſen, die Dankbarkeit. Die zweite Urſache, welche man angiebt, ſagt er, iſt, daß die Aegypter ehemals, wegen der Unordnung in ihrem Kriegsheer, in vielen Schlachten von ihren Gränznachbarn überwunden worden und deswegen auf den Einfall gekommen wären, ein Signal vor der Fronte der Heerſchaaren zu führen. Sie hätten alſo Bilder derjenigen Thiere gemacht, welche ſie jetzt verehren, ſolche auf Speere geſteckt, welche die Anführer getragen hätten, und hierdurch hätte nun jeder erkennen können, zu welcher Heerſchaar er gehöre.

Dieſe Feldzeichen, deren wir auch bei den Azteken gefunden haben, ſehen wir theils in der Hand der Infanterieführer, theils auch an den Streitwagen befeſtigt. Bei den Soldaten aus der Kriegerkaſte

*) Wilkinſon I. 293. Roſellini m. c. XCV. CVI. CVII.

bezogen ſie ſich wahrſcheinlich auf ihre Standquartiere und ſtellten die Wappen derſelben dar *).

Da im Schlachtgewühl der Feldherr nicht im Stande iſt, mit ſeiner eignen Stimme den Gang der Bewegungen zu leiten, ſo bediente man ſich, wie eben auch bei den Mexicanern, gewiſſer Inſtrumente, namentlich der Trompete und der Trommel, die übrigens nothwendig iſt, um eine marſchirende Schaar in gleichmäßigem Schritt zu erhalten. Daß die Aegypter gleichen Tritt beobachteten, ſehen wir ganz deutlich aus den Schlachtgemälden. Die Trompete war aus Metall, vielleicht vergoldetem Kupfer oder Bronze (Roſellini m. st. XCV CII. Wilkinſon I. 291.). Der Trompeter war unbewaffnet, eben ſo wie der Trommelſchläger, der für gewöhnlich ſein Inſtrument über dem Rücken hängen hatte (Roſellini m. st. CXVI. 4.), wenn er aber ſie ſchlug, was mit beiden Händen geſchah, ſo hing ſie ihm quer über den Leib. Die Trommel war aus Holz und hatte die Geſtalt eines an beiden Enden abgeſchnittenen Cylinders (Wilkinſon II. 260. ff.). Außerdem wurden auch im Heere eine Art Klapper oder Becken angewendet, die vielleicht in der Art der chineſiſchen Tamtams aus Metall waren (Wilkinſon II. 260).

Die Aufſtellung der ägyptiſchen Heere ſcheint aus dem großen Schlachtgemälde an der nördlichen Wand der Grabhöhle von Ipſambul, welches eine der Thaten des König Ramſes III. darſtellt, hervorzugehen. Wir ſehen die ſchwere Infanterie in mehrern Reihen aufmarſchirt und hinter und vor ihnen Streitwagen. Wahrſcheinlich eröffnete die leichte Infanterie den Kampf, die ſchwere Infanterie rückte in ſehr tiefer Schlachtordnung nach, ſodann aber öffneten ſich die Pelotons und die Streitwagen fuhren hindurch und hinaus ins Schlachtfeld.

Der Feldherr ſelbſt, umgeben von ſeiner ſchöngekleideten Garde, wirkte nicht blos durch ſeine Befehle, welche ſeine Adjutanten und Signaliſten an die betreffenden Stellen beförderten, ſondern namentlich auch durch ſein Beiſpiel, ſein tapferes Einſtürzen auf den Feind und durch Zuruf. Wir ſehen ſo Ramſes III. auf ſeinem Streitwagen Bogen und Pfeil handhabend, dann auch die Schlachtſichel und die Streitart ſchwingend, nachdem er den Feind ereilt, dem er dann den Kopf vom Rumpfe ſchneidet.

Es iſt verhältnißmäßig nur Weniges und Unſicheres, was wir über die Verfaſſung, Verpflegung und Gliederung, über die Transportmittel, die Art der Lagerung der alten ägyptiſchen Heere wiſſen.

*) Roſellini m. c. CXXI. und Wilkinſon I. 294. haben ſolche Feldzeichen zuſammengeſtellt. Letzterer hat deren 19 Stück. Es iſt vielleicht zufällig, daß dieſe Anzahl mit den 18 Standquartieren der Kriegerkaſte übereinkommt, wo dann das 19. bei Wilkinſon mit N. 17. bezeichnete Zeichen als die große Fahne des geſammten Heeres gedeutet werden könnte.

Mehr Auskunft geben uns die Denkmäler über die **Bewaffnung** derſelben.

Der ägyptiſche Soldat war wie der mexicaniſche nur ſehr leicht bekleidet, da ſchon das Clima eine dichte und die Glieder verhüllende Kleidung unerträglich und überflüſſig machen mußte. Der gemeine Soldat ging barfuß, er erſcheint auf allen Bildern ohne Sandalen oder Schuh. Um den Leib trug er die breite, vorn übergeſchlagene Binde, in deren Form und Farbe jedoch ziemliche Mannichfaltigkeit, je nach der Waffengattung, zu welcher er gehörte, geherrſcht zu haben ſcheint. So ſehen wir (bei Roſellini m. c. CXVII.) Bogenſchützen mit dunkelrothen Schürzen, welche mit einer ſchwarzen Schnur gegürtet ſind, an welcher vorn acht ſchwarze Kugeln herabhängen. Um die Bruſt haben dieſelben Schützen lichtgelbe Bandeliere, die einen Gurt bilden, oberhalb deſſen ſie über die Schultern reichend ſich kreuzen, etwa wie bei unſerer mit Seitengewehr und Patrontaſche bewaffneten Infanterie. Sie gehen barfuß.

Dem ähnlich iſt die Tracht der ſchweren Infanterie; auch ſie erſcheint barfuß und in kurzem Schurz; Bruſt, Arme und Rücken ſind bloß. Eine Abtheilung derſelben (bei Roſellini m. st. CXXX.) hat jedoch den Unterleib durch ein langes ſchmales dreiſeitiges Blatt geſchützt, das aus feſtem Stoff, etwa Leder, gemacht zu ſeyn ſcheint. Einige Truppen führen ein Trageband, was von der rechten Schulter herabgeht und den Schurz am Gurt feſthält. Dann finden wir auch Bogenſchützen mit längeren, faltigen Kleidern, ſo wie die Garden unmittelbar in der Nähe des königlichen Kriegswagens in ſchönen Waffenröcken einherſchreiten, dergleichen auch die Soldaten auf den Kriegswagen führten.

Einige Truppen, namentlich die Wagenmänner, führen **Panzer**, welche zweierlei Art ſind. Die erſte bedeckte nur Bruſt und Rücken und beſtand aus ſchmalen Schienen, welche horizontal Bruſt und Rücken umfaßten. Die anderen aber beſtanden in langen bis auf die Knie reichenden, Schultern und Nacken umſchließenden ſchmalen, buntgemalten Schienen, welche wie Dachziegel auf das Kleid geheftet waren (ſ. unſere Taf. VII. 4.). Dieſe Schienen waren aus Metall und mit Bronzenägeln auf dem darunter befindlichen Stoff befeſtigt *). Die Reihen der Schienen, die nicht über einen Zoll Breite und etwa drei Zoll Länge hatten, waren abwechſelnd grün, roth, gelb und blau gemalt. Der Stoff, auf welchen ſie genietet waren, konnte kaum etwas anderes als Leder ſeyn. Der Panzer beſtand aus zwei Theilen, dem hinteren und dem vorderen, die an der Seite zuſammengebunden wurden. Im Orient ſo wie in Deutſchland im 14. und 15. Jahrhundert finden wir ähnliche Panzer, deren mehrere im hiſtoriſchen Muſeum zu Dresden aufbewahrt werden.

---

*) Wilkinſon I. 332. u. pl. 3. Dazu Roſellini m. c. CXXI.

Die Kopfbedeckung der Soldaten war ſehr einfach; eine an den Kopf anſchließende, den Nacken deckende Helmkappe (unſere Taf. VII. 12.), die meiſt ſtreifig bemalt war und zum Theil oben auf dem Wirbel ein Paar kleine Büſchel hatte *). Der Helm war wie die ganze Rüſtung ſehr leicht und wurde namentlich von den Wagenkriegern getragen; die Färbung deſſelben war verſchieden. Die Anführer hatten Helme von Erz. (Herodot I. 151.) Im Leidner Muſeum iſt ein eiſerner Helm.

Der Schild wurde von der ſchweren Infanterie wie von den Wagenkriegern geführt. Die gemeinſte Art war ein in der Mitte der Quere nach durchſchnittenes Oval und war aus Holz und mit Rindshaut überzogen, deren Haar nach Außen gewendet war. An mehreren bemerkt man einen Rand, wohl aus Metall, der mit Nägeln befeſtigt iſt. Die Innenſeite hatte einen Henkel und daran einen Riemen, an welchem man den Schild auf den Rücken hängen konnte. Bemerkenswerth iſt, daß man den Schild gerade umgekehrt trug, als wir im europäiſchen Mittelalter finden, indem die abgerundete Seite nach oben gekehrt iſt. Auf einigen Schildern finden ſich Metallſchienen oder Metallplatten befeſtigt, ſogenannte Schildnabel, mit denen man die Geſchoſſe des Feindes aufzufangen ſuchte. Einige ſind ſo groß, daß ſie die ganze Geſtalt des Kriegers bis an den Hals decken, andere bei weitem kleiner. An einigen bemerken wir an der Stelle des Schildnabels ein Loch im Schilde, durch welches der Soldat auf ſeinen Gegner zielen konnte und das mit einem radartigen Gitter bedeckt iſt. Solche Schilde führte die Garde Ramſes III. Dieſe Schilde ſind halb ſo hoch als der Mann, ſehr breit und haben einen blau, roth und gelben Rand, das runde Loch iſt mit gelbem Gitter gedeckt. Dieſe Garde hat längere Kleider, Sandalen, kurze Lanzen und Streitärte, die Kopfbedeckung iſt eine bis auf die Schultern reichende Haarfülle. Einige tragen auch kleine Schnurrbärte, alle aber Schienenpanzer. (Roſellini m. c. CI. CII.)

Eine andere Abtheilung dieſer Garde hat ebenfalls Sandalen, Panzer, Schnurr- und auch Backenbärte (dieß jedoch nur um anzuzeigen, daß ſie ſchon lange in dem anſtrengenden Feldzuge verweilt hat, wo ſie keine Zeit hatte ſich zu raſiren), kleine Kappen mit einer Art Hörnern an der Seite und oben auf dem Gipfel eine große Scheibe oder Kugel. Sie führen Schwerter und ſchwarze runde Schilde mit zwei Henkeln für Hand- und Vorderarm und mit etwa zwölf gelben Buckeln. (Roſellini m. c. CI.) Wir treffen aber auch im Heere Infanteriſten mit runden Schilden, Helmen und kurzen Spießen und Schwertern an. (Roſellini m. r. CVI.)

*) Abb. bei Wilkinſon I. 331. Roſellini m. c. CXXI. Leemans S. 100.

**) Abb. bei Wilkinſon I. 298. ff. Roſellini m. c. CXVI. ff. Dazu die Schlachtbilder in den monumenti storici.

Einige Schilde der Wagenführer (Roſellini m. r. CIII.) ſind mit Tigerfell überzogen, oder wenigſtens ſo bemalt. Hier werden ſie ſtets vom Roſſelenker geführt, der damit die feindlichen Geſchoſſe auffängt, indeſſen der Streiter ſeine Pfeile abſendet. (Roſellini m. r. XCVII.)

Eine Art Schild im Großen iſt das Werkzeug, womit ſich einige Soldaten einer belagerten Feſtung nahen, um mit einem ungeheuer langen Spieße die Feinde von den Zinnen herabzuſtechen. (Roſellini m. r. CXVIII.)

Die Angriffswaffen der alten Aegypter waren Spieß, Wurfſpieß, Pfeil und Bogen, Schleuder, Keule, Streitart, Schwert, Säbel und Dolch, alſo ſämmtliche vor Erfindung der Feuerwaffen übliche Stücke.

Der lange Spieß kommt indeſſen nur ſelten vor und an ſeiner Stelle ſteht für die ſchwere Infanterie der kurze Speer, der etwas unter Mannslänge und mit einer großen, rautenförmigen Metallſpitze verſehen iſt. Dieſen Speer führen auch die Garden des Königs (Roſellini m. c. C.) ſo wie dieſer ſelbſt. Das Berliner Muſeum beſitzt eine Speerſpitze aus Bronze, die auf das Holz aufgeſteckt und durch einen Nagel daran feſtgehalten wurde. (Wilkinſon I. 314.) Die Garden des Königs Ramſes III. führen dagegen Speere, welche in das Holz eingelaſſen und durch umwundenen Drath darin feſtgehalten worden zu ſeyn ſcheinen. Einen beſonders zierlichen, wie es ſcheint aus dem Ganzen und zwar aus Metall gearbeiteten Speer führt König Ramſes III. Das der Spitze entgegengeſetzte Ende iſt bunt gemalt und mit einer Kugel verziert, durch welche ein Faden geht. (Roſellini m. r. LXXXIII.)

Die Wurfſpieße hatten mannichfaltigere Formen. Der Stiel war kürzer und lief oft in eine Spitze aus, die durch keine Erhebung unterbrochen wurde. Meiſt war er indeſſen mit metallner Spitze verſehen, die theils eine Blattform theils eine vierkantige Geſtalt hatte, zuweilen auch mit längeren oder kürzeren Widerhaken verſehen war. An einigen Wurfſpießen war die Spitze ſehr kurz und faſt wie ein gleichſeitiges Viereck, an anderen ungewöhnlich ſchmal und lang und es ſcheint große Mannichfaltigkeit ſowohl in den Spitzen als in der Bemalung der Schäfte ſtattgefunden zu haben. (Wilkinſon I. 312 ff. u. 406.; ſ. unſere Taf. VII. F. 8. u. 9.)

Die Pfeile der Aegypter waren ſehr mannichfaltig und von 22—34 Zoll Länge. Der Schaft war aus knotigem Rohr, wie die im 3. Bande der C.-G. Taf. VII. 8. 9. abgebildeten Negerpfeile, welche mit halbovalzugeſchnittenen Federn befiedert ſind, theils aus Holz mit und ohne Befiederung und an der Spitze wie an der Kerbe mit zierlichen Reifchen bemalt. (Roſellini m. r. LXXXI.) Die Pfeilſpitzen waren von hartem Holz, Knochen und Elfenbein, Feuerſtein oder Metall, unter denen wir auch (bei Roſellini m. c. CXVIII.) eine

Form antreffen, welche an die Framea der alten Germanen erinnert, indem die Metallklinge nicht in eine Spitze ſich verjüngt, ſondern vielmehr eine meiſelförmige, breite Schneide bildet *). Es herrſcht überhaupt große Mannichfaltigkeit in der Form der Pfeile und die Aegypter nahmen die Verbeſſerungen und Erfahrungen ihrer Nachbarn wie ihrer Feinde willig auf, wie ſie denn überhaupt große Sorgfalt auf Ausbildung dieſer Waffengattung verwendeten. Bemerkenswerth iſt, daß ſie für den Krieg die ſteinernen Spitzen beibehielten; die Urſach aber war vermuthlich, daß ſie bei weitem billiger waren als die metallnen. Der Verbrauch der Pfeile im Kriege war etwa dem der Flintenkugeln unſerer Infanterie gleich und ſo würden bronzene Spitzen allerdings eine ſehr koſtbare Munition abgegeben haben. Die Holzſpitzen liefen koniſch zu, die ſteinernen aber waren platt und dreiſeitig und zum Theil als Meiſelſchneide gefaßt. (Roſellini m. c. CXVII. Wilkinſon I. 309. m. Abb.) Die bronzenen Pfeilſpitzen waren theils platt, wie die der Kalmyken (C.-G. III. Taf. I.), zum Aufſtecken wie zum Einlaſſen in den Schaft, theils vierkantig, mit Widerhaken; auch hatte man deren, welche aus drei oder vier mit den Rücken aneinander geſetzten Klingen beſtanden, welche Wunden verurſachten die unſern Bajonettſtichen an Gefährlichkeit nichts nachgaben. (Wilkinſon I. 310. Abb.)

Die Pfeile hatte der Mann in einem Köcher, den er an einem Riemen über der Schulter trug, wie unſere Soldaten die Patrontaſche. Er ward ſo gehangen, daß man leicht zu den Pfeilen gelangen konnte. Der Köcher war mit einem Deckel verſehen. Das Leidener Muſeum enthält einen Köcher von cylindriſcher Form, der aus Stroh und Palmenblättern geflochten iſt und ein ſehr feines linnenes Tragband hat; die Höhe iſt 86, der Durchmeſſer 13 Centimeter. (Leemans 101.; ſ. unſere Taf. VII. 1. u. 3.)

Die auf den Denkmälern abgebildeten Köcher ſind durchgehends bunt gemalt, meiſt grün; das untere Ende iſt abgerundet und mit Metall geſchützt, der Deckel iſt oben abgeplattet und aufgeſteckt. Bei den Führern beſteht derſelbe in einem Löwenkopf. (Roſellini m. c. CXVIII.) Die Wagenkrieger hatten den Köcher an der Seite ihres Wagens befeſtigt und mit dem Bogenfutteral gekreuzt. An dem Wagen Ramſes III. (Roſellini m. r. LXXXI.) ſind am Pfeilköcher noch zwei kurze Wurfſpeere angeſteckt. Uebrigens war die Oeffnung des Pfeilköchers am Wagen allemal nach hinten, die des Bogenfutterals dagegen nach vorn gerichtet, beide aber theils an der linken theils an der rechten Seite des Wagens befeſtigt. (Roſellini m. r. LXXXI.

*) Wilkinſon I. 306. ff. Leemans S. 101. Dabei Klingen aus hartem Holz, die eine ſteinerne Spitze hatten. Passalacqua S. 27. Metallſpitzen bei Wilkinſon I. 310. Ramſes III. mit goldner Pfeilſpitze bei Roſellini m. r. LXXXI.

LXXXII. LXXXIV.) Vielleicht hatte man an beiden Seiten Köcher mit Bogen und Pfeilen und ſomit Vorrath.

Der **Bogen** der Aegypter beſtand aus einem runden Stück Holz von 5—5½ Fuß Länge, das in der Mitte am ſtärkſten ſich nach beiden Seiten verjüngte. Ein in Theben gefundener Bogen iſt fünf Fuß lang und ebenſo einfach wie die Bögen der Neger von Benguela (C.-G. III. 344.). Solche Bogen erſcheinen auch auf den Monumenten (Wilkinſon I. 305. Roſellini m. c. CXVII., unſere Tafel VII. F. 10.) und ſie ſind in der natürlichen lichtgelben Holzfarbe gemalt. Die Sehne beſteht aus gleichfarbigem, gedrehetem Pflanzenſtoff und iſt ziemlich ſtark.

Bei weitem ſchöner ſind nun die Bogen, mit welchem der König Ramſes III. auf ſeinen Denkmälern dargeſtellt iſt. Der Bogen auf Taf. LXXXI. bei Roſellini m. r. beſteht aus mehreren Theilen. Das Mittelſtück, welches die linke Hand umfaßt und worauf der Pfeil aufgelegt wird, iſt, gleich den Bogen der Sibirier (C.-G. III. 10.), aus zwei Theilen zuſammengeſetzt, dem inneren aus gelbem, dem äußeren aus ſchwarzem Stoff, alſo aus leichtem Holz und Horn oder hartem Holz. An dieſes Mittelſtück ſind zu beiden Seiten grüne bemalte Stücken angeſetzt, die ſich unten in eine verjüngte, aber am Ende rückwärtsgekrümmte Spitze endigen, die mit Tigerfell überzogen zu ſeyn ſcheint, wenn ſie nicht aus ſchwarzem mit Gold eingelegtem Stoffe beſteht. Die Sehne iſt ſchwarz, glatt und ſehr dünn.

Außer dieſen ſehen wir auf anderen Tafeln (Roſellini m. r. LXXXII. ff.) in der Hand des Königs und ſeiner Garden eine verſchiedene Form des Bogens. Der Bogen, der gleichfalls etwa fünf Fuß lang iſt, beſteht aus zwei ganz geraden in der Mitte am ſtärkſten Theilen, die aber hier nicht gekrümmt ſind, ſondern in einem ſtumpfen Winkel auf einander ſtoßen, ſo daß es auf den erſten Anblick ſcheint, als ſey der Bogen in der Mitte geknickt. Daß dieß jedoch keineswegs gemeint ſey, beweiſen die Tafeln bei Roſellini (m. r. LXXXII.), wo die Wagenkrieger und (Taf. XV.) die Fußgarde eben vorrücken und den ſo geſtalteten, mit der ſtraffen Sehne beſpannten Bogen in der linken Hand führen. Dieſer Bogen iſt halb ſchwarz, halb gelb. Der Bogen des Königs (Taf. LXXXIV.) ſo wie der eines ihn begleitenden Fußgardiſten beſteht aus gelbem Stoff, da aber, wo der Winkel iſt, ſieht man an der Außenſeite eine ſchwarze Platte auf- und eingelegt. Auf Taf. LXXXVI. iſt dieß noch deutlicher; hier bemerken wir auch die Spitzen des Bogens; ſie ſind ebenfalls ſchwarz und auf das gelbe Holz geſetzt, dieſes aber mit feinen rothen Bünden verſehen. Die ſchwarze Platte iſt wahrſcheinlich Horn oder ſonſt irgend ein härterer, ſehr biegſamer Stoff. Dieſe Bogen haben eine außerordentliche Aehnlichkeit mit denen, welche die Oſtindienfahrer von Sincapore nach den europäiſchen Häfen, namentlich Havre de grace mitbringen; das Exemplar, welches ich beſitze, iſt

genau zwei Ellen ſieben Zoll lang, faſt zwei Zoll breit und einen halben Zoll dick, abgeplattet, unten ſpitz zulaufend. Es beſteht aus zwei Theilen, die in der Mitte übereinander greifen und daſelbſt mit Baumwollenfäden dicht überwunden ſind. Der Stoff iſt Rohr, deſſen etwa drei Stück neben einander liegen und welche mit Haut überzogen und auf jeder Hälfte mit ſechs Bünden zuſammengeſchnürt ſind. Der Bogen hat eine ungeheure Spannkraft. Vielleicht lernten die Aegypter, die urſprünglich den einfachen africaniſchen Bogen hatten, dieſe Art auf ihren Heerzügen kennen und führten dann denſelben bei den Garden ein.

Der Bogenſchütze hatte auf dem Marſch den Bogen unangeſpannt in einem Futteral, was das Mittelſtück bedeckte, oder auch blos in der Hand. Die Wagenkrieger hatten überzwerch dem Pfeilköcher das Bogenfutteral zur Seite außen am Wagen befeſtigt. Es war weit offen und faßte die große Hälfte der Waffe in ſich und war wie der Köcher bunt gemalt, verziert, auch wohl mit koſtbaren Stickereien und Beſchlägen verſehen.

Gleich den Wilden des Waldes u. a. Völkern ſchirmten auch die alten Aegypter, doch nicht allgemein, das linke Handgelenk gegen den Anſchlag der losfahrenden Bogenſehne mit einer beſondern Vorrichtung. Die Pfeilſchützen zu Fuß (Roſellini m. c. CXVII.) haben an beiden Vorderarmen breite gelbe Ringe. Dagegen entbehrt die bogenführende Abtheilung der Fußgarde dieſes Schutzes. Wohl aber ſehen wir am Bilde des Königs (Roſellini m. r. LXXXI.) einen überaus koſtbaren Armſchutz, der aus einer goldnen Platte zu beſtehen ſcheint, deren Ränder mit koſtbaren Steinen eingefaßt ſind. Am Handgelenk ſchneidet der Rand rund ab, er ſteigt dagegen am innern Vorderarm in einem ovalen Bogen empor. Der rechte Arm iſt nur mit dem einfachen bunten Ringe geſchmückt.

Wenn der Schütze den Bogen ſpannen wollte, ſo ſtellte er denſelben gerade vor ſich, zwiſchen ſeine Füße mit dem einen Ende, drückte mit dem linken Knie und dem linken Arm den Bogen nach außen und ſchlang mit der rechten Hand die Sehne um das obere Ende des Bogens feſt. Darauf faßte er mit der vollen linken Hand die Mitte des Bogens, legte mit der Rechten den Pfeil darauf, brachte die Kerbe auf die Sehne, zog ſie nach der Bruſt und entſandte ſo ſein Geſchoß.

Die Mitglieder der Kriegerkaſte übten ſich von Jugend auf im Zielſchießen und hatten deshalb runde wie viereckige Scheiben. (Wilkinſon I. 39. 304. Roſellini m. c. CXVII. und Description de l'Egypte. Ant. II. 45.)

Die Schleuder beſtand aus einem ledernen Riemen oder Band, welches in der Mitte breit nach beiden Enden ſpitzig zulief. In der Mitte lag der Stein. Der Schütz ſchwang ſie einigemal um

den Kopf und ließ dann den Stein ſeinem Ziele zuſauſen. (Wilkinſon I. 316. m. Abb.)

Die Keule findet ſich auch in Aegypten; ſie wurde vornehmlich von den Bogenſchützen zu Fuß und zu Wagen, alſo von den leichten Truppen geführt und beſtand einfach aus einem ſchlichten Stück harten Holzes von 2—2½ Fuß Länge, das an einem Ende ein wenig gekrümmt war und im Handgemenge gute Dienſte leiſtete. (Wilkinſon I. 329. m. Abb.)

Eine beſondere Keule mit einem großen Knopfe ſehen wir auf dem Bilde Ramſes III. (Roſellini m. r. LX.); ſie erinnert ſehr an die Negerkeule, die ich C.-G. III. Taf. VII. F. 7. mitgetheilt habe, doch iſt der Stoff, aus welchem ſie gemacht, aus dem Bilde nicht erſichtlich. Am Handgriff hatte ſie zum Schutze der Finger einen von oben nach unten reichenden metallnen Haken, wie der Bügel an unſeren Pallaſchen, der jedoch nach unten offen war. Zuweilen faßte man die Keule ober- und außerhalb des Bügels an. (Wilkinſon I. 327. m. Abb.; ſ. unſere Taf. VII. F. 5.)

Die Denkmäler von Theben bringen noch eine andere Form der Keulen zur Anſchauung, welche minder ſelten als die vorige gebraucht wurde und dem mittelalterlichen Flegel entſpricht. Sie ſcheint aus mehreren Stäben beſtanden zu haben, welche in der Nähe des ebenfalls durch einen Bügel geſchirmten Handgriffs mit mehreren Fäden zuſammengeſchnürt, am Schlagende aber mit einem ſchweren metallnen Beſchläge beſchwert waren. Dieſe Waffe führten die Infanteriſten wie die Wagenkrieger. Sie ſcheint ſehr gewichtig geweſen zu ſeyn und ihrer Stärke wegen auch ausdauernd gegen darauf geführte Hiebe. (Wilkinſon I. 327. Roſellini m. c. CXXI. bunt.)

Dieſer Waffe verwandt iſt die Streitart, deren mehrere Formen vorkommen. Die Streitart war kurz, ebenfalls 2—2½ Fuß lang und hatte einen ſtarken Stiel. Die eine Art hatte die Form der Holz- und Zimmermannsart; der Stiel war gekrümmt, oben am äußern Bogen war die Klinge oder das metallene Blatt mit dem Rücken eingelaſſen und durch lederne Riemen am Stiele feſtgeſchnürt, der außerdem noch mit Riemen umwunden war, theils um ihn beſſer faſſen zu können, theils um demſelben mehr Feſtigkeit zu geben. Das Blatt war oft gravirt, oft durchbrochen und mit mythologiſchen und kriegeriſchen Scenen verziert. (Wilkinſon I. 323. u. 406. m. Abbildungen nach theban. Bildern und Exemplaren der Salt'ſchen und Athanaſiſchen Sammlungen.) Auf einem Bilde Ramſes III. (bei Roſellini m. c. CII.) ſehen wir ſolche Aexte in den rechten Händen der Schildträger der königlichen Garde, während die Linke Schild und Speer führt. Die Schneide iſt vorn abgerundet. Die ganze Geſtalt erinnert an die altnorwegiſche Art.

Eine andere Form beſteht aus einer halbmondförmigen Schneide, welche parallel an einem ſtarken Stiele befeſtigt iſt. Die Klinge hat

an der Rückſeite zwei halbkreisrunde Ausſchnitte, ſo daß drei Spitzen entſtehen, womit ſie in das Holz eingelaſſen und theils durch Bänder, theils durch Nieten daran befeſtigt iſt, eine Form, die einige Abweichungen darbietet, indem die Klinge bald länger, bald kürzer, bald mehr oder weniger rundgeſchweiſt iſt. (Wilkinſon I. 325. und unſere Taf. VI. F. 10.)

Eine dritte Form der Streitaxt ſehen wir meiſt in der Hand des Königs; es iſt dieß ein kurzer Stiel, woran eine große Kugel iſt, aus welcher ſich oben eine halbeiförmige Klinge entwickelt, deren runde Seite die Schneide enthielt (ſ. Wilkinſon I. 325. m. Abb.). Dieſe letztere Form der Streitaxt war wohl die Blüthe dieſer Waffe und jedenfalls ſehr gefahrbringend, da die Kugel die Kraft des Schlages bedeutend vermehren mußte. (S. Taf. VII. F. 14.)

Eine Fortſetzung und weitere Ausbildung dieſer Waffe finden wir in dem krummen, kurzen Säbel, der ſo oft in der Hand der Soldaten wie der Feldherrn und Könige erſcheint. Es iſt dieß eine kurze, breite, muthmaßlich eiſerne Klinge, welche unten breiter wie an der Spitze, etwas gekrümmt an einem metallenen Stiele oder Handgriff befeſtigt iſt, auch einen knopfartigen Anſatz zur Parirſtange hat. Ja wir finden ſogar die vorgenannte Streitaxt mit ſo kurzem Stiele, daß ſie den Uebergang zu dieſer Waffe macht (ſ. Roſellini m. r. CXI. CXII.). Einmal erſcheint ſie ganz ſeltſam, faſt wie unſere Zimmermannsbeile (Roſellini m. r. LXVIII.). Für gewöhnlich iſt die Klinge blau, der Griff gelb, einmal aber erſcheint die Klinge des Königs roth (Roſellini m. r. LXXIX.). Man nennt ſie Sichel, aber mit unrecht, da dieſes Werkzeug ſeine Schneide allemal auf der innern concaven Seite hat, der ägyptiſche krumme Säbel aber, deſſen alter Name Shopſh oder Khopſh war, immer auf der Außenſeite geſchärft iſt, wodurch ſich denn ja auch die krummen orientaliſchen Säbel ſtets von den Sichel- und Senſenklingen unterſcheiden. (Wilkinſon I. 321. m. Abb. auf pl. 3. Roſellini m. c. CXXI. und unſere Taf. VII. 13.) Nicht zu überſehen dürfte ſeyn, daß wir (ſ. C.-G. III. 348. Taf. VII. 1.) dieſe Waffe, wenn auch nur in roher Geſtalt, bei den Negern fanden.

Eine weitere Ausbildung des krummen Säbels iſt jene einſchneidige, breite, am Ende etwas gekrümmte Waffe von Stahl mit gelbem Griff, welche auf den Denkmalen vorkommt und welche große Aehnlichkeit mit einem Faſchinenmeſſer der modernen Artillerie hat. (Roſellini m. c. CXXI. Wilkinſon I. pl. 3. u. unſere Taf. VII. F. 2.)

Das Schwert der Aegypter war dagegen gerade, zweiſchneidig, in der Mitte mit einer Rinne verſehen, am Griff etwa handbreit und nach der Spitze zu ſich verjüngend. Es war von Kupfer und auf der Klinge gravirt. Die Länge war etwa 3 Fuß. Es wurde ohne Scheide getragen. Der Griff war, wie an allen Schwertern der alten Welt und des Orients, kurz und theils mit allerlei Linien, theils

mit eingelegter Arbeit verziert; an dem Knopfe war ein Riemen befeſtigt, den der Soldat um die Hand ſchlingen konnte. Wir ſehen das Schwert nur in den Händen der königlichen Garde. (Wilkinſon I. 320.) Roſellini m. c. CI. u. CXXI., wo die Klingen der Schwerter theils roth, theils grün, der Griff aber immer gelb gemalt iſt, während die Schwerter der Gardiſten, Klinge wie Griff, ganz roth gemalt ſind (ſ. unſere Taf. VII. F. 11.).

Außer dem Schwert finden wir ebenfalls bei der Garde wie beim Monarchen ſelbſt den Dolch, der die Geſtalt des Schwertes hat; die Klinge iſt roth, der Griff gelb gemalt. (Roſellini m. r. CII.) Der Dolch wird ohne Scheide im Gürtel über dem Panzer getragen. Man hat auch Dolche in den Ruinen gefunden. Die Klinge war ſieben bis zehn Zoll lang und etwa anderthalb Zoll breit; mit dem Griff hatte die ganze Waffe zwölf bis ſechszehn Zoll Länge. Der Griff war meiſt mit eingelegter Arbeit verſehen. Die Klinge iſt am Handgriff etwas dicker als am Ende und das Erz, woraus ſie geſchmiedet, von der trefflichſten Beſchaffenheit. Einen der intereſſanteſten Dolche beſitzt die Berliner Sammlung. Die Klinge iſt von Bronze und zweiſchneidig, der Griff in Geſtalt einer Artklinge aus Elfenbein und mit Silber an der Klinge befeſtigt, übrigens aber mit kleinen Goldnägeln verziert; acht große Goldnägel halten die Klinge und die Silberfaſſung am Elfenbeingriffe feſt. Dazu gehört eine lederne Scheide, welche jedoch nur die eine Seite der Waffe ganz bedeckt, wahrſcheinlich diejenige, welche dem Körper nicht zugewendet war. (Paſſalacqua S. 28. Wilkinſon I. 320. m. Abb.) Auch das Leidener Muſeum beſitzt einen Dolch mit Bronzeklinge und einen Holzgriff, der mit Gold verziert iſt. (Leemans S. 102.)

Dieſes ſind die Waffen, welche wir bei den alten Aegyptern antreffen. Wir ſehen, daß ſie jede Waffenart, die ſich als brauchbar bewährt, angenommen hatten, ſey es nun, daß ſie dieſelbe ſelbſt erfunden, oder daß ſie dieſelbe bei ihren Nachbarn oder bei ihren Feinden entdeckt hatten.

Wir erwähnten bereits, daß die Aegypter keine Reiterei hatten, obſchon die Geſchichtsſchreiber berichten, daß im Heere des Seſoſtris ſieben und zwanzigtauſend Reiter geweſen. Die Denkmäler ſtellen uns keine Reiter dar, deſto häufiger erſcheinen die Streitwagen, auf deren Herſtellung und Ausſchmückung große Sorgfalt verwendet wurde.

Die Wagen waren aus Holz, wie wir denn in den Sculpturen deren Anfertigung dargeſtellt finden. (Roſellini m. c. XLIV. Wilkinſon I. 345.) Ein glücklicher Zufall hat einen ziemlich vollſtändigen Kriegswagen auf unſere Tage gebracht; er befindet ſich im Muſeum zu Florenz, iſt aber, da er aus Birkenholz gefertigt, vielleicht ein Beuteſtück aus den Kriegen mit Nordaſien.

Die Kriegswagen waren ſämmtlich aus Holz und ſehr leicht und

zierlich gebaut; die Achſe war ſo breit, daß zwei Mann darauf neben einander Platz hatten. An ihr war die Deichſel befeſtigt, die nach oben gekrümmt und oben mit einem breiten Joch verſehen war, welches auf den Rücken der Pferde aufgelegt wurde. Die Räder hatten gemeiniglich ſechs Speichen. Auf der Achſe ruhte zuvörderſt ein Rahmen, der ein aus Lederriemen geflochtenes und angeſpanntes Netz feſthielt, worauf die Füße der Krieger auftraten. Als Vorderlehne diente ein Bügel, der mit Querſtäben und Leder noch mehr befeſtigt war. Hinten war der Wagen offen, ſo daß die Krieger nach Belieben und ohne Hemmniß auf- oder abſpringen konnten. Der Schwerpunct war nicht in der Mitte der Achſe, ſondern mehr nach vorn, alſo zwiſchen Rädern und Pferden. Die Vorderlehne bildete ein Halbrund und war meiſt ſehr ſchön mit Malerei verziert. An den Seiten hing Bogenfutteral und Pfeilköcher. Die Räder ſcheinen mit Metall beſchlagen geweſen zu ſeyn, wenigſtens bemerkt man, da wo die Speichen in dem Umkreis des Rades ſitzen, beſondere Bünde, welche die beiden Reifen, die das Rad bilden, zuſammenhalten. Von der Vorderlehne des Wagens ging eine Schlinge herab, in welcher die Deichſel ruhete, ſo daß ſie nicht vorn herabfallen konnte.

Das Joch an der Deichſel wurde auf ein ſattelartiges Polſter befeſtigt, das auf dem Rücken der Pferde ruhete und durch einen Bauchgurt und Bruſtriemen am Körper der Roſſe befeſtigt war. Die Roſſe ſelbſt, einer ſehr edlen Raſſe angehörig und meiſt braun von Farbe, mit geſtutzten Mähnen und langen vollen Schweifen, waren mit einer buntgeſtreiften oder gemuſterten Decke bekleidet, welche vom Hals bis zur Schwanzwurzel reichte und unter dem Bauche an drei oder zwei Stellen geheftet oder mit bunten Bändern gebunden war; auch der Hals des Pferdes war bekleidet. Auf der Decke ruhete der Sattel mit dem Joch; der Sattel endete in eine Spitze, durch welche die Zügel gingen. Der Zaum war bunt und mit der Trenſe verbunden, der Zügel meiſt roth gefärbt. So erſcheinen die gewöhnlichen Streitwagen, welche ein zur linken Hand ſtehender Schildträger lenkte, auf deſſen rechter Seite der Bogenſchütze ſtand. So ſind die gemeinen Kriegswagen eingerichtet. (Roſellini m. r. CIII.)

Der Kriegswagen des Königs iſt bei weitem prachtvoller, die Lehne iſt ſchön geſchweift, an der Seite lehnt ſich ein Löwe auf die Bruſtwehr, deſſen Schweif hinten aus in zierlichem Bogen eine Art Lehne bildet. Die Seitenwände prangen im ſchönſten Farbenſchmuck. Die Satteldecke des Pferdes iſt mit goldgeſticktem Rande verſehen, der Sattel ebenfalls vergoldet; auf demſelben ruht eine goldene Scheibe, an welcher der Zügel befeſtigt iſt; der Nacken des Roſſes iſt mit einer Criſta gekrönt, welche die kurzgeſchorenen Mähnen bilden, Halsdecke und Wagenſchmuck der Roſſe zeigen reiche Goldverzierungen; runde Beſchläge und Schuppen oder Franzen. Auf dem Scheitel des Pferdes iſt ein Löwenkopf befeſtigt, über welchem bunte Federbüſche em-

vorragen. (Roſellini m. r. CII.) Die Metallarbeit an dem Kopfe einiger Pferde iſt außerordentlich gediegen und die Haube beſteht aus Tigerfell. (Roſellini m. r. C.)

Beſonders belehrend iſt diejenige Tafel bei Roſellini (m. r. LXXXIV.), welche uns den König vorwärts fahrend auf ſeinem Wagen darſtellt. Er hat keinen Roſſelenker, in der linken Hand hält er den indiſchen Bogen und den rothen Zügel des linken Pferdes, in der Rechten die Karbatſche, den goldenen oder ehernen krummen Säbel und den anderen Zügel. Der Federbuſch der Roſſe bildet eine breite Criſta, welche aus einer Haube von Tigerfell emporſteigt. Ein zahmer Tiger mit Mähne rennt als Begleiter neben den Pferden her. An den Rädern ſieht man deutlich, daß der Umfang des Rades aus zwei Reifen beſteht, die durch Schienen zuſammengehalten werden. (Roſellini m. r. XXXXIV.)

Nicht minder belehrend iſt die Darſtellung (Roſellini m. r. LXXXI.) des im Galopp anrückenden, im Anſchlag liegenden Königs, woran wir deutlich die Zäumung ſehen. In dieſem Bilde iſt das Holzwerk an Deichſel und Rädern zinnoberroth gefärbt; die Nabe iſt gelb. Von der Vorderlehne geht eine Metallſtange nach der Deichſel, welche eine Art Galerie trägt. Der König, der beide Hände zu Bogen und Pfeil braucht, hat die Zügel an ſeinem Gürtel befeſtigt.

Bevor der König den Wagen beſtieg, wurden die Pferde von zwei Männern und die Zügel von einem Dritten gehalten. (Roſellini m. r. CII.)*) Zur Antreibung der Roſſe hatte man die gerade *Peitſche* aus Thierhaut (ſ. unſere Taf. VII. 6. 7.).

Dieſe Kriegswagen machten einen weſentlichen Theil der altägyptiſchen Heeresbewaffnung aus und begleiteten das Heer, deſſen Kern die Infanterie war, auf allen Seiten.

Wo ſich dem Fortſchritte des ſiegreichen Heeres Feſtungen entgegenſtellten, da wurde zuvörderſt ein Angriff mit Pfeilen gemacht und es rückten dann, von den Bogenſchützen gedeckt, die Soldaten an, welche Leitern herbeiſchafften, um die Mauern zu erſteigen. Man ſchloß, wenn dieß nicht gelang, die Feſtung von allen Seiten ein und begann ſodann den Mauern mit Maſchinen zuzuſetzen. Dieſe *Mauerbrecher* beſtanden aus einem bedeckten Gerüſte, in welchem ein Balken in der Schwebe dergeſtalt aufgehängt war, daß ſeine Spitze etwas nach oben emporſtand. Er wurde von mehreren Leuten in Bewegung geſetzt und man verſuchte die Mauern dadurch zu erſchüttern, indeſſen die Bogenſchützen ein lebhaftes Schießen auf die Bruſtwehr unterhielten, um die Belagerten zu verhindern, den arbeitenden Balken durch Stricke oder Stangen abzufangen, zu verbrennen oder ſonſt wie unwirkſam zu machen (ſ. die Abb. bei Wilkinſon I. 360.). Von

*) Vergl. noch über die Kriegswagen Wilkinſon I. 335. Rosellini m. c. III. 232. ff. u. Atlas Taf. CXXII. mit Beſchr. III. 263.

Zeit zu Zeit wurde die Escalade wiederholt und während die Soldaten die Leitern herbeiſchleppten, ſchaarten ſich die Schildträger und bildeten die **Schildkröte**, d. h. das erſte Glied und die Flügelmänner drängten ſich zuſammen und bildeten aus ihren Schilden eine geſchloſſene Wand, während die folgenden Glieder die Schilde über den Kopf nahmen und ein dicht geſchloſſenes Dach damit herſtellten. Auf dieſes Dach ſtieg dann eine andere Abtheilung, welche gleichermaßen ihre Schilde ſchloß oder auch mit Bogen und Lanze die Feinde angriff, die ihrerſeits ſich mit allerlei Geſchoſſen wehrten. (Abb. bei Wilkinſon I. 362.)

War nun durch die Schlacht und durch Belagerung ein fremdes Volk überwunden und die erſte Wuth vorüber, ſo gingen Soldaten auf dem Schlachtfelde herum, welche den Todten die rechte Hand, die Zunge oder die Zeugungsglieder abſchnitten, auf Haufen zuſammentrugen, ihre Anzahl aufſchrieben und ſodann dem ſiegreichen Feldherrn übergaben. Man ſchonte das Leben der Gefangenen in Aegypten nicht minder als in Mexico, da man die Gefangenen zu den öffentlichen Arbeiten verwenden konnte. Sie wurden zuſammengetrieben, gefeſſelt und ſo mit in die Heimath genommen; eben ſo verfuhr man mit dem Kriegsmaterial, Wagen, Pferden, Waffen u. dergl., und bewahrte dieſe Beute in einem abgegränzten mit Schilden umſtellten und von Wachen beſchirmten Raume bis zum Abmarſch ſorgfältig auf. Das beſiegte Volk mußte dem Sieger huldigen.

Das heimkehrende Siegesheer führte die Beute mit ſich und zog in ſtrenger Ordnung nach der Heimath zurück. In jeder Stadt, wo das Heer eintraf, ging ihm das Volk entgegen und wurde von den Prieſtern und Beamten, welche grüne Büſche, Palmzweige und Blumen trugen, mit lautem Zuruf begrüßt. Die Prieſter prießen dann den König, zählten ſeine edlen Thaten auf. Nachdem man in der Hauptſtadt angekommen, begann man ein großes Dankfeſt im Haupttempel vorzubereiten. Hierher wurden die Beuteſtücken und die Gefangenen gebracht und auf den Mauern ausgeſtellt, um das Volk zur Dankbarkeit gegen die Götter zu entflammen. Das Heer ſelbſt war dabei aufgeſtellt und während die Prieſter die Opfer und religiöſen Ceremonien verrichteten, hielt jeder Soldat einen Baumzweig in der Hand und hatte dabei ſeinen Schild abgelegt. (Wilkinſon I. 399. ff.)

Nachdem wir nun im Allgemeinen das Kriegsweſen der alten Aegypter in ſeinen Grundzügen aufgeſtellt, wenden wir uns zur nähern Betrachtung einiger Denkmäler, welche über einige Einzelheiten nähere Auskunft geben, wobei Roſellini's Prachtwerk (monumenti reali oder storici) zur Grundlage dienen wird.

Wir beginnen mit den Thaten des Königs Mnephtah I., wie ſie auf der äußeren Mauer von Karnak dargeſtellt ſind (Rosellini m. r. III. 319. Taf. XLVI. bis LXI.) und welche fünf Siege deſſel-

ben über fünf aſiatiſche Völker enthalten. Die erſte Darſtellung zeigt uns die Fürſten des Reiches Ludin und zwar aus der Gegend Romenen, welche dem König, der neben ſeinem Kriegswagen ſteht, ihre Huldigung darbringen; in der Ferne iſt eine Feſtung zu ſehen, die als ein zwei Stockwerke hohes, mit Zinnen verſehenes Gebäude dargeſtellt iſt. Darunter ſehen wir den Sturm des ägyptiſchen Heeres auf ein feindliches, welches ſich in wilder Flucht theils in einen Wald, theils unter die Mauern einer Feſtung zurückzieht; unter den Feinden bemerkt man auch Reiter.

Darauf folgt (Taf. XLVII.) die Darſtellung des Königs, der mit eigner Hand die Gefangenen bindet und dann zwei Reihen derſelben an zwei Stricken feſthält und indem er auf ſeinen Streitwagen ſpringt, mit ſich fortführt, wobei in Hieroglyphenſchrift die Worte ſtehen: Die Großen des Landes Ludin von dem König fortgeführt — —. (Roſellini m. r. III. S. 330.)

Im nächſten Bilde erſcheint der ſiegreiche König im Tempel zu Theben und bringt jene Herren von Ludin der thebaniſchen Götterdreiheit Amonre, Mut und Chons dar, vor denen er herrliche Vaſen und Geräthe aus den koſtbarſten Metallen, die er dem Feinde abgenommen, hinſtellt. Die Inſchrift ſagt, daß der König ſeinem Vater Ammon dieſe Vaſen von Silber, Gold, Schmelzwerk, Kupfer und jeglichem Edelſtein, die er dem Lande Ludin abgenommen, darbringe für den Sieg, den er ihm gewährte. — Die Romenen des Landes Ludin tragen langes Haar, lange Bärte und lange Kleider.

Die nächſte Darſtellung (XLVIII. 2.) zeigt den Sieg des Königs über die Nation Scios im Lande Ludin, welche kurze Röcke, kurze Bärte, kahle Köpfe haben und Barets tragen. Die Inſchrift ſagt, daß die Scios im Lande Kanana (Kanaan) wohnten. (Roſellini m. r. III. 341.) Es folgt aber noch eine Schlacht (XLIX. 2.), wo die Kananaten in das Gebürge vertrieben werden. Auf der nächſten Tafel (L.) ſehen wir den Sieger, der viele Reihen gefeſſelter Feinde an der Leine hat, auf ſeinem Kriegswagen den Bogen in der Linken, die Karbatſche und den Sciopse in der Rechten ſeinen Triumphzug nach dem Vaterlande antreten. Von dem offnen Hintertheile des Wagens hängen drei feindliche Köpfe herab. Er trägt keinen Helm, ſondern nur das Zeichen der königlichen Würde, die aufgerichtete Schlange über der Stirn, zum Zeichen, daß der Krieg beendigt iſt. Hinter dem königlichen Wagen folgt ein Fahnenträger und ein anderer Offizier. Der königliche Zug nahet ſich einem mit Krokodilen gefüllten und wie es ſcheint überbrückten Strome, dem Nil; die Brücke iſt an beiden Seiten mit Gebäuden und Thoren beſetzt, beſteht jedoch nur aus einem einfachen das Waſſer durchſchneidenden langen Viereck, ohne Andeutung von Bogen oder Geländer*), die alſo nicht ſowohl

*) Singolare e unica, per quanto io sappia, tra le rappresentanze

eine ſtehende feſte Brücke, als vielleicht eine eigens für den Triumphzug aufgeſchlagene Schiffbrücke war.

Auf der andern Seite des Stromes ſehen wir das ägyptiſche Volk zahlreich verſammelt, um den heimkehrenden Götterſohn zu empfangen. Die obere Reihe ſtellt die Prieſter dar, welche Blumenbüſchel tragen und ſich tief verneigen; die untere Abtheilung wird von Civilbeamten gebildet, welche Truppweiſe, je nach ihren Collegien, beiſammen ſtehen; die vordere Reihe derſelben iſt auf die Kniee geſunken. Sie alle erheben die Hände. Dabei iſt eine lange Inſchrift, welche den Stand und die Glückwünſche der verſammelten Anweſenden ausdrückt. (Taf. LI. Roſellini m. r. III. 363.)

Das letzte Bild (LII.) zeigt uns den König, wie er in der Linken den Bogen, die Krone auf dem Haupte, den Köcher an der Rechten, zwei Reihen Gefangene von Canaan und vier Reihen Gefäße dem auf dem Throne ſitzenden Ammoure darbringt.

Die 53. Tafel zeigt uns, wenn auch nur ſehr fragmentariſch, den Sieg des Königs über das Volk Otſk im Lande Omar. Auch hier erblicken wir eine feindliche Feſtung, den König aber mit dem Wurfſpieß kämpfend; vor ihm fliehen die Rinderheerden der Feinde und ihre Schaaren nebſt dem Führer auf dem Streitwagen.

Es folgen nun die Siege und Triumphe des Königs Meneftah I. über die Nation Tohen im Lande Ludin. (Taf. LIV—LVI.) Hier ſehen wir den König mit dem Sciopsc in der rechten Hand auf die Feinde einſtürmen, über ſeinem Haupte ſchwebt die Siegesgottheit der Aegypter, der Geier der Suan, ihm entgegen. Er hat eben den feindlichen Führer durchbohrt und ſpringt ſodann vom Wagen, um ihn vollends zu tödten. Hierauf ſehen wir den König, dem der Siegesvogel nun nachfolgt, auf dem Streitwagen, vor ſich zwei Reihen gefangener Führer von Otſk. Hinter ihm hängen vom Wagen drei feindliche Häupter herab. Endlich (LVI.) erſcheint der König mit zwei Reihen Gefangener und vielen koſtbaren Gefäßen vor Ammonre, Mut und Scions. (Roſellini m. r. 380 f.)

Die nächſte Darſtellung, Meneftahs I. Sieg, Triumph und Opfer über die Nation Sceto von Ludin (LVII—LIX.), übergehe ich, da ſie ziemlich dieſelben Gegenſtände darbietet.

Nicht minder intereſſante Details bieten die Darſtellungen von den Thaten Ramſes II. (1579 v. Chr. Geb.) im Tempel und der Grotte von Beitualli in Nubien dar, deren Abbildungen wir ebenfalls Roſellini (m. r. LXV—LXXV. und Erklärung m. r. Tom. III. Abth. 2. S. 1. ff.) verdanken.

---

egiziane e l'imagine di un ponte che qui manifestamente figurasi in quello spazio vuoto di linee ondulate, che traversa il Nilo. Rosellini m. r. III. 362. Die dabei ſtehende Hieroglyphe bedeutet Verbindung der Wäſſer.

So ſehen wir denn zuvörderſt in prachtvoll colorirter Tafel den König einen Aethiopen mit der Streitaxt enthaupten. Der König iſt nur leicht mit dem faltenreichen kurzen Schurz und einer leichten weißen Mütze bekleidet, an welcher über der Stirn die Schlange emporſteigt. Um den Hals hat er einen reichen, bunten, breiten Schmuck, um das Handgelenk der rechten einen einfachen Ring, am linken Handgelenk aber eine breite Stulpe gegen den Anſchlag der Sehne. Die linke Hand, welche auch den gekrümmten Bogen aus zweierlei Holz hält, faßt den in die Knie geſunkenen Aethiopen im lichtgelben, leichten, kurzen, ſchöngeſäumtem Rocke am Schopf, während die Rechte die ſchwere Streitaxt ſchwingt. Die Schrift ſagt, daß dieſer Beſiegte dem Lande Kuſci, dem Stamme der Verkehrten, wie die Feinde allemal genannt werden, angehöre. (Roſellini m. r. III. 2. 10.)

Hierauf folgen nun die aſiatiſchen Siege dieſes Königs. Bemerkenswerth ſcheint in dieſen Darſtellungen, daß wir als Kriegsgefährten des Königs einmal einen Hund finden, der auf einen knieenden Feind losfährt, welchen der König eben beim Schopfe nimmt, um ihn mit dem Sciopsc zu enthaupten. (Taf. LXVI.) Der Hund hat ein Halsband. In der Darſtellung Ramſes III. (Taf. LXXXIV.) bemerken wir einen Löwen, der neben dem Wagen des Siegers einherrennt. Auch Ramſes II. ſcheint einen ſolchen gehabt zu haben, denn da, wo er auf dem Throne ſteht und Abgeſandte empfängt, liegt zu ſeinen Füßen ein Löwe, welcher um die Vordertatzen Armbänder hat (Taf. LXV. und Text III. 2. 14.). Die Inſchrift ſagt: „Das iſt der Löwe, der dich o König in deinen Schlachten begleitet."

In den folgenden Tafeln ſehen wir nun den König von der Siegesgottheit Suan umſchwebt, den Sciopsc in der Hand und die Feinde fliehend. Es erſcheint ferner (Taf. LXVIII.) der König mit dem Sciopsc in coloſſaler Geſtalt vor einer Feſtung, deren Commandanten er mit der Linken beim Schopfe faßt. Die Inſaſſen heben zum Zeichen der Unterwerfung die Hände empor, während des Königs Sohn Amenhiemteſhbur mit der Art in das Gebälk derſelben einhaut. Endlich ſehen wir den König mit der Art auf der Schulter, drei Feinde mit der Linken beim Schopfe haltend, auf einem Haufen Feinde ſtehen, die wie auf der vorigen Tafel jeder ein Kreuz am Halſe tragen.

Die folgenden Tafeln (LXXI.—LXXV.) zeigen uns nicht die kriegeriſchen Scenen, ſondern eine Ausſtellung der eroberten Gegenſtände, nachdem ein feindliches Land, Aethiopien, Kuſc, bezwungen worden. Der König ſitzt in einer Art Capelle auf dem Throne, mit den Zeichen ſeiner königlichen Würde und göttlichen Abkunft, namentlich der Sonnenſcheibe und den Ammonshörnern, auf ſeinem Helme, in der Hand das Scepter und das Lehnszeichen oder den Nilſchlüſſel. Er iſt reichgeſchmückt, langgekleidet und trägt Sandalen.

Eine Inſchrift von vier Reihen nennt ſeine Titel, z. B. „Herr der obern und untern Gegend, welcher Aegypten ordnet, der die fremden Länder züchtigt, welcher, um die Befehle Ammons auszuführen, die Länder von Ludin mit Krieg umgeben hat; leuchtender Horus; Wächter der Jahre, groß durch Siege; welcher Aegypten durch ſeine Siege in Freude verſetzt hat; König, der da iſt Herr der Großmuth; großer Geiſt, wie der Vater To-tenenen; Herr der Lobpreiſungen; Herr von Aegypten; Sonne, Wächter der Gerechtigkeit; Sohn der Sonne in Wahrheit und wie die Sonne verehrungswürdig; Herrſcher der Herrſchenden; Amonmai Ramſes, Liebling des Amonre; Herr der Throne der Welt; allezeit Lebendigmacher."

Vor ihm ſteht ſein Sohn Amenhiemteſhbur, der auch bereits ſeinen Antheil an erhabenen Titeln hat und welcher „Fahnenträger zur Linken des Königs, Staatsſecretair der Gerechtigkeit, ſein Liebling, Jüngling, königlicher Sohn, Erſtgeborner von ſeinem Stamm, Amenhiemteſhbur, wahrheitredender Mann" genannt wird.

Dieſer ſtellt nun ſeinem Vater die reiche africaniſche Beute dar, welche in zwei Reihen aufgeſtellt iſt; die obere Reihe präſentirt der Königſohn, die untere drei Herolde oder Ceremonienmeiſter. In der obern ſehen wir einen Tiſch, welcher vier knieende Statuen mit erhobenen Händen zwiſchen verſchiedenen Pflanzen und außerdem eine Menge goldene Ketten trägt. Dahinter ſteht der beſiegte König von Kuſc oder Aethiopien in einem Coſtüm, welches ganz dem ägyptiſchen gleicht; zwei Knaben unterſtützen ihn in ſeinem Jammer und der eine derſelben hat eine Trinkſchale. Es iſt „der Königsſohn von Kuſc, Amenemoph, Sohn des wahrhaften Poeri." Seine Geſtalt kommt in der untern Reihe nochmals vor und hier trägt er auf der Schulter Ketten, Pflanzen und Thierfelle und erhebt zum Unterwerfungsgruß die Rechte. In der obern Reihe ſehen wir eine Ausſtellung von Ringen, Gefäßen, Thierfellen, Bogen, Geräthen, Straußenfedern, Elefantenzähnen, koſtbaren Stoffen u. dergl. Dann folgt ein langer Zug gefeſſelter Sclaven und eine ganze Reihe africaniſcher Thiere, welche von Eingebornen geführt werden. Ein Mann trägt ein koſtbares Holz, wohl Ebenholz, auf der Schulter und auf dem Arme ein Tigerfell, während ein Affe auf ſeiner Schulter ſich an ſeinem Kopfe feſthält und ein Jagdpanther neben ihm herſchreitet. Ein anderer hat eine junge zarte Gazelle im Arm, ein dritter führt eine Giraffe am Strick; unter den folgenden Thieren bemerken wir einen Löwen mit Halsband, noch einen freigehenden Jagdpanther, Hunde, Affen, Antilopen, einen Strauß, dann Frauen mit kleinen Kindern in einem Tragkorb, deſſen Band ſie wie die Americaner um die Stirn gelegt haben. Beſonders ſeltſam nehmen ſich zwei Paar Stiere aus, deren große Hörner ſich an der Spitze gabelförmig theilen und zwiſchen denen auf dem Scheitel ein Menſchenkopf aufſitzt, ſo daß dies den Obertheil eines die Arme zum Gebet

emporhebenden Menſchen darſtellt. Die übrigen Mitglieder des Zuges, welche mit den Thieren nicht beſchäftigt ſind, tragen große Stücken Ebenholz, Rohre und Thierfelle.

Die anſehnlichſten Kriegsgemälde bieten uns die bemalten Sculpturen der großen Grabhöhle von Ipſambul, welche die Thaten Ramſes III. oder Seſoſtris darſtellen, der im Jahre 1565 vor Chr. Geb. ſeinem Bruder Ramſes II. nachfolgte und ſchon als Kronprinz an den Siegen ſeines Vorgängers thätigen Antheil genommen hatte. Wir finden die Bilder bei Roſellini zum Theil in den natürlichen Farben wiedergegeben. (Taf. LXXIX. bis CIII.)

Gleich die erſte Tafel zeigt uns den König im leichten Kleide mit dem goldnen Helm, in der Rechten die Streitart, in der Linken den indiſchen Bogen und am Vorderarm die Bogenſehnenſtulpe, auf dem Rücken den buntgemalten Pfeilköcher. Er hat eilf knieende Krieger von allen Farben beim Schopfe vor der blaugemalten Statue des Amon niedergedrückt. Amon hat in der Linken den goldnen Scepter, mit der Rechten hält er den Sciopsc dem Könige hin, d. h. er verleiht ihm Stärke, während hinter dem Haupte des Königs die Siegesgottheit Suan Rofet, der Geier, flattert, und über ihm die Sonnenſcheibe mit den beiden heiligen Schlangen. Roſellini (m. c. III. 2. 93.) überſetzt die bei Amon ſtehende Hieroglyphe alſo: „Anrede des Amonre, des Herrn der Throne Aegyptens: hier iſt der Sciopsc, ſchmettre nieder mit ihm; dir gewähren wir zu unterwerfen im Theile des Mittags, zu beſiegen auf der Seite der Mitternacht und in die Flucht zu treiben die Menſchen des verkehrten Stammes, zu welchem Theile der Welt ſie auch gehören mögen, auch auszubreiten dein Gebäude (d. h. die thebaniſche Königsburg) bis zur Gränze von Chemi (Aegypten) nach Masgabe der Unterſtützung des Himmels in der doppelten Herrſchaft (Ober- und Unterägypten). Eine zweite Inſchrift bei dem Zeichen des Phre ſagt: „Anrede des Phre: hier iſt der Sciopsc, ſchlage nieder, bändige und führe in Sclaverei die Männer, welche zu jedem fremden Lande gehören, durch die Macht, welche dir dein Vater Phre gegeben hat, der Mittelpunct der Wohnung des Amonmai Ramſes.“

Wir ſehen alſo deutlich, wie die Könige als die Götterſöhne betrachtet und wie ſie von den Göttern aufgefordert wurden, die Feinde zu bezwingen, wozu ſie ihnen die Waffe in die Hand gaben.

Wenn das erſte Bild die Einleitung zu den Darſtellungen bildet, ſo enthalten die folgenden die weiteren Thaten.

Zuvörderſt begegnet uns (Taf. LXXX.) eine Art Fort, das auf einem Felſen liegt und aus zwei mit Zinnen gekrönten Stockwerken beſteht, in deren unteres zwei Thüren führen. Die Beſatzung wird bereits von den Pfeilen des im Streitwagen heranraſenden Königs getroffen und ihre Rinderheerde flieht nebſt den bogenführenden Hirten am Fuße des Berges. Den Kriegswagen und die übrigen Ein-

zelheiten der nächſten Tafel (LXXXI.) habe ich ſchon oben beſchrieben. Hinter dem König folgen ſeine drei Söhne, ebenfalls auf Kriegswagen. Sie tragen weiße, weite, an der rechten Seite der Bruſt geſchnürte Gewänder. Ihre Hinterköpfe und die Schläfe ſind raſirt, aber vom Scheitel hängt ein dicker bis auf die linke Schulter reichender Schopf herab, der in der Gegend der Ohren mit einem breiten Goldringe umfaßt iſt. Sie führen indiſche Bogen und jeder hat einen Wagenlenker, der in der Rechten den großen Schild hält; ihre Namen nennt die Inſchrift: Amenhiſciopſcf, Ramſes und Phrehiteſhbur.

Das nächſte Blatt (LXXXIII.) ſtellt den König dar, wie er einen Fürſten der Nation Tohen mit der Lanze durchbohrt, und die Inſchrift wiederholt alle Namen der von Menphtah I. beſiegten Nationen. Die Lanze hat Mannslänge, Spitze und Schaft ſind aus einem Stück, das obere Ende bunt gereift und mit einer eiſernen Kugel verſehen, von welcher eine große Schlinge herabhängt. Auf dem Rücken trägt der König den Köcher. Die Heimkehr des Königs, der Zug der Gefangenen und die Darbringung derſelben an Amonre, Phre und Muth bilden den Schluß dieſer Darſtellung.

Es folgt nun im Grabgebäude des Ramſes die Darſtellung des Krieges gegen die Sceto-Nation, wovon die 87. Tafel Roſellini's eine allgemeine Ueberſicht darbietet. Das Bild zerfällt in drei Haupttheile; den obern, welcher den Schlachtangriff und den Sieg des Königs darſtellt, und zwei untere, kleinere, deren erſter das Lager des Heeres, deren zweiter den König in ſeiner Siegerpracht vergegenwärtigt.

Die erſtere größere Abtheilung gliedert ſich in zwei zuſammenhängende Gruppen; die erſte zeigt zunächſt die mit Waſſer umgebene Feſtung, welche die Aegypter von allen Seiten mit ihren Streitwagen umſchwärmen, und die zweite den König, wie man ihm die Trophäen vorlegt, bevor er auf ſeinem Streitwagen nach der Heimath zurückkehrt.

Die Feſtung liegt an einem die ganze Länge des Bildes durchſchneidenden Strome, der zunächſt der Mauer einen dieſe umſchließenden See bildet. Die Feſtung ſelbſt beſteht aus einem von vier Thürmen umgebenen, mit Zinnen gekränzten Gebäude, welches ganz mit Bewaffneten angefüllt iſt und zu welchem von der einen Seite noch ein Thor führt. Rings um die Feſtung ſehen wir feindliche Infanterie mit langen Spießen und in langen Röcken und eine große Anzahl Streitwagen, auf welche der König nebſt ſeinen Wagen einſtürmt. Der König ſchießt ſeine Pfeile und unter ſeinen Roſſen und Rädern ſo wie hinter ihm liegen bereits viele todte Menſchen und Pferde. Auf der andern Seite der Feſtung erblicken wir den Anführer der Feinde auf dem Streitwagen und mehrere Laſtthiere. Ramſes iſt ſchon dem Graben der Feſtung nahe und im Waſſer

liegen bereits mehrere Menſchen und ein Streitwagen, deſſen Pferde in wilder Flucht ins Waſſer rennen, während ihr Lenker durchbohrt vorn überſtürzt.

Während auf der linken Seite des Bildes der Kampf wüthet, ſehen wir auf der rechten ägyptiſche Soldaten, welche gefeſſelte Gefangene herbeiführen, und Beamte, welche abgeſchnittene Hände auf Haufen zählen, indeſſen andere die Anzahl derſelben aufſchreiben; der König ſteht dahinter auf ſeinem von zwei Beamten gehaltenen Wagen, wobei zwei andere Sonnenſchirme über ihn halten und ein Trompeter die Signale des Königs verkündet.

Dieß iſt der Inhalt der obern größern Abtheilung. Die untere zeigt uns zuvörderſt auf der linken Seite eine dicht gereihte Schaar von 80 Mann in zehn Gliedern aufmarſchirt. Es ſind Aegypter in Helmen, mit großen viereckigen Schilden und mannslangen Spießen. Hinter und neben ihnen folgen Streitwagen. Von dieſer Heeresmacht umgeben und gedeckt erblicken wir das Heerlager der Aegypter. Es iſt ein großes Viereck, um welches die Schilder der Soldaten auf den Seiten eine Umzäunung bilden. Wir ſehen hier mancherlei Kriegsbedarf, Transportwagen, abgezäumte Pferde, liegende Rinder, Soldaten ohne Waffen, ein Pferd an der Tränke, aufgehangene Feldkeſſel, Soldaten, welche ſich balgen oder ſpielen, Waffen putzen, exerciren, dann aber auch einige Abſtrafungen, endlich zur rechten die Feldcapelle, in welcher fünf Mann im Gebete mit erhobenen Armen knieen.

Daran ſtößt nun unmittelbar zur Rechten die dritte Abtheilung des Gemäldes, welches uns den König auf dem Throne zeigt, umgeben von ſeinen Garden und Beamten, deren Kleidung und Waffen wir oben bereits kennen lernten. Wir ſehen zweimal den Streitwagen des Königs, einmal mit dem großen Feldzeichen geſchmückt, deſſen vornehmſter Theil der Geier der Siegesgottheit Suan ausmacht. Der König ſelbſt ſitzt auf dem Throne und läßt ſich von einigen Beamten eine Sache vortragen, welche die beiden in der Nähe knieenden blaugekleideten Männer (feindliche Spione) betrifft, welche mit Stöcken gezüchtigt werden. Dabei iſt eine große Hieroglypheninſchrift, deren Text Roſellini (III. 2. 137 ff.) überſetzt und ſodann in kurze Worte zuſammenfaßt. (Roſellini m. r. III. 2. S. 152.) Das bekriegte Volk waren die Sceto, deren Feſtung Otse genannt war, und wohnte in Meſopotamien.

Wir betrachten endlich noch die Denkmäler Ramſes IV. (Sethos), der im J. 1454 vor Chr. Geb. zur Herrſchaft gelangte, welche ſich an der öſtlichen Seite von Theben bei Medinet-Abu befinden. Zuvörderſt ſehen wir den Monarchen nur mit der Mütze, einem einfachen Halsring und Sandalen bekleidet auf dem Throne, vor ihm eine gleichermaßen gekleidete Dame; er genießt des Friedens in ſeinem Harem. Darunter aber erſcheint er als Zerſchmetterer der

Digitized by Google

Völker; der Gott Phtah Sokari reicht ihm den Sciopſe und die Geier der Siegesgottheit Suan umſchweben ſein Haupt, vor ihm knieen zwei africaniſche Geſtalten. Darunter iſt eine Reihe Geſtalten mit langem Bart und Haar, um den Hals einen Strick und die Hände auf den Rücken gebunden; den Unterleib und die Füße bedecken Schilder mit folgenden Namen: Land von Tirana, Torobuß, Otu...., Nebroana, Hirna...., Robinit, Snauanſopburo, Oſiro, Ro (menen?) und Aeiha. Dieſe befinden ſich an dem Eingange. Die Kriege und Triumphe des Königs befinden ſich an der äußern Umfaſſungsmauer des Palaſtes zu Medinet-Abu.*) Sie ſtellen ſeine Thaten gegen die aſiatiſchen Nationen Fekkaro und Robu dar. Wir erblicken hier den Kriegszug, welchen eine mit Schild, Helm, Lanze und Streitaxt bewaffnete Schaar eröffnet, deren Führer den Sciopſe in der Rechten trägt. Nun folgt ein Kriegswagen mit Köcher und Bogenfutteral, auf welchem die Heerfahne aufgepflanzt iſt, welche in einem von der Sonnenſcheibe gekrönten Widderkopfe auf hoher Stange beſteht; zwei mit Kopffedern geſchmückte Roſſe führen den Wagen, den ein Jüngling lenkt. Darüber lieſt man: „Rede des Amonre, des Königs der Götter: ich gehe vor dir her, o mein Sohn, Herr der beiden Welten, Sonne, Wächter der Wahrheit, Freund von Ammon, dir gewähre ich durch die Länder der barbariſchen Feinde als Sieger zu ſchreiten, mit deinem Muth ihre Fürſten zu ſchlagen; ich ziehe und ſchreite voraus auf den Wegen in das fremde Land von Tomh und werde ſie durcheilen vor deinen Roſſen."

Dem Wagen folgen Bogenſchützen, welche die Streitaxt und den Sciopſe führen, und hinter dieſen König Ramſes IV. auf dem Streitwagen, im Helm und die Karbatſche in der Hand, zur Seite zwei Sonnenſchirme, hinter ihm in der Luft die Siegesgeier. Bei ſeinen Pferden ſieht man einen Hund mit Halsband. Eine lange Inſchrift preiſet den König.

Die nächſte Tafel (CXXV.) zeigt uns nun die Ausrüſtung des Heeres, wobei die coloſſale Geſtalt des Königs die Oberaufſicht führt. Er ſteht unbewaffnet an einem Altar. Die Inſchrift ſagt: „Es ſpricht der König und ihm antworten die Führer; es kommen vor dein Angeſicht die Bogenſchützen und die Roſſe, um deine Herrſchaft zu verherrlichen." Hinter dem König erblickt man zwei Sonnenſchirmträger. — Entfernt vom König bläſet ein Trompeter, dann folgt eine Reihe, deren Mittelpunct drei Feldzeichen bilden, viereckige Tafeln auf hohen Stangen mit Straußenfedern geſchmückt; dabei knieen dreizehn Unbewaffnete und ſechs andere ſtehen, dem Könige zugewendet und die Arme wie zum Gebet oder Schwur erhoben, da.

*) Descr. de l'Egypte. Ant. Tom. II., wo auch mehrere der von Roſellini (m. r. Taf. 123. ff.) mitgetheilten Reliefs.

Darunter iſt das Zeughaus dargeſtellt. Hier liegen mehrere Bündel Lanzen, worauf Helme geſtürzt ſind, Bogen, Sciopsce, andere Klingen und eine Reihe Köcher. Zwei Männer vertheilen die Waffen an die herbeikommenden Soldaten, welche im Herantreten ſich zierlich verneigen und dann in Ordnung abgehen. Dabei ſteht: „Nehmet die Waffen des Herrn von Aegypten, der Sonne, des Wächters der Gerechtigkeit, den Ammon liebt."

Die unterſte Abtheilung des Bildes ſtellt einen von zwei Schirmträgern und Wachen begleiteten Kriegsführer dar, vor dem einige Männer auf den Knieen liegen und auf welchen noch mehrere Trupps Unbewaffneter zuſchreiten, um, wie Roſellini vermuthet, ſich beim Heere einſchreiben zu laſſen.

Die nächſte (CXXVI.) Tafel zeigt das Heer auf dem Marſch, dem der König, vollſtändig bewaffnet, auf dem Streitwagen folgt. Voraus geht, in Gliedern von ſechs Mann, die Infanterie, mit Helm, Schild; Lanze und Dolchen; die Kriegswagen fahren nach. Die zahlreichen Inſchriften bieten außer den bekannten Titulaturen und Redensarten nichts Bedeutendes, wobei zu verwundern, daß die Redeweiſe der Aegypter bei der ſchwerfälligen Schrift doch ſo weitläufig, ceremoniös und nichtsſagend iſt.

Die nächſten folgenden Tafeln (CXXVII. und CXXVIII.) verſetzen uns auf das Schlachtfeld. Wir ſehen den König pfeilſchießend auf dem Wagen und die Feinde von Fekkaro mit Federkronen, ihre Karren, welche volle Räder ohne Speichen haben, die von vier Ochſen gezogen werden, mit ſich führend.

Nachdem der Feind geworfen, hat der König ſein Heer aufs Neue geordnet und führt es weiter; er zieht nun durch ein ſumpfiges oder Küſtenland, wo, wie die Inſchrift ſagt, „die Löwen zahlreich waren und die Gegend ſchrecklich machten." Der König aber iſt dargeſtellt, wie er vom Streitwagen aus mit Pfeilen und Wurfſpießen zwei Löwen verwundet, während die Soldaten ihm zur Seite marſchieren. (Taf. CXXIX.) Im nächſten Bilde (CXXX. und CXXXI.) iſt der König mit dem Heere an der See angelangt, er hat ſeinen Streitwagen verlaſſen und nimmt an einem Seetreffen Antheil, dem einzigen, welches in den ägyptiſchen Denkmälern dargeſtellt iſt. Er ſteht am Strande auf den Leichen der Feinde und ſchießt Pfeile ab; vor ihm ſehen wir einen Zug ägyptiſcher Bogenſchützen. Die Feinde gleichen in ihrem Coſtüm denen, welche in der vorhergegangenen Landſchaft beſiegt wurden.

Die Schiffe beſtehen aus gewölbten Kähnen, deren Schnabel ein Löwenkopf verziert; oben haben ſie ein Verdeck, unter welchem an der Seite je acht Ruder hervorragen; am Hintertheil ſitzt der Steuermann mit langem Steuerruder. Sie haben ſämmtlich nur einen Maſt, auf welchem oben ein Maſtkorb wie der Kelch einer Blume angebracht iſt und worin ein Mann Wache hält. Unter

dem Maſtkorbe befindet ſich die Segelſtange. Die Aegypter kämpfen mit Bogen und Pfeil und Kolben; die Feinde unterſcheiden ſich durch die Federkronen und Rundſchilde.

Am Ufer ſind ägyptiſche Soldaten beſchäftigt, die Feinde zu binden; dabei ſtehen Officiere in langer Tracht, die Schilde und Köcher auf dem Rücken. Der eine trägt eine Art Börſe, der andere ein Gefäß mit einem Henkel und Deckel, worin ein krückenſtockartiges Inſtrument ſteckt.

Die Schlacht iſt vorüber und wir ſehen nun (CXXXII. CXXXIII.) den König in langem Kleide auf der Tribune ſtehen, wie die Fahnenträger ihm das Reſultat des Treffens anzeigen und der Wagen bereits angeſpannt hinter ihm wartet. Oben iſt eine Citadelle, ein Thurm mit Zinnen und der Inſchrift: „Mokatiro, Wohnſtätte von Ramſes,“ aus welchem Officiere Gefäße, Säcke und Waffen heraustragen; Fahnenträger, Beamte mit Stöcken und Soldaten ſtehen auf der andern Seite. Eine andere Gruppe zeigt uns Beamte, welche abgeſchnittene Hände zählen und aufſchreiben, ſo wie unbewaffnete, barhäuptige Männer in langen Kleidern, welche Waffen, Binden, flache Gefäße u. dergl. tragen und vielleicht Chirurgen oder Aerzte darſtellen, an denen es im ägyptiſchen Heere gewiß nicht fehlte. Die fragmentariſche Inſchrift enthält die Rede des Königs an das Heer, worin er auch von Belohnnngen ſpricht und ſeine Stärke preiſet.

Zuletzt (CXXXIV.) führt der König die Gefangenen in den Tempel der thebaniſchen Götterdreiheit, Amonre, Muth und Scions. In der Inſchrift iſt dann auch der Name des bekriegten und beſiegten Landes: Fekkaro enthalten.

Roſellini (CXXXV.—CXXXVIII.) theilt noch mehrere Darſtellungen mit, welche die Bekriegung und Niederlage der Robu enthalten, von denen ich jedoch nur die Abbildung namhaft machen will, welche die Vorführung der Gefangenen vor den auf dem Wagen ſitzenden König betrifft. Hier werden nicht bloß an drei Stellen Hände gezählt und notirt, ſondern auch noch andere Glieder. Ich habe ſchon früher dieſe noch jetzt in Oſtafrica heimiſche Sitte erwähnt (C.-G. III. 353. nach Caillaud III. 32.).

Die Verſtümmelung der Feinde, dann die an den Kriegswagen aufgehängten Köpfe, ferner die Sitte, die Bilder der Gefangenen auf Sandalen abzubilden, ſie gefeſſelt als Träger und Henkel an Gefäßen und Meublen darzuſtellen, zeigt von der großen Verachtung, welche die ägyptiſche Prieſterkaſte dem gemeinen Volke gegen alles Fremdländiſche beizubringen wußte. Die Feinde werden in den Lobſchriften immer das verkehrte Geſchlecht, Barbaren oder Libyer genannt, die man unterwerfen und niederſchmettern, vernichten, unterjochen müſſe, wozu Amoure den Königen ſelbſt den Seiopsc in die Hand giebt. Die Könige führen dann die Gefangenen in die Tempel, wo ſie in frühſter Zeit wahrſcheinlich geſchlachtet wurden. Viel-

leicht iſt die ſo gewöhnliche Darſtellung, wie der König einen oder mehrere Feinde beim Schopfe auf den Boden drückt und ihnen mit der Streitaxt den Hals durchzuhauen im Begriff iſt, der Ueberreſt ſolcher Menſchenopfer, die man, ſeitdem eine höhere Cultur eingetreten war, fortan nur ſymboliſch vollzog, die man aber auch deßhalb auf den zu Ehren der Sieger errichteten Denkmalen nicht weglaſſen durfte. In Mexico wurde dieſe Ceremonie noch thätlich erfüllt; ſie würde gewiß auch dort allgemach abgeſchafft worden ſeyn, wenn es noch einen Monarchen gegeben hätte, wie den edlen Nezahualcojotl, und wenn der Cultur- und Lebensgang dieſer Nation nicht ein ſo gewaltſames und trauriges Ende genommen hätte.

Die Religion

des alten Aegyptens und die geiſtliche Verfaſſung des Landes *) ſind in ein ſolches Gewebe der widerſprechendſten Nachrichten gehüllt, daß eine klare Darſtellung derſelben ſich nur aus den Monumenten ſelbſt, namentlich aus den hieroglyphiſchen Inſchriften erſt ſpäter wird herſtellen laſſen, wenn der ganze noch erhaltene Vorrath derſelben, chronologiſch und topographiſch geordnet zur unbefangenen Einſicht aufgebreitet ſeyn wird.

Wir haben bei Betrachtung der ägyptiſchen Religion zunächſt zu beachten, daß dieſelbe nach den Kaſten ſowohl als nach den Ortſchaften, die ſich um die Tempel gereihet haben, eine verſchiedene geweſen iſt. Dieſe Verſchiedenheit nach den Ortſchaften, dieſe Mannichfaltigkeit der Religionsformen haben ſchon die Alten, Herodot wie Plutarch, bereits bemerkt und auf ihre Weiſe zu erklären verſucht Jede Claſſe der altägyptiſchen Bevölkerung hatte ihre beſonderen Gottheiten, an welche ſich wieder beſondere Sagen, Gebräuche, Feſte, Opfer knüpften. Je tiefer die Stellung der Bekenner war, deſto roher waren auch ihre religiöſen Begriffe, religiöſen Sitten. Die gemeinen Scenen, die dem priapiſchen Cultus eigen waren, erinnern an die wilden nächtlichen Tänze der Neger, an die Reisfeſte der betrunkenen Nordamericaner und an die tollen Maskeraden der Waldindier.

Die Religion der Prieſter als der gebildeten Claſſe war auch diejenige, welche am meiſten geläutert war; allein ſie gaben dieſelbe in ihrer reinen Geſtalt nicht dem gemeinen Haufen Preis, da dieſer ſie doch nicht begriffen haben würde. Um nun aber doch ihren Einfluß auf das Volk darüber nicht zu verlieren, mußten auch die Prie-

*) S. beſ. J. C. Prichard, Darſtellung der ägyptiſchen Mythologie. D. v. L. Haymann. Bonn 1838. 8. Wilkinſon Fortſetzung. Champollion Figeac Egypte S. 254. ff. Roſellini monumenti dell Egitto e della Nubia. Parte III. mit Atlas, beſ. der Denkmale wegen, und die Description de l'Egypte. Antiquités wegen der Bauwerke. Die Ueberſicht der ſchriftlichen Quellen am beßten bei Prichard, Einleitung S. 1—15.

ſter einen äußerlichen Cultus beibehalten, geiſtliche Aufzüge, Darſtellungen, Maskeraden, Feſte und dergl. öffentlich aufführen, worüber ſie unter ſich und wenn ſie allein waren, wohl eben ſo lachten, wie die römiſchen Auguren im Zeitalter des Cicero und die Erics der Südſee, wenn ſie mit Europäern zuſammenkommen.

Ferner iſt zu beachten, daß jeder Haupttempel nicht blos ſein eigenes Gebiet, ſondern auch ſeine eigene Sagen und Gottheiten hatte, die urſprünglich aus den Gründern dieſer Tempel entſtanden waren. Es war ein Cultus der Vorfahren, deſſen Anfänge wir in der Polarzone wie bei den Negern fanden und der ſeinen Urgrund in der allen lebenden Weſen einwohnenden Dankbarkeit gegen Wohlthäter und Pfleger hat und ſich in mannichfaltigen Formen kund giebt, wie in der Errichtung und Erhaltung von Grabſtätten, von Erinnerungsfeſten, von Namengebung, als Jahrbuch u. ſ. w.

So lange Aegypten noch in verſchiedene kleinere Staaten zertheilt war, beſtanden dieſe verſchiedenartigen Tempel ſelbſtſtändig neben einander, ja ſie ſtanden ſich wohl gar zu Zeiten feindſelig gegenüber. Die Prieſter ſtanden in dieſer Zeit dem Volke an Bildung näher, ihre Erfahrung war noch nicht ſo reich, ihre Abſtraction noch nicht ſo geübt. Sie nahmen daher von den materiellen Religionsanſichten wohl auch mehr bei ſich auf und ihre eigenen Ideen vermählten ſich eher mit denen des Volkes. Das Volk blieb ſeiner Natur nach bei ſeinem einmal eingeführten Cultus, deſſen ſcheinbare Aeußerlichkeiten ihm Unterhaltung und Genuß gewährten, die Prieſter aber in freierer Stellung ſchritten in ihrer Erfahrung wie in der Abſtraction vorwärts. Ihre Anſichten läuterten ſich und es bildete ſich daraus ein Cultus, den ſie nicht öffentlich dem Volke zeigten und den ſie in ihren geheimen Zuſammenkünften immer weiter fortbildeten.

Je mehr nun das Land angebaut wurde, je näher die Wohnſitze und Gebiete zuſammenrückten, deſto mehr mußten die verſchiedenen Religionsformen mit einander in Conflict gerathen; die materiellen Cultus ſchloſſen ſich ihrer materiell-ſtabilen Natur nach immer mehr in ſich ab, während die das Element des Fortſchrittes in ſich tragenden einander ſich um ſo mehr näherten, und ſo ſehen wir endlich das gemeine Volk von Aegypten in eine Unzahl materieller Religionsſecten zerſpalten, während die Prieſterſchaft eine gemeinſame, ihr eigenthümliche Philoſophie ſich erzeugte, welche ſie an gewiſſe äußere Formen knüpfte, die das äußere Band der koſtbaren Schale bildeten und wovon das an lärmende Feſte, tolle Gelage und oft ſehr rohe Harlekinaden gewöhnte Volk keine Ahnung hatte.

Die Prieſterſchaften Aegyptens aber bedurften nach Außen hin eines Cultus, der ſie als ein Ganzes, als eine einzige Kaſte bezeichnete, und dieß war der Cultus des Ammonre und ſeiner Kinder, des Iſis und des Oſiris — der hiſtoriſchen Götter des ganzen Landes. Dieſe wurden in ganz Aegypten von allen Prieſtern

verehrt, neben ihnen aber hatte man noch einige Naturgottheiten, wie die Gottheit der Sonne und des Mondes, der Elemente, namentlich des Feuers und des Waſſers, zu denen endlich noch die moraliſchen Gottheiten, wie die der rächenden Wiedervergeltung, Buto, der Weisheit und geiſtigen Kraft, Neith, und andere kamen. Da nun jeder ägyptiſche Haupttempel ſeine eigene Gottheit hatte, ſo entſtanden in dem fortgeſetzten Beſtreben, die verſchieden Sagen jener Gottheiten unter ſich in Einklang zu bringen, neue Erzählungen und neue Lehren; man ſuchte Verwandtſchaften unter den Göttern hervor und brauchte Mittelweſen, ja man bediente ſich des Mittels, aus den Namen und Eigenſchaften gewiſſer Götter die Perſon von anderen zu erkennen und betrachtete manche Gottheiten gewiſſermaßen als Verkleidungen von anderen. Und ſo entſtand denn allgemach die unendliche Fülle ägyptiſcher Götterformen.

Treten wir nun dieſen Erſcheinungen näher, ſo begegnen wir zuvörderſt der Religion des gemeinen Volkes, deren weſentlicher Inhalt der materielle Thier- und Bilderdienſt iſt, dem wir bereits auf niedern Stufen der Cultur begegneten *).

Ueber den Thierdienſt der Aegypter haben wir die umſtändlichen Berichte von Herodot (II. 65. ff.) und Diodor von Sicilien (I. 83.). „Aegypten," ſagt Herodot (II. 65.) „iſt eben nicht thierreich, ſo viel ſie aber deren haben, die ſind ſämmtlich heilig, wovon ein Theil unter den Menſchen lebt, der andere nicht. Wollte ich jedoch ſagen, weßwegen die heiligen Thiere geweiht ſind, ſo würde mich das auf die göttlichen Dinge führen, die ich auszuſagen mich ſehr ſcheue." Diodor iſt weniger ängſtlich in dieſer Beziehung und giebt die geheime Lehre an, welche die Prieſter darüber hatten. Man glaubte nämlich, Oſiris Söhne, Anubis und Makedon, hätten Helme gehabt, deren einer mit Hunds-, der andere mit Wolfsfell überzogen war. (Diodor I. 18.) Die Prieſter ſuchten auf ſolche Weiſe die Volksreligion mit der ihrigen zu vermitteln. Auch die Verſtändigeren im Volke ſuchten ſich darüber Rechenſchaft zu geben und fanden die Urſache des Thiercultus theils in andern Götterſagen, theils in der Nutzbarkeit der Thiere für den Menſchen. (Diodor I. 86. 87.)

Einer jeden Art von Thieren, welche verehrt wurden, war ein gewiſſer Landſtrich geheiligt, welcher ausreichende Einkünfte für ihren

*) Die Thierſagen der Nordamericaner ſ. C.-G. II. 161., der Kamdſchadalen daſ. S. 329., der Lappen daſ. III. 100. Für uns ſind diesmal die Thierſagen und der Thiercultus der Neger am wichtigſten, welche gewiſſe Thiere, namentlich die Schlangen, für den Sitz göttlicher Weſen anſehen, denen ſie Tempel errichten, Prieſterinnen und Wärter halten; ſie verehrten auch Schnecken, Crocodile, Ziegen, Schafe, Leoparden, Elefanten (ſ. C.-G. III. 262. ff.) Dazu die alte Thieranbetung der Peruaner vor der Zeit der Incas ſ. oben S. 175.

Unterhalt und ihre Pflege gewährte. Außerdem erwuchſen den Thieren noch beſondere Zuſchüſſe aus der Sitte, der zu Folge die Eltern ihren Kindern, wenn ſie eine Krankheit in Folge der Anrufung der Götter glücklich überſtanden haben, die Haare abſcheeren, ſie gegen Gold und Silber abwägen und dieſes den Thierwärtern überreichen. Die Wärter rufen nun die Habichte mit lauter Stimme herbei, zerſchneiden Fleiſch und werfen es ihnen im Fluge hin, bis ſie es annehmen. Den Katzen und Ichneumonen brocken ſie Brot in Milch oder zerſchneiden Nilfiſche, locken ſie ebenfalls herbei und ſetzen es ihnen vor. In gleicher Weiſe erhält jedes Thier das ſeiner Gattung angemeſſene Futter. Die Aegypter treiben aber dieſen Thierdienſt ganz öffentlich und die Pfleger ſammeln für ihre Thiere förmlich Almoſen; ſie zogen mit dem Zeichen, woraus man erſah, welcher Art Thiere ſie dienten, in den Städten und auf dem Lande umher und das Volk begrüßte dieſe Sammler mit Verbeugungen und erwies ihnen alle Ehre.

Wenn eines der heiligen Thiere ſtarb, ſo wurde es nicht minder betrauert als ein Menſch. Starb ein Hund oder eine Katze, ſo trauerte die Familie. Wer ein heiliges Thier todtſchlug, wurde am Leben geſtraft. Ja es hatte daſſelbe Schickſal ſogar derjenige, der eine Katze oder einen Ibis unvorſätzlich tödtete, denn das Volk rannte ſogleich zuſammen, behandelte den Thäter auf das grauſamſte und tödtete ihn oft ohne Urthel und Recht. Wenn daher Jemand das Cadaver eines dieſer Thiere auf der Landſtraße antraf, ſo blieb er in der Ferne ſtehen, ſchrie und wehklagte und betheuerte, daß er das Thier todt gefunden hätte. Diodor (I. 83.) war Augenzeuge, wie das Volk einen Römer zur Zeit des Königs Ptolemäus, wo man den anweſenden Italienern außerordentlich ſchmeichelte, abſtrafte, weil er, obſchon ohne böſe Abſicht, eine Katze erſchlagen hatte. Die Großen, welche der König abſchickte, wagten nicht für ihn zu bitten.

In einem Hauſe, wo ein todter Hund gefunden wird, ſcheeren ſich alle Bewohner am ganzen Körper und ſtellen Trauer an; wenn Wein, Getraide oder ſonſt etwas von Lebensmitteln in den Zimmern liegt, worin eines von den Thieren verſchieden iſt, ſo wird Niemand daſſelbe genießen. Verſtorbene Stiere wurden begraben und ihre Knochen dann nach Atarbechis im Delta abgeholt (Herodot II. 41.). Befinden ſie ſich auf einem Kriegszuge in einem anderen Lande, ſo nehmen ſie die Katzen und Habichte mit nach Aegypten, auch wenn ſie ſelbſt Mangel an Lebensmitteln leiden. Verſtorbene Thiere werden mit großen Koſten balſamirt und wahrhaft unſinnige Summen darauf verwendet; ſo ſoll die Beſtattung des Apis zu Memphis hundert Talente, 128,125 Thlr., gekoſtet haben. Es ſind noch manche Thiermumien, namentlich Crocodile, Katzen und Ibis auf unſere Tage gekommen; die letzteren wurden in langen coniſchen Krügen aus Nil-

ſchlamm beſtattet, den anderen machte man koſtbare Särge *). Man hatte Katzenſärge aus Holz, welche die Geſtalt einer ſitzenden Katze mit viereckigem Fußgeſtell hatten, denen es nicht an buntgemaltem Halsband fehlte. Im Leidener Muſeum iſt der Sarg eines Haſen, der eine viereckige Kiſte mit Säulen an den Ecken bildet, und ein Ibisſarg aus Kalkſtein.

Im See Möris hielt man heilige Crocodile, in Mendes einen Bock, in Memphis den Apis, anderwärts Löwen. Dieſe Thiere hatten beſondere Gebäude und heilige Höfe und ihnen dienten angeſehene Männer, die ihnen das koſtbarſte Futter gaben, Semmelmilch, Grütze in Milch gekocht, Honigkuchen, gekochtes oder gebratenes Gänſefleiſch; andere erhielten rohes Fleiſch, anderen fing man Vögel und berückſichtigte überhaupt ihre Lieblingsgerichte. Man gab den Thieren warme Bäder, ſalbte ſie mit den beßten Salben, räucherte ſie fortwährend mit den koſtbarſten Wohlgerüchen. Sie hatten ſchwellende Kiſſen zum Lager, ja ſogar anſtändigen Schmuck. Jedem Thiere ſuchten ſie ein ſchönes Weibchen und pflegten ſie auf das ſorgfältigſte.

Das vornehmſte unter den heiligen Thieren war der Apis oder der ſchwarze Stier von Memphis; war ein Apis geſtorben, ſo gingen die Prieſter umher und ſuchten ein ſchwarzes Kalb, welches die nöthigen Zeichen an ſeinem Körper hatte. Die Prieſter brachten daſſelbe nach Nilopel, wo es vierzig Tage lang blieb und gefüttert wurde. Dann wurde es in eine Gondel mit vergoldeter Cajüte gebracht und nach Memphis in den Tempel des Phtha oder Vulcan geführt. Die Frauen dürfen den Apis nur in ſeinen Tag ſehen; dann aber treten ſie an ihn heran und entblößen ſich vor ihm. Später dürfen ſie ihm nie nahen. Die Prieſter hatten nachmals den Oſiris mit dem Apis in Verbindung gebracht und ihm ſomit ihren Stempel aufgedrückt**).

In Heliopolis hatte man ebenfalls einen heiligen Stier, Namens Mneuis, den einige als Sohn des Apis bezeichneten und den die Prieſter ebenfalls mit der Mythe von Iſis und Oſiris in Verbindung gebracht hatten. Es war Mneuis ebenfalls von ſchwarzer Farbe und beſonderer Zeichnung.

Ein dritter heiliger Ochſe war Baſis oder Bakchis und Baſch, deſſen Sitz in Hermonthis war ***).

In Mendes vertrat die Stelle des Stieres der Bock. Die Men-

*) Das Muſeum von Leiden (Leemans S. 193.) beſitzt Mumien von Hundsaffen, Hunden, Katzen, Haſen, Lamm, Ibis, Crocodil, ein altes und mehrere Junge, Schlangen und Fiſchen. Ueber den heiligen Thierhof von Khardaſſy in Nubien ſ. Minutoli, Reiſe zum Tempel des Jupiter Ammon S. 413.

**) Herodot III. 28. Diodor I. 85. Wilkinſon, der auch eine Abbildung des Apis nach einer Bronze hat (2. Series I. 347. ff.) und die Nachrichten der Alten über ſein Ausſehen ſorgfältig vergleicht, auch die Hieroglyphen deſſelben angiebt.

***) Wilkinſon 2. Series II. 198.

deſſer waren überhaupt Verehrer der Ziege, noch mehr aber der Böcke. Herodot war Zeuge, wie ſich in jenem Tempel eine Frau öffentlich dem heiligen Thiere hingab. (Herodot II. 46.)

In Oberägypten verehrte man dagegen die Schafe, beſonders in Elefantine und Theben, während man ſie in Unterägypten verzehrte. In der Thebaide hatte die Prieſterſchaft die Schafe mit einer ihrer größten Gottheiten, der Neph, in Verbindung gebracht. Man fertigte dort Bronzeamulets des Schafes für den Privatcultus und balſamirte die Thiere ein, wenn ſie verſtarben. (Wilkinſon Fortſ. II. 191.)

Der Hundsaffe ward vornehmlich in Hermopolis verehrt, auch in Theben, welche eine beſondere Abtheilung für die Affenmumien unter ihren Grabſtätten hatte. (Wilkinſon Fortſ. II. 130.) Der Hundsaffe war dem Thot geheiligt, deſſen heilige Stadt Hermopolis war.

Die Spitzmäuſe waren in Butos ſowohl als in Theben heilige Thiere, wurden ebenfalls mumiſirt und waren der Buto heilig.

Der Hund war gleichermaßen ein heiliges Thier und wurde vorzüglich in Kynopolis verehrt; er ſoll aber von dem Fleiſche des Apis gefreſſen haben, den Kambyſes erſchlagen ließ, und welches kein anderes Thier berührt hatte, und ſich dadurch um ſeine Heiligkeit gebracht haben. Bemerkenswerth iſt, daß einſt die Bewohner von Oxyrhinchus und Kynopolis mit einander in einen Krieg geriethen, weil erſtere einen Hund erſchlagen und gegeſſen hatten; die von Kynopolis verſpeiſeten aus Rache einen Fiſch, den ihre Gegner als heilig verehrten. Der Hund wurde übrigens da, wo er auch nicht gerade als ein heiliges Thier angebetet wurde, immer als ein freundlicher Jagdgeſell und Hausgenoſſe angeſehen, wie wir denn denſelben auch als Kriegsgefährten des Königs Ramſes IV. angetroffen haben. Die Prieſterſchaft ehrte ihn als Leibwächter von Oſiris und Iſis und namentlich erzählte ſie, daß er die Göttin getreulich begleitet und vor wilden Thieren beſchützt habe, als ſie den Leichnam ihres ermordeten Gemahls ſuchte. Deßhalb wurden an Iſisfeſten Hunde vor dem Feierzuge hergeführt und deßhalb trug Anubis einen Hundeskopf. Die meiſten Hundemumien fand Wilkinſon in der Gegend von Theben. (Wilkinſon Fortſ. II. 138. ff.)

Der Wolf war das heilige Thier einer nach ihm benannten Stadt Lykopolis in Oberägypten, wo man noch jetzt Wolfsmumien in kleinen ausgehöhlten Grabkammern im Felſen findet; die Prieſter brachten den Wolf mit der Sage von Oſiris in Verbindung, der in Wolfsgeſtalt Iſis und Horus in ihrem Kampfe gegen Typhon unterſtützte. (Wilkinſon Fortſ. II. 145. ff.) Fuchs und Schakal finden ſich gleichfalls mumiſirt in der Thebaide und in Abbildungen als

Maſken des Anubis und eines der vier Genien des Amenti's in den Denkmälern.

Der Ichneumon wurde in Herakleopolis verehrt, da er durch Zerſtörung der Crocodileier den Landleuten und Schiffern weſentlichen Nutzen brachte. Noch jetzt findet ſich der Ichneumon in jener Gegend in der Nachbarſchaft von Kairo am häufigſten. Der Ichneumon kommt als Mumie, in den Gemälden von Theben wie von Memphis und in Bronze war. (Wilkinſon Fortſ. II. 149. ff.)

Die Hauskatze genoß durch alle Theile Aegyptens eine allgemeine Verehrung, der Hauptſitz ihres Cultus blieb jedoch die Stadt und Umgegend von Bubaſtis, wo der Tempel der Mondgöttin Paſht, der Tochter der Iſis, war. Dort finden ſich auch die Begräbniſſe für die Katzenmumien und dort wurden ſie am prächtigſten beſtattet. Die Katze war ſo geehrt, daß, wenn in einem Hauſe Feuer auskam, die Bewohner ſich wenig um den Verluſt ihrer Habe kümmerten, aber ängſtlich für das Leben ihrer Katzen ſorgten und eine Reihe um das Feuer bildeten, damit die Thiere nicht in die Flamme ſpringen möchten. Die Katzenmumien findet man in Theben, wie auch in Unterägypten, oft in Geſellſchaft von Hundemumien. (Wilkinſon Fortſ. II. 161.)

Der Löwe wurde in Leontopolis verehrt und war von der Prieſterſchaft ſowohl mit dem ägyptiſchen Herkules, als mit der Sonnengottheit in Verbindung gebracht, wie er denn auch als Sinnbild der Stärke auf den Kriegsgeräthen der Faraonen vorkommt. In Leontopolis hielt man Löwen, denen man auch Thiere zum Zerreißen überließ, um ihrem Blutdurſt Genüge zu leiſten. Löwenmumien hat man nicht gefunden. (Wilkinſon II. 169.)

Das Nilpferd wurde in Papremis im Delta verehrt, in Oberägypten dagegen gejagt. Es ſcheint mir dieß ein Beweiß für das hohe Alterthum ſeines Cultus, deſſen Anfang alſo in die Zeiten fiel, wo Unterägypten nur noch von den rohen Ueberreſten der ungemiſchten Urbevölkerung bewohnt wurde. In Papremis hatte es die Prieſterſchaft mit dem Kriegsgotte in Verbindung gebracht, während es im übrigen Aegypten als Eigenthum des Typhon angeſehen wurde. (Wilkinſon Fortſ. II. 177.)

Unter den Vögeln wurden der Habicht und der Ibis vor allen anderen geehrt und gepflegt; beide waren von der Prieſterſchaft anerkannt worden, wie die Habichtsmaſken beweiſen, mit welchen mehrere Gottheiten, wie Ammonre, Pthah, Chons, Horus u. A., bekleidet erſcheinen. In Heliopolis wurde er namentlich als Bild der Sonnengottheit geehrt. Auf der Inſel Philä hielt man den Habicht im Käfig und pflegte ihn. Habichtmumien kamen um Theben häufig vor. (Wilkinſon Fortſ. II. 204.)

In ganz Aegypten war der Ibis ein heiliges Thier und die Prieſter hatten ihn dem Thot gewidmet, weshalb er auch im Heilig-

thume dieſes Gottes in Hermopolis beſonderer Verehrung genoß. Wer den Ibis erſchlug mußte ſterben. Ibismumien ſind häufig. (Wilkinſon Fortſ. II. 217.)

Unter den Vögelmumien finden ſich, jedoch nicht häufig, Gänſe.

Die Verehrung des Crocodils war wie die des Nilpferdes nur auf Unterägypten eingeſchränkt; der vornehmſte Sitz war der See des Möris, dann Athribis oder Crocodilopolis in der Thebaide. An anderen Orten jagte man das Thier und ſtellte demſelben eifrig nach. Strabo (XVII.) ſah in Arſinoe das heilige Crocodil; ſein Gaſtwirth ging mit ihm an den See, worin das Thier gepflegt wurde. Er nahm vom Tiſche einen Kuchen, gebratenes Fleiſch und eine Flaſche Honigmeth mit ſich. Sie fanden das Thier am Ufer liegen. Die Prieſter gingen hinzu, zwei öffneten ſeinen Rachen und der dritte ſteckte das Backwerk und das Fleiſch hinein, worauf er das Getränk einſchüttete; das Thier aber ſprang in den See und ſchwamm an das jenſeitige Ufer. Als noch ein anderer Fremder herzukam, welcher gleiche Opfergaben brachte, nahmen ihm die Prieſter dieſelben ab, gingen um den See und reichten dem Thiere das Mitgebrachte auf gleiche Weiſe. Man ſchmückte die Ohren der Crocodile mit Ringen und legte ihnen auch dergleichen um die Vorderfüße. Die Prieſter hatten das Crocodil mit der Sonne in Verbindung gebracht. (Wilkinſon Fortſetzung II. 229. ff.) In Tentyris, Apollinopolis, Herakleopolis und der Inſel Elefantine wurde das Crocodil als ein Symbol des böſen Weſens, Typhon, verabſcheut.

Die Schlangen wurden auch in Aegypten vom Volke mit beſonderer Verehrung betrachtet und namentlich die Natter (coluber natrix) gezähmt in den Wohnungen gehalten, ſo daß ſie auf ein mit den Fingern gegebenes Zeichen herbeikam und nach Tiſch ſich einen Leckerbiſſen holte. Auch warnte man Nachts das Thier in ähnlicher Weiſe, wenn Jemand im Finſtern im Hauſe umherging. Die Schlange ward Thormuthis genannt. Nächſtdem war die Schlange das Zeichen der Königswürde, daher wir an den Helmen und Kronen immer vorn über der Stirn eine ſich emporrichtende Schlange ſehen.

In Melite hatte die Schlange Parias, die dem Gott der Heilkunde geweihet war, einen beſondern Tempel, Prieſter und Diener und einen beſondern Tiſch und eine Kiſte. Man hielt ſie in einem Thurme und die Prieſter fütterten ſie mit Kuchen, die aus feinem Mehl und Honig gemacht waren, welche ſie in das Behältniß legten. Man durfte nicht das Thier ſehen, ſondern legte das Futter hin, das am nächſten Tage gewöhnlich verzehrt war. Ein alter Prieſter, der die Schlange gern ſehen wollte, trug ihr einſt das Futter hin und entfernte ſich wieder bis zu dem Augenblick, wo er meinte, daß das heilige Thier nun wohl dem Futter ſich nahen werde. Jetzt öffnete er heftig die Thüre des Gemaches, worauf die Schlange mit deutli-

chem Unwillen ſich entfernte. Bald darauf wurde der Prieſter wahnſinnig und ſtarb, nachdem er ſein Verbrechen bekannt hatte.

Eine Art Giftſchlange, welche Wilkinſon (Fortſ. II. 241.) mit der Cobra de capello vergleicht und die gegenwärtig Naſhir genannt wird, brauchen die Pſyllen zu ihren Beſchwörungen, nachdem ſie derſelben die Giftzähne ausgebrochen oder das Gift mit heißem Eiſen ausgebrannt haben. Sie werden drei bis vier, ja ſechs Fuß lang und laſſen ſich leicht zähmen; ſie freſſen Mäuſe, Fröſche und verſchiedene Reptilien und leben in der warmen Jahreszeit in den Gärten, im Winter ſchlafen ſie in ihren Höhlen. Man hat in der Nekropolis von Theben viele ſolcher Schlangen mumiſirt gefunden.

Unter den Fiſchen war der Oxyrrhinchus, Phagrus und Lepidotus verehrt und man findet ſie in Abbildung und als Mumien. (Wilkinſon II. 248. m. Abb.)

Das heilige Inſect der Aegypter war der Scarabäus, der in Abbildung, in Stein und Steingut ſehr häufig vorkommt und auch mumiſirt angetroffen wird. In den Städten Memphis und Heliopolis war er mit dem Sonnencultus und dem Phtah in Verbindung gebracht. (Wilkinſon Fortſ. II. 255.; dazu Ehrenberg und Hemprich Reiſen I. 71.)

Die Prieſter hatten dadurch, daß ſie die heiligen Thiere mit ihren Sagen und ihrem Cultus in Verbindung gebracht hatten, die Herrſchaft über dieſelben ſich angeeignet. Ja ſie zeigten dem Volke ihre Ueberlegenheit über dieſelben bei gewiſſen Gelegenheiten ganz offenbar. Wenn nämlich die große Dürre einfiel oder tödtliche Seuchen anzogen oder irgend eine andere tödtliche Landplage ſich einſtellte, ſo führten die Prieſter*) des Nachts einige der geheiligten Thiere in größter Stille bei Seite, erſchreckten ſie erſt durch Drohungen und wenn dieſes unwirkſam blieb, ſo ſchlachteten und opferten ſie dieſelben wirklich. Ferner warfen ſie bei Beerdigung des Apis einige Thiere mit in das Grab. (Plutarch, Iſis und Oſiris 72.) Die Sage (Plutarch a. a. O.), daß die Seele des Typhon, des Feindes von Oſiris und Iſis, in die verſchiedenen Thiere gefahren, welche ebenfalls die Prieſter verbreiteten, bezeichnete gewiſſermaßen die Thiere als dämoniſche Weſen; dadurch aber, daß ſie als Sinnbilder, ja als Masken der höheren, guten Götter angewendet wurden, werden ſie als Diener und Knechte derſelben bezeichnet. Und ſo wurde das Volk ſtets an ſeine Abhängigkeit von den guten, durch die herrſchenden Kaſten hereingebrachten Götter erinnert. Die Thiere, ſelbſt die ſo ſehr verehrten Kühe und Stiere wurden den Göttern zu Ehren geſchlachtet und geopfert. Namentlich ſchlachtete man die braunrothen Stiere, welche die Farbe des Typhon an ſich trugen; ja in früher Zeit ſoll man ſogar

*) Eine ſyſtematiſche Ueberſicht aller in der ägyptiſchen Mythologie vorkommenden heiligen Thiere giebt Wilkinſon Fortſ. II. 116. ff.

Menſchen von dieſer Farbe am Grabe des Oſiris geopfert haben. (Diodor I. 88.)

Als anderweite Ueberreſte der alten Volksreligion dürfen wir nächſt dem Thiercultus auch die Zauberei annehmen, die wir bei allen Nationen angetroffen haben und die überall in dem Beſtreben beſteht, die unſichtbaren, dem Menſchen feindſelig und hemmend in den Weg tretenden Mächte zu bekämpfen oder zu beſänftigen.

Die vornehmſten Zauberer waren die Pſyllen oder Schlangenbeſchwörer, ſo wie vielleicht die Pfleger und Wärter der übrigen Thiere. Die Pſyllen finden ſich noch jetzt in Aegypten und in Cairo ſollen im J. 1820 noch dreihundert gelebt haben. Sie beſchworen die Schlangen, zähmten ſie und richteten ſie zu ihren Gaukeleien ab, ließen ſie tanzen und erhielten ſich alſo beim Volke in Anſehen und die Prieſter duldeten dieſe Leute, da ſie dieſelben nicht ganz unterdrücken konnten, ebenſo wie ſie auch dem Volke gewiſſe lärmende Feſte geſtatteten, bei denen es eben nicht ſehr anſtändig herging. So wurde das Feſt des Dionyſos durch ganz Aegypten auf eine ſehr unanſtändige Art gefeiert, wobei die Frauen Bilder mit beweglichen Gliedern umher trugen (Herodot II. 48.), wie beim Feſt der Buto in Bubaſtis. Dort ſtrömten alljährlich ſiebenmalhundert Tauſend Menſchen zuſammen. Es ſchifften Weiber und Männer zuſammen auf Flößen. Die Weiber hatten Klappern, andere Flöten, die übrigen ſangen und klatſchten in die Hände. So oft ſie auf ihrer Waſſerfahrt an eine Stadt kamen, ſtießen ſie ans Land; das Klappern und Singen dauerte hier fort; die einen hohnnecken die Weiber der Stadt mit Geſchrei, die andern tanzen, ſtehen auf und entblößen ſich. So machen ſie es in allen Städten, die längs des Fluſſes liegen. In Bubaſtis angelangt, begehen ſie das Feſt mit großen Opferungen und es wird dabei mehr Wein getrunken als im übrigen ganzen Jahr zuſammen. Nach dem Opfer folgt eine allgemeine Schlägerei von Männern wie von Weibern. In Sais wurde das Feſt der Minerva alljährlich durch eine allgemeine Erleuchtung gefeiert, was in den übrigen Städten nachgeahmt wurde. In Papremis wurde dem Kriegsgotte eine großartige Schlägerei aufgeführt, an der auch die Prieſter Theil nahmen und wobei wohl ſogar einige Leute todt auf dem Platze blieben. (Herodot II. 59—63.) Wie es beim Feſte des Pan zu Mendes herging, haben wir ſchon oben angedeutet.

Solche Ungebührlichkeiten und Ausgelaſſenheiten geſtatteten aber die Prieſter dem Volke wohl namentlich auch darum, weil eben dagegen der prachtvolle und würdige Cultus, den ſie übten, deſto glänzender hervortrat und um ſo größeren Eindruck auf die Menge hervorbringen mußte.

Beſonders tiefen und dauernden Einfluß erhielt ſich die Prieſter-

ſchaft durch die Feierlichkeiten, welche bei allen Leichenbegängniſſen mehr oder minder umſtändlich abgehalten wurden, und durch die Sagen und Lehrſätze, welche ſie daran knüpften. War ſchon im Leben ein großer Theil des ägyptiſchen Volkes von der Prieſterſchaft abhängig, ſo war es ohne Ausnahme ein Jeder, ſo wie er aus dem Erdenleben ausſchied. Die Familie übergab den entſeelten Leichnam alsbald den prieſterlichen Todtenbeſtattern, die ihn zubereiteten, während ſie das Schickſal der Seele den Ueberlebenden in deutlichen und umſtändlichen, mit Abbildungen verſehenen Büchern vor die Augen ſtellten. In dieſen Büchern, welche den Mumien beigegeben wurden, ſah man zunächſt den Leichenzug ſelbſt, das Schiff, welches die Mumie über das Waſſer vor die Todtenrichter bringt, dann die Todtenopfer und endlich die Grabdenkmale. Dahinter tritt der Verſtorbene hervor in das Jenſeits und betet den Sonnengott Ra an; dann beginnt er ſeine Wanderungen, auf denen er durch typhoniſche Thiere geängſtigt wird, bis er endlich in den himmliſchen Gegenden anlangt und heimiſch wird. Es iſt dargeſtellt, wie er auf den himmliſchen Gewäſſern ſchifft, ackert, ſäet, erntet, driſcht, wobei zu bemerken, daß es in jenen Gegenden eben ſo wenig an Waſſer fehlt, wie im Lande des Nilſtromes. Als beſonders wichtig iſt das Gericht über die Todten im Saale der doppelten Gerechtigkeit umſtändlich dargeſtellt. Man ſieht das Innere einer großen Halle mit Thürflügeln zu beiden Seiten. Links thront Oſiris, der auf der Bruſt das Täfelchen trägt, das gemeiniglich das Bild der Gerechtigkeit enthält; in den Händen trägt er den Hirtenſtab und die Geiſel als Zeichen der Herrſcherwürde. In einem Gefäße vor ihm iſt ein Stab aufgepflanzt, an welchem ein geflecktes Fell aufgehängt iſt. Dem Oſiris gegenüber tritt zur Pforte der Verſtorbene ein, der den göttlichen Herrſcher um Aufnahme in dieſen Ort bittet und ſeine Anſprüche auf dieſe Ehre in kurzem darlegt. Die Göttin der Gerechtigkeit, Maut, die Straußenfeder auf dem Kopfe, empfängt ihn. In der Mitte des Ganzen ſieht man die aufgerichtete Waage, auf welcher der Hundsaffe des Thot ſitzt. Anubis, mit Schakalmaske, ſteht bei der einen Waagſchale, auf welche eine kleine Statue der Ma geſetzt iſt; mit der anderen Waagſchale iſt der Verſtorbene ſelbſt beſchäftigt. Es ſteht darauf ein Gefäß, das Sinnbild des Herzens und mit dem Worte Heti (Herz). Horus, mit der Sperbermaske, ſieht nach dem an einem Faden herabhängenden Gewicht, welches auch die Form des das Herz bezeichnenden Gefäßes hat. Vor der Waage ſteht der ibisköpfige Thot, der Rechtfertiger des Oſiris, des Horus und aller gerechten Verſtorbenen, der Gott der Weisheit und der Schrift, Herr der göttlichen Worte. Er verzeichnet das Reſultat der Wägung. Dabei ſitzt ein weibliches Nilpferd mit offenem Rachen auf einem Poſtamente vor dem Opfertiſche, über demſelben ſtehen die vier Begleiter des Oſiris und oben in einer Reihe die zwei und vierzig Beiſitzer beim Gerichte deſſelben, vor denen

der Verſtorbene nochmals in anbetender Stellung erſcheint *). Endlich waren ja auch die Prieſter die Grundherren der Todtenſtätten.

Nach dieſen Bemerkungen über die Volksreligion wenden wir uns zur Betrachtung der Prieſterreligion, deren Grundlage die Verfaſſung der

Prieſterſchaft

war. Wir fanden, daß das ganze Grundeigenthum von Aegypten in drei Theile zerfiel, deren einer der Prieſterkaſte gehörte, welche die Inhaberin aller geiſtigen Cultur war; ſie war ſehr zahlreich und die Mitgliedſchaft war erblich. Sie war frei von Abgaben.

Beſondere Sorgfalt wendete die Prieſterkaſte auf die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder, da ſie die geſammte Rechtspflege, Staatsverwaltung, den öffentlichen Unterricht, die Heilkunde, die Künſte und Wiſſenſchaften inne hatte. Sie war im ägyptiſchen Volksweſen die Seele und die Inhaberin aller Macht und Gewalt, indem ſelbſt der König und durch dieſen die Kriegerkaſte unter ihrer Oberleitung ſtand.

Die Prieſterſchaft zerfiel in mehrere Grade, die nach und nach erworben werden mußten und deren unterſte in den Schulen ertheilt wurden. Die Laufbahn des Prieſters begann mit der Erlernung der Elementarkenntniſſe und des niederen äußeren Dienſtes in den Tempeln und bei den Opfern, Ceremonien und Feſten. Die Fliegenwedler, Waſſerſprenger, Pedelle, Ausrufer, Fahnenträger, die Opferthierſchlächter, die Leute, welche die Reinigung der Tempel, heiligen Geräthe und Kleider beſorgten, bildeten wahrſcheinlich die untere Claſſe. Eine zweite Claſſe waren vielleicht die Künſtler, namentlich die Baumeiſter, Bildhauer, Maler, Vergolder, Muſiker, Balſamirer, Schreiber und anderweite für die Tempel in Anſpruch genommenen Gewerken. Höher ſtanden dann die Lehrer, Feldmeſſer, Sternkundigen, die Archivare und Chroniſten, dann die als Richter, Einnehmer und Rechnungsführer verwendeten Prieſter. Die Oberprieſter der Tempel, Kreishauptleute, Oberrichter und königlichen Räthe bildeten die höchſte Claſſe, deren Haupt der Oberprieſter, Piromis, der edle und gute, der College des Königs war.

Jedes Mitglied der Prieſterkaſte gehörte zu einem der Tempel und war wie dieſer einem Gotte gewidmet. Der Tempel brachte ihm ſeinen Lebensunterhalt und außerdem konnte jede Prieſterfamilie Privatvermögen erwerben, wovon ſie vielleicht die Ausbildung und Beförderung ihrer Kinder zu höheren Graden beſorgte. Es iſt nicht denkbar, daß ſich die Gliederung einer Geſellſchaft aufrecht erhalten läßt, wenn die Erlangung von höheren, einträglichen Stellen nicht an den Beſitz höherer Geiſtesbildung geknüpft wäre, die eben

*) Nach Lepſius Todtenbuch.

nur durch größere Mittel zu erlangen iſt. Auf ſolche Weiſe aber wurde das geiſtige Leben und die Thätigkeit der Mitglieder angeregt. Es war nächſtdem die Erlangung gewiſſer höheren Grade an gewiſſe Altersjahre geknüpft, dadurch aber war dafür geſorgt, daß es nie an Perſonen für den niedern Dienſt und für die Unterſtellen fehlte.

Die unteren Grade beſorgten den äußeren Dienſt in dem Tempel, Reinigung der Locale, Herbeiſchaffung der Opfergeräthe und Opfergegenſtände; ſie bildeten die Maſſen bei den Proceſſionen, Chören und Tänzen und für dieſen niederen und äußeren Tempeldienſt war denn auch das weibliche Geſchlecht anwendbar, das überdem ſeinen Unterricht in den Prieſterſchulen erhalten mußte. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß in Aegypten eben ſo wie in Mexico mit den Tempeln Erziehungsanſtalten und Collegien verbunden waren, in denen die männliche und weibliche, namentlich dem Prieſterſtande entſproſſene Jugend Erziehung und Unterricht genoß und den Tempeldienſt mit verſah. Am thebaniſchen Amontempel war ein Collegium heiliger Frauen, welche das Orakel beſorgten (Herodot II. 54. Diodor I. 47.) und des Gottes Kebsweiber genannt wurden. Es fanden ſich darunter hochgeſtellte Frauen, ja Prinzeſſinnen und Königinnen.

Andere Frauen und Jungfrauen wurden bei den heiligen Ceremonien als Trägerinnen von Blumen und als Siſtrumſpielerinnen *) verwendet. Vielleicht waren Gebäude und Collegien, worin ſie wohnten, Aſyle für Prieſterwittwen und Waiſen und woſelbſt ſie namentlich die Orakel beſorgten, die ja in der ganzen alten Welt wie in der modernen immer als ein Eigenthum der Frauen erſcheinen. Eine berühmte Wahrſagerin war Athyrtis, die Tochter des Seſoſtris, die ihren Vater ermunterte, die Herrſchaft der Welt zu erſtreben, und die aus ihren Träumen, aus Opfern und Himmelszeichen die Zukunft zu erforſchen verſtand. (Diodor I. 53.) Auch werden in den ägyptiſchen Inſchriften, wie Wilkinſon (I. 261.) nachweiſet, mehrere Prieſterinnen und Korbträgerinnen der Königinnen und Königstöchter namhaft gemacht, welche die letztere bei ihren Opferungen unterſtützten.

Der Prieſterſtand war erblich und auch an den beſtimmten Tempel geknüpft; erblich war jedoch keineswegs der Grad und jeder mußte von unten anfangen. Bei Erlangung der höheren Grade fand dann vielleicht auch ein Uebertritt aus einem kleineren in einen größeren Tempel ſtatt, da doch unter den Tempeln wie unter den Gottheiten ſelbſt eine gewiſſe Rangordnung ſtattfand. So war in Theben der Amon, in Memphis der Phtah, in Heliopolis Re die erſte Gottheit, mithin auch die Prieſter derſelben die erſten.

*) Abbildungen ſolcher Prieſterinnen mit Blumen und Siſtrum bei Wilkinſon I. 260.

Einen hohen Rang nahmen die Propheten oder Verkündiger des göttlichen Willens, die Sprecher ein; ſie hatten die meiſten Kenntniſſe in den göttlichen Dingen, in den Geſetzen, im Götterdienſt und ſie hatten auch die Oberaufſicht über die geiſtliche Verwaltung und Einkünfte. „Die Oberprieſter, Propheten und die, welche Zutritt haben ins innere Heiligthum, die Götter zu bekleiden, die Fahnenträger, die heiligen Schreiber und die übrigen Prieſter," dieß war die Rangordnung der Geiſtlichkeit von Memphis, wie ſie die Inſchrift von Roſette angiebt.

Die Prieſterſchaft behauptete ihre höhere Stellung nicht allein durch ihre Kenntniſſe, ſondern auch durch ihre Lebensweiſe. Sie zeichnete ſich wie die mexicaniſche durch Mäßigung und Reinlichkeit vor der übrigen Bevölkerung aus. Aller drei Tage ſchoren die Prieſter den ganzen Leib, badeten ſich täglich zweimal und zweimal jede Nacht; in ihren Geräthen wie in ihrer Kleidung übten ſie die größte Sauberkeit und Reinlichkeit. Ihre Kleidung war nur von Linnen, nicht von Thierwolle, ihre Schuhe nur von Papier, nicht von Leder, damit ſie in keiner Weiſe mit den Thieren in Berührung kommen möchten. Sie beobachteten neben dem noch eine Unzahl Pflichten und Rückſichten. Fiſche und Bohnen genoſſen ſie gar nicht, beide waren unrein, eben ſo Schweinefleiſch. So lange ſie im Tempel den Dienſt verrichteten, gaben ſie nichts für ihre Nahrung aus, ſondern erhielten dieſe im Tempel ſelbſt; ſie beſtand in heiligem, geweiheten Gebäck, Rind- und Gänſefleiſch und Rebenſaft in reichlichem Maaße. (Herodot II. 37.) In den Tempelſchulen wurde die Grundlage der Prieſterweisheit gegeben; mit jedem Grade wurde die Lehre reichlicher, bis auf den höchſten Graden dem Prieſter die ganze Fülle der Erkenntniß zu Theil wurde. Das Aufrücken in den Graden war mit mannichfachen, ſtrengen Prüfungen verknüpft, welche der Einweihung vorausgingen und über welche der Zögling das tiefſte Stillſchweigen gegen Ungeweihete beobachten mußte. Selbſt der König mußte ſich dieſen Prüfungen unterwerfen, ehe er den Thron beſteigen und Mitglied der Prieſterſchaft werden konnte, was er als Haupt des Staates werden mußte.

Der Unterricht in den Prieſterſchulen war ein doppelter: einmal für die Kinder aus der Kriegerkaſte und dem Volk, dann der für Prieſterkinder. Letztere lernten die beiden Schriftarten, die heilige und die gemeine, Geometrie, Arithmetik und Aſtronomie. Beſonders große Sorgfalt verwendeten ſie auf Beobachtung der Natur, wozu ſie von Jugend auf angehalten wurden.

Die Tracht der Prieſter zeichnete ſich im gemeinen Leben nur durch Einfachheit und Sauberkeit aus, bei den Ceromonieen aber war ſie äußerſt reich und prachtvoll und je nach der Gottheit und deren Sinnbildern eingerichtet. Sie hatten dann reichen Schmuck angelegt und ließen ſich Federwedel und Sonnenſchirme vorantra-

gen; nächſtdem wurden auch die Götterbilder in den Proceſſionen mit herumgeführt.

Die Sitze des Götterdienſtes waren

die Tempel

mit den Wohnungen der Prieſter und den Paläſten der Könige, wo denn auch die Archive und Bibliotheken, ſo wie die Schatzkammern angelegt waren, in der Weiſe, wie wir es bei den Azteken gefunden haben. Dieſe Wohnſtätten der Prieſter waren die erſten cultivirten Puncte des Landes und wie in Mexico erhob ſich auch hier aus der Mitte derſelben eine Pyramide, als der ſichtbare Sitz der Gottheit und ihres Stellvertreters und Nachfolgers, des Königs, dem ſie daher urſprünglich auch mehrmals als Grabſtätte diente.

Die Pyramiden gehören ihrer Form nach zu den älteſten Denkmälern, die aus den einfachen Formen der Morais (C.-G. IV. 377.), der viereckigen über den Erdboden heraustretenden Steintribunale erwachſen ſind.

In Aegypten ſelbſt herrſchte über ihren Urſprung und ihr Alterthum eine verſchiedene Anſicht; die allgemeinſte war, daß die Könige ſie zu ihrem eignen Andenken erbaut hätten; Diodor (I. 63.) meldet, daß ſie zu ſeiner Zeit einigen dieſer Denkmale ein Alter von tauſend, anderen von viertauſend und einhundert Jahren zugeſchrieben hätten. Man war alſo durchaus nicht im Beſitz einer diplomatiſchen Nachricht über ihr Alterthum, ja man wußte ſogar nicht einmal, für welchen Zweck dieſe Steinmaſſen aufgehäuft worden wären, da bei fortſchreitender Cultur eine gegliederte Baukunſt ins Leben getreten war. Dieſe Pyramiden ſind daher auch ganz ſchmucklos, keine Zeile alter Hieroglyphen, kein Bildwerk iſt an ihnen zu bemerken; kahl und nackt ſtreben die vier Seiten aus der breiten viereckigen Baſis himmelan und endigen in eine kleine viereckige Fläche, die zur Zeit des Diodor einen Fuß ins Gevierte hatte. Die größte Pyramide, die das Alterthum als die älteſte bezeichnete, lag von Memphis drei und dreiviertel deutſche Meile weſtlich nach Lybien zu. Die Grundfläche hatte auf jeder Seite 700 Fuß und die Höhe betrug 600 Fuß. Man erzählt ſich, daß die Steine dazu aus weiter Ferne, aus Arabien, herbeigeſchafft und daß der ganze Bau vermittelſt aufgeworfener Erdwälle bewerkſtelligt worden wäre, weil zu dieſer Zeit noch keine Maſchinen erfunden waren. Und was das ſeltſamſte iſt, fährt Diodor (I. 63.) fort, ſo iſt von dem Bau eines ſo großen Werkes ſelbſt keine Spur, weder von einem Wall, noch von dem Behauen der Steine zu ſehen, ſo daß es das Anſehen hat, als wenn der Bau nicht durch Menſchenhände nach und nach zu Stande gebracht, ſondern als wenn das ganze Werk gleichſam von einem Gott auf einmal in den Sand dahingeſtellt worden wäre. Des-

wegen wagen es einige Aegypter, Erzählungen hiervon zu erdichten, die in das Wunderbare gehen. Ueber die Namen der Erbauer wa- waren die Aegypter, wie Diodor (I 64.) verſichert, durchaus nicht einig, denn einige Schriftſteller legten ſie dem Chembes von Memphis, Kephren und Mykerinus, andere dem Armäus, Amaſis und Inaron bei. Nicht mindere Verſchiedenheit herrſchte in den Anſichten über den Zweck dieſer Gebäude und es verhielt ſich damit zur Zeit des Diodor, wie es ſich jetzt in Europa mit den Anſichten über die cyclopiſchen Mauern, die Hünenbetten und manche andere Werke verhält, welche über die Zeit der ſchriftlichen Nachrichten hinausliegen. Man bezeichnete ſie namentlich als Werke königlichen Uebermuthes und als Grabſtätten, bewunderte die rieſenhafte Arbeit, welche ſie gekoſtet, die Maſſe von Zwiebeln, Rettigen und andern Speiſen, welche dabei aufgegangen, nannte die Anzahl der Arbeiter und knüpfte mancherlei Sagen daran (Herodot II. 124.), wie es ſtets da ergeht, wo die einfache geſchichtliche Nachricht verloren gegangen iſt. Im J. 1196 v. Chr. G. rieth man dem ägyptiſchen Herrſcher Osman Ben Juſſuf (Saladins Sohn), die Pyramiden zerſtören zu laſſen; eine Menge Arbeiter rückte dazu aus, allein nachdem ſie acht Monate gearbeitet und die Oberfläche der kleinſten Pyramide zerſtört hatten, kehrten ſie abgemattet zurück und überließen dieſe Werke ihrem Schickſale. (Abdallatif. D. v. Wahl. S. 177.)

Es ſind aber ſolcher Pyramiden ſüdweſtlich von Memphis noch gegen vierzig erhalten. Die größte derſelben iſt die erſte Pyramide von Gizeh, welche die franzöſiſche Expedition genau beſchrieben hat; die zweite öffnete und beſuchte Belzoni, eine andere, von Sakara, Minutoli.*) Die Steine der größten waren zehn bis zwanzig Fuß lang und fünf bis ſechs Fuß hoch, trefflich behauen und vortrefflich gefügt. Sie waren maſſiv und enthielten im Innern nur ganz kleine, ſchmale Gänge nebſt einer kleinen Kammer, die zu großen Verſammlungen durchaus nicht geeignet war. Die Benutzung des Innern konnte alſo unmöglich der Zweck dieſer Wunderbauten ſeyn; dagegen ſpricht ihr Aeußeres ihre Beſtimmung genugſam aus. Wie die großen Tempel der aztekiſchen Hauptſtädte können auch die Pyramiden der alten Aegypter kaum etwas anderes geweſen ſeyn als die Mittelpuncte der Königs- und Prieſterſitze. Von ihrem Gipfel konnte man nicht allein in eine unendliche Ferne hinausſehen und ſo bei Zeiten jeden nahenden Feind erblicken, ſondern ſie waren auch geeignet, den herannahenden Fremden als Wegweiſer zu dienen. Vor allem aber waren ſie geeignet, einer großen Menſchenmaſſe, die ſich

*) Descr. de l'Egypte. Ant. V. Jomard obs. sur les pyramides, daſ. IX. 419., ſowie Contelle daſ. IX. 261. Belzoni narrative, m. Abb. Minutoli, Reiſen zum Tempel des Jupiter Ammon. S. 295. m. Abb. Hackländer, Reiſe in dem Orient II. 220. über die Pyramiden von Gizeh.

um ihren Fuß verſammelt hatte, die öffentlichen Ceremonieen, Opfer und Proceſſionen ſichtbar zu machen und ſie ſo daran Antheil nehmen zu laſſen, wie wir beim aztekiſchen Tempeldienſt geſehen haben.

Jetzt ſtehen die Pyramidengruppen freilich nackt und kahl und ohne weitere Umgebung als die coloſſale Sphinx da, allein in der Urzeit waren ſie mit anderen Gebäuden umſchloſſen, wie denn Belzoni an der zweiten Pyramide einen Tempelanbau nachgewieſen hat.

Ganz deutlich aber erſcheint die eigentliche Form der Pyramiden in denen, welche im alten Staate von Meroe, namentlich in Aſſur und Nuri (16—17 Grad nördlicher Breite) öſtlich vom Nil theilweiſe noch vorhanden und von Cailliaud*) beſchrieben worden ſind. Dieſe Pyramiden ſind ſchlanker als die an der Weſtſeite des Nils in Unterägypten und nicht maſſiv gemauert, ſondern nur an den vier Seiten mit Stufen bekleidet, welche eine ziemlich ſteilauſſteigende Treppe bilden, deren Rand mit einer Einfaſſung verſehen iſt, die von oben bis unten als glatte, ſcharfe Kante die vier Seiten der Pyramide ſtützt. Ziemlich nahe dem Gipfel der Pyramide enthält die Vorderſeite eine Niſche, in welcher vielleicht das Götterbild aufgeſtellt war. An dieſe Vorderſeite lehnt ſich nun eine Doppelmauer an, welche einen Hof einſchließt, zu dem man von Außen durch ein zwiſchen zwei Pylonen angebrachtes Thor gelangt. Dieſe beiden Pylonen aber ſtellen gewiſſermaßen wiederum kleine Pyramiden dar und haben wie die große auch eine Niſche an ihrer Vorderſeite. Dieſer Vorhof iſt bald länger bald kürzer, d. h. der urſprüngliche, ein gleichſeitiges Viereck bildende Vorhof wurde durch den Anbau von einem oder mehreren andern verlängert, je nach dem Bedürfniß.**) Auch bei dieſen äthiopiſchen Pyramiden erſcheint die Spitze abgeſtumpft und bietet ſomit Raum für Aufſtellung von Altären oder Menſchen dar.

So dürften uns denn in den Pyramiden von Unterägypten und Aethiopien die urſprünglichſten Tempel erhalten ſeyn; bei fortſchreitender Cultur verließ man jedoch dieſe allerdings coloſſalen Formen und es bildete ſich ſodann eine andere Bauart aus, die, wie es ſcheint, aus der Sitte hervorging, den Todten in den Felſengebürgen Höhlen auszugraben. Dieſe Bauart entfaltete ſich am herrlichſten in Theben und in den Denkmälern von Karnak iſt uns noch einer der ſchönſten Ueberreſte derſelben enthalten. Das characteriſtiſche dieſer Tempelbauart ſind zunächſt an den Eingängen die Pylonen, welche man wohl als Abkömmlinge der Pyramiden bezeichnen kann; aus einer ein oblonges Viereck bildenden Grundfläche ſteigen, nach

*) Cailliaud voyage à Méroe, au fleuve blanc. Atlas Taf. 36 ff.

**) Vergl. damit die Abbildungen der alten Pyramiden auf der Inſel Java in den antiquarian architectural and landscape illustrations of the history of Java pl. 36. u. 37. von Rafflis.

oben ſich verjüngend, die vier Seiten empor, welche oben eine Plattform umſchließen. Zwiſchen dieſen Pylonen befindet ſich das Eingangsthor, durch welches der Eintretende in den Vorhof gelangt, wo er die coloſſalen Statuen ägyptiſcher Götter und Könige erblickt. Andere Vorhöfe enthielten die coloſſalen Statuen der den hier verehrten Göttern heiligen Thiere, ſo der Ammontempel von Theben Widderſtatuen. Dann folgte der Tempel, deſſen Allerheiligſtes und Innerſtes von andern Sälen und Galerien umgeben war, deren tragende Säulen theils mit Götterhäuptern, theils mit Pflanzenornamenten verziert waren.

In der Nähe des Haupttempels von Theben (Karnak)*) war der Königspalaſt, der mit demſelben durch eine Doppelreihe von Sphinxen, den Sinnbildern der Faraonen, verbunden war und deſſen Eingang durch jene Obelisken oder ſchriftbedeckten Spitzſäulen aus rothem Granit bezeichnet war, dergleichen mehrere ſchon ſeit den Zeiten der erſten römiſchen Kaiſer nach Europa geſchafft worden ſind.**)

Wie nun der Tempel für den Dienſt der Götter beſtimmt war, für die Opfer und Feſtzüge, ſo war der Königspalaſt nicht allein zur Wohnung des Königs, ſondern auch zum Empfange der Geſandten, zu den Sitzungen des Staatsraths und der großen Gerichte und anderer öffentlicher Staatsacte beſtimmt, und ſo ſehen wir denn den Tempel neben dem Reichspalaſt, wie Heeren (S. 277.) ſehr glücklich dieſe Königsburgen bezeichnet, wie wir den Oberprieſter neben dem König finden.

Die Paläſte wie die Tempel ſind innen, wie an der Außenfläche, mit Sculpturen bedeckt, welche in den erſten die Thaten der Könige, in den letztern die Verehrung der Gottheiten darſtellen. Den Zugang zu den Tempeln bilden Reihen der den Göttern geheiligten Thiere, vor dem Palaſte der Könige aber ſind die Sphinxe in Reihen hingelagert, d. h. die Portraits der königlichen Vorfahren, welche mit dem Leibe eines Löwen vereinigt ſind. Auch bemerkte man noch in dem Style der Paläſte mehr zierliche und gefällige Formen, während die Tempel in ſtrenger Würde gehalten ſind.

Die Grundform dieſer öffentlichen, geiſtlichen wie weltlichen Gebäude iſt den Grottenbauten entſproſſen, die Gebäude ſind im Verhältniſſe zu ihrer Höhe lang, nehmen daher einen ſehr großen Flächenraum ein und ſchmiegen ſich der Localität an. Auch bemerkt

*) Grundriß der ganzen Anlage in der descr. de l'Eg. Ant. Tom. III. pl. 16. mit dem Detail auf den folgenden Tafeln.

**) Zoega de origine et usu obeliscorum. Romae 1797. fol. Champollion Figeac, Abbildung und Beſchreibung des nach Paris geſchafften Obelisken von Luxor. Lpz. 1834. 8. m. Abb. des Obelisken, Grundriß und Anſicht des Palaſtes von Luxor.

man deutlich, daß ſie allgemach eines neben dem andern entſtanden ſind und daß man dann ſpäter dieſe einzelnen Theile durch Säulengänge, Statuenreihen oder Mauern verbunden hat.

Eine eigene Erſcheinung ſind die ſitzenden Coloſſe, deren zwei an der Außenſeite des von Amenoph III. (1680 v. Chr. Geb.) zu Theben erbauten Palaſtes aufgeſtellt waren. Sie ſind jetzt ſehr zerſtört, aber immer noch ſechszig Fuß hoch und zeigen Spuren der ſorgfältigſten Bearbeitung.*) Sie waren aus einem Steine gehauen. Die eine ſtellte die Mutter des Königs Tmau-Hem-Va, die andere ſeine Gemalin Taja vor.

Die innere Einrichtung dieſer Tempel erkennen wir am beßten aus den ſchönen Abbildungen des franzöſiſchen Prachtwerkes**) und es beſtanden demnach die großen Säle für den innern Tempeldienſt aus Hallen,***) deren mit platten Steinen geſchloſſene Decken durch kräftige Pfeiler und Säulen getragen wurden, welche ebenfalls mit Sculpturen dicht bedeckt waren und ahnungsvolle Schatten durch dieſe innern Räume verbreiteten, wo dann der Gottesdienſt mit ſeinen Opfern, Anrufungen, Räucherungen und übrigen Gebräuchen vollzogen wurde.

Die große Ausdehnung der ägyptiſchen Tempel erklärt ſich durch die große Anzahl des darin beſchäftigten und dabei wohnenden Perſonals, der Prieſter, ihrer Gehülfen, ihrer Schüler, der Vorrathshäuſer u. ſ. w. Die Tempel nahmen daher auch nicht den Platz dicht am Strome ein, wo ſie durch den täglichen, lebendigen Verkehr geſtört worden wären oder denſelben auch wohl unterbrochen hätten. So war der Tempel des Ammon von Theben auf der Höhe gelegen und mit den Todtenſtätten durch Straßen verbunden und von hier aus beherrſchte er die tiefer liegenden Gegenden, von deren Bewohnern er mit der größten Ehrfurcht betrachtet wurde und die ihn ſtets im Auge hatten.

Die Tempel wurden nicht allein auf das ſauberſte und ſolideſte verziert, ſondern auch ſtets auf das ſorgſamſte gepflegt und rein erhalten. Für dieſen Zweck waren aus der Kaſte der Prieſter beſondere Pfleger und Baumeiſter angeſtellt, die fortwährend am Tempel arbeiteten und ſtets für deſſen Erweiterung, Ausbau und Fortbildung ſorgten. So finden wir in dem Hofe des großen Tempels von Karnak (Theben) ein ganz freiſtehendes Thor,†) welches

*) Descr. de l'Eg. Ant. Tom. II. pl. 20. Champollion Figeac Egypte p. 70. ſ. m. Abb.

**) Beſ. Ant. Tom. II. pl. 3. ff. Tempel von Medinet Abu weſtlich vom Nil. — pl. 33. Grundriß des ſogen. Memnonium n. 37. die innere Halle mit buntgemalten Reliefwänden.

***) Descr. de l'Eg. Ant. III. beſ. pl. 21., wo der große Prachtſaal, und pl. 42.

†) Descr. de l'Egypte. Ant. T. III. pl. 51.

über 62 Fuß hoch und mit den ſchönſten Sculpturen auf das reichſte geſchmückt iſt. Es iſt durch eine Doppelreihe von 22 Widderſtatuen mit dem 130-Fuß entfernten Tempel in Verbindung geſetzt. Dieſen Character eines ſteten, fortſchreitenden Wachsthums tragen alle die großen ägyptiſchen Tempelgebäude an ſich, daher wir auch an ihnen jene Symmetrie vermiſſen, die wir aus der modernen Caſernen-Architectur gewohnt ſind, deren Abweſenheit aber auch den Gebäuden des europäiſchen Mittelalters wie denen des alten Aegyptens einen eben ſo großen Reiz gewährt und ſie ſo überaus maleriſch macht.

Zu den äußerlichen Bedingungen der ägyptiſchen Religion und Götterverehrung gehörten weſentlich

die Opfer,

die einen großen Theil des reichen Einkommens der Prieſterkaſte ausmachten. Sie beſtanden in den Erſtlingen der Feldfrüchte, der Heerden, in auserleſenen erwachſenen Thieren, in der Urzeit aber auch in Menſchen.

Wir lernten den grauſamen Cultus der Südſeeinſulaner und Mexicaner kennen, deſſen Urſprung ſich auf den ſteten Kriegsſtand der Nationen zurückführen läßt und den wir, wenn auch noch nicht durch die Religion verklärt, bei allen Völkern finden, die in einem ſteten Kriegszuſtande leben.

Daß man in der alten Zeit auch in Aegypten Menſchen geopfert, geht zunächſt aus mehreren Sagen hervor. Diodor erzählt (I. 88.), daß in alten Zeiten Menſchen, welche von der nämlichen Farbe wie Typhon geweſen, alſo braunroth, von den Königen bei dem Grabe des Oſiris geopfert worden ſeyn ſollen. Eben ſo pflegte man „ſonſt" in der Stadt der Elithyia einige Menſchen, welche typhoniſche hießen, lebendig zu verbrennen und die Aſche derſelben mit Wurfſchaufeln in die Luft zu ſtreuen; das geſchah öffentlich in den Hundstagen. (Plutarch, Oſiris und Iſis 73.) Auch im Auslande war dieſer blutige Opferdienſt bekannt*), in den thebaniſchen Königsgräbern, namentlich im Harfenſale, findet ſich derſelbe bildlich dargeſtellt**). Es ſind nämlich abwechſelnd rothe und blaue Menſchen mit abgeſchnittenen Köpfen abgebildet. Die Opfer ſind in den peinlichſten Stellungen gefeſſelt und die Henker haben Meſſer, womit ſie die Köpfe abſchneiden; das Blut ſpritzt umher und dazwiſchen liegen zerſchnittene Schlangen.

*) Vergl. Prichard S. 301. ff., wo die geſammelten Stellen der Alten.

**) Description de l'Egypte. Ant. II. pl. 85. u. 86. Costaz im Text III. 198. Wilkinson Fortſ. I. 269. II. 341. Heeren S. 266. — Vergl. oben S. 99. ff., über die mexicaniſchen Menſchenopfer, und C.-G. III. 371.

Ich habe bereits oben meine Anſicht über die Bedeutung der Darſtellung des Königs ausgeſprochen, welcher eine Anzahl gefangener Feinde beim Schopfe gefaßt und auf die Knie gedrückt hat, während er mit der Rechten den Sclopsc oder die Streitaxt gegen den Hals derſelben ſchwingt. Ich ſehe darin eine Andeutung der Sitte, der Gottheit, welche den König gegen die Feinde des Landes bewaffnete und ihm die Siegesgottheit zur Begleitung gab, nach errungenem Siege ein Opfer darzubringen, die übrigen Gefangenen aber gefeſſelt ihr in dem Tempel vorzuführen. Endlich ſcheint noch eine Andeutung der ehemaligen Menſchenopfer in der Darſtellung zu liegen, welche das Siegel der Opferprieſter enthielt, das wir alsbald kennen lernen werden (S. 412. Note).

Vielleicht fanden auf den Pyramiden von Gizeh und Sakarah eben ſolche Blutſcenen ſtatt, wie auf der von Mexico und Chalco in America; allein dem ägyptiſchen Reiche war es von der Vorſehung geſtattet, ſeinen Culturgang bis auf die Stufe fortzuführen, wo mildere Sitten eintraten und der blutige Opferdienſt aus den Tempeln verbannt wurde. Vielleicht hatte man in der Zeit der Menſchenopfer dieſelbe Sitte wie in Mexico, das zuckende Herz dem Feinde aus der Bruſt zu nehmen und der Sonne darzureichen, wie man nachmals den verſtorbenen Menſchen gleichfalls das Herz aushob und der Sonne emporzuhalten pflegte.

Waren nun auch Menſchenopfer im alten Aegypten-Sitte, ſo wurden ſie doch ſehr früh abgeſchafft und nur Thiere und Pflanzen, Speiſen, Wohlgerüche und Waſſer den Göttern dargebracht, geſchlachtet und zu ihren Ehren aufgeſtellt und verzehrt.

Zu allen Opfern ſcheint der **Weihrauch**, eben ſo wie in Mexico, weſentlich gehört zu haben und man nahm dazu Myrrhen und eine eigens gefertigte Miſchung von ſechszehn Stoffen, welche Kuphi hieß; man nahm dazu Honig, Wein, Traubenbeeren und mehrere Holzarten und Kräuter. Man hat dergleichen in den Gräbern gefunden und chemiſch unterſucht. (Wilkinſon Fortſ. II. 338.)

Dieſe Wohlgerüche brachte man in einem Gefäßchen dar, welches an einem langen Stiel befeſtigt eine Art Löffel bildete; der Stiel war bald gerade bald gekrümmt und endete ſich in fingerartige Spitzen, welche den Napf wie eine Hand umſchloſſen, in welchem die Kohlen oder die Flamme waren. Auf der Mitte des Stieles befand ſich ein anderer Napf, worin der Weihrauch lag, und das Ende des Stiels war ein Sperberkopf mit der Sonnenſcheibe. Den Weihrauchvorrath verſchloß man in einer Metallbüchſe. (Wilkinſon Fortſ. II. 340. m. Abbildungen.)

Die Opfer wurden mit großer Sorgfalt dargebracht und die Thiere vorher genau von den Sphragiſten geprüft. Wenn ein Stier geopfert werden ſollte, ſo ward er vorher genau unterſucht, ob ein ſchwarzes Haar an demſelben war; der Prieſter, deſſen Amt dieß war,

ſtellte das Thier erſt aufrecht hin, dann legte er daſſelbe auf den Rücken, betrachtete auch die Zunge und die Schwanzhaare und erſt, nachdem er es rein gefunden, umwickelte er deſſen Hörner mit Byblus, ſtrich Siegelerde auf und drückte ſodann ſeinen Ring*) darauf. Das Opfer eines ungezeichneten Stieres wird mit dem Tode beſtraft. Das alſo geprüfte Opferthier ward nun zu dem Altare geführt und hier ein Feuer angezündet, Wein über daſſelbe geſprengt, die Gottheit angerufen und der Stier geſchlachtet. Darauf wird demſelben der Kopf abgeſchlagen und die Haut vom Körper gezogen; über den Kopf aber wird eine lange Verwünſchung ausgeſprochen; er wird dann entweder in den Fluß geſtürzt oder, wo es Griechen giebt, an dieſe verkauft. Ihre Verwünſchung lautet dahin, daß, wofern über ſie, die Opfernden, oder über ganz Aegypten ein Unheil kommen ſolle, es auf dieſen Kopf übergehen möge. So wird mit allen den Göttern geweiheten Thieren verfahren. Nachdem der Stier abgezogen, wird gebetet und der Stier ausgeweidet; Fett und Eingeweide bleiben im Leibe; dann werden Schenkel, Schultern und Hals abgeſchnitten, der Leib mit reinen Broten, Honig, Roſinen, Feigen, Weihrauch und Myrrhen gefüllt, mit Oel begoſſen und verbrannt. Während das Opfer brennt, ſchlagen ſie ſich, dann aber wird von den Ueberreſten ein Mahl aufgetragen. Kühe werden nur der Iſis geopfert. (Herodot II. 40. ff. Dazu Wilkinſon Fortſ. II. 346. ff.)

Die Vögel (und unter dieſen opferte man vorzugsweiſe Gänſe) wurden auf einer Art Säule dargebracht, die oben herausſtehende Spitzen hatte, wodurch das Opferthier, dem man den Hals umgedreht hatte, feſt lag. (Wilkinſon Fortſ. II. 353. m. Abb.) Die Vögel wurden mit den Federn dargebracht.

Das Blut floß auf den Altar oder an den Boden am Fuße deſſelben. Die einzelnen Theile, wie Schenkel, Rippen, wurden ſauber ausgeſchält auf den Altar aufgelegt. Bei dem Schweinsopfer, welches der Mondgottheit dargebracht wurde, legte der Opfernde, nachdem das Thier geſchlachtet worden, die Schwanzſpitze, die Milz und das Darmnetz zuſammen, umhüllte es mit allem Speck vom Bauche des Thieres und brachte es dann als Brandopfer dar; das übrige Fleiſch wurde am Vollmond gegeſſen. Arme opferten Schweine, die ſie aus Teig buken. Am Vorabend des Dionyſosfeſtes ſchlachtete Jedermann vor ſeiner Thür ein Ferkel, das er ſodann dem Schweinehirten überließ. (Herodot II. 47. f.)

Außer Thieren opferte man in den Tempeln noch Wein, Oel, Bier, Milch, Kuchen, Getraide, Salben, Blumen, Früchte

---

*) Wilkinſon Fortſ. II. 352. theilt das Siegel nach der Beſchreibung Plutarchs und der Hieroglyphen mit: Es waren zwei ſich gegenüber knieende bärtige Gefangene, denen das Meſſer an der Kehle ſtand.

und mancherlei andere Erzeugniſſe des Bodens. Man findet von dieſen Gaben ganze Verzeichniſſe in den Hieroglyphen mit Angabe des Monatstages und der Gottheit, welcher ſie gewidmet waren. Neben der Bibliothek des Königs Oſymandyas waren die Bilder aller Gottheiten befindlich, denen der König auf gleiche Weiſe die Geſchenke bringt, welche einem jeden gebühren, auch waren die Opfergaben verzeichnet. Er wollte dadurch dem Oſiris und ſeinen 42 Beiſitzern zeigen, wie fromm und gerecht er gelebt habe. (Diodor I. 49.)

König Ramſes iſt in ſeinem Grabgebäude dargeſtellt, wie er den Weihrauch in den obenbeſchriebenen Löffel darbringt und wofür die Gottheit ihm ein langes, reines und glückliches Leben verheißet. Der Wein ward in Gefäßen dargebracht. Die Opferkuchen waren rund, eiförmig oder dreieckig oder auch zuſammengerollt und gefalten; andere hatten die Geſtalt von Blättern, Blumen, Thieren, Crocodilköpfen oder fantaſtiſche Formen. Es war gewöhnlich, ſie mit Samenkörnern zu beſtreuen. (Wilkinſon Fortſ. II. 365.) Der Wein ward gewöhnlich in zwei Gefäßen dargebracht und bei jedem Opfer ward vorher Wein auf den Altar ausgegoſſen, ſo wie auch nachher das Opfer mit Wein überſchüttet wurde.

Blumen wurden ſehr häufig dargebracht, einzeln ſowohl als in Sträußern, die ſehr ſorgfältig zuſammengelegt und gebunden waren. Lotus, Papyrus, Winden wurden vorzugsweiſe geopfert. Dabei wurde die Frucht oder Blume beachtet, die mit der Sage der Gottheit in beſonderer Verbindung ſtand. Die Perſea war der Athor, die Sycomore der Netpe, die Pfirſich dem Harpokrates geheiligt. An Gräbern des Oſiris pflanzte man Tamarisken, die von den Prieſtern gepflegt und begoſſen wurden (Wilkinſon Fortſ. II. 262. m. Abb.). Wir finden in den Denkmälern die einzelnen Pflanzen ſowohl, als Zuſammenſtellungen derſelben auf Opfertiſchen, wo ſie ſchön neben und übereinander geordnet erſcheinen. (Wilkinſon Fortſ. II. 367. 374. m. Abb.)

Die Betenden erſcheinen theils ſtehend mit erhobenen Händen an dem Altare, theils vor demſelben auf ein Knie niedergelaſſen, die rechte Hand aufs Herz gelegt, die linke emporgehoben; theils auch auf den Boden niedergeſtreckt. (Wilkinſon Fortſ. II. 375. ff. mit Abbildungen.)

Der ägyptiſche Gottesdienſt nahm überaus viel Zeit in Anſpruch und wurde mit möglichſter Pracht abgehalten. Es fanden ſehr häufig Proceſſionen ſtatt, eine Menge Ereigniſſe des gemeinen Lebens wurden durch religiöſe Handlungen verklärt, welche die Prieſterſchaft anordnete und leitete, daher denn die Erlernung des ſehr gegliederten Ceremoniels eine Hauptbeſchäftigung der angehenden Prieſter ſeyn mußte.

Eine der feierlichſten Handlungen war die „Proceſſion der Kiſten,“ die theils in Geſtalt einer Canopenvaſe theils als Kiſte

oder Boot erſcheinen. Dieſes wurde mit Entfaltung einer großen Pracht von den dafür beſtimmten Prieſtern an langen Stangen auf den Schultern in den Tempel getragen und hier auf einen Stand oder Altar niedergelegt, bis die nöthigen Ceremonien dabei verrichtet waren, und dann von einer anderen Abtheilung der Prieſter wieder zurückgetragen. Bei gewiſſen Feſten wurde der Heiligenſchrein der Gottheit allein getragen, bei anderen folgten mehrere von anderen Gottheiten oder der des Königs, wenn er dem Lande oder der Prieſterſchaft eine beſondere Wohlthat erwieſen hatte. In der Inſchrift von Roſette heißt es: Man habe beſchloſſen, daß dem Könige Ptolemäus aus dankbarer Anerkennung an dem ſichtbarſten Orte eines jeden Tempels eine Statue errichtet werden ſolle, welche die Statue Ptolemäus des Vertheidigers von Aegypten zu benennen ſey. Dabei ſoll die vorſitzende Gottheit dargeſtellt werden, welche dem Könige den Schild des Sieges überreicht. Ferner ſollen die Prieſter zu dreien Malen eines jeden Tages bei den Statuen den heiligen Dienſt verrichten, wie bei den Feſten anderer Götter. Es ſoll in dem angeſehenſten Tempel dem König ein Bild und ein goldener Schrein aufgerichtet werden und bei den anderen Schreinen im Allerheiligſten aufbewahrt werden. Bei großen Feſten aber, wenn die Proceſſion der Heiligenſchreine ſtattfindet, ſoll auch der des Gottes Epiphanes mitgeführt und auf demſelben zehn goldene Königskronen mit der Schlange an jeder derſelben, in der Mitte aber die Doppelkrone, der Pſchent, womit er gekrönt worden, auf den Schrein aufgeſtellt werden.

Man trug bei dieſen Proceſſionen die Bilder der Gottheiten, des gefeierten Königs und ſeiner Vorfahren auf den Schultern mit herum. Bei jeder Trage waren zwölf oder ſechszehn Prieſter, welche ein Geiſtlicher, deſſen höherer Rang durch eine von dem einen Schlafe herabhängende Locke angedeutet war, leitete; oft führten auch zwei Prieſter den Zug an. Sie hießen Sem. Bei der Rückkehr in den Tempel wurde der Heiligenſchrein mit Federn und Blumen reich geſchmückt, die Opfergaben vor demſelben aufgebaut und der König mit der Königin, welche das Siſtrum in der Hand hielt, brachten die Dank- oder Weihopfer dar. An den Heiligenſchreinen oder Booten waren die Sinnbilder des Lebens und der Beſtändigkeit oder der heilige Sonnenkäfer mit zwei großen Flügeln der Gottheit Thmei, der Treue, angebracht. (Wilkinſon Fortſ. II. 271. m. Abb. Dazu Roſellini monumenti del Culto Atlas.)

Eine andere große Feierlichkeit veranlaßte die Einweihung eines Tempels oder einzelner Theile deſſelben, wobei der König mit thätig war und große Aufzüge ſtattfanden. Clemens von Alexandrien*) beſchreibt eine ſolche Proceſſion: „Bei den feierlichen

*) Stromat. VI. S. 633. der ſylburg. Ausg.

Proceſſionen der Aegypter gehen gewöhnlich dem Zuge voraus der Sänger, der ein muſicaliſches Sinnbild in der Hand trägt. Seine Pflicht ſoll ſeyn, zwei Bücher des Hermes in der Hand zu tragen, deren eines Götterhymnen, das andere Lebensvorſchriften für den König enthält. Ihm folgte der Horoſkop, mit dem Zeitmeſſer in der Hand und dem Palmzweig, dem Sinnbilde der Sternkunde, deſſen Pflicht es war, die vier Bücher des Hermes über dieſen Gegenſtand vorzutragen. Nach ihm kam der Hierogrammat mit Federn und Papyrus, Tintengefäß und Schriftrohr in den Händen. Sein Amt iſt die Schreibkunſt und Erdkunde, auch die Lehre von den heiligen Geräthen, Gewicht und Maas und die heiligen Gebräuche vorzutragen. Ihm folgten die Stoliſten mit dem Würfel der Gerechtigkeit und der Weiheſchaale. Er kennt Alles, was auf die Erziehung Bezug hat und auf die Auswahl der Opferthiere, die in zehn Büchern gelehrt werden, welche von der den Göttern ſchuldigen Ehrenbezeigungen, den Opfern der erſten Früchte, Hymnen, Gebeten, Proceſſionen und Feiertagen handeln. Ihm folgt der Prophet, der über alle heiligen Pflichten die Aufſicht führt."

Dieſe Stelle wird durch ein großes Relief im Palaſte Ramſes III. zu Theben (in Medinet Abu) trefflich erläutert, welches die Krönungsfeierlichkeit des genannten Königs darſtellt. (Wilkinſon III. 287. u. Taf. 76.)

Wir ſehen hier den König auf dem Throne, an welchem ein Löwe, eine Sphinx und ein Habicht, das Sinnbild des Königs als Phra, ſteht. Hinter ihm ſteht die Doppelgeſtalt der Treue und Gerechtigkeit mit ausgebreiteten Flügeln. Zwölf ägyptiſche Prinzen oder Königsſöhne mit ihren Stirnbinden und Straußenfedern und in langen, faltigen Gewändern tragen den Königsthron auf ihren Schultern an langen Querſtangen. Beamte führen an langen Stielen die Federwedel und Mitglieder der Prieſterkaſte halten die Waffen und Inſignien des Monarchen. Es folgen vier andere Prieſter und ſechs Königsſöhne, hinter welchen zwei Schreiber und acht Beamte aus der Kriegerkaſte ſchreiten, welche Stühle und Fußſchemmel tragen. In einer Reihe daneben ſehen wir noch mehr Prinzen, Prieſter und Krieger mit Fahnen und Schreibgeräth. Den Schluß bilden einige bewaffnete Gardiſten. Vor dem Throne her ſchreiten, wie die erſten in vorwärts gebeugter Stellung, zunächſt ſechs Beamte mit Scepter, Krummſtab und Inſignien, Stäben und Streitäxten, ſo wie ein Schreiber, welcher aus einem Buche vorlieſet, vor welchem drei Prinzen und ein Officier mit Streitäxten und Fahnen hergehen. Dem König zunächſt erblicken wir zwei Prieſter, welche in der Hand den Opferlöffel haltend dem König Weihrauch opfern. Den Zug eröffnen Sänger und Muſiker mit Trompete, Trommel und Doppelpfeife. Dieß iſt die erſte Abtheilung der Krönungsceremonie, der Einzug des Königs in den Tempel.

Die zweite Abtheilung ſtellt zuvörderſt den Amun Khem, Amonre, den Schöpfer, dar. Die Statue des Gottes, der mit der Hand die Geißel ſchwingt und die hohe Doppelkrone auf dem Haupte trägt, ſteht auf einem Geſtell unter einem Baldachin und vor derſelben ſind Blumen, Gefäße und andere Opfergaben aufgeſtellt. Vor ihr ſteht der König mit der Helmkrone und opfert im Opferlöffel Weihrauch, während er in der andern Hand Wein aus drei Gefäßen ausgießt. Ueber dem König ſchwebt der Geier der Siegesgöttin.

In der nächſten, dritten Abtheilung bewegt ſich die Proceſſion wieder vorwärts. Die Statue von Amun Khem iſt auf einer mit reichgeſticktem Tuch belegten und mit einem Palankin bedeckten Trage aufgeſtellt, welche von zwei und zwanzig Prieſtern getragen wird, von denen man nur die Köpfe und die Füße ſieht. Federwedel und Fahnen umgeben die Götterbahre und hinter derſelben wird von Prieſtern der mit geſticktem Tuch behangene und mit Opfergaben bedeckte Tiſch des Gottes getragen. Vor der Bahre ſchreitet der König unter der Krone der niedern Gegend, in jeder Hand einen Scepter, über ſeinem Haupt ſchwebt der Siegesgeier, vor ihm ſchreitet der weiße Stier mit der Sonnenſcheibe zwiſchen den Hörnern und der Binde auf dem Nacken, vor dieſem aber opfert ein Prieſter in dem Opferlöffel den Weihrauch.

An der Seite ſehen wir die Königin mit auf der Bruſt gefalteten Händen und einem Schreiber, welcher ein großes Buch vor ſich hat. Sie iſt blos Zuſchauerin und nimmt keinen Antheil an der Ceremonie.

Hierauf folgt ein großer Zug von Prieſtern, welche die Fahnen und heiligen Sinnbilder, heilige Gefäße, Ständer mit Vaſen und die Bilder der Vorfahren des Königs tragen. Dann ſehen wir die Vögel der vier Himmelsgegenden und zwei Prieſter vor aufgerichteten Standarten, auf deren Fußgeſtelle ſie mit hammerartigen Inſtrumenten klopfen — der König aber ſteht dieſen zugewendet mit den Sceptern in der Hand und der Doppelkrone von Ober- und Unterägypten auf dem Haupte, über welchem auch hier der Siegesgeier ſchwebt. Hinter ihm ſteht ein Prieſter, welcher eine lange Anrufung vorlieſet.

Darauf folgt eine Abtheilung, in welcher der König, umſchwebt vom Siegesgeier, mit der goldenen Sichel ſechs Kornähren von den Halmen ſchneidet, die ihm ein Prieſter darreicht und die ein anderer an die Gottheit weihet. Hier iſt auch der weiße Stier mit den Vorfahren des Königs, deren Namen beigeſchrieben ſind. Die Königin ſteht ebenfalls in der Nähe, ohne jedoch Theil an der Ceremonie zu nehmen.

Die Krönung ſelbſt wurde durch die Prieſter beſorgt, welche Kleid und Maske der Götter trugen. So zeigt uns ein Relief (Wilkinſon pl. 78.) den König Ramſes den Großen zwiſchen den Göt-

tern, welche ihm die Doppelkrone aufſetzen, und ein anderes (Wilkinſon Fortſ. II. 268.), wie Amonre dem König die Geißel und den Krummſtab als Zeichen der Herrſcherwürde überreicht. Vor dem Antritt eines Feldzugs übergaben in ähnlicher Weiſe die Götter ihrem Sohne die Streitart oder den Sciopsc. Auf den Obelisken von Karnak und anderen ſieht man den Gott, wie er dem vor ihm knieenden König die Krone auf das Haupt ſetzt und ihm die Herrſchaft der Welt verheißet.

So war denn auch die Salbung der Könige eine alte ägyptiſche Sitte; wir ſehen bei Wilkinſon (pl. 77.) Horus und Thot über Amenoph III. aus zwei Vaſen Leben und Reinheit ausgießen. Die Geißel, den Nilſchlüſſel und Tau, als Zeichen des Lebens, geben die Götter ebenfalls ihren Söhnen in die Hand.

So ſehen wir den König ſein Reich aus den Händen ſeiner göttlichen Vorfahren erhalten; ſie geben ihm die Zeichen der Herrſchaft und ihren Segen, ihr Siegesgeier umſchwebt ihn immer; ſie geben ihm die Waffen in die Hand, ihre Feinde zu bekriegen und zu vernichten; zu ihnen eilt er, wenn er aus dem Kampfe heimkehrt, ihnen bringt er die Gefangenen dar.

Außer den Königen wurden aber auch die Prieſter wie die Krieger vor den Bildern der Götter durch deren Diener geweihet, wie denn z. B. Wilkinſon (pl. 80.) die Einkleidung eines königlichen Fahnenträgers darſtellt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die vielfachen Ceremonien und Züge, welche die ägyptiſchen Denkmäler in ſo reicher Fülle darbieten, nach ihren Einzelheiten betrachten. Wir wenden uns daher ſofort zu einigen zu beſtimmten Zeiten jährlich wiederkehrenden Feſten und Opfern.

Eines der alljährlich wiederkehrenden Feſte war das der Anrufung des Nils für die Wohlthat der Ueberſchwemmung. Es fand ſtatt zur Zeit der Sommerſonnenwende, wenn der Nil zu wachſen begann. Männer und Frauen kamen dann aus allen Theilen Aegyptens in den Hauptorten zuſammen und feierten unter Muſik, Tanz und Lobgeſängen die Gottheit des Stromes. Die Prieſter führten das hölzerne Bild der Gottheit in feierlichem Aufzuge durch die Städte und man rief ſie inbrünſtig an. (Wilkinſon Fortſ. II. 291. f.) In ähnlicher Weiſe feierten die Landleute während der Ueberſchwemmung, wo ſie auf ihre Häuſer beſchränkt waren, Dank- und Erntefeſte; man brachte die erſten Früchte und erfreute ſich nach dem Schluß der Jahresarbeit in fröhlichen Zuſammenkünften, die niemals religiöſer Weihe entbehrten, gleich den Feſten, die zur Ehre und Erinnerung an die Thaten der Götter gefeiert wurden.

Es bezogen ſich aber dieſe Feſte theils, wie die Nilfeier, auf die Götter ſelbſt, namentlich auf die Hauptgottheiten Oſiris und Iſis, Amunre in Theben, Buto, Thot u. ſ. w., um die gnädige Geſinnung

derſelben dem Lande und deſſen Bewohnern zu erhalten, theils aber auf die Vorfahren; der letztere Cultus aber war nach den Kaſten gegliedert, ſo daß die höchſten Kaſten auch die meiſte und allgemeinſte Verehrung genoſſen und die geringeren nur auf ihre eigenen Mitglieder beſchränkt waren. Jede Familie feierte an ihren Begräbnißſtätten das Andenken der vorausgegangenen Verwandten an beſtimmten Tagen, brachte Opfer und ſang Hymnen.

Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung der Dienſt, welcher der Tochter des Mycerinus (ſeit 1076 v. Chr. G.), der dem Volke durch Erleichterung der von den Vorfahren auferlegten Laſten ein großer Wohlthäter geworden war, nach ihrem Tode zu Theil wurde. Sie war ſein einziges Kind und ſtarb. Da ließ der betrübte Vater aus Holz eine Kuh fertigen, ſie vergolden und die Leiche darinnen verſchließen. Dieſe Kuh wurde im Königspalaſte der Stadt Sais in einem Prachtſaale aufgeſtellt, dann mit einer Decke von feinem Purpurſtoff bedeckt. Zwiſchen den Hörnern ſah man die Sonnenſcheibe. Das Bild war liegend dargeſtellt, auf den Knien ruhend in der natürlichen Größe des Thieres. Täglich wurde ihr Weihrauch angezündet und allnächtlich eine brennende Lampe dazu geſtellt. Alljährlich wird dieſe Statue einmal in feierlichem Zuge an das Tageslicht gebracht. In einem Gemache daneben ſah man zwanzig Coloſſe, von Holz, deren Hände zur Zeit des Herodot vor Alter losgegangen und zu den Füßen derſelben niedergelegt waren. (Herodot II. 129. ff.) Das Volk knüpfte mancherlei Sagen an dieſe Denkmäler.

Die Religion der Prieſter aber war eine doppelte, die öffentliche, zu deren Aeußerlichkeiten die Proceſſionen, Opfer und Feſte gehörten, und die innere, welche gewiſſermaßen die Hülle aller ihrer Erfahrungen, ja ihrer geſammten Cultur war.

Zu der öffentlichen oder auch äußerlichen Religion gehörten namentlich alle Sagen und die Geſchichte der Götter und Könige, die, weil Aegypten allgemach aus einer namhaften Anzahl von Prieſter- und Kriegercolonien entſtanden war, auch ſehr mannichfaltig ſeyn mußte. Jeder Tempel ſo wie jede Nekropolis war der Sitz einer beſondern Sagenreihe und man kann wohl annehmen, daß die äußerliche Religion urſprünglich aus einem Localcultus entſtanden iſt, der eben an die Hauptſtädte der verſchiedenen Colonien ſich anlehnte. Der gemeinſame Urſprung dieſer Colonien wird aber durch die Sage von Oſiris und Iſis, die durch ganz Aegypten geht, angedeutet.

Oſiris und Iſis bilden den Mittelpunct der geſammten ägyptiſchen Mythologie und wir können wohl die übrigen in dem Lande göttlich verehrten Weſen in eine dreifache Reihe theilen: in die Vorfahren von Oſiris und Iſis, in ihre Gefährten und endlich in ihre Nachkommen.

Die Sage aber berichtet über dieſes Götterpaar Folgendes *):

Oſiris war der Sohn der Himmelsgötter, welche die Griechen Zeus und Here nannten, und Iſis ſeine Schweſter und Gemahlin. Ihre Geſchwiſter waren Typhon, Apollo und Aphrodite. Oſiris ſey nun Herrſcher geworden und habe Vieles gethan, was dem geſellſchaftlichen Leben zum Vortheile gereicht. Zuvörderſt habe er bewirkt, daß die Menſchen aufgehört, einander zu freſſen, denn nachdem Iſis die Frucht des Waizens und der Gerſte gefunden, welche vorher unter andern Kräutern wild auf dem Felde wuchs und von den Menſchen nicht gekannt wurde, und Oſiris die Zubereitung dieſer Früchte erfunden hatte, veränderten ſie gern ihre Nahrungsart wegen der innern Annehmlichkeit der neuerfundenen Nahrungsmittel und weil ſie es ſelbſt für nützlich hielten, von der Grauſamkeit gegen einander abzuſtehen. Als Zeugniß für dieſes Ereigniß führen die Aegypter einen alten Gebrauch an, demzufolge ſie die erſten abgemäheten Aehren als ein Opfer hinlegen, ſich bei den Garben klopfen und dabei die Iſis anrufen. Auch werden in einigen Städten am Iſisfeſt in der Proceſſion Gefäße voll Waizen und Gerſte umhergetragen. Iſis gab ferner Geſetze, nach denen ſich die Menſchen Recht widerfahren laſſen und aus Furcht vor der Strafe Gewaltthaten und Frevel unterlaſſen. In der Thebaide erbaute Oſiris eine Stadt mit hundert Thoren, welche er nach ſeiner Mutter benannte, die aber von den Nachkommen theils Diospolis, Stadt des Zeus, theils Theben genannt wurde. Doch ſind hierüber auch noch andere Sagen vorhanden, welche andere Könige als den Oſiris zum Erbauer von Theben machen. Oſiris baute ferner ſeinen Aeltern Zeus und Here einen durch Größe und Koſtbarkeit merkwürdigen Tempel nebſt zwei vergoldeten Capellen: eine größere für den himmliſchen Zeus und eine kleinere für ſeinen Vater, welcher vorher König war und den einige Ammon nennen. Auch den übrigen Göttern, Helios, Kronos, Hephäſtos, Heſtia, Hermes u. ſ. w., errichtete er vergoldete Capellen, ordnete jedem einen beſonderen Gottesdienſt und beſtellte dafür beſondere Prieſter. Oſiris und Iſis erfanden die Künſte, die den Menſchen nützlich ſind, und führten ſie ein. Als nun in der Thebais die Bearbeitung der Metalle und des Goldes erfunden worden, ließen ſie Waffen fertigen, womit ſie die wilden Thiere erlegten, das Feld bearbeiteten und das Land mit allem Fleiß bebauten. Dann errichteten ſie den Göttern Bildſäulen und goldene Capellen. Oſiris ſoll ein Freund des Ackerbaues geweſen und zu Nyſa im glücklichen Arabien, nahe bei Aegypten, erzogen worden ſeyn, daher er auch Dionyſos genannt wird. Er ſoll in Nyſa der Entdecker des Weinſtocks geworden und der erſte geweſen ſeyn, der Wein getrunken und die Men-

*) Namentlich nach Diodor von Sicilien I. 13. ff.; vergl. damit die Yncaſage oben S. 176.

ſchen gelehrt den Weinſtock zu pflanzen, den Wein zu bereiten und zu verführen. Sein Schüler war Hermes.

Hermes articulirte zuerſt die gemeine Sprache, gab vielen unbenannten Dingen Namen, erfand die Buchſtaben und ordnete den Dienſt der Götter und die Opfer. Er beobachtete zuerſt die Ordnung der Geſtirne und die Harmonie und Eigenſchaften der Töne. Er war der Erfinder der Ringeübungen und ſorgte für anſtändige Ausbildung des Körpers. Er erfand die Lyra und gab ihr in Hinſicht der drei Jahreszeiten drei Saiten, von denen die des hohen Tons den Sommer, die des tiefen den Winter und die mittlere den Frühling andeutete. Oſiris gebrauchte ihn als ſeinen Staatsſecretair, theilte ihm alle ſeine Entwürfe mit und bediente ſich vorzüglich ſeines Rathes.

Oſiris brachte dann ein großes Kriegsheer zuſammen, in der Abſicht, die ganze Erde zu durchziehen und dem Menſchengeſchlecht das Pflanzen des Weinſtocks und das Säen von Gerſte und Waizen zu lehren *). Als er nun in Aegypten Alles in Ordnung gebracht, übergab er die Oberaufſicht über das ganze Land ſeiner Gemahlin Iſis und als Rathgeber gab er ihr den Hermes, der an Einſicht alle übrigen Räthe übertraf. Als Oberfeldherrn im ganzen Lande hinterließ er ſeinen Vetter Herakles, der ſeiner Tapferkeit und Leibesſtärke wegen bewundert wurde. Buſiris wurde Statthalter in den gegen Phönicien und die See zu gelegenen Gegenden, Antäus in den nach Aethiopien und Lybien hin gelegenen. Er ſelbſt begann von Aegypten aus einen Kriegszug in Begleitung ſeines Bruders Apollon und ſeiner beiden durch Tapferkeit ausgezeichneten Söhne Anubis und Makedon; es waren ferner bei ihm Pan und Maron als Weinpfleger und Triptolemos als Ackersmann. Nachdem Oſiris den Göttern gelobt hatte, ſein Haar bis zu ſeiner Rückkehr wachſen zu laſſen, trat er ſeinen Zug nach Aethiopien an. Dort fand er das Satyrenvolk, deſſen Schenkel mit Haaren bewachſen und welches ſtets zu Tanz, Scherz, Geſang und Fröhlichkeit aufgelegt iſt und das er auch in ſein Heer aufnahm. Denn er war nicht kriegeriſch und ließ es nicht auf Schlachten und Gefahr ankommen und die Völker nahmen ihn ſeiner Wohlthaten wegen wie einen Gott auf. In Aethiopien verbreitete er die Ackerbaukunde, erbaute Städte, hinterließ Landpfleger und Steuereinnehmer.

Unterdeſſen brach zur Zeit des Aufganges des Sirius der Nil durch und überſchwemmte einen großen Theil von Aegypten; Herakles aber brachte den Strom wieder in ſein altes Bette und als Oſiris an die Gränzen Aethiopiens kam, ließ er den Fluß an beiden Seiten

*) Bemerkenswerth iſt folgende hierher gehörige Stelle: „Denn er glanbte dadnrch unſterbliche Ehre zu erlangen" (Diodor I. 17.). Wir finden alſo ſchon bei den Alten die Ruhmſucht als eine anerkannte Triebfeder heldenmüthiger Thaten. Vergl. damit C.-G. IV. 237.

mit Dämmen einfaſſen, um die Ueberſchwemmung deſſelben regeln und leiten zu können. Darauf unternahm er einen Zug nach Arabien, längs des rothen Meeres bis nach Indien und an das Ende der Welt. In Indien erbaute er viele Städte, deren eine er Nyſa nannte; er hinterließ auch noch viele andere Denkmale in Indien. Er war auch Liebhaber der Elefantenjagd und hinterließ überall Denkſäulen an ſeinen Feldzug. Darauf beſuchte er die anderen Völker Aſiens und ging beim Hellespont nach Europa. In Thrakien erlegte er den König der Barbaren, Lykurg, und ließ dann ſeinen Maron als Statthalter zurück. Seinen Sohn Makedon ließ er in dem nach ihm genannten Lande in gleicher Eigenſchaft, in Attika aber ſetzte er den Triptolemos ein. So durchzog er die ganze Erde und lehrte den Ackerbau; in den Ländern aber, wo der Weinſtock nicht gedeiht, lehrte er die Einwohner ein Getränk aus Gerſte brauen, das dem Weine an Wohlgeſchmack und Stärke nichts nachgiebt.

Endlich aber kehrte er nach Aegypten zurück und brachte von allen Orten die ſchönſten Geſchenke mit und wurde ſeiner Wohlthaten wegen wie ein Gott verehrt.

Während der Abweſenheit des Oſiris *) hatte Iſis als gerechte und aufmerkſame Königin das Land regiert und Typhon hatte auch gar keine Unruhe veranlaßt. So wie aber Oſiris zurückgekommen, brachte er zwei und ſiebenzig Männer zu einer Verſchwörung zuſammen, welcher auch die äthiopiſche Königin Aſo beitrat. Er maas im geheimen den Leib des Oſiris, ließ nach der Größe deſſelben einen ſchönen und prächtig geſchmückten Kaſten anfertigen und denſelben ins Speiſezimmer bringen. Da nun alle ihre Freude und Bewunderung an dieſem Werke bezeigten, verſprach er den Kaſten demjenigen zu ſchenken, der denſelben gerade ausfüllen würde. Alle verſuchten es, allein kein einziger paßte in denſelben, bis ſich endlich Oſiris ebenfalls hineinlegte. Sofort ſprangen nun die Verſchworenen herzu, warfen den Deckel darauf und nachdem ſie ihn theils mit Pflöcken, theils mit geſchmolzenem Blei befeſtigt, brachten ſie den Kaſten auf den Fluß und durch die tanaitiſche Mündung in die offene See, welche deßhalb denn auch von den Aegyptern die haſſenswürdige und abſcheuliche genannt wird.

Nach Anderen **) aber theilte Typhon den Leib des Oſiris in ſechs und zwanzig Theile und gab jedem Mitverſchwornen einen ſolchen Theil, um ſie alle gleichmäßig ſchuldig zu machen. Iſis aber rächte mit Hülfe ihres Sohnes Horus den Mord und erſchlug den Typhon und ſeine Mitverſchwornen in der Schlacht bei Antäa. Iſis fand alle Glieder ihres Gemahles wieder bis auf eines. Sie wollte jedoch nicht, daß Jemand das Grab des Oſiris kenne, wünſchte auch nicht,

---

*) Dieß die Ergänzung der Sage aus Plutarch, Oſiris und Iſis C. 13.
**) Diodor von Sicilien I. 21. ff.

ihm die gebührende Verehrung zu entziehen, und ließ daher für jedes der Glieder eine Hülle aus Spezereien und Wachs machen und denſelben die Geſtalt eines Menſchen geben. Darauf ließ ſie alle Prieſterzünfte zu ſich rufen und beſchwor ſie alle, keinem Menſchen das ihnen anvertraute Geheimniß zu offenbaren, und ſagte dann jedem Einzelnen, daß nur ihr das Begräbniß des Leichnams übertragen werde, erinnerte ſie dabei an die Wohlthaten, welche Oſiris dem Lande gewährt hatte, ermahnte ſie, den Körper an ihrem Orte zu begraben, ihm eines der bei ihnen gewöhnlichen Thiere zu widmen, daſſelbe ſo lange es lebe zu verehren und wenn es geſtorben, ihm denſelben Todtendienſt wie dem Oſiris zu erweiſen. Um die Prieſter noch mehr an ihr Amt zu feſſeln, ſchenkte ſie denſelben den dritten Theil des Landes.

Iſis aber that einen Schwur, daß ſie ſich nie wieder vermählen wollte, und brachte die übrige Lebenszeit als gerechte Königin zu. Nach ihrem Tode erlangte ſie ebenfalls göttliche Ehre und wurde in einem Tempel bei Memphis begraben, wo noch jetzt (zu Cäſars Zeit) ihre Capelle im Hephäſtiostempel gezeigt wird. Auf der Inſel Philä wird das Grabmal des Oſiris gepflegt, welches gemeinſchaftlich von allen Prieſtern in Aegypten verehrt wird. Um daſſelbe ſtehen 360 Krüge, welche die Prieſter täglich mit Milch anfüllen und wehklagend die Namen der Götter anrufen. Hierher durfte außer den Prieſtern Niemand kommen.

Es findet aber (berichtet Diodor I. 25.) eine große Verſchiedenheit in Beziehung auf dieſe Gottheiten Statt, denn eine und dieſelbe Perſon nennen einige Iſis, andere Demeter, andere Thesmophoros, andere Mond, andere Here; den Oſiris halten einige für den Serapis, andere für Dionyſos, andere für Pluto, für Ammon, Zeus oder Pan.

Iſis wurde namentlich als Göttin der Heilkunde verehrt und war eine wahrſagende, die Träume lenkende Gottheit. Sie war ferner als Schweſter und Gemalin des Oſiris die Gottheit der Königin. Ihre ganzen Titel waren im Tempel zu Nyſa in Arabien, wo ebenfalls die Gräber der beiden Götter gezeigt worden, folgendermaßen verzeichnet: „Ich bin Iſis, die Königin des ganzen Landes, die von Hermes unterrichtet worden; die Geſetze, welche ich gegeben, kann Niemand aufheben. Ich bin die älteſte Tochter des jüngſten der Götter, des Kronos. Ich bin die Schweſter und Gemalin des Königs Oſiris. Ich habe zuerſt den Genuß der Frucht für die Menſchen erfunden. Ich bin die Mutter des Königs Horus. Ich bin es, die in dem Hundsſtern aufgeht. Ich habe die Stadt Bubaſtos erbauet. Lebe, lebe Aegypten, das mich gezogen.“

Auf der Denkſäule des Oſiris las man in ähnlicher Weiſe: „Mein Vater iſt Kronos, der jüngſte unter allen Göttern; ich bin der König Oſiris, der einen Kriegszug durch die ganze Welt gethan

hat bis zu den unberührten Gegenden Indiens und zu den Ländern gen Norden, bis zu den Quellen des Iſterſtroms und wiederum auf der andern Seite bis zum Weltmeere. Ich bin der älteſte Sohn des Kronos, aus einem edlen und ſchönen Stamm erwachſen, ein verwandter Same des Tages. Es iſt kein Ort in der Erde, wohin ich nicht gekommen wäre und allen ertheilte ich die Wohlthaten, deren Stifter ich war." (Diodor I. 27.)

Endlich berichtet noch Diodor (I. 26.), daß die Aegypter erzählen, es wären zur Zeit der Iſis einige dickköpfige Menſchen geweſen, welche von den Griechen Giganten genannt worden. Von dieſen hatten ſie in ihren Tempeln Bildſäulen in ungeheurer Geſtalt, die von Oſiris geſchlagen worden. Einige ſagen, ſie wären zu der Zeit aus der Erde erzeugt worden, wo noch die Erzeugung der Thiere aus der Erde Statt gefunden hätte; Andere erzählen, ſie hätten eine außerordentliche Leibesſtärke gehabt und viele Thaten gethan, daher man geſagt, ſie wären vielkörperigt. Darin ſtimmen die meiſten überein, daß ſie den Zeus und Oſiris bekriegt hätten, was allerdings weſentlich für den Character des Oſiris, als erſter Ordner, Wohlthäter und König Aegyptens, erſcheint.

Oſiris war nach ſeinem Tode was er im Leben geweſen, König des überirdiſchen Aegypten, des Reiches der Seelen, wo ewige Glückſeligkeit herrſcht. So begegneten wir demſelben bereits in dem Todtenbuche. Um ihm deſto ähnlicher zu werden, wurde der Todte, Mann wie Frau, Oſiris genannt und ſeine Hülle der des verehrten Königs gleich gemacht. Oſiris hatte eine Anzahl Beinamen und Titel und hieß der Offenbarer des Guten, der Eröffner der Treue, der Vorſteher des Weſtens, der Herr von Abydos, der Herr der Welt, der Herr des Lebens, der ewige Herrſcher, der König der Götter; in den Papyrusrollen der Todtenbücher kommen oft 49 Namen des Oſiris vor. (Wilkinſon Fortſ. I. 321.) Dieſe große Anzahl von Namen kommt wohl vorzüglich daher, daß Oſiris in den zahlreichen Städten Aegyptens allgemein verehrt ward und daß die Prieſter ſeine Sage mit den neben ihm verehrten Gottheiten in Verbindung und Eintracht zu bringen ſtrebten.

Da nun Oſiris bei der Beſtattung jedes Menſchen angerufen wurde, mußte er alſo ſtets im Gedächtniß der Menſchen bleiben und täglich ſein Dienſt geübt werden. Sein Bild ward überall geſehen und war in den Reliefs, wie in Stein, dann im kleinen aus Holz, Bronze, gebrannter Erde, Serpentin und andern Stoffen zahlreich vorhanden. Außerdem feierte man zu Ehren des Oſiris alljährlich in Saus und Braus das große Lampenfeſt. Es wurden von allen Leuten Lampen, d. h. Schaalen voll Salz und Oel, auf denen oben der Docht ruht, angezündet und unter freiem Himmel rings um die Häuſer her aufgeſtellt. Diejenigen Aegypter, welche nicht zu der Feſtverſammlung kommen können, zünden in dieſer Nacht auch ihre Lam-

pen an, ſo daß nicht allein in Sais ſondern in ganz Aegypten Erleuchtung iſt. (Herodot II. 62.)

Oſiris wird oft ſchwarz, mehr aber grünfarbig abgebildet und als Todtenrichter in Geſtalt einer Mumie, wobei er in den gekreuzten Händen die Geißel und den Krummſtab hält; er iſt in reines Weiß gekleidet und trägt auf dem Haupte die Krone von Oberägypten, die mit Straußenfedern verziert iſt; neben ihm hängt zuweilen bei dem Todtengerichte ein abgezogenes Fell.*)

Mit dem Dienſte des Oſiris hing auch der Apis zuſammen, den man als Sinnbild der Seele des Oſiris betrachtete. Auf dieſe Art hatte der Thiercultus Zuſammenhang mit dem Oſiris und der Iſis.

Iſis, die Gemalin und Schweſter des Oſiris, hatte ſo viel Beinamen, daß man ſie Myrionymos, die Zehntauſendnamige, benannte. In den Zuſammenſtellungen und Vergleichungen hat man ſie als Proſerpina, Demeter, Mondgottheit, als Neith, Athyr, auch als die Arete oder die Urheberin, den Anfang gedeutet.

Der Iſisdienſt war in Aegypten außerordentlich verbreitet und daher bezeichnet Herodot die Iſis als die größte aller ägyptiſchen Gottheiten. Ihr Feſt zu Buſiris, wo der weiße Stier geopfert wurde, lernten wir ſchon kennen. Sie erſcheint daher auch mit Hörnern auf dem Haupte, zwiſchen denen die Mondſcheibe aufgerichtet iſt, ja zuweilen kuhhäuptig.**) Als Mutter hat ſie ihren Sohn Horus auf dem Schoos und dann gilt ſie als die Ernährerin, als die eigentliche Landesmutter.

Oſiris und Iſis waren alſo die eigentlichen hiſtoriſchen Hauptgottheiten des Landes, die Ahnen und Vorfahren der Herrſcher des Volkes, und als ſolche wird Iſis auch Thei-hor, das Haus des Horus (Athor, Athyr), genannt und die Kuh ihr geheiligt.***)

Der Sohn von Oſiris und Iſis war Horus, den wir auf dem Schooße der Mutter als Harpokrates, als Jüngling, Choru, der junge Tag, dann als Tödter der großen Schlange antreffen. Er ſteht dann mit andern Gottheiten in einem Boot und durchbohrt den Typhon in Geſtalt einer großen Schlange oder auch eines Menſchen und iſt ſo der Rächer ſeines Vaters Oſiris. Sein Sinnbild und ſeine Maske iſt der Habicht. Er unterſtützt im Todtengericht ſeinen Vater und regulirt die Waage. Die Griechen verglichen ihn mit ihrem Apollo. (Wilkinſon pl. 42.)

Dieß war alſo die eigentliche Götterfamilie, zu welcher nun noch Anubis gehört (Abb. b. Wilkinſon pl. 44.), der ſchakalköpfige Sohn von Iſis und Oſiris, die er daher auch bei ſeinem

*) Die verſchiedenen Darſtellungen des Oſiris im Atlas zu Wilkinſon pl. 33.
**) Abbildungen der Iſis bei Wilkinſon pl. 34.
***) Abbildungen bei Wilkinſon pl. 36.

Todtenrichteramt unterſtützte, indem er das Gericht der verſtorbenen Seelen beobachtete. Er kommt auch gleich zu Anfang des Todtenbuchs hinter den Leidtragenden als Schakal auf einem Altar gelagert vor, als Aufſeher über den Transport der Leiche. In den Grabmälern ſieht man ihn in Menſchengeſtalt mit Schakalmaske über die Bahre gebeugt, auf welcher der Todte liegt, auch hält er den aufrecht geſtellten Todten, während man dieſem die Ehrenopfer bringt. Es war alſo Anubis der Seelenführer und Begleiter.

Zur Familie des Oſiris, als Rathgeber der zurückbleibenden Iſis, gehörte Thot, der Hermes der Griechen. Er erſcheint bei dem Todtengericht als ein Mann mit Ibiskopf, welcher zwiſchen der Waage und Oſiris ſteht und die von Horus und Anubis beſorgte Abwägung der Thaten des Verſtorbenen zu Papier bringt. Er iſt alſo der Protocollant. Er war, der Sage nach, Erfinder der Rechnenkunſt, Feldmeſſerei und Sternkunde, des Schachs und der Wagespiele, ſowie der Schreibkunſt. Aus dem Thiercultus hatte man den Hundsaffen mit Thot in Verbindung gebracht, der auch als Thot ſchreibend abgebildet wird. Er war auch Mondgott; dann trägt er den wachſenden Mond auf dem Haupte.*)

Die Geſchwiſter von Oſiris und Iſis waren Apollon, Aphrodite und Typhon. Apollon, Horöri oder Aroeris, war die Gottheit des Tempels von Klein-Apollinopolis und Ombos, wo dieſer Horus nicht als der Sohn des Oſiris erſcheint. Er war eine Sonnengottheit. (Abb. bei Wilkinſon pl. 37.)

Athor, die Schweſter des Oſiris und der Iſis, wird oft mit den Attributen der letztern abgebildet. (Abb. b. Wilkinſon pl. 36.) Sie wurde namentlich im weſtlichen Theile der Thebaide verehrt, welcher daher Pathyris, der Athor gehörig, beigenannt wurde. Sie war die Gottheit der Nacht. Der Ort, welcher ihr gewidmet war, hieß Aboſchek; in Memphis und an andern Orten war ihr eine heilige weiße Kuh gewidmet. Unter den letzten Ptolemäern wurde dieſer ägyptiſchen Venus ein prachtvoller Tempel in Tentyris errichtet, wo ſie als Ernährerin ihres Sohnes dargeſtellt erſchien; in Bezug auf die Kuh, welche mit Athor in Verbindung gebracht war, ſieht man in Tentyris und andern Tempeln ihr Haupt mit Kuhohren geſchmückt. Sie war die Göttin der Schönheit und des Schmuckes.

Typhon, der dritte Bruder und der Mörder des Oſiris, ägyptiſch Ombte, der durch ſeinen Bruder Aroeris und ſeinen Neffen Horus beſtraft und vernichtet wurde, war das böſe Weſen, das mit dem Nilpferd, Crocodil und Hundsaffen in Verbindung gebracht (Wilkinſon pl. 40. 41.) und unter gräßlichen Geſtalten mit verzerrtem Haupt und gedrängten, groben Gliedern abgebildet wurde.

Als Gemalin des Typhon galt vielleicht Nephthys, die Schwe-

*) Abbildungen bei Wilkinſon pl. 45.

ſter der Iſis, die als Ende bezeichnet wurde, während Iſis den Anfang der Dinge bildete.

Dieſes ſind die hiſtoriſchen Götter, welche an der Spitze der Landesgeſchichte ſtehen und die Reihen der Könige eröffnen. Es ſind die Götter, welche auf Erden gelebt und den Staat begründet, die Cultur eingeführt haben. Sie hängen aber mit den himmliſchen Göttern zuſammen, den Schöpfern der Welt, den Vorſtehern der Theile derſelben, der himmliſchen Körper, ſo wie der Elemente und der Schickſale der Menſchen, deren Schutz man daher anrufen, deren Gunſt man durch Opfer, Lobgeſänge und Wandel erwerben kann.

Dieſe großen Götter aber waren folgende: Neph, Amun, Phtah, Khem, Sate, Maut, Paſcht, Neith, Re oder Ra, Seb und Nethe; zu dieſen kamen aber noch eine große Anzahl kleinerer, weniger allgemein verehrter Weſen, die theils einzeln, theils mit den großen Göttern, aber auch mit Oſiris und Iſis und dem Sagenkreiſe derſelben in Verbindung gebracht und verehrt wurden. Dabei iſt zuvörderſt zu bemerken, daß je nach beſondern Sagen die Götter wieder beſondere Eigenſchaften hatten, daß dadurch gewiſſermaßen eine Miſchung der Gottheiten und ihrer Eigenſchaften, mithin auch ihrer Attribute ſtattfand. Dieſe Miſchung aber kam daher, daß die Prieſterſchaft in Entwickelung ihrer Ideen fortſchritt und nicht die Erfahrungen, die ſich ihr darboten, von ſich werfend, ein ſtarres, unantaſtbares Dogma bildete, in deſſen Feſſeln jeder ohne Rückſicht auf den Stand ſeiner Bildung den Geiſt ſchmieden laſſen mußte.

Die älteſte Religion der ägyptiſchen Prieſterſchaft war gewiß eine andere als die zur Zeit der Ptolemäer oder Römer. Die auf dem langen Wege zur höhern Cultur gewonnenen Erfahrungen mußten von Zeit zu Zeit dem Detail des Glaubens eine andere Geſtalt geben, wenn auch gewiſſe Grundideen, wie die der Vorſehung und höhern Leitung der Weltbegebenheiten, der Belohnung und Beſtrafung des Guten und Böſen, der Nemeſis, der Pflicht der Dankbarkeit gegen die Gottheit und die moraliſchen Ideen ſtets als Reſultat fortgeſetzter Speculation beſtehen mußten. Sollte es einſt gelingen, die Religion der alten Aegypter zu einer topographiſch-chronologiſchen klaren Ueberſicht zu bringen, ſo würde das Chaos der Widerſprüche ſich aufhellen und ſie ſich als ein organiſch ausgebildetes Ganzes darſtellen.

Die Religion war nämlich nicht allein in den verſchiedenen Zeitaltern eine verſchiedene, wie denn z. B. die Menſchenopfer der alten Zeit ſpäter abgeſchafft worden waren, ſondern ſie war auch je nach den Ortſchaften eine andere, wie wir ſchon bemerkten, daß das Crocodil, welches in Unterägypten für heilig gehalten wurde, in Oberägypten jagdmäßig verfolgt ward.

Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt in der allmäligen Entſtehung des ägyptiſchen Staates durch die aus Aethiopien herabkom-

menden Colonieen, die wie ihre Mutterſtaaten, namentlich von Prieſtern geleitet wurden. Die hereinkommenden Prieſter-Helden oder geiſtlichen Krieger brachten ihre Gottheiten mit ſich und ſtellten ſie dann den Ueberwundenen oder dem Volke, das ſie zur Cultur um ſich verſammelt hatten, zur Verehrung dar. Daher finden wir in Oberägypten andere Gottheiten als in Unterägypten und während der Ammonculrus in Theben vorherrſchte, war in Memphis der Phthah, in Bubaſtis die Paſcht die vornehmſte Gottheit.

Als ein Verſuch, die Götter der verſchiedenen Landſchaften und Colonieen zu vereinigen, läßt ſich wohl auch die Sitte erklären, daß man dem Hauptgott des Tempels noch eine weibliche Gottheit gleichen Ranges und eine männliche oder weibliche Gottheit zweiten Ranges zugeſellte und ſo eine **Götterdreiheit** bildete, ſo wie daß in den Tempeln einer Stadt auch die Gottheit einer Nachbarſtadt eine gaſtliche Aufnahme fand.

Oſiris, Iſis und Horus waren die älteſte Götterdreiheit, die denn auch in Philä verehrt wurde; bei Leichenbegängniſſen ward an des Horus Stelle Nephthys geſetzt. In Theben dagegen war die Götterdreiheit aus Amun, Maut und Khonſo, in Syene und Elefantine aus Neph, Sate und Anuke, in Latopolis aus Neph, Neith und Hake, in Silſilis aus Re, Phthah und Nilſtrom u. ſ. w. gebildet.*) Wie dieſe Götterdreiheiten entſtanden, was man damit beabſichtigt, läßt ſich kaum ermitteln, wenn wir nicht annehmen, daß die Prieſterſchaft damit eine Verherrlichung des ehelichen, geordneten Lebens dem Volke vor Augen ſtellen wollte; wir finden meiſt den größern Gott mit einer oder zwei Göttinnen. An der Stelle der zweiten iſt zuweilen ein niederer Gott oder auch ein König. Die königliche Familie, namentlich der regierende Herr mit ſeiner Gemalin und ſeinem Sohne, war ja eine ſichtbare Dreiheit, welche an der Spitze des Staates ſtand, und ſo konnte er als Abkomme von Oſiris und Iſis, deren Ahnen die höchſten Götter waren, wohl auch mit dieſen ſelbſt zur Dreiheit ſich vereinigen. So war in Theben Ramſes III. zwiſchen Oſiris und Phthah; an andern Orten erſcheinen die Faraonen zwiſchen Re und Atmo; in den Zeiten des Verfalls ſchämte man ſich nicht, aus Cäſar, Kleopatra und dem von beiden erzeugten Sohne Neocäſar in Hermonthis eine Götterdreiheit zu bilden.

Wie im Leben die Menſchen, ſo ſtehen auch die Götter in Beziehung und in Verkehr zu einander und durch dieſe Dreiheiten ſtellte man gewiſſermaßen die Bündniſſe und Verträge der Götter dar, deren Repräſentant der König als Staatshaupt auf Erden

*) Wilkinſon Fortſ. I. 231. giebt die Zuſammenſtellung mehrerer Götterdreiheiten.

war, und zeigte nebendem dem Volke ſeinen Herrſcher als Bundesgenoſſen und Anverwandten der Gottheit.

Obſchon von Haus aus die ägyptiſchen Gottheiten nicht gleichmäßig und allgemein im Lande verehrt wurden, mithin kein eigentliches Syſtem bildeten, ſo verſuchten doch die Prieſter wahrſcheinlich ſeit der Vereinigung aller kleineren und größeren Prieſterſtaaten zu einem großen Ganzen alle vorhandenen Götter in ein gewiſſes Syſtem zu bringen, und ſo konnten denn Herodot (II. 145.) und Diodor (I. 13.) von acht großen Göttern ſprechen, womit auch Manethon übereinſtimmt. Letzterer nennt acht Hauptgötter und neun Halbgötter, nämlich: Vulcan, Sol, Agathodämon, Kronos, Oſiris, Iſis und Typho als erſtere und als letztere: Horus, Mars, Anubis, Herkules, Apollo, Ammon, Tithoes, Zoſus, Zeus. Herodot führt die Hauptgötter nicht namentlich an, wohl aber Diodor: Helios, Kronos, Kybele, Here, Hephäſtos, Heſtia, Hermes, Zeus.

Anſtatt alſo den unfruchtbaren Verſuch zu machen, die ägyptiſchen Gottheiten in ein Syſtem zu bringen, werde ich ſie, der Anordnung von Wilkinſon (Fortſ. I. 235. ff.) folgend aufführen, wobei ich jedoch die Götterfamilien beachten werde.

Neph, Nef, Kneph, Knouphis, Cnoubis, Noub, Nou, Gottes Geiſt, Zeus, die Urſache alles Lebens in den Thieren und der Vater des Alls. Er wurde mit einem Widderkopfe dargeſtellt, über welchem eine Schlange oder ein Gefäß emporſteigt. Es war der ammoniſche Jupiter der Römer. Als Götterdreiheit kommt er mit Sate oder Juno und Anuke (Veſta) vereinigt vor und zwar in Oberägypten. In Aethiopien oberhalb der zweiten Katarakten war ſein Dienſt ſehr verbreitet und ſein Widderkopf kommt dort oft vor. In Napata (jetzt Gebel Berkel) war der Hauptſitz ſeines Cultus. Ihm waren die Schafe geheiligt, die daher nicht vom Volke verzehrt werden durften. In Latepolis, Esneh, iſt Neph als ein Widder dargeſtellt, zwiſchen deſſen Hörnern die geheiligte Schlange emporſteigt. (W. Taf. 21.)

Die Gemahlin des Neph iſt Sate, die Juno, und in den Denkmälern der Gegend von Syene wird durch Hinzufügung der Anuke oder Veſta von ihnen eine Götterdreiheit gebildet. Die letztere Göttin erſcheint hier als Amme, wie Nephthys neben der Iſis, und daher nennt ſich auf der Inſchrift des einen Thores von Dakkeh der äthiopiſche König Ergamun: Sohn des Neph, geboren von Sate, genährt von Anuke, und auf dem anderen: Sohn des Oſiris, geboren von Iſis, genährt von Nephthys. Ihr bluteten ehedem in Sebennytis täglich drei Menſchen, ein Opfer, welches Amaſis abſchaffte. Sate ward dargeſtellt als eine Frau, welche die Krone von Oberägypten auf dem Haupte trägt, unter welcher die Kuhhörner emporragen; in der Hand trägt ſie das Scepter der ägyptiſchen Göttinnen. (Wilkinſon pl. 21.)

Anuke wird in einer griechiſchen Inſchrift in Sehayl, ehedem

Sete, ausdrücklich als Heſtia bezeichnet. Ihr Kopfputz beſteht in einer Krone, über welche kreisförmig mehrere Federn emporragen, faſt wie die Federkronen der Südamericaner. (Wilkinſon pl. 48.)

Wenn Neph der Ideen weckende Gottesgeiſt iſt, ſo war der Vollbringer und Ausführer derſelben Amun, der Erzeuger. Amun iſt ein Mann mit blauer Hautfarbe, um den Himmel anzudeuten; von ſeiner Kopfbedeckung ragen zwei gerade lange Federn parallel empor. Er war der König der Götter. Er erſcheint nächſtdem mit der Sonnenſcheibe, dem Sinnbilde des Sonnengottes Ra oder Re, und heißt dann Amun-Re oder mit dem aufgerichteten Schamglied, dem Zeichen des Khem, als thebaniſcher Pan oder Amun-Khem, die Gottheit der Erzeugung. Mit Maut, ſeiner Gattin, und ſeinem Sohne Khons bildete er die große Götterdreiheit von Theben.

Maut oder Tmau iſt die Mutter, Allernährerin, die auch in Unterägypten als Buto erſcheint, welche man der Leto der Griechen gleichſtellt. Sie hatte in der gleichnamigen Stadt an der ſebennytiſchen Nilmündung ein weltberühmtes Orakel. Dort ſah man mehrere Tempel des Apollo, der Artemis und der Leto. Die Kapelle der Göttin hatte Wände, die aus einem Stein gehauen waren, 40 Ellen im Geviert, ein vier Ellen dicker Block bedeckte ſie*). (Herodot II. 155.) Die Biſamſpitzmaus war der Buto heilig und wurde in Buto begraben. Buto war die alte Nacht, die dem Tage und der Weltſchöpfung vorausging. Als Maut trug die Gottheit die Doppelkrone oder den Pſchent über einer Kappe, welche Leib und Flügel eines Geiers darſtellte, deſſen Hals und Kopf über die Stirn in der Weiſe emporragte, wie die Schlange über dem des Amun. Maut erſcheint auch mit einem Löwenhaupt. Man hat von ihr große, ſitzende, ſchwarze Baſaltſtatuen. (Abb. Wilkinſon pl. 27.)

Khonſo, der Sohn von Amun und Maut, erſcheint als Mumie, in der Hand die Sinnbilder des Lebens, des Beſtehenden und der Reinheit, nebſt der Geißel und dem ſogenannten Nilſchlüſſel des Oſiris. An der Seite des Kopfes iſt die große Harpokrateslocke, auf dem Kopf die Mondſichel und darüber die Mondſcheibe. Zuweilen hat er einen Habichtkopf.

Phthah, Pthah, Hephäſtos oder Vulcan, der Künſtler, der Anführer der irdiſchen Künſtler und himmliſchen Götter, der Herr der Treue. Er entſtand aus einem Ei, welches aus dem Munde des Neph kam. Der Scarabäus war ihm beſonders heilig, weil dieſe Käfer alleſammt männlichen Geſchlechts, die Zeichen der Schöpferkraft ſind. Es war alſo Phthah der Demiurg. In Memphis wurde Phthah verehrt als Phthah-Sokari-Oſiris, und ein Boat in feierlichem Zuge ihm zu Ehren herumgeführt. Bei ihm erſcheint auch Iſis, wie

*) Ich erinnere an die Bauart mancher norddeutſcher ſogenannter Hünenbetten.

ſie ihn mit ihren Flügeln beſchützt. Er erſcheint auch mit Froſchhaupt.

Khem, Chemmo, Pan, wurde in Chemmis oder Pans-Stadt vorzugsweiſe, aber auch ſonſt überall in Aegypten verehrt. Er war der Schöpfer der Pflanzenwelt. Die Könige opferten vor ihm Pflanzen und bearbeiteten in ſeiner Gegenwart das Land; hinter ihm auf ſeinem Altar ſind Bäume aufgeſtellt. Er ſelbſt iſt als Mumie gebildet mit dem bereits erwähnten Sinnbild und der Geißel in der Hand. (Wilkinſon pl. 26.) Er begleitete auch den Oſiris auf ſeinem großen Zug.

Paſcht, Bubaſtis, Artemis, Diana, wurde vorzugsweiſe im Delta und Unterägypten verehrt, vor allem in ihrer Stadt Bubaſtis, wo ſie nach Herodot einen der ſchönſten Tempel auf einer Inſel beſaß, indem auf jeder Seite deſſelben hundert Fuß breite Canäle aus dem Nil herein gingen, deren Ufer mit Bäumen bepflanzt waren. Die Vorhallen hatten zehn Klaftern Höhe und waren mit ſchönen ſechs Ellen hohen Statuen geſchmückt. Dieſen Tempel ſah man von der Stadt aus in der Tiefe liegen, da das Heiligthum nicht wie die Stadt auf einem hohen Damme, ſondern auf dem unveränderten natürlichen Boden liegt. Um daſſelbe geht eine Mauer, worein Bilder gehauen ſind. Um den großen Tempel, worin die Statue der Göttin ſteht, iſt ein Hain von den höchſten Bäumen angepflanzt. (Herodot II. 138.) Bubaſtis trägt ein Löwenhaupt oder einen Katzenkopf; die Katzen waren ihr beſonders gewidmet. Oben auf hat ſie eine Scheibe, vor welcher der Uräus oder die königliche Schlange gelagert iſt, welche über dem Geſicht der Göttin ſich wieder emporreckt. In der Hand führt ſie den Göttinnenſcepter. Das Siſtrum war ihr eigen und wir lernten ſchon oben das große Feſt kennen, das ihr alljährlich gefeiert wurde. Sie gehörte zur großen Götterdreiheit von Memphis, deren Führer Phthah war. (Abb. bei Wilkinſon pl. 27.)

Ra oder Re, Helios, der Sonnengott, ward durch ganz Aegypten verehrt; im thebaniſchen Dialect hieß er Pire, im memphitiſchen Phra, woraus der in den moſaiſchen Schriften vorkommende Königstitel Pharao abzuleiten iſt, welche auch die Embleme der Sonne, Habicht und Kugel, deren Söhne ſie gleich den Uneas waren, in ihren Bannern führten. Re war der Sohn des Phthah. Man ſtellte ihn als Mann dar mit Menſchen- oder Habichtkopf, über welchem ſich die Sonnenkugel erhob. Der Habicht und der Löwe war ihm heilig und ſeine Farbe roth. Heliopolis war ſein Haupttempel. Gewöhnlich war das königliche Sinnbild der Schlange bei ihm. Wenn Re hinter dem weſtlichen Gebürge von Theben in den Armen von Athor war, hieß er Atin-Re. Die Prieſter des Tempels von Heliopolis tranken über Tage, ſo lange der Gott ſie ſehen konnte, keinen Wein, denn man glaubte, daß der Wein aus der Vermiſchung des

Blutes der Feinde mit der Erde entſtanden, die Menſchen matt mache. Heliopolis war übrigens der Hauptſitz der aſtronomiſchen Kenntniß und dort war auch ein Obſervatorium. Der Sonne war nächſt dem Habicht der Phönix geheiligt, der bekannte Wundervogel, welcher aller 500 Jahre in die Sonnenſtadt kam und aus Arabien den Körper ſeines Vaters dorthin brachte, um ihn in Myrrhen gehüllt im daſigen Tempel beizuſetzen.

Neith, Athene, Minerva, hatte ihren Hauptſitz zu Sais im Delta. In ihrem Tempel daſelbſt las man die Inſchrift: „Ich bin jedes Ding, welches geweſen iſt, welches noch iſt und welches ſeyn wird, und Niemand hat meinen Schleier gelüftet.“ Neith wird dargeſtellt als eine Frau, welche die Krone der niederen Gegend trägt, mit dem Krummſtabe in der Hand, den die Götter führen, oder mit dem blumengekrönten Scepter der Göttinnen. Man nannte ſie Mutter der Götter, Göttin Mutter.

Der jüngſte der Götter war Seb, der Vater von Iſis und Oſiris, als welcher er auch Vater der Götter genannt wurde. Er wird abgebildet als ein Mann, auf deſſen Haupt eine Gans ſteht. Seine Gemahlin war

Netpe, Netphe, Rhea. Sie trägt ein Gefäß auf ihrem Haupt; in Grabgemälden wird ſie oft dargeſtellt, wie ſie in einem Sycomorenbaum ſteht und aus einem Gefäß eine Flüſſigkeit ausgießt, welche der Todte und ſeine Freunde mit ihren Händen auffangen. Auch ſieht man ſie mit einem Körbchen voll Früchten von demſelben Baume, der ihr heilig war.

Dieſes waren die größeren ägyptiſchen Gottheiten, neben denen es nun noch eine große Anzahl kleinerer gab, von denen wir die wichtigſten näher betrachten *).

Ao, Jo, der ſichtbare Körper des Mondes. Auf dem Haupte trägt er eine einfache Straußenfeder oder auch einen Buſch von vier Federn. Er iſt immer ſchwarz oder dunkelfarbig.

Gom, der ägyptiſche Herkules, der Bezwinger der Rieſen, der Gott der Kraft.

Nofre-Atmoo, Beſchützer der Welt oder der beiden Gegenden von Aegypten; er trug eine Lotusblume auf dem Haupt und zwei Straußenfedern auf einem Stab. Er war Sohn des Paſcht.

Thmei, die Gottheit der Treue und Gerechtigkeit. Es kommt ihr Bild oft in den Händen der Könige vor, welche daſſelbe den Göttern darbieten. Ein kleines Bild der Thmei trug der Oberrichter bei ſeinen Sitzungen am Halſe. Dieſe Gottheit wurde zuweilen durch zwei neben einander ſtehende Figuren, zuweilen als eine weibliche Figur mit zwei Straußenfedern dargeſtellt; oft aber wurde ſie durch

*) Nach Wilkinſon Fortſ. II. 15. ff.

zwei Federn allein angedeutet. Ihre Augen ſind geſchloſſen. Ihre Beſchäftigung war namentlich im Todtenreiche.

Eine Rachegottheit war Mandoo, eine vergötterte Eigenſchaft der Sonne, wo ſie dann Mandoo-Re heißt. Sie war die Beſchützerin Aegyptens gegen die Heiden.

Die Siegesgöttin, welche die Könige auf ihren Kriegszügen in der Geſtalt eines Geiers umſchwebt, hieß mit ihrem beſonderen Namen Seneb oder Sebn und war eine Eigenſchaft der Buto.

Emoph, Emeph oder Aimothph war ein Gott der Heilkunde, ein Sohn des Phthah; er iſt kahl oder nur mit einer kleinen Kappe bedeckt und hält in der Hand den Scepter und den ſogenannten Nilſchlüſſel, das Zeichen des Lebens, was allen Göttern gemeinſam iſt. Er ward in ganz Aegypten, vornämlich aber in Memphis verehrt.

Nächſtdem hatte man nun noch beſonders den Himmel, Tpe oder Pe, die Erde, Kahi, das reine Land Aegypten, Khemi, die obere und untere Gegend, dann die einzelnen Ortſchaften, wie Thaba, Tap, Theben, Tentor, Tentris, zu beſonderen Genien erhoben, welche ihre eigenthümliche Geſtalt führten.

Vor Allem war es der Nilſtrom, der Hapi-Moou, der eine beſondere Verehrung genoß. Er kommt in den Denkmälern häufig vor, wie er aus den Stängeln zweier Waſſerpflanzen den Thron der Könige bindet, d. h. die obere und untere Gegend vereinigt, oder wie er Früchte und Blumen darbringt. Er iſt als ein reichlich genährter Mann von blauer Farbe dargeſtellt, mit weiblicher Bruſt, aber mit unter dem Kinn gebundenem Barte; auf ſeinem Haupte grünen Waſſerpflanzen, deren er auch in der Hand hält, oder er hat auch Waſſergefäße, um die Ueberſchwemmung anzudeuten. Nil heißt übrigens blau, Nilab der blaue Strom, wie noch jetzt der Indigo in Aegypten Nileh genannt wird. In der Götterdreiheit von Silſilis erſcheint der Nil mit Re und Phthah, als der Sohn der Sonne. Im Tempel zu Luxor bei Theben waren zwei Statuen des Nils, die eine roth, die andere blau gemalt; die rothe Figur trug den jungen Amenoph III. und ein anderes Kind in den Armen, die nachfolgende blaue aber den Nilſchlüſſel. Zu Philä war der Nilgott ſitzend in der Nähe der Kataraktenfelſen dargeſtellt, Waſſergefäße in den Händen haltend; eine Schlange umſchlingt ſeinen Sitz und in dem Felſen unter ihm iſt ein Habicht und ein Geier eingehauen. In den meiſten Städten Aegyptens wurde der Nil mit beſonderem Dienſt und durch eigene Prieſter verehrt. Perſonen, die im Nil ertranken und an einer Stadt anſchwammen, mußte dieſe Stadt einbalſamiren und auf das ſchönſte geſchmückt in heiligen Gräbern beiſetzen. Dieß war eine Pflicht der Prieſter des Nil, die den ſo um das Leben gekommenen Leichnam eigenhändig begruben, weil er mehr galt als eine gewöhnliche Menſchenleiche. (Herodot II. 90.) Eines der jährlich wiederkehrenden Hauptfeſte war die Niloa, oder die An-

rufung des Flußgottes um die Segnungen der Ueberſchwemmung, welches ſich, wenn auch in veränderter Geſtalt, bis auf heute erhalten hat *).

Von beſonderer Wichtigkeit war dem Aegypter die Zukunft, welche nach dieſem Leben folgte. Wir ſahen, wie ſorgfältig die Alten ihre Todten zubereiteten, wie reich ſie die Wohnungen derſelben ausſchmückten, und lernten ſchon vorläufig die Ceremonien kennen, welche die Beſtattung des Todten begleiteten. Oſiris war der Vorſteher des Todtenreiches und ſeine Söhne Anubis und Horus, ſo wie ſein Secretair Thoth unterſtützten ihn bei ſeinem Geſchäft. Er hatte aber auch noch andere Beamten bei ſich. Zunächſt waren dieß die vier Genien oder Götter von Amenti, dem künftigen Reich, die bei ihm ſaßen und die Seelen beſchirmten. Ihnen waren gewiſſe Eingeweide eines jeden Leichnams gewidmet und dieſe wurden in Gefäße gelegt, welche mit den Köpfen der Genien bedeckt waren. Die Genien hießen: Amſet, Hapi, Smautf und Kebhuſnof oder Netſonof. Der erſte hatte den Kopf eines Mannes und kommt in den Grabgemälden auch in der menſchlichen Geſtalt anderer Gottheiten, einen Stab in der Hand haltend, vor; ihm war der Magen und die anderen großen Eingeweide heilig. Hapi hatte einen Hundsaffenkopf; ihm waren die kleineren Eingeweide heilig; Smautf trug den Schakalkopf und ihm gehörten Lungen und Herz, und Kebhuſnof, mit dem Habichtkopf, erhielt Leber und Gallenblaſe. Dieſe vier mit Häuptern gedeckelten Vaſen wurden mit den Eingeweiden neben der Mumie ſelbſt beigeſetzt. Die Vaſen waren gemeiniglich von Alabaſter oder einem anderen koſtbaren Stoff, natürlich nur bei wohlhabenden Perſonen. Bei Aermeren, deren Eingeweide nicht ausgenommen wurden, wurden die Genien aus Wachs gemacht und der Leiche beigegeben.

Außer den vier Genien hatte Oſiris noch zwei und vierzig Beiſitzer, die auf den Papyrusrollen und in den Grabbildern ſo häufig vorkommen, wie ſie in dieſem Leben bei Gerichten den Oberrichtern auch beigegeben waren. Sie wurden in menſchlicher Geſtalt mit verſchiedenartigen Häuptern dargeſtellt; der erſte mit dem des Habichts, die anderen als Mann, Haſe, Nilpferd, Mann, Haſe, Fuchs, Mann, Widder, Schlange u. ſ. w. Sie ſtellten die verſchiedenen Verbrechen vor, von denen ein Mann frei ſeyn mußte, der in das ewige Leben eingehen wollte.

Bei Oſiris ſah man ferner den Wächter des Amenti, Ouom-e-Amenti, den Verſchlinger, das Nilpferd oft mit einem anderen, fantaſtiſchen Kopfe, der dem Crocodil ähnlich iſt (z. B. bei Lepſius Todtenbuch Taf. L.).

*) S. die intereſſante Beſchreibung dieſes Feſtes, das am 17. Juni ſtattfindet, bei Hackländer, Reiſe in den Orient II. 210.

Außer dieſen Weſen war die ewige Welt Amenti noch mit einer großen Anzahl göttlicher Weſen bevölkert, deren Eigenſchaften und Namen unbekannt ſind. Sie erſcheinen meiſt in menſchlicher Geſtalt mit Thierhäuptern; man ſieht die von Katzen, Fuchs, Kuh, Löwe, Affe, Widder, Habicht, Kranich, Ente, Crocodil, Schildkröte, oft das ganze Thier auf dem Haupt, vom Wels u. ſ. w. Einige ſind blos durch Sinnbilder angedeutet, wie z. B. durch Scepter.

So drückten die ägyptiſchen Prieſter die Idee von der Unvergänglichkeit der menſchlichen Seele aus, die, wenn ſie ſchuldbelaſtet dem Throne des ewigen Gerichtes nahete und ſich nicht rechtfertigen konnte, zur Strafe in den Körper eines Thieres gebannt wurde. Denn die Aegypter hatten keinen Ort, welcher dazu beſtimmt ſey, die Seelen, welche unrein oder verdorben aus dem Erdenleben ſchieden, zu beſtrafen oder etwa gar wie ein ſchmutziges Asbeſtgewand auszubrennen. Wie die alten Mexicaner in der Vorſtellung von ihrem Himmel den Geiſtern der Seligen die Erlaubniß gaben, in ſchöne Vögel- oder Schmetterlingsleiber ſich zu begeben und in die irdiſchen Gefilde zu ihrer Luſt zurückzukehren oder ſich in den balſamiſchen Lüften der Erde zu wiegen, ſo glaubten die Aegypter, daß die menſchliche Seele in Thiere zurückgeſtoßen würde, um die Leiden und Prüfungen des Erdenlebens abermals zu erdulden. Die Nachrichten aber, welche wir darüber haben, ſind dergeſtalt mit den Anſichten griechiſcher ja ſelbſt chriſtlicher Philoſophie vermiſcht, daß wir ein reines Bild altägyptiſcher *Glaubenslehre* zur Zeit noch nicht aufzuſtellen wagen dürfen und mit den Aeußerlichkeiten, wie die Denkmäler ſie darbieten, uns begnügen müſſen.

So viel geht jedoch aus dem bisher Betrachteten hervor, daß die Aegypter wie in ihrem Staatsweſen, ſo auch in ihren Ideen von der Welt, deren Urſprung und Urhebern, den Göttern und deren Gehülfen, vor allem ſtrebten, eine harmoniſche, wohlgegliederte Ordnung zu entdecken, wie ſie ſich im Gange der Jahreszeiten und der atmoſphäriſchen Erſcheinungen, namentlich aber in der Sternenwelt ausſpricht. Dahin deutet die Vorſtellung, daß z. B. Neph als Schöpfer und allerhöchſte Gottheit daſteht, daß andere Götter geringeren Ranges neben ihm vorhanden, die aber in Bezug auf den Menſchen immer noch mächtig genug ſind, um den Mittelpunct eines Cultus zu bilden; daß dieſe Götter abermals in Iſis und Oſiris gewiſſe Untergebene hatten, welche denn auch im Auftrag ihrer göttlichen Ahnen die Erde und namentlich das reine Land Aegypten civiliſirten und den Dienſt der großen Götter daſelbſt einführten. Aber auch dieſe hatten wieder Söhne, Gefährten und Diener und wie ſie die Erde zum Sitze der Geſittung gemacht, wie ſie hier Roheit und Laſter ausgerottet hatten, ſo ſorgten ſie nach ihrem Rücktritt von dieſer Erde dafür, daß die Seelen, welche ſie zu höherer Bildung erzogen, auch ferner unter ihrer Aufſicht blieben und ein Reich bildeten, das dem irdiſchen

Aegypten in ſeinen Einrichtungen gleich und wohl nur dadurch von demſelben unterſchieden war, daß alle irdiſchen Unvollkommenheiten dort beſeitigt waren und die geprüften Seelen im Zuſtande ihrer Reinheit unangefochten blieben. Namentlich trennte fortan der Tod nicht mehr die durch Bande der Liebe vereinigten Weſen und kein Mißlingen verkümmerte dort ihre Unternehmungen und Werke.

In Beziehung auf dieſe Lehren fand nun in den Schulen eine Belehrung ſtatt, die von der Prieſterſchaft je nach dem Stande des zu Belehrenden eingerichtet ſeyn mochte. Die niederen Kaſten erhielten nicht den ganzen Umfang der prieſterlichen Erkenntniß. Für ſie waren die handgreiflicheren Vorſtellungen und namentlich die an ſichtbare Erſcheinungen geknüpften Sagen und Lehrſätze, womit denn auch der erſte Unterricht der dem Prieſterſtande gewidmeten Jugend zuſammenhing. Die Prieſterſchaft ſelbſt war nach ihrem Alter ſo wie nach den geiſtigen Anlagen in mehrere Claſſen gegliedert und unter dieſe die Aemter vertheilt. Die untere ſtand dem Volke am nächſten und nur die oberſten Claſſen derſelben kannten den ganzen Umfang der Erkenntniß, die ſich über die Natur des Landes, die Geſchichte des Volkes, die Geometrie, Aſtronomie, Heilkunde und alle menſchliche Erfahrung erſtreckte und eben deßwegen in ſtetem Fortſchritt begriffen war.

Die Mittheilung dieſer geiſtigen Schätze geſchah in den geheimen Zuſammenkünften im Innerſten der Tempel nach vorausgegangenen ſchweren Prüfungen, die wahrſcheinlich vorzugsweiſe den Zweck hatten, die moraliſche Kraft und geiſtige Freiheit des zu Prüfenden an den Tag zu legen. Man ſtellte dem Adſpiranten Schreckniſſe aller Art, Feuer, Waſſer, Finſterniß, Spukgeſtalten entgegen, legte ihm verwickelte Fragen vor, brachte ſeine Sinnlichkeit in Verſuchung und reichte ihm erſt dann, wenn er mit Verſtand und Muth ſich als würdigen und ſtandhaften Zögling gezeigt, die Krone des Sieges. Dieſen Prüfungen war außer den Prieſtern auch der König ausgeſetzt.

Da der Prieſterſtand auf der höchſten Stufe der Cultur der Nation ſich befand und der Inhaber aller Kenntniß und Erfahrung war, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich das Volk in allerlei Verlegenheiten und Nöthen an denſelben wendete und Rath bei ihm ſuchte. Namentlich war die Zukunft und das bevorſtehende Geſchick ſtets der Gegenſtand der lebhafteſten Neugierde des Volkes. Nun lebten in demſelben zwar jene Pſyllen und Schlangenbeſchwörer, dann fehlte es nicht an allerlei Hausmitteln, wie ſie ſich bei jedem Volke in den unteren Claſſen, ſelbſt auf höheren Culturſtufen noch vorfinden, allein die Prieſterſchaft wußte das Volk bei dem Glauben zu erhalten, daß die wahre Kunde der Zukunft doch nur in ihren Tempeln und Sitzen zu finden ſey. Durch geheimnißvolle Umgebung, durch einen von reichlichern Opfern erſchwerten Zutritt, durch kluge und ſchwerverſtändige, ja in zweifelhaften Fällen doppelſinnige Antworten,

Digitized by Google

durch ſtrenge Wahrheit in Fällen, wo ſie möglich war, erhielten ſich die Prieſter den Glauben an ihre Orakel.

Die vornehmſten Orakel Aegyptens waren das des thebaniſchen Amun, des Herkules, Aröris, der Neith, der Paſch und das berühmteſte das der Maut oder Latona in Buto. Zur Beſorgung des Orakels waren gewiſſe Prieſter eigens beſtimmt und dieſe hatten jedenfalls einen vortrefflich eingerichteten Geſchäftsgang und alles, was ſich darauf bezog, muſterhaft geordnet. Vor allem bedurften die Prieſter einer genauen Kenntniß der Umſtände, Einſicht in das Familienleben und die Verhältniſſe der Fragenden, wozu ſie ihre gewandten Kundſchafter haben mußten.

Theils um Uebereilungen zu vermeiden, theils auch um dem Andrange der Fragenden eine beſtimmte Geſchäftsordnung entgegen zu ſetzen, war die Verhandlung bei den Orakeln ſchriftlich. Die Frage mußte an eine gewiſſe Formel gebunden ſchriftlich und verſiegelt eingereicht werden und die Antwort erfolgte in derſelben geheimnißvollen und feierlichen Weiſe.

Schon Diodor (I. 81.) ſchaute den ägyptiſchen Orakeln auf den Grund. Die Arithmetik leiſtet denen, welche ſich mit der Aſtronomie beſchäftigen, nicht wenig Dienſte, und wenn irgend ein Land iſt, wo die Stellung und Bewegung der Geſtirne ſorgfältig beobachtet wird, ſo iſt es Aegypten. Von dieſen Beobachtungen aber haben ſie ſeit einer unglaublichen Menge von Jahren Jahrbücher, indem das Studium ſchon in alten Zeiten bei ihnen emſig betrieben wurde. Die Bewegungen, den Umlauf und Stillſtand der Planeten, den Einfluß, den jeder unter ihnen auf die Erzeugung der Thiere hat und was für Gutes und Böſes er bewirkt, haben ſie ſorgfältig beobachtet. Oft können ſie den Menſchen wahrſagen, was ihnen künftig in ihrem Leben begegnen wird; nicht ſelten verkündigen ſie auch Unfruchtbarkeit oder umgekehrt Fruchtbarkeit voraus, ingleichen zukünftige Seuchen, welche Menſchen und Vieh betreffen werden. Auch wiſſen ſie Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Erſcheinung der Kometen und Alles, deſſen Vorherkenntniß dem großen Haufen unmöglich ſcheint, vermöge ihrer ſeit langer Zeit angeſtellten Beobachtungen vorher. Von Aegypten aus wurde dieſe Kenntniß nach Babylon wie nach Griechenland verbreitet und als Aegypten dem Auslande ſich öffnete, ſtrömten dort die Fragenden aus allen Weltgegenden zuſammen und der Ruf ihrer Weisheit erhielt ſich lange Zeit, ja noch bis ins 4. Jahrhundert nach Chr. G. Ja die Prieſter des amoniſchen Orakels erzeigten einſt dem Kaiſer Conſtantius einen großen Dienſt. Sie ſendeten ihm mehrere verſiegelte Antworten auf Fragen zu, die beim Orakel eingegangen waren, und entdeckten ſo eine Verſchwörung, deren Urheber nun feſtgenommen wurden.

Sehr berühmt war das Orakel in der Oaſe des Amun. Wenn

daſſelbe befragt wurde, ſo ſtellten die Prieſter eine Proceſſion mit einem vergoldeten Boot an, das auf beiden Seiten mit zahlreichen ſilbernen Schaalen behangen war und dem ein Zug von Frauen und Mädchen folgte, welche eine beſtimmte ſeltſame Hymne ſangen, worin ſie die Gottheit um eine günſtige Antwort baten.

Oft ſendeten fremde Städte, ja Staaten Botſchafter an die berühmten Orakel um Auskunft über die bevorſtehenden Schickſale zu erlangen. Aber auch die Orakel ſelbſt ſchickten oftmals Botſchafter an die Herrſcher, um ſie vor den bevorſtehenden Gefahren und Ereigniſſen zu warnen, die ſie durch ihre Kundſchafter und anderweiten Kenntniſſe, ja aus vorhergehenden Anfragen der Gegner voraus zu wiſſen im Stande waren. Durch ſolche Handlungen wußten ſich die Prieſter in hohes Anſehen zu verſetzen und es waren demnach die Orakel eines der Hauptförderungsmittel der Prieſterherrſchaft, da ſie aus den Anfragen immerfort den Geiſt und die Stimmung des Volkes ſo wie der Nachbarn erkannten, in die Geheimniſſe derſelben eindrangen und ſtets über den Stand der Angelegenheiten unterrichtet waren. Die Orakel ſtanden jedenfalls in Verbindung unter einander, theilten ſich ihre Erfahrungen mit und waren ſomit nie um eine angemeſſene Antwort in Verlegenheit.

Den großen Einfluß der Orakel auf die Herrſcher zeigt auch die Geſchichte. Mycerinus erhielt eine Rüge, daß er den Willen der Götter nicht erfüllt hatte, und ſein bevorſtehender Tod wurde ihm vorhergeſagt, und als er ſich beſchwerte, daß er ſobald ſterben ſolle, da doch ſein Vater und ſein Oheim, welche die Tempel verſchloſſen, ſo lange regiert, antwortete ihm Maut: „Darum eben beſchleunige ſich ſein Leben, da er nicht gethan, was zu thun war. Denn es ſolle mit Aegypten ſchlimm gehen hundert und fünfzig Jahre lang, was die zwei Könige vor ihm gemerkt haben, er aber nicht.“ Wie ohnmächtig die Herrſcher gegen ſolche Sprüche waren, beweiſt das Betragen, das Mycerinus auf dieſe Antwort annahm. Er ließ ſich eine große Menge Lampen machen und ſo wie es Nacht wurde, anzünden, trank dabei und ließ ſichs wohl ſeyn, ohne Aufhören bei Tag und Nacht, ſchweifte in den Hainen und Marſchländern umher — um das Orakel Lügen zu ſtrafen, indem er, auch die Nacht ſchwelgend, aus ſechs Jahren zwölf machte. (Herodot II. 133.) Dem aus Aethiopien ſtammenden König Sabako hatten die Orakel vorhergeſagt, er werde nicht längere Zeit herrſchen. Als dieſe Zeit abgelaufen, zog er ſich freiwillig zurück. (Herodot II. 139.) Den Necho warnten die Orakel, er ſolle den Canal zwiſchen dem Nil und rothen Meere nicht vollenden, weil ſonſt fremde Völker von dort hereinbrechen möchten. (Herodot II. 158.)*)

*) Vergl. Wilkinſon Fortſ. I. 147. ff.

Daß die Befragungen der Orakel mit koſtſpieligen Darbringungen und Gaben verbunden waren, verſteht ſich von ſelbſt, und ſo wurden ſie auch für die Prieſter eine reiche Quelle von Einkünften, die abermals zur Befeſtigung ihrer Macht und ihres Einfluſſes dienten. Namentlich war die Dankbarkeit für erwünſchte und günſtige Antworten und die Furcht vor Verſchlimmerung des bevorſtehenden Geſchicks, ſo wie das Beſtreben, größeres Uebel abzuwenden, die weſentlichſte Triebfeder zu reichlichen Gaben.

Die Cultur

des alten Aegyptens war Eigenthum der Prieſterkaſte, welche den übrigen Claſſen der Nation nur ſo viel davon zufließen ließ, als ſie für gut befand. Die Prieſter waren weiſe Erzieher der rohen Maſſen, welche ſie mit nicht weniger Scharfſinn und Kraft zu bewältigen wußten, als die ſteilen Gebürgszüge, die ſie zu Kunſtwerken umgeſtalteten oder aus denen ſie das Brauchbare für ihre Zwecke herauszuarbeiten verſtanden. So brachten ſie durch ſorgfältigen Unterricht, fortgeſetzte Lehren und ſtete Beaufſichtigung es dahin, daß das Volk ihnen blind ergeben war und ſich von ihnen unbedenklich leiten ließ. Diodor (I. 81.) bemerkt, wie das Volk wohl ein wenig ſchreiben lernte, aber nicht alle; dann wie ſie nur die Krieger in eigentlichen Leibesübungen erſtarken ließen; und wir ſahen oben, wie ſie namentlich durch die Kaſteneintheilung den Zuſammentritt der verſchiedenen Stände zu einer einzigen, gleichmäßig ausgebildeten Volksmaſſe verhinderten. Dadurch, daß der Unterricht ganz in ihren Händen war, konnten ſie nicht allein die Ideen der Nation lenken, ſondern ſie hatten auch Gelegenheit, jedes emporkeimende Talent entweder für ſich zu erziehen und auszubilden, oder daſſelbe durch ihre Leitung für ſich unſchädlich zu machen. Im Allgemeinen war über die oberen und mittleren Claſſen der ägyptiſchen Nation eine gewiſſe, wenigſtens äußerlich angenehm auffallende Cultur verbreitet, während die unterſten der Barbarei hingegeben ihre Dienſte um ſo unverdroſſener verrichteten, als ſie die Reize geiſtiger Bildung gar nicht kannten. Der anſtändige Mann vermied die auch mit phyſiſchem Schmutz behafteten Bootsknechte und Schweinehirten.

Die Mittelclaſſe war geſittet und wohlgezogen und ließ nur zu beſtimmten Jahreszeiten in tollen Wallfahrten und ſcurilen Tempelfeſten der wilden Luſt den Zügel ſchießen. Die Kriegerkaſte war für ihre Beſtimmung zweckmäßig ausgebildet. Die Künſte des Schreibens, Zeichnens, Rechnens, des Wegebaues, die Waffenkunde u. ſ. w. waren ihr nothwendig und wenigſtens den Officieren eigenthümlich.

Die Prieſterkaſte aber war im Beſitz aller Erfahrung, aller Weisheit, jeglicher Wiſſenſchaft und Kunſt, für die ſie auch ihre Schrift ausgebildet hatte.

Unter den Wiſſenſchaften der Aegypter ſtand oben an die Rechenkunſt. Für die einzelnen Zahlen hatten ſie beſondere einfache und zweckmäßige Zeichen, die bereits weiter ausgebildet waren als die mexicaniſchen und welche nach den drei verſchiedenen Schriftarten, der hieroglyphiſchen, hieratiſchen und demotiſchen, verſchieden waren. In der Hieroglyphenſchrift wurde Eins durch einen Längenſtrich ausgedrückt, und um die übrigen Zahlen bis zehn auszudrücken, wurde immer einer neben den andern geſetzt, ſo daß |||||| ſechs bedeutete. Zehn ward durch ein unten offenes Oval dargeſtellt. Dieſes Oval wurde, um die folgenden Zahlen zu geben, mit ſo viel Längenſtrichen bezeichnet, als Zahlen zwiſchen zehn und zwanzig liegen. Zwanzig waren zwei unten offene Ovale und dieſe Ovale dienten zur Bezeichnung der Zehner bis mit neunzig. Hundert war ein Krummſtab, Tauſend aber eine Fahne, deren Stiel unten einen Kr.uzgriff hatte. Zehntauſend hatte abermals ſein eigenes Zeichen, einen geraden oben nach links gewandten Stab. Mit dieſen Zeichen führten ſie alle Rechnungen aus, obſchon ſie das Zero ſo wenig kannten als die alten Mexicaner, die Griechen und Römer.

In der hieratiſchen und demotiſchen Schrift war es anders. Man hatte hier für jede der Zahlen eins, zwei, drei vier und neun ein beſonderes Zeichen und zwar dieſelben, welche wir noch jetzt haben, **1, 2, 3, 4, 9.** Für die Zahlen fünf, ſechs, ſieben und acht bediente man ſich der Zuſammenſtellung von **23, 33, 34** und **44.** Zehn war abermals ein beſonderes Zeichen, das dem Jota der lateiniſchen Curſiv ähnlich iſt. Die Zahlen eilf bis zwanzig geſtalteten ſich nun folgendermaßen: **11, 21, 31, 41, 231, 331, 341, 441, 91.** Bei zwanzig finden wir zwei Zehnen, mit denen man bis dreißig kam, wenn man die Einer daran ſtellte, z. B. fünf und zwanzig **23*jj*.** Dreißig war drei mal zehn. Hundert und tauſend hatten wieder beſondere Zeichen. Wir ſehen alſo die Zahlenſchrift der Aegypter bei weitem mehr entwickelt als die der Mexicaner.

Eben ſo iſt es auch mit ihrer Schrift, welche ebenfalls eine dreifache war: die Hieroglyphe für die Monumente, die hieratiſche und die demotiſche für den Gebrauch in Büchern und im gemeinen Leben.

Die Mexicaner bildeten den Gegenſtand, den ſie überliefern wollten, ſelbſt ab und halfen nur durch gewiſſe, einzelne, conventionelle Zeichen der Deutlichkeit des Ausdruckes nach, ſo namentlich durch die Wappen der Perſonen und Ortſchaften und ihre Jahres-, Tages- und Zahlzeichen. Schlange, Mann, Haus, Aloe u. ſ. w. wurden urſprünglich ganz dargeſtellt, dann abgekürzt, d. h. man bildete nur einen Theil und zwar den charakteriſtiſchen ab, z. B. vom Thiere den Kopf. Für nicht darſtellbare Dinge, wie z. B. für Waſſer, Feuer, Licht, nahm man einzelne Erſcheinungen und Formen derſelben: Welle, Flamme, Wolke. Bei Begriffen verfuhr man eben

ſo: man zeichnete ſichtbare Dinge, an welche ſich dieſe Begriffe vorzugsweiſe anlehnten.

Je mehr nun aber das Bedürfniß wuchs, die Erfahrung feſtzuhalten, die gewonnenen Thatſachen zu bewahren, die Erſcheinungen zu ſondern, je mehr der Stoff des Wiſſens zunahm, je mehr Ideen daraus emporſproßten, deſto unbequemer und unſicherer wurde dieſe Art der Darſtellung und obſchon wir die ſtufenweiſe Entwickelung nicht nachzuweiſen vermögen — aus der Abbildung der Thatſachen entſtand eine bildliche Darſtellung von Ideen, die immer verworrener werden mußte, je länger ſie fortgeführt und beibehalten wurde.

Es dürfte ſich kaum nachweiſen laſſen, wie man im alten Aegypten dahin gelangte, anſtatt der Gegenſtände und der ſie bildenden Worte die einzelnen Silben, woraus dieſe beſtanden, mit beſonderen Zeichen zu verſehen. Es muß irgend ein Ereigniß, ein dringendes Bedürfniß vorhanden geweſen ſeyn, welches die Erfindung der Silbenſchrift veranlaßte. Die Sage, daß Thoth, der Staatsſecretair des Oſiris, der Erfinder der Schrift ſey, deutet genugſam an, daß, wie es ja bei allen Erfindungen geht, man lange ſich bemühet hatte, dem Bedürfniß einer einfachern ſichtbaren Darſtellung der Sprache abzuhelfen, daß man vielleicht ſchon vielfache Verſuche dazu gemacht hatte, daß es aber zuletzt einem einzelnen Menſchen gelang, der Sache die richtige practiſche Seite abzugewinnen. „Thot oder Hermes, ſo berichtet die Sage (Diodor I. 16.), ſoll zuerſt die gemeine Sprache articulirt und vielen unbenannten Dingen ihre Namen gegeben, auch die Buchſtaben erfunden und den Dienſt der Götter angeordnet haben. Er ſoll auch zuerſt die Ordnung der Geſtirne und Harmonie und Eigenſchaft der Töne beobachtet haben. Oſiris hielt ihn als ſeinen Staatsſecretair, theilte ihm alle ſeine Anſchläge mit und bediente ſich vorzugsweiſe ſeines Rathes. Er hinterließ auch, als er ſeinen großen Zug durch die Erde antrat, den Thot ſeiner Gemahlin als Rathgeber."

So ſcheint denn die Sage anzudeuten, daß er bei irgend einer gewaltigen Unternehmung, wobei es darauf ankam, eine genaue Ueberſicht der Mittel zu haben, wofür große Vorbereitungen und Botſchaften in weitentfernte Gegenden nothwendig waren und wobei die Zeit drängte, eine durchgreifende Anordnung getroffen habe. Es iſt ſicher, daß der Entſtehung der nachmaligen Hieroglyphenſchrift vielfache Verſuche vorausgegangen ſind, daß an verſchiedenen Orten, in verſchiedenen Kreiſen ſchon die erſten Anfänge dazu entſtanden waren, ja daß vielleicht ſchon der ganze Stoff des nachmaligen Hieroglyphenſyſtems in überreicher Fülle vorhanden geweſen. Vielleicht hatte jeder größere Tempel, jede Prieſterfamilie ihre eigene Schrift — als die Nothwendigkeit den Mann hervorrief, der aus allen dieſen zuſammen das nachmalige Syſtem erbaute. Meine Muthmaßung

findet darin eine Beſtätigung, daß im Hieroglyphenalphabet ſelbſt noch ein ſehr großer Luxus an Zeichen herrſcht. Man konnte aber nicht alle verſchiedenen für einen und denſelben Buchſtaben beſtimmte Zeichen vernichten, wenn man nicht eine große Menge älterer Denkmäler unlesbar machen wollte. Und ſo ſind wir denn vielleicht auf dem rechten Wege, wenn wir annehmen, daß Oſiris, um die für ſeinen Zug nothwendigen Anordnungen allgemein verſtändlich zu machen, den Thot beauftragte, für alle Theilhaber eine gleichmäßige Schriftart aus der vielfach bereits vorhandenen zuſammenzuſtellen; eine Erſcheinung, die im Kriege und bei diplomatiſchen Ereigniſſen ja noch heute als Anordnung irgend einer beſtimmten Geheim- oder Chifferſchrift ſtattfindet.

Das Schriftſyſtem der Aegypter*) tritt in drei Formen auf: als *Hieroglyphe*, die eigentliche Pracht-, Staats- und Unzialſchrift, die namentlich für die Sculptur angewendet wurde; als deren Abkürzung die ſogenannte *hieratiſche* oder die Schönſchrift auf Papier, deren ſich namentlich die Prieſter bedienten, und als die ſogenannte *demotiſche* oder Curſivſchrift, die eine weitere Abkürzung der hieratiſchen war, denn die hieratiſche Schrift war ebenfalls nur eine Schnellſchrift mit Hieroglyphen. Alle drei aber gehörten einem und demſelben Syſtem an.

Dieſes Syſtem aber beſtand aus dreierlei Zeichen: den figurativen oder Abbildern, ſymboliſchen oder Sinnbildern und phonetiſchen oder Lautbildern und Lautzeichen, Buchſtaben, welche zu gleicher Zeit und mit einander angewendet wurden.

Die *Abbilder* ſtellten die ſichtbare Sache ſelbſt hin, das Pferd, den Löwen, den Obelisken, den Grabſtein, die Krone, das Heiligthum, welche geradezu abgebildet wurden, und ließen ſomit keinen Zweifel über ihre Bedeutung zu.

Die *Sinnbilder* ſtellten abſtracte Ideen, namentlich aus dem Gebiete der Religion und dem Königthume dar. Der König wird durch eine Biene, das Opfer durch erhobene Arme, die Weihung durch ein waſſerſtrömendes Gefäß dargeſtellt.

Die *Lautbilder* waren wie unſere Buchſtaben und gaben diejenigen Worte, welche weder durch Sinnbilder noch durch Abbilder ausgedrückt zu werden pflegten. Bemerkenswerth iſt nur, daß die hieroglyphiſche, hieratiſche und demotiſche Schrift oft auf einem und demſelben Denkmale neben einander angewendet wird.

Aus dieſer an achthundert verſchiedene Schriftzeichen enthaltenden Schrift erwuchs dennoch keine Verwirrung, da die Kenntniß der Schrift unter der Prieſterkaſte allgemein verbreitet, vom Volke

*) Ich halte mich hierbei namentlich an Champollion Figeac Egypte ancienne. Par. 1839. 8. S. 220.

aber wenigſtens viele derſelben mächtig waren, da ſie in den Schulen gelehrt wurde.

Das Verfahren bei der Schrift wird folgendes Beiſpiel erläutern. Um den Satz: „Gott ſchuf die Menſchen" auszudrücken, nahm man zuvörderſt das Sinnbild der Gottheit, das Wort ſchuf wurde mit Buchſtaben ausgedrückt und zwar ſchrieb man den Infinitiv „ſchaffen" und ſetzte grammatiſche Buchſtaben bei, welche andeuteten, daß ſchaffen hier in der dritten männlichen Perſon des Präteritum ſteht; „die Menſchen" wurde durch ein Abbild ausgedrückt, dem das grammatiſche Pluralzeichen beigegeben war. Eine Irrung konnte hierbei nicht ſtattfinden, weil das Sinnbild Gott niemals als Buchſtabe vorkommt, eben ſo wenig als das Wort Menſch, das nur als Abbild erſcheint. So wurde hier alſo nur das das Sinnbild und das Abbild verbindende Verbum durch Lautbilder oder Buchſtaben ausgedrückt.

Nun galt es bei Erlernung der Schrift zunächſt die Sinnbilder ſich feſt einzuprägen und ſie von den Abbildern unterſcheiden zu lernen; dieß war reine Gedächtnißſache.

Die Lautbilder oder Buchſtaben waren aber auf folgende Art gebildet worden. Da der Aegypter einmal von Haus aus an die Bilderſchrift gewöhnt war, ſo behielt er ſie auch für ſeine Buchſtaben bei und ſetzte das Bild des Wortes für den Buchſtaben, womit daſſelbe anfing, ſo daß er eigentliche Buchſtaben oder abſtracte Lautzeichen zu machen überhoben war. Da nun der Adler auf ägyptiſch Ahom hieß, ſo ward das Bild des Adlers zum Buchſtaben A, der dann in den beiden Curſiven nur im halben Umriß erſcheint. Berbe, die Räucherpfanne, giebt das B; Tot, die Hand, das T und D; Kelebia, die Art, das K; Labo, der Löwe, das L; Moulady, die Nachteule, das M; Ro, der Mund, das R u. ſ. w. Nun war man freilich noch nicht dahin gekommen, daß man für einen jeden Buchſtaben auch nur ein einziges Zeichen angewendet, ſondern man nahm deren mehrere. Mehre Bilder, deren Worte ſich mit dem R oder M anfingen, wurden zur Bezeichnung der Buchſtaben gebraucht und dazu wählte man die gewöhnlichſten, die bekannteſten, ſo daß die Zahl der Buchſtaben oder Lautbilder nicht über zweihundert ſteigt, was freilich noch immer genug iſt, um das Schnellleſen und Schnellſchreiben zu verhindern.*)

*) Die Geſchichte der Entdeckung der Hieroglyphen aus der Inſchrift von Roſette ſ. in Heerens Ideen II. 2. Champollion Figeac Egypte ancienne S. 222. Die Hauptwerke ſind: Th. Young Rudiments of an Egyptian dictionnary. Lond. 1831. 8. — J. Champollion le jeune de l'écriture hieratique des anciens Egyptiens. Grénoble 1821 f. und précis du système hieroglyphique des anciens Egyptiens. Par. 1828 ff. 8., ſo wie grammaire égyptienne. Par. 1836. f. — J. A. W. Spohn de

Die Götternamen wurden wie bei den Mexicanern durch Darſtellung der gewöhnlichen mit ihren Attributen verſehenen Gottheitgeſtalten ausgedrückt, die übrigen Namen aber durch Buchſtaben. Die Namen der Könige wurden in ein Oval beſonders eingeſchloſſen. Ferner iſt zu bemerken, daß der Leſer den Hieroglyphen allemal entgegen zu gehen hat; wenn alſo die Thiere, welche darin vorkommen, nach der rechten Seite gewendet ſind, ſo muß der Leſer auch von dieſer beginnen.

Die Schrift wurde nun angewendet theils zur Erläuterung von bildlichen Darſtellungen auf den Denkmälern, wie an den Portalen und auf den Mauern der Tempel und Paläſte, oder im Innern der Grabkammern, wo wir Namen, Formeln, Geſpräche u. dergl. in einzelnen Zeilen oder Reihen finden; theils kommt ſie auf den Obelisken vor, z. B. ſelbſtſtändig auf allen vier Seiten. Für dieſe Inſchriften, mit denen alle Mauern bedeckt waren, hatte man vorzugsweiſe die ſtyliſirte feierliche und Prachtſchrift, die Hieroglyphe, oft ſehr ſchön in den Stein gehauen und colorirt, oft aber auch gemiſcht mit der Curſiv.

Außer dieſen Steinſchriften gab es aber auch ganze **Bücherrollen**, von denen uns bis jetzt freilich nur ſolche erhalten ſind, welche mit dem Todtencultus in Beziehung ſtehen, nämlich die Todtenbücher, die wir ſchon oben kennen lernten.*) Aus den Nachrichten der Alten geht jedoch deutlich hervor, daß eine große, umfangreiche **Literatur** vorhanden war, welche ſich auf Geometrie, Aſtronomie, Landeskunde, Geſchichte, Natur- und Heilkunde, Theologie und Philoſophie bezog. Nächſtdem wurde durch die Gerichtsverwaltung eine große Menge Schriften veranlaßt. Die Geſetzbücher waren geſchrieben in zahlreichen Exemplaren vorhanden. Die Proceſſe wurden ſchriftlich geführt; es gab Kauf- und Tauſchcontracte. Bei den Steuerämtern waren Regiſter und Tarife, eben ſo bei den Schatzhäuſern der Tempel und Reſidenzen, die in Archiven ſorgfältig aufbewahrt wurden, ſo wie ſich auch bei den Tempeln anſehnliche Bibliotheken befanden.

Ehe wir jedoch zur Betrachtung der Wiſſenſchaften des alten Aegyptens übergehen, müſſen wir noch einen Blick auf das **Schreibmaterial** derſelben werfen, das eine ſo große Berühmtheit erlangte und deſſen Name noch heute zur Bezeichnung ähnlicher Stoffe gebraucht wird. Das **Papier**, das in ſo großer Anzahl in den Gräbern als Schreibſtoff gefunden wird, fertigte man aus der noch

---

lingua et literis veterum Aegyptiorum acc. grammatica et glossarium Aeg. ed. G. Seyffarth. Lips. 1825. 4. — J. A. de **Coulianoff** Archéologie égyptienne. Leipz. 1839. 3 Bde. 8. Dazu M. G. Schwartze, das alte Aegypten. Lpz. 1843. bis jetzt 2 Bde. 4.

*) Ueber die Menge der Todtenbücher ſ. Minutoli Reiſe S. 268.

jetzt in Aegypten vorkommenden Pflanze, welche Linné Cyperus papyrus, die neuern Botaniker papyrus antiquorum nennen.*) Die Anfertigung des Papyrus war Regale und brachte bei dem gewaltigen Verbrauche dem Staate nicht minder ein als unſer Stempelpapier. Die Pflanze wurde namentlich im ſebennytiſchen Nomos und in andern Theilen des Delta gezogen und zu Material von verſchiedener Güte verarbeitet. Der Umſtand, daß ſich dieſe Papyrusrollen Jahrtauſende lang auch außer Aegypten erhalten haben — wie z. B. in italieniſchen Archiven Diplome aus Papyrus vom 6. Jahrh. vorkommen und die bekannten verkohlten Papyrusrollen von Herculanum — ſpricht ſehr für die Zweckmäßigkeit des Schreibeſtoffes. Wilkinſon brachte aus Memphis einen Papyrus mit, der ſich eben ſo gut falten läßt, als gewöhnliches europäiſches Papier.

Das Schreibpapier wurde bei den Alten folgender Geſtalt gefertigt: Man trennte Krone und Wurzel von der Pflanze, ſchnitt das Innere des Stängels in lange dünne Streifen und legte eine Lage dicht neben eine andere auf ein flaches Bret, über welche man ſodann im rechten Winkel der Breite nach eine zweite Lage brachte. Durch eine beſondere Art Leim wurden beide Lagen mit einander verbunden, gepreßt und darauf ſorgfältig getrocknet. In ähnlicher Weiſe fertigt man noch gegenwärtig in Sicilien aus der Papyruspflanze, welche am Brunnen Cyane bei Syracus wächſt, dieſen antiken Schreibeſtoff.**) Da das Papier im alten Aegypten ein Monopol der Regierung und daher ſehr theuer war, findet man Blätter, von denen eine alte Schrift weggelöſcht iſt, um eine neue darauf zu ſetzen. Daher ſchrieb man Notizen für das gemeine Leben wohl auch auf Scherben, Stein, Bret, Leder und bediente ſich des bequemern, aber koſtbarern Stoffes nur für die Todtenbücher, Contracte, Documente und Proceßacten.

Das Papier wurde ſowohl gerollt als auch gefaltet, und wir bemerken auf der Abbildung bei Roſellini die letztere Art, während die Sänger in den Proceſſionen große Rollen vor ſich haben, auch die Todtenbücher bei den Mumien immer in Rollen liegen.

Außer dem Papier kommen in den Mumien auch ganze Todtenbücher oder einzelne Theile deſſelben vor, welche auf lange Leinwandſtreifen geſchrieben ſind.

Das Inſtrument, womit die Aegypter ſchrieben, war das *Schreibrohr*, deſſen ſich noch heute die Araber und die Orientalen bedienen. Es wurde wie unſere Federn geſchnitten und es haben ſich

*) Rosellini m. c. II. 207. Wilkinson III. 174. Heeren Ideen II. 2. 861. Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien III. 50. Mme. de Minutoli souvenirs d'Egypte II. 81. Vergl. damit die Bereitung der ſüdſeeiſchen Papierſtoffe C.-G. IV. 276.

**) Die Anfertigung deſſelben durch R. Landolina in Palermo beſchreibt Roſellini m. c. II. 215.

Reſte davon auch in den Gräbern gefunden. Man ſchrieb mit Tinte, rother für die Anfänge, ſchwarzer für den Text. Man hat in den Gräbern lange, ſchmale Käſtchen gefunden, in welchen man die Näpfe für rothe und ſchwarze Tinte bewahrte. Wir ſehen ferner bei den Schreibern (Roſellini m. c. XXXV. XXXVII.) auf den Denkmälern die Schreibzeuge, Käſtchen für das Schreibrohr, Papierſtreicher und Falzbeine, dann ordentliche Tiſchchen, vor denen er ſitzt und mit einem Rohre ſchreibt, während er das andere hinter ein Ohr geſteckt hat.

Für das Wort ſchreiben, Schrift, Schreiber hatte man eine eigene Hieroglyphe, welche aus dem Schreibrohr, dem Tintenfaß, dem Lineal und der Papiertafel zuſammengeſtellt war.

Dieß waren die Mittel, welche die Aegypter zur Feſthaltung ihrer Erfahrungen und Gedanken anwendeten, die ziemlich allgemein unter den obern Claſſen des Volkes verbreitet waren.

Was nun die Kenntniſſe und Wiſſenſchaften der alten Aegypter anbetrifft, ſo war eben die Rechenkunſt eine der früheſten, mit deren Hülfe ſie denn die ſorgfältigſten aſtronomiſchen Beobachtungen machten und die Zeit theilten, ſo wie ſie auch den Meſſungen des Raumes eine große Sorgfalt zuwenden mußten, da die alljährlichen Nilfluthen eine Vermeſſung des Landes nach beſtimmten Grundſätzen nothwendig machten.

Die Zeit theilten die Aegypter zuvörderſt in vierundzwanzig Stunden, von denen zwölf auf den Tag und zwölf auf die Nacht kamen; das Jahr war in zwölf Monate, jeder zu dreißig Tagen, nebſt fünf Schalttagen eingetheilt, nächſtdem aber in Frühjahr, Ernte und Ueberſchwemmung. Dieſe Eintheilung, ſo wie die Feſtſtellung der Frühlings- und Herbſtnachtgleiche und des Sommerſolſtitiums, reicht nachweislich bis 3285 Jahre vor Chr. Geb. hinauf. Aus Diodor erſahen wir ſchon oben, wie ſorgfältig und fleißig die Aegypter in der Aufzeichnung der Himmelserſcheinungen waren und mit wie großer Sicherheit ſie die regelmäßig wiederkehrenden berechnen konnten. Die Prieſter waren die Pfleger dieſer Wiſſenſchaft und ſie beobachteten jede Nacht ſorgfältig den Himmel, und unter den Prieſtern der Haupttempel führte einer den Titel des Horoſcopen; dieſer trug die vier aſtronomiſchen Bücher des Thot, deren erſtes die Ordnung der Geſtirne, deren zweites die Verbindung und den Schein von Sonne und Mond und deren letztes Auf- und Niedergang dieſer Himmelskörper behandelte. (Champollion Figeac E. anc. 234.)

Die Prieſter benutzten demnächſt die Aſtronomie zu einer Art von Wiſſenſchaft, welche noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Europa mit großem Eifer betrieben wurde. Man ſtrebte namentlich, aus dem Stand der Geſtirne bei der Geburt eines Menſchen, beim Beginn oder bei dem Abſchnitt irgend eines andern Ereigniſſes

das künftige Schickſal und den Verlauf deſſelben vorauszubeſtimmen. (Champollion Figeac S. 100 ff.)

Eine der merkwürdigſten Darſtellungen der den Aegyptern bekannten Himmelshälfte befindet ſich in den thebaniſchen Königsgräbern im Thale von Biban-el-Moluk. Die Seele des verſtorbenen Königs Ramſes V. iſt als ſolche zur Sonne geworden, welche nun auf ihrem Wege die Himmelsbahn durchläuft, deren wiſſenſchaftliche Aufzeichnung an der Decke zweier Säle und eines Corridors bewerkſtelligt iſt. Die Himmelsgottheit umfaßt in Geſtalt einer Frau, deren Leib ſehr lang ausgedehnt iſt, drei Seiten des Himmels, Kopf und Arme begränzen die Weſtſeite, die Beine die Oſtſeite. Im Oſten tritt die Sonne aus dem Munde der Neith in Geſtalt eines kleinen Kindes, das den Finger auf den Mund legt und dann von Mevi in einen Nachen gehoben wird, auf dem es ſeine Reiſe vollendet, deren zwölf Stunden durch eben ſo viel rothe Sonnenſcheiben auf dem Körper des Himmels angedeutet ſind, während im Himmelsſtrome die Barke erſcheint, die von zahlreichem Gefolge gezogen und von Seb, Aroeris, Horus u. a. geleitet wird, worunter auch Thmei. Der Rückweg geſchieht in der dunkeln Hemiſphäre.

Andere Denkmale ägyptiſcher Aſtronomie ſind die berühmten *Thierkreiſe* von Esneh und Tentyris, obſchon ſie während der römiſchen Herrſchaft in Aegypten nach alten Originalen gefertigt ſind.*)

Das *Längenmaaß* der alten Aegypter, deſſen Erfindung dem Thot ebenfalls zugeſchrieben wurde, ſtand in Harmonie mit dem Zeitmaaße. Die jährliche Ueberſchwemmung des Nils hatte weſentlich dazu beigetragen, dieſes Maaß auszubilden, da alljährlich die mit fruchtbringendem Schlamm überſchwemmten Gegenden auf's Neue vermeſſen werden mußten. Das Hauptmaaß der Aegypter war der königliche *Ellenbogen*, welcher in ſechs Spannen zu vier Daumen (Zollen) getheilt war; der Ellbogen betrug durch Vergleichung der auf uns gelangten Originale 444 franz. Millimeter. (Champollion Figeac Eg. anc. S. 231. u. Taf. 65.) Dieſe Ellen ſind überaus ſorgſam und mannichfach auf demſelben Exemplar in halbe, drittel, viertel, fünftel Zoll u. ſ. w. abgetheilt. Die europäiſchen Muſeen, z. B. in Paris, Leiden, Turin, beſitzen deren aus Talkſtein und Holz (z. B. Leemans mus. de Leyde S. 136.); alle ſind nach einer Art gemacht und auf ihnen befindet ſich auf der Seite, welche der Maaß-

*) E. Jomard essai d'explication d'un tableau astronomique peint au plafond du premier tombeau des rois de Thèbes à l'ouest de la vallée. Descr. de l'Eg. Ant. mém. Tom. VIII. 1. — Jollois et Devilliers recherches sur les basreliefs astronomiques des Eg. Ibid. VIII. 358. Fourier mémoire sur les monumens astronomiques de l'Eg. Ibid. IX. 43. — Champollion Figeac Eg. anc. p. 106 ff. J. v. Goulianoff Bemerkungen über den Thierkreis von Denderah. D. v. Goldbach. Dr. 1832. 8.

bezeichnung entgegengeſetzt iſt, eine Hieroglyphenſchrift, deren eine bis in die 18. Dynaſtie, 1600 Jahre v. Chr., hinaufſteigt.*)

Darnach wurden nun alljährlich die Ländereien vermeſſen und die Gränzen der Grundbeſitzer und Pächter geordnet. Es iſt wohl zu vermuthen, daß die Aegypter förmliche Landcharten und Grundriſſe gefertigt haben, deren die Prieſter übrigens auch von den Gebürgen, worin die Grabſtätten und die Steinbrüche ſich befanden, beſitzen mußten. Bei dem Geiſte der Ordnung, der alle ägyptiſchen Inſtitutionen durchdrang, bei der Sitte, Alles was von Wichtigkeit war, den Nachkommen ſchriftlich aufgezeichnet zu hinterlaſſen, fehlte es gewiß nicht an ſtatiſtiſchen Ueberſichten, welche jene Landcharten erläuterten und die Namen der daſelbſt befindlichen Beamten, die Einwohner und deren Verpflichtungen und Leiſtungen enthielten. Wir ſahen oben, wie jeder Aegypter über die in ſeiner Familie vorkommenden Geburts- und Sterbefälle ſchriftliche Anzeige machen mußte, wie alljährlich die Volksmenge gezählt, wir ſehen ferner, wie der Ertrag der Ernte, die Vermehrung der Heerden ſorgfältig aufgeſchrieben wurde. Das Alles deutet darauf hin, daß die Landeskunde mit Fleiß und Eifer betrieben worden iſt. Jedenfalls hatten die Aegypter nicht minder genaue Kenntniß ihrer Seeküſte und der Gränzen nach Aſien und dem weſtlichen und ſüdlichen Africa, deren entferntere Theile ſie in früherer Zeit auf ihren Kriegszügen kennen gelernt hatten. Die Einfuhr von Sclaven, Elfenbein, Thierhäuten und andern Producten Africas mußte außerdem ſtets ihre Aufmerkſamkeit auf jene entfernten Gegenden rege erhalten. Die getreuen Darſtellungen der fremden aſiatiſchen wie africaniſchen Nationen in den Denkmälern (ſ. z. B. Roſellini m. st. CLVI. ff.) geben den Beweis, daß ſie fremde Nationalitäten trefflich aufzufaſſen und wiederzugeben verſtanden und daß ſie derartige Studien für wichtig genug hielten. Die Kriegszüge von Ramſes II. und III., dann die Caravanen nach Weſt- und Südafrica, beſonders aber in ſpäterer Zeit der Verkehr mit Phöniciern und Griechen vermehrte die geographiſchen Kenntniſſe derſelben weſentlich. Im ſiebenten Jahrh. vor Chr. Geb. erwarb ſich namentlich König Neko große Verdienſte um die Erdkunde bei ſeinem Volke. Er ließ Seeſchiffe bauen und zwar im mittelländiſchen wie im rothen Meere und zuvörderſt dieſe beiden Seen unterſuchen, weil er ſie durch einen Canal mit einander verbinden wollte. Den Canal gab er jedoch auf, die Schiffe aber verwendete er zu einer Entdeckungsreiſe um die geſammten africaniſchen

*) P. S. Girard sur les mésures agraires des anc. Eg. Descr. de l'Eg. ant. mèm. VIII. 145. Champollion Figeac Eg. anc. S. 230. E. Jomard exposition du système mètrique des anciens Egyptiens contenant des recherches sur leurs connaissances géomètriques, géographiques et astronomiques. Descr. de l'Eg. Antiquités memoires Tom. VII.

Küſten. Die eine Abtheilung mußte vom arabiſchen Meerbuſen aus um Africa fahren und durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer zurückkehren.

Die Beobachtung kehrte aber immer wieder zu dem eigenen Lande zurück, das ſo reich an intereſſanten Naturerſcheinungen aller Art war und unter denen die jährliche Nilfluth die wichtigſte iſt. Man bemühete ſich ſchon früh die Urſachen derſelben zu erforſchen, den Verlauf derſelben zu bemeſſen und zu berechnen und hatte längs des Stromes eigene Nilmeſſer errichtet. Man hatte ſich vielfach bemüht, die Quellen des Nils zu erforſchen und ein Prieſter im Tempel der Neith zu Sais hatte dem Herodot verſichert, daß er eine vollkommene Kenntniß derſelben beſitze*).

Die Aegypter kannten die Producte ihres Landes vollkommen: die Geſteinarten, die ſie für ihre Bauten und Sculpturen auf das angemeſſenſte zu verwenden wußten, die Metalle in dem Hochlande, welche ſie, wie wir oben ſahen, bergmänniſch abbauten, die Thonerden, die ſie zu Gefäßen und Ziegeln verarbeiteten, ſo wie die Geſteine und Edelſteine, welche zu Schmuckſachen und zur Glasfabrication benutzt wurden; die Pflanzenwelt war nicht minder erforſcht und benutzt zu Nahrung, Kleidung, Wohnſtätten, Geräthen, Gefäßen, Ackergeräth, Werkzeugen, zu Schreibſtoff, zur Herſtellung von Farbe u. ſ. w., und wie man die Thiere des Landes zu benutzen verſtand, erſahen wir bereits oben. Roſellini hat auf den Tafeln 6—31. (m c.) die den Aegyptern bekannten und von ihnen in den Denkmälern abgebildeten Thiere zuſammengeſtellt, wozu noch die Katze kommt, die ſo oft in Bronze angetroffen wird.

Die Kenntniß des menſchlichen Körpers, ſeiner Bauart, ſeiner äußeren und inneren Theile nach ihren regelmäßigen und abweichenden Zuſtänden mußte namentlich denjenigen Perſonen bekannt ſeyn, die ſich mit Bereitung der Mumien beſchäftigten. Außerdem zeigen die Darſtellungen der menſchlichen Geſtalt in den plaſtiſchen Werken eine ſorgfältige Naturbeobachtung und richtigen Blick für die Verhältniſſe. Daß ſie dieſe und ähnliche Kenntniſſe für die Heilkunde anwendeten, ſahen wir ſchon oben (S. 317.).

Die Kenntniſſe der Aegypter in der Chemie erkennen wir namentlich aus der Herſtellung ihrer Farben und gefärbten Glaſuren für Thonwaaren und der Gläſer, über welche Minutoli ſehr werthvolle Beobachtungen und Unterſuchungen mittheilt**). Man fertigte die Malerfarben, indem man Pflanzen- und Metallſtoffe mit

*) S. Champollion Figeac Eg. anc. S. 7. ff.

**) Chemiſche Analyſen altägyptiſcher Farben von Prof. John, in der Reiſe zum Tempel des Jupiter Ammon in der lybiſchen Wüſte und nach Oberägypten in den Jahren 1820 und 1821. Von Heinrich Freiherrn von Minutoli herausgeg. v. D. Tölken. Berl. 1824. 4. S. 330. ff. Dazu Wilkinſon II. 354. u. III. 88.

Leim band; ſo grün aus gelbem Pflanzenpigment und Kupferblau, helllaſurblau ebenfalls aus Kupferoxyd, Kieſelerde und Natrum; braun aus Eiſenoxyd, das durch Leimwaſſer oder Wachsſeife mit Kreide gebunden wurde. Manche Gemälde auf Holz ſind mit einem feinen Harzfirniß überzogen. Die Glaſuren auf dem Thon und Steingut ſind eine Art Glas von viel Kieſelerde, etwas Kalk und Natrum, mit einer Spur von Thonerde und Metalloxyden.

Die **Mechanik** der alten Aegypter geht namentlich aus der Herſtellung jener Rieſenbauten, ſo wie aus der Fortſchaffung und Aufrichtung der großen Obelisken und Rieſenſtatuen hervor. Dazu gehören die Tempel aus einem Stein, die coloſſalen Architraven, Säulen, Pylonen und anderen Theile der Tempel und Paläſte. In der Grotte von Sceich Abadeh iſt der Transport einer ungeheuern, aus einem einzigen Stück Stein ausgehauenen ſitzenden Statue abgebildet, welche wenigſtens 30 Fuß Höhe hat und die von 88 Perſonen in vier Reihen auf einer Schleife und vermuthlich auf einer Holzbahn fortgezogen wird. Auf der Schleife ſteht ein Mann, welcher Waſſer auf die Bahn gießt, und drei Waſſerträger gehen nebenher, um den verbrauchten Vorrath ſofort zu erſetzen. Auf den Knien der Statue ſehen wir einen Mann, welcher den Tact der Ziehenden mit den Händen angiebt und den ein zur Seite gehender mit einer Klapper laut wiederholt *). Es ſcheint demnach, daß die Aegypter nicht ſowohl durch künſtliche Maſchinen, als vielmehr durch gleichmäßige und pünctlich angewandte Menſchenkraft jene gewaltigen Laſten bezwangen, welche wir nur durch Hülfe eines künſtlich in einander greifenden, wohlberechneten Räderwerkes und der Kraft des Dampfes nach unſerem Willen zweckmäßig bewegen. Es läßt ſich übrigens erwarten, daß die Aegypter die Mittel, welche ihnen für ſolche Zwecke zu Gebote ſtanden, gar wohl zu berechnen verſtanden. So ſehen wir unter anderem aus der erwähnten Abbildung, wie ſie recht gut wußten, daß eine feſtliegende und nur auf den Boden in ſenkrechter Richtung drückende Laſt ſich leichter fortbewegen laſſe, als eine ſolche, welche in der Seitenrichtung abſchwankt. Sie hatten alſo dafür geſorgt, daß die Statue ganz feſt auf der Schleife aufſitze, und dieſen Zweck durch Seile, welche mit Knebeln feſt angeſchnürt waren, ſehr wohl erreicht. Damit aber die Seile den bearbeiteten Stein nicht reiben könnten, hatten ſie Felle zwiſchen Stein und Seil gelegt und dadurch noch das Abweichen und Ausrutſchen der Seile vom glatten Steine verhindert. Der Umſtand, daß die Ziehenden ihr Werk im Tacte verrichteten, deutet an, daß die Fortbewegung eine ruckweiſe war.

Alle dieſe Erfahrungen waren jedenfalls in Schriften für die

*) **Rosellini monumenti civili Taf. XLVIII. u. Bd. II. S. 243. dell' arte di trasportar grandi pesi.**

Nachkommen ſicher bewahrt, ſo daß ſie in ähnlichen Fällen nicht erſt durch erneute Verſuche wieder erſtrebt zu werden brauchten.

Die **Kunſt** der alten Aegypter ging wie überall aus dem Beſtreben hervor, die nächſte Umgebung, den Körper, die Geräthe, Gefäße durch Schmuck zu verzieren und zu veredeln. So fanden wir z. B. bei den Südſeevölkern, namentlich den Tongainſulanern und Neuſeeländern, die trefflich geſchnitzten Keulen, deren Stiel mit dem zierlichſten Schnitzwerke bedeckt, deren Flechtwerk, welches den Stein an das Holz befeſtigt, überaus ſauber angeordnet iſt. Wir fanden bei den Neuſeeländern Kiſten, welche mit reicher Schnitzarbeit verſehen und mit Perlmutter ausgelegt ſind, und es entfaltet ſich an den Bemalungen und Puncturen der Haut, namentlich des Angeſichts, an den Arm- und Halsgehängen, den Kleidern, den Stäben, Keulen und Aexten, an den Schiffen, ſo wie an den Giebeln der Hütten eine große Fülle von Verzierungen; zu gleicher Zeit ſehen wir für die Abhaltung der öffentlichen Opfer oder der Verſammlungen des Volkes Erdaufwürfe, Tribunale aus zuſammengeſetzten Steinplatten oder auch Holzgerüſte über den flachen Erdboden ſich erheben. Hier werden die Denkmäler der Nation aufbewahrt und die Abbilder ihrer Herrſcher aufgeſtellt.

Ich habe ſchon mehrfach angedeutet, wie die Pyramiden der Altamericaner ſo wie der Aegypter aus derartigen Erhöhungen erwachſen ſind. In America fanden wir in den Erdbauten, welche den Weg bezeichnen, den die active Raſſe auf ihrem Zuge aus dem Norden nach dem Süden des Landes verfolgte, die Anfänge der nachmals weiter ausgebildeten Bauart. In Aegypten ſtehen die alten Pyramiden als Ueberreſte der älteſten Zeit, als die Denkmäler des früheſten, abgethanen Cultus, umgeben von mehrern jüngeren Generationen. In Aethiopien dagegen fanden wir Pyramiden, die zwar kleiner ſind als die unterägyptiſchen, die aber noch mit den Nebenbauten verſehen ſind, welche die Zeit und die nachwachſende architectoniſche Cultur von den altägyptiſchen entfernt hat. An der Errichtung dieſer Rieſenbauten übte ſich die menſchliche Kraft und lernte die Geſetze der Bewegung und der Schwere kennen, indem man die Steinmaſſen von dem Gebürge ablöſete, ſie nach dem Orte ihrer Beſtimmung brachte und hier aufeinander thürmte. Um dieſe Mittelpuncte reiheten ſich allgemach die Wohnſtätten der Prieſter und der Herrſcher. Als ſich jedoch allgemach der Cultus weiter entwickelte, wurden die Pyramiden zwar noch als altehrwürdige Denkmale beibehalten, allein ſie kamen dergeſtalt außer Gebrauch, daß ihr eigentlicher Zweck in Vergeſſenheit kam.

Mittlerweile hatte ſich der Todtencultus weiter ausgebildet; man mußte darauf denken, die Maſſen der aufzubewahrenden Leichname in ſicheren, entlegenen Stätten aufzunehmen, und fand dazu die Gebürgswüſte, welche das Nilthal einfaſſet, vornämlich aber das Kalk-

ſteingebürge der Thebaide ganz vortrefflich geeignet. Der Stein iſt meiſt horizontal geſchichtet und läßt ſich verhältnißmäßig leicht bearbeiten. Man grub alſo Höhlen von Außen hinein, ließ, wo dieſe zu Zimmern und Sälen erweitert wurden, ganze Wände oder auch einzelne Säulen zur Unterſtützung der flachen Decke ſtehen. Indem man nun fortfuhr, im Gebürge eine Grabhöhle neben der anderen zu machen, indem der Sohn neben dem Vater und ganze Familien beiſammen zu ruhen wünſchten, entſtand eine Reihe von Grabhöhlen nach der anderen, deren verzierte Eingänge eine großartige eingelegte Arbeit in der Façade des Gebürges bildeten.

Es war ſehr natürlich, daß man ſpäter dieſe Bauart zum Muſter nahm, als man in dem cultivirten Lande Tempel und Paläſte errichtete. Da, wo man nicht durch den Felſen beengt war, ſondern wo man frei und ſelbſtſtändig arbeitete, entwickelte ſich der ägyptiſche Bauſtiel zu ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, mit ſeinen langgeſtreckten Façaden, den kurzen, ſtämmigen Säulen, die zum Theil mit Stabbündeln Aehnlichkeit haben, welche da, wo ſie auf dem Boden aufſtehen, mit zierlichem Schnurenwerk umgeben, während ihre Capitäle meiſt in der Art eines Lilien- oder Nymphäenartigen Blumenkelches gearbeitet ſind. Andere Säulenhäupter zeigen menſchliche Angeſichter, gewiſſermaßen einen vierhäuptigen Kopf, während andere geradezu aus balkentragenden Rieſen beſtehen. Das ſteinerne Gebälk iſt maſſiv und nur wenig gegliedert und auf demſelben ruhen die coloſſalen Deckſteine. Die Wände der Gebäude zeigen immer gerade im Innern im rechten Winkel emporſteigende Flächen und ſind oft nur bis an das zweite Dritttheil der Säulenlänge emporgeführt, wo ſie einen Porticus bildend das Gebäude umgeben. Beſonders charakteriſtiſch ſind die Eingänge zu den Gebäuden; die Thüröffnungen ſind unten meiſt weiter als oben.

Den Eingang zu den Königsburgen beſchützen zwei große Pylonen, deren Form aus der Pyramide ſich entwickelt hat und deren geneigte Flächen die großen Geſtalten der Erbauer meiſt in kriegeriſcher Thätigkeit zeigen. Unmittelbar davor iſt das große Thor und vor dieſem ſtehen zwei, die Pylonen an Höhe überragende Obelisken, die mit Hieroglyphenſchrift bedeckt ſind. Zwiſchen dieſen Obelisken und dem Thore ſelbſt ſind am Palaſte von Luxor zwei coloſſale ſitzende Königsſtatuen aufgeſtellt.

Das Innere beſtand aus großen Höfen mit Säulengängen, aus kleinen Gemächern und aus großen Sälen, deren Decke von mehrern Säulenreihen getragen wurde und die ihr Licht zum Theil von der Seite empfingen, meiſt aber durch Lampen erleuchtet wurden.

Ich verweiſe indeſſen, da der Augenſchein hier am deutlichſten ſpricht, auf die trefflichen Abbildungen in der großen Beſchreibung von Aegypten, welche die ſchönſte Frucht des napoleoniſchen Feldzu-

ges nach jenem Lande iſt *). Die merkwürdigſten dort mitgetheilten Baureſte ſind die der Inſel Philä (Th. I. pl. 2. ff.), die von Edfu (pl. 48. ff.), von Esneh (pl. 73. ff.), von Theben (Th. II.), namentlich von Medinet Abu (Th. II. pl. 3. ff.), das ſogenannte Memnonium (pl. 24.), von Kurnah (pl. 41.), von Luxor und Karnak (Th. III.). Von den verſchwundenen Monumenten iſt das Labyrinth zu nennen.

Uebrigens gilt von allen altägyptiſchen Tempeln und Paläſten, daß ſie nicht ein in ſich abgeſchloſſenes, vollendetes Ganzes bildeten, ſondern ſo angelegt waren, daß ſie durch Säulengänge und Statuenreihen mit neu daneben begonnenen Gebäuden leicht in Verbindung und Zuſammenhang gebracht werden konnten. Eine ängſtliche Symmetrie herrſcht in ihrer Anlage ebenſo wenig, als in den Gebäuden des europäiſchen Mittelalters, daher machen ſie immer eine äußerſt maleriſche Wirkung. In Bezug auf das Techniſche iſt eigenthümlich, daß der Bogen bei den ägyptiſchen größeren Gebäuden nicht vorkommt, die ſteinernen Balken liegen im rechten Winkel auf Mauern, Pfeilern und Säulen auf. Da man keine Brücken baute, da die Natur die Steine in bedeutender Länge lieferte, fehlte es an einer dringenden Veranlaſſung zu der Herſtellung von gemauerten Bogen.

Aus der Sculptur ging das Relief und die Statue hervor, da es galt, die großen Wandflächen auf angemeſſene Art mit der Darſtellung der Götterſage und Kriegsgeſchichte, oder in den Grabmälern mit den Lebensſchilderungen der hier beigeſetzten Perſonen auszuſchmücken.

Die Reliefs in den Hypogeen ſind nicht unmittelbar auf den die Wand bildenden Stein aufgetragen, ſondern wie in den mexicaniſchen Gebäuden iſt auch hier eine dünne Lage Mörtel auf die Wand gelegt, auf der ſich die Geſtalten als Koilanaglyphen, basrelief en creux, aus eingeſchnittener Vertiefung in ſcharfen Umriſſen flach herausheben. Dieſe Reliefs ſind bunt gemalt. An äußeren Wänden findet man oft die Zeichnung als bloße Umrißlinie.

Im Allgemeinen kann man die Darſtellungsweiſe der Aegypter wohl als ſteif bezeichnen. Die Geſichter ſind in der Regel ohne allen Ausdruck, die Bewegungen der Glieder immer typiſch; die Linien der menſchlichen Umriſſe ſind jedoch nicht ohne Grazie und aus der Darſtellung der fremden Nationen ſehen wir, daß die ägyptiſchen Künſtler dabei nach Treue und Wahrheit ſtrebten und es wohl verſtanden, eine Nationalphyſiognomie im Allgemeinen richtig aufzufaſſen. Ich verweiſe hier namentlich auf die Abbildungen in Roſellinis hiſtoriſchen Monumenten **), beſonders den Kriegsgemälden. Perſpective fehlt

*) Vergl. Otfr. Müller Archäologie der Kunſt S. 265. ff. Die Capitäle ſ. in der description de l'Egypte T. I. pl. 8. 26. 42. 55. 75—78. 86. T. II. pl. 41.

**) S. namentlich die Tafeln 155. u. 160. ff. der m. st.

freilich gänzlich. Bemerkenswerth iſt die Sitte, den König allemal in Rieſengröße abzubilden. Trefflich, zum Theil ſogar ſchön ſind die Thiere, vor allem die Pferde dargeſtellt.

Aus dem Relief entwickelte ſich die Statue. Zunächſt traten aus den die Balken tragenden Pfeilern mumienhafte, zum Theil, wie an dem Typhonium von Barkal bei Cailliaud Taf. 74., groteske Geſtalten mit eng an den Leib gedrängten Armen und geſchloſſenen Beinen hervor, wenn wir nicht die auf der Säule als Capital ſitzenden Menſchenköpfe als den Anfang der Statuenbildung nehmen dürfen. Bei fortſchreitender Technik wurden dieſe Balkenträger immer freier und ſchlanker, bis ſich denn endlich der nationale Typus vollkommen ausbildete, den Otfr. Müller mit folgenden Worten meiſterhaft ſchildert: „Die Bruſt iſt im Ganzen breit, der Leib nach unten ſchmäler, der Hals kurz, die Füße, beſonders die Zehen lang, die Knie ſcharf gezeichnet, oft mit beſonderer Sorgfalt und Präciſion behandelt. Die Naſe breit und rund, die Augen vorgewölbt, der Stirnbogen ohne Schärfe, Augen und Mundwinkel etwas nach oben gerichtet, der Mund breit und die Lippen ſtark, das Kinn meiſt kleinlich, die Ohren lang und hochſitzend.“ (Handbuch der Archäologie S. 278.)

Die merkwürdigſten Statuen ſind unſtreitig die Coloſſalſtatuen der Könige, unter denen die des Ramſes III. im ſogenannten Oſymandeion 58 Pariſer Fuß 10 Zoll hoch iſt *). Die coloſſale Sphinx von Memphis iſt aus dem anſtehenden Fels gehauen und tritt 40 Fuß über den Boden empor; die ganze Länge derſelben beträgt 117 Fuß, der Umfang des Kopfes an der Stirn 81 Fuß, die ganze Höhe vom Bauch bis zum Scheitel 51 Fuß (ſ. die Abbildung in der descr. de l'Egypte. Ant. T. V. Taf. 11.).

Andere Statuen der Götter und Könige, zum Theil aus ſehr hartem Stein, namentlich Baſalt und Porphyr, enthalten die europäiſchen Muſeen; mehrere darunter zeigen in ihrem Styl griechiſchen Einfluß und gehören ſpäterer Zeit an **). Von Privatperſonen ſind viele Grabſteine mit den Portraitſtatuen erhalten; ein großer Theil derſelben ſind unter Lebensgröße, viele zeigen Spuren von Bemalung***).

Aus gebrannter Erde, die meiſt mit einer türkisfarbnen Glaſur bedeckt iſt, findet man eine unendliche Fülle kleiner Götterſtatuen theils einzeln, theils in Gruppen, namentlich Götterdreiheiten. Dieſe

*) S. die Abbildung in der descr. de l'Eg. Ant. T. II. pl. 20. bis 22. Dazu Champollion Figeac Eg. anc. S. 70. u. a. Nachweiſungen bei Otfr. Müller S. 280.

**) So namentlich diejenigen in den römiſchen und neapolitaniſchen Muſeen. Sie wurden beſonders im Zeitalter Hadrians gefertigt, wo der ägyptiſche Cultus in Rom einheimiſch geworden war.

***) S. z. B. Millin Aegyptiaques ou recueil de quelques monumens inédits égypt. Par. 1816. 4. m. Abb.

Statuen ſind von 1—10 Zoll Höhe vorhanden und zeichnen ſich durch Präciſion in der Arbeit aus; namentlich ſind die Thiermaſken ſehr characteriſtiſch gearbeitet. Daſſelbe gilt auch von den meiſten kleinen Bronzen *), die in den europäiſchen Sammlungen zerſtreut ſind. Aus Holz haben ſich mehrere doch faſt immer mumienhafte Bilder erhalten, welche bunt bemalt ſind. In Elfenbein hat man nur Scarabäen gefunden.

Die *Malerei* war bei den Aegyptern noch nicht zur ſelbſtſtändigen Kunſt geworden, ſie lehnte ſich immer nur dienend an die Architectur und wurde namentlich zu Belebung der Reliefs gebraucht, der hiſtoriſchen Bilder ſowohl als der Hieroglyphen, welche erſteren als Erläuterung beigegeben und meiſt blau oder türkisfarben ausgemalt waren. (Roſellini m. c. II. 161.) Die Maler ſind öfter auf den Denkmälern dargeſtellt (Roſellini m. c. Taf. 46. 47. 49.), wie ſie Statuen bemalen oder auf Papyrus ihre Kunſt üben. Nächſtdem verſtanden die Aegypter auch die Emailmalerei. (Otfr. Müller Handb. S. 273.)

Bemerkenswerth iſt, daß die Aegypter ſchon eine Ahnung von der Kunſt des *Kupferſtiches* gehabt zu haben ſcheinen, worauf ſie vielleicht durch den Abdruck der Siegel geleitet wurden. Man fand unter den Köpfen einiger Mumien eine Kupferſcheibe, worauf und zwar auf dem Theile, wo der Kopf auflag, eine mythologiſche Darſtellung einpunctirt war, die gemeiniglich zuſammengeſetzte Geſtalten des Ammonre enthielt. Unter den Köpfen einiger Mumien fand man eine Papierſcheibe und Roſellini ſah in Kairo ein ſolches Papier, worauf in leichten rothen Linien derſelbe Gegenſtand, den die Metallſcheiben enthalten, zu ſehen war. Roſellini ſelbſt beſaß einen Metallſpiegel, deſſen Einſchnitte noch mit rother Farbe gefüllt waren und mit welchem er Abdrücke machte. (Roſellini m. c. II. 299.) Der Umſtand, daß jedem Todten ein ſolches Ammonbild beigegeben werden mußte, dann das Beiſpiel der Siegel ſo wie der eingeſchnittenen Inſchriften konnte gar leicht Veranlaſſung zu Kupferſtich und Kupferdruck geben. In ähnlicher Weiſe entſtanden die in Holz geſchnittenen und auf Kattun oder Papier abgedruckten Buddhabilder der Thibetaner und die Heiligenbilder des deutſchen Mittelalters.

Die ägyptiſche Kunſt hat das Eigenthümliche, daß ſie ſehr früh ſchon mit einem entſchiedenen Typus auftritt, den ſie aber auch bis in die Zeit ihrer höchſten Entwickelung beibehielt. Es wurden die Formen der Natur allerdings mit großer Treue nachgeahmt, das Schöne, was ſie darboten, ſorgfältig und mit Liebe angenommen; allein ſo wie allen Erſcheinungen und Vorkommniſſen des öffentlichen wie des Privatlebens im alten Aegypten beſtimmte Formen und Gränzen vorgeſchrieben waren, innerhalb deren ſie ſich bewegen mußten, eben

*) Abb. in der descr. de l'Egypte. Tom. V. Taf. 62—63.

Digitized by Google

ſo waren auch den Künſtlern genaue Geſetze gegeben Wir ſahen oben, wie die alten mexicaniſchen Bildſchreiber äußerſt ſtreng an die hergebrachten Formen gebunden waren; ein ähnliches Geſetz fand wahrſcheinlich auch im alten Aegypten ſtatt, wenigſtens deutet der ſtereotype Character aller ägyptiſchen Kunſtwerke darauf hin. Die ägyptiſche Kunſt wurde nie frei. Gewiſſe Bewegungen der Menſchen- oder Thiergeſtalt wurden ſtets in derſelben Weiſe dargeſtellt. Faſt alle Geſtalten wurden nur im Profil gezeichnet (eine Ausnahme in Wilkinſon Atlas pl. 69. 4.), eben ſo die Geſichter; perſpectiviſche Verkürzungen kommen nicht vor, ſelbſt nicht auf den großen Schlachtbildern, die doch ſo reich an den mannichfaltigſten Stellungen ſind. Nur bei den ſitzenden Muſikantinnen der 99. Tafel von Roſellini's monumenti civili erblicken wir ein Geſicht en façe. Wie bei den Tänzen, den geiſtlichen und militäriſchen Proceſſionen, den Kriegsübungen und dem Transport großer Laſten alle Bewegungen der Theilnehmenden vorgeſchrieben waren, wie auch im Privatleben die Sitte für jeden Vorfall eine Vorſchrift hatte, ſo war auch das Wirken der Künſtler geordnet und dieſe Ordnung wurde befolgt, ſo lange Aegypten als ſolches beſtand.

Man hat für die ägyptiſche Kunſt drei Zeiträume angenommen, den äthiopiſchen, den pharaoniſchen und den ptolemäiſch-römiſchen*), von denen unſtreitig der mittelſte als der der eigentlichen ägyptiſchen Kunſtblüthe zu bezeichnen ſein dürfte, wie er denn auch die meiſten Erzeugniſſe geliefert hat.

Die Gegenſtände der ägyptiſchen Kunſt waren überaus mannichfaltig. In den Grabkammern der Privatleute begegnen uns alle nur erdenkliche Scenen, die im Privatleben vorkommen. Das behagliche Stillleben der Familie iſt, wie es ſcheint, am ſeltenſten dargeſtellt; immer ſehen wir die Menſchen in nützlicher Thätigkeit oder in anderweiter Aufregung. Wir ſehen hier den Hirten bei der Heerde, den Ackersmann ſäend oder ärntend, die Diener in der Küche, die Frau am Webſtuhle, den Gewerbtreibenden oder Künſtler in ſeiner Werkſtätte, oder Feſtgelage und frohe Tänze. In den Gräbern und an den Paläſten der Könige ſehen wir die Ausrüſtung zu Kriegszügen, das Gewühl der Schlacht, den Triumphzug der Sieger und das Dankopfer im Heiligthum der Götter. An den Tempeln aber ſind die Götter und ihre Verehrung Gegenſtand der Darſtellung.

Es würde zu weit führen, wollten wir in die Einzelheiten der ägyptiſchen Kunſtleiſtungen weiter eingehen und namentlich die reiche und geſchmackvolle Verzierungsweiſe der Hypogeen, Paläſte und Tempel näher betrachten. Man kann wohl ſagen, daß bei den Bauten kein Fuß breit der äußeren wie der inneren Wand ohne angemeſſene Verzierung blieb; die Pylonen, wie die Tragbalken, die Säulen

*) S. Heeren's Ideen II. 48. Dazu Rosellini m. c. II. 101.

wie die Decken, alles war mit Darſtellungen und Schrift regelmäßig bedeckt und bunt gemalt, und alle dieſe Ornamente ſtanden unter ſich in den genauſten Beziehungen, im innigſten Zuſammenhang. Die angewandten Pflanzen- und Thiergeſtalten haben Bezug auf die Sagen von den Gottheiten und den Dienſt derſelben. Will man ſich den Totaleindruck der ägyptiſchen Denkmäler vergegenwärtigen, ſo darf man nur die Säulenhallen und Säle der Inſel Philä, von Edfu, von Esneh, von Medinet Abu, von Karnak u. ſ. w., wie ſie in dem Werke der franzöſiſchen Expedition dargeſtellt ſind, näher betrachten*); ſie machen ſtets den erfreuenden Eindruck wohlgeordneter Fülle.

Die Kunſt ward vorzugsweiſe von den Prieſtern gepflegt. Auch die Muſik**) wurde von ihnen für ihre Zwecke erfaßt und zur Kunſt ausgebildet. Der höhere Culturſtand der Aegypter in Vergleich zu dem der Altamericaner ſpricht ſich namentlich auch in der Muſik aus, die, wie wir oben ſahen, in den Reichen von Anahuac noch auf einer ſehr tiefen Stufe ſtand. In Aegypten hatten die Prieſter bereits gelernt, die Töne zu meſſen und das Verhältniß derſelben zu einander zu beſtimmen. Es war alſo die Muſik in Aegypten bereits zur Wiſſenſchaft erhoben, während ſie als Kunſt ausgeübt wurde; wie denn Pythagoras, Platon u. a. Griechen dort die Muſik ſtudirt hatten, durch welche wir wiſſen, daß die Muſik dort nicht minder in beſtimmte, unabänderliche Formen gebracht worden war, als die übrigen Künſte. Man nannte Iſis als die Ordnerin der Töne.

In den Denkmälern treten uns öfter die muſicaliſchen Inſtrumente entgegen und zeigen eine große Mannichfaltigkeit. Man hatte Blasinſtrumente ſowohl als Saiteninſtrumente, ſo wie auch Schlaginſtrumente.

Wir erkannten die Anfänge der Muſik bereits in den Tanzklappern der Urwälder, in den Trommeln der Americaner, Neger und Südſeevölker und in den einfachen Saiteninſtrumenten der Neger. Wir bemerkten dabei, daß die älteſten und urſprünglichſten muſicaliſchen Inſtrumente die Klappern und Trommeln ſind, darauf folgen die Blasinſtrumente, welche die Natur dem Menſchen in den Thierhörnern und Muſcheln, den Rohren und Rinden vorbereitet darbietet. Die Saiteninſtrumente ſind die letzten und jüngſten muſicaliſchen Inſtrumente. Betrachten wir nun von dieſem Geſichtspuncte aus die Werkzeuge der ägyptiſchen Muſik, ſo begegnen wir zunächſt dem Siſtrum oder der Klapper. Das Siſtrum beſtand aus einem Stiel, auf welchem ein Querholz oder ein Knauf ſaß, über welchem ſich ein

*) S. beſ. descr. de l'Egypte. Antiqu. T. I. pl. 18. 53. 61. 73. 83. T. II. pl. 14. 37. T. III. 41. 42. 49. u. ſ. w.

**) Villoteau diss. sur les diverses instrumens de musique que l'on remarque parmi les sculptures. Descr. de l'Eg. Mém. VI. 413. Rosellini m. c. III. 3. ff. Wilkinson II. 222. ff. S. ferner die Saiteninſtrumente auf der 8. Tafel zu gegenwärtigem Bande.

ovaler Bügel erhob, deſſen beide Enden im Querholz oder Knopf feſtſaßen und der nach oben geſchloſſen war. In beiden Seiten des Bügels waren drei oder vier ſich entſprechende Löcher angebracht, durch welche Metallſtäbe geſteckt wurden, an deren jedem ſich mehrere ſtarke Ringe befanden, die, wenn das Inſtrument geſchüttelt wurde, einen lauten Klang von ſich gaben *). Dieſes Inſtrument war 8—18 Zoll lang und meiſt ganz aus Bronze, oft mit Silber eingelegt und vergoldet oder anderweit verziert. Die Querſtäbe nahmen oft die Geſtalt von Schlangen an. Das Siſtrum wurde ſo gehalten, daß der Bügel aufwärts ſtand, und diente vornämlich zur Verherrlichung des Götterdienſtes.

Die Cymbeln oder kleinen metallenen Becken von 4—5 Zoll Durchmeſſer beſtehen aus einem Kugelabſchnitt, der ſich in einen breiten Rand ausdehnt. Durch den Mittelpunct ging eine Schnur von Leder oder Pflanzenſtoff, woran ſie gehalten wurden. (Abb. b. Wilkinſon II. 255.) Wir finden noch jetzt dieſe Cymbeln beim Gottesdienſt der Buddhiſten in der Mongolei und in China.

Die Trommel war ſehr verſchiedenartig, je nach dem Zwecke. Die Tänzerinnen führten Tamburins, welche theils aus einem kreisrunden, theils aus einem viereckigen Rahmen beſtanden, über welchem ein Fell geſpannt war, das mit der Hand und den Fingern geſchlagen wurde. (Abb. bei Roſellini m. c. Taf. XCIX. und Wilkinſon II. 240. u. 329. und unſere Taf. VIII. 4.) Dann führten die Tänzerinnen auch noch eine kleine Handtrommel: einen hohlen Kegel, deſſen unteres Ende in einen Stiel zulief, während die weite Oeffnung mit einem Fell überſpannt war, das mit der Hand geſchlagen wurde, etwa in der Weiſe, wie noch jetzt die Daraboka im neuen Aegypten. (Abb. bei Wilkinſon II. 254.)

Bei den Tänzen der Männer, wie ſie auf den Straßen aufgeführt wurden, ſehen wir eine Trommel, die der mexicaniſchen Tepenaſtl nahe kommt. Es iſt ein langer, der Eiform ſich nähernder Cylinder, deſſen beide Enden mit Fell überſpannt und mit den Händen geſchlagen wurden. (Wilkinſon II. 264.) In gleicher Weiſe war auch die Trommel der Soldaten (Wilkinſon II. 266.). Dieſe Trommeln waren ſehr lang. Man hatte aber auch Trommeln von mehr gedrängter Form; dieſe wurden mit Klöpfeln geſchlagen. (Wilkinſon II. 269.)

Unter den Blasinſtrumenten tritt uns zunächſt die Flöte entgegen, die theils als Querflöte, theils als lange Pfeife gebraucht wurde. Die Querflöten waren meiſt aus Rohr und man hat deren in den alten Gebäuden gefunden, die in den Muſeen von London,

*) Abbildungen bei Wilkinson II. 328. ff. nach Monumenten und Originalexemplaren im Britiſchen Muſeum und in der Berliner Sammlung.

Leiden u. ſ. w. aufbewahrt werden. Sie ſind von neun bis fünfzehn Zoll Länge. (Wilkinſon II. 308.)

Die lange Flöte oder Pfeife kommt theils einfach, theils doppelt, zuweilen in ein einziges Mundſtück gefaßt, vor. Das längere und ſtärkere Rohr gab die tiefen Grundtöne, das kürzere oder dünnere mit mehrern Löchern verſehene die hohen und ſcharfen Töne. Unter den Bildern von Theben erſcheinen tanzende Frauen mit der Doppelflöte.

Als Kriegsmuſikinſtrument erſcheint auf den Denkmälern die metallene Trompete oder Tuba von 1—1½ Fuß Länge neben der Trommel und einer Art Klapper, welche aus zwei an einander anſchlagenden ſtarken Hölzern beſtand. (Wilkinſon II. 260.)

Die größte Mannichfaltigkeit zeigen die Saiteninſtrumente. Wir finden die Harfe, die Lyra und die Guitarre als die Hauptformen.

Die Harfe erſcheint in ſehr verſchiedenartiger Form und Größe und iſt auch in Bezug auf die Anzahl der Saiten nicht immer gleichmäßig. Sie erſcheint mit vier, ſechs, ſieben, acht, neun, zehn, eilf, zwölf, vierzehn, ſiebzehn, zwanzig, ein- und zweiundzwanzig Saiten. In Paris befindet ſich eine Harfe mit zweiundzwanzig Saiten und Wilkinſon (II. 271.) fand in Theben eine mit ſiebzehn Saiten. Manche Harfen waren ſehr groß, höher als ein Mann, geſchmackvoll mit Lotus und anderen Blumen bemalt und oben mit einer geſchnitzten Königsbüſte verziert (z. B. bei Roſellini m. c. XCVII. Wilkinſon II. 270. u. pl. 13., die einfache Form Taf. VIII. 1.), die jedoch zuweilen auch unten über dem Fuße ſich erhob. Die älteſten Harfen, die man in der Nähe der Pyramiden von Gizeh fand, die nach Wilkinſon wohl drei- bis viertauſend Jahre alt ſeyn können, ſind einfach und ohne Verzierung und haben nur eine Octave Beſpannung. Die Saiten beſtanden aus Katzendärmen und die, welche 1823 in Theben gefunden wurden, waren ſo trefflich erhalten, daß ſie angeſpannt und berührt noch einen Ton von ſich gaben. Einige Harfen ſtanden auf einer breiten Baſis, andere waren auf eine Art Unterſatz oder Stuhl geſtellt und der Harfner kniete davor, während die größern ſtehend geſpielt werden mußten. Die kleineren Harfen trug man auf der linken Schulter, wenn man ſie ſpielte. Die Harfe war gegen den Spielmann immer ſo gerichtet, daß ihm der Bügel und die kurzen Saiten zunächſt, die langen aber am entfernteſten waren. Das Inſtrument war theils aus Schildkrötenſchale, theils aus Holz und letzteres mit grünem oder rothen Leder überzogen, das dann mannichfarbig bemalt war.

Eine beſondere Art Harfe war die dreieckige (ſ. Taf. VIII. 5. und 6.), deren Unterſeite mit Glöckchen behangen war. (Wilkinſon II. 280.) Dieſe Form bildet den Uebergang zur Lyra, die noch jetzt in Nubien vorkommt und gemeiniglich aus einem mit Fell beſpannten Holzkeſſel beſteht, deſſen beide Seiten Holzſtäbe faſſen, durch

welche oben ein Querholz geſteckt iſt, von welchem die Saiten über den Körper herabgeſpannt ſind. Eine weitere Ausbildung dieſer urſprünglichen Formen zeigen uns die Figuren 2 und 7 der VIII. Tafel. Die Lyra der Berliner Sammlung (N. 7) hatte fünf Saiten, andere dagegen ſind mit ſieben beſpannt.

Die Guitarre entwickelte ſich ebenfalls aus der Harfe. Wilkinſon (II. 286.) giebt die Abbildung mehrerer im britiſchen und im berliner Muſeum aufbewahrten Inſtrumente, welche den Uebergang der Formen zeigen. Man könnte ſie als Guitarre mit gekrümmtem Halſe bezeichnen. Sie haben drei und vier Saiten, welche jedoch nicht auf dem Griffbret neben einander lagerten.

Die eigentliche ägyptiſche Guitarre hatte nur drei Saiten und war ſehr ſchmal. (S. Taf. VIII. Fig. 3. u. 8.) Wie bei uns hielt die Spielerin das Griffbret mit der linken, während die rechte Hand die Saiten in Bewegung ſetzte. Zuweilen hat ſie auch die Guitarre an einem Bande, das über den Nacken geht. (Wilkinſon II. 302.) Der Körper der Guitarre war gemeiniglich eirund und das Griffbret oft zwei und drei mal ſo lang als derſelbe. Einen Steg bemerkt man nicht auf den Abbildungen.*) Die Guitarre wurde, wie aus den Denkmälern hervorzugehen ſcheint, meiſt von Frauen geſpielt, während wir bei den größern Harfen nur Männer ſehen, die meiſt ein ſehr wohlhäbiges und fettes Anſehen haben.

Auf den Denkmälern finden wir folgende Zuſammenſtellung von Inſtrumenten: bei Tänzerinnen die Doppelflöte, eine Harfe und zwei Guitarren nebſt einer Sängerin; dieſelbe Zuſammenſtellung ohne die Doppelflöte; dann Harfe, Doppelflöte, Lyra und Sänger und Tänzerinnen; ferner Tamburins und Tänzerinnen; Doppelflöte und Harfe; beides und Doppelflöte ohne Geſang; drei Sänger, zwei Harfen und eine einfache lange Pfeife; endlich Harfe, Guitarre, Lyra Doppelflöte und Tamburin. Eben ſo kommen Harfen ohne Sänger, aber auch eine Harfe mit ſieben Sängern vor. (Vergl. die Abb. bei Wilkinſon II. 232., beſonders aber die colorirten Tafeln bei Roſellini m. c. 95 ff.)

Bei weitem intereſſanter würde es freilich ſeyn, wenn wir die Geſänge noch beſäßen, welchen jene Inſtrumente als Begleiter und Träger dienten. Allein wir kennen kaum den Inhalt derſelben.

Es war jedenfalls eine große epiſche Literatur vorhanden, die vielleicht mit den Hymnen und Göttersagen der Griechen einige Aehnlichkeit hatte. Dieſe Hymnen wurden bei den Proceſſionen, wie ſie Clemens von Alexandrien beſchreibt (ſ. o. S. 414.), abgeſungen und die Proceſſionen waren wahrſcheinlich nur Illuſtrationen derſel-

*) Ueber die muſikaliſchen Inſtrumente des neuen Aegyptens ſ. descr. de l'Eg. état moderne.

ben und die Hymnen für dieſe, was die Schrift für die Gemälde: wörtliche Commentarien. Eben ſo hatte man über die Geſchichte der früheſten Könige jedenfalls epiſche Gedichte, welche die in den Königspaläſten dargeſtellten Thaten der Könige erläuterten. Ob bei den alten Aegyptern das Drama, das wir bereits bei den alten Azteken fanden, auch bereits ins Leben getreten, dieſe Frage wird die fortgeſetzte Erforſchung der Denkmäler zu löſen haben. Die Reſte lyriſcher Poeſie hat bereits Roſellini (ſ. o. S. 299.) glücklich nachgewieſen.

Die Geſchichte

des alten Aegyptens bietet uns ähnliche Erſcheinungen dar, wie die der von uns betrachteten altamericaniſchen Staaten, nur fehlen uns hier leider jene von den Lehrern der Nation ſelbſt aufbewahrten zuſammenhängenden Nachrichten und wir müſſen uns blos mit Bruchſtücken begnügen, welche einige altgriechiſche Schriftſteller, namentlich Herodot und Diodor von Sicilien, dann die chriſtlichen Schriftſteller Euſebius und Georg Syncellus,*) welche altägyptiſche Nachrichten benutzten, geben. Diodor (I. 44.) bemerkt, daß von allen Königen die Prieſter in ihren heiligen Büchern Jahrbücher beſaßen, die von alten Zeiten her immer den Nachfolgern überliefert wurden. Darinnen war verzeichnet, wie groß ein jeder König, wie ſein Charakter beſchaffen und was für Thaten er zu ſeiner Zeit gethan habe. Leider gab Diodor, der beſonders die Archive von Theben benutzte, obſchon ſeine Nachrichten die gehaltvollſten ſind, immer noch nicht genug, um eine vollſtändige Landesgeſchichte herzuſtellen, für welche die mit Hieroglyphen verſehenen Darſtellungen gar manche Einzelheiten enthalten mögen.

An die Spitze der Geſchichte des Landes ſtellten die alten Aegypter die Götter und Oſiris und Iſis, deren Kinder. Sie waren es, welche die erſten Anfänge zur nachmaligen Cultur legten. Dadurch aber wird die ägyptiſche Cultur als etwas bezeichnet, was aus der Ferne hergebracht worden iſt, als eine fremde Pflanze. Wie in America, ſo wurde auch in Aegypten das eingeborne, paſſive Volk durch die aus Oſten herankommenden activen Helden und Herrſcher allgemach zum civiliſirten Leben gebracht, nicht aber gewaltſam unterjocht, wie es in der Südſee der Fall war. Die Sage von Oſiris und Iſis berichtet deutlich von Urzuſtänden der paſſiven Raſſe, die mit den Berichten der Reiſenden über die Urwälder Americas und der americaniſchen Yncaſage übereinſtimmen. Wie in America waren auch im Nilthale, ſo lange es von der activen Raſſe noch nicht berührt war, Menſchenfreſſer. (Diodor I. 14.) Oſiris und Iſis

*) Heerens Ideen II. S. 102.

lehrten dieſen, wie einſt Manco Copak den Peruanern, den Bau des Getreides kennen; ſie ordneten dann die Verhältniſſe des menſchlichen Lebens (Diodor I. 14. u. 43.), gründeten feſte Sitze, führ.en einen religiöſen Cultus ein, lehrten die Bearbeitung der Metalle. (Diodor I. 15.) Ihre Kinder, namentlich Horres, fuhren in dieſen Beſtrebungen fort, bildeten den Götterdienſt weiter aus, erfanden die Schrift, die Rechenkunſt, die Muſik u. ſ. w. (Diodor I. 16.)

Dann aber zog Oſiris mit einem ungeheuern Heere, das er in ſeinem Reiche geſammelt, auch durch andere Länder und trug ſeine Lehren weiter; ſo verbreitete er Ordnung und Geſetz über andere Völker der Erde. Dieſe Zeit der unmittelbaren Herrſchaft der Götter und ihrer Kinder ſoll faſt achtzehntauſend Jahre gedauert haben, auch ſoll damals der Thron nicht erblich geweſen, ſondern dem eingeräumt worden ſeyn, der das meiſte Verdienſt um die Nation ſich erworben hatte. (Diodor I. 43. und 44.) Als letzten Regenten aus der Zahl der Götter nennt man Horus, der Iſis und des Oſiris Sohn.

Es würde ein vergebenes Beſtreben ſeyn, aus dieſem Berichte der beugſamen und unkörperlichen Sage eine chronologiſch und topographiſch Stand haltende Erzählung bilden zu wollen. Mir erſcheint dieſe Sage als eine Andeutung der fortgeſetzten Einwanderung der activen Raſſe in das Nilthal, wodurch allgemach die Geſittung der Ureinwohner bewerkſtelligt wurde.

Dieſe erſten activen Einwanderer, die wie in Anahuac als Götter bezeichnet wurden, drangen in das Nilthal aufwärts. Das Delta war in frühеſter Zeit ein Sumpfland, welches dem menſchlichen Organismus feindſelig war. Die Einwanderer gingen daher den Fluß aufwärts, wo ſie denn in das Hochland gelangten und ſich feſte Sitze und Burgen bauten, deren älteſte Denkmale die Pyramiden ſind, die ſich vom Nil bis weit hinauf nach Aethiopien erſtrecken, an die ſich bei fortſchreitender Cultur die übrigen Denkmale, die Tempel der Prieſter, die Paläſte der Könige und die Wohnhäuſer des Volkes anlehnten.

Die erſten activen Einwanderer kamen vom Kaukaſus, ſey es nun durch die ſyriſche Wüſte, ſey es zur See. Sie wanderten immer ſüdlich; allein nachdem ſie in Aethiopien und Oberägypten ſich feſte Sitze gegründet, gingen von da aus Colonien nach Norden zurück und beſtrebten ſich, in dem Sumpflande des Delta ſich gleichfalls eine Herrſchaft herzuſtellen. Hier war der Nil, der in Oberägypten der Cultur ſo förderlich war, durch ſeine Ueberfülle ein Hemmniß derſelben und es mußten hier erſt großartige Waſſerbauten, Canäle, Teiche und Dämme eingerichtet werden, bevor eine ruhige und regelmäßige Cultur des Bodens ſtattfinden konnte. Wurde im höher gelegenen Aegypten der Nil als freiwilliger, lenkſamer Diener benutzt, ſo galt es dagegen in Niederägypten erſt einen Kampf mit

ſeinen gewaltigen Gewäſſern, bevor er dieſelbe Segensfülle verbreiten konnte wie dort. Die Cultur des niederen Aegyptens iſt demnach eine jüngere, wie dieß auch durch die hiſtoriſchen Nachrichten beſtätigt wird.

Die wichtigſten Mittelpuncte der Cultur des alten Aegyptens waren die Städte Heliopolis, Theben, Memphis und Sais. In jeder derſelben beſtand eine zahlreiche Prieſterſchaft unter dem weltlichen Schutze des vom Kriegsadel umgebenen Königs. Ein jeder dieſer Orte hatte ſeine beſondere Gottheit, als deren Abkömmling der König galt, der in die Myſterien der Prieſterſchaft eingeweihet und in die Körperſchaft derſelben aufgenommen war. Man hatte in den Tempeln die Genealogien und Regiſter der Könige,*) von denen mehrere bis auf uns gekommen ſind. Dieſe an die Tempel gelehnten Staaten ſtanden in freundſchaftlichem Verkehr unter einander. Dieſer Zuſtand dauerte ſo lange ungeſtört fort, bis vom Oſten her ein Heer von kriegeriſchen Hirten, die Hykſos, hereinbrachen, das Nilthal unterjochten und dritthalbhundert Jahre lang beherrſchten. Durch den langen friedlichen Verkehr unter der Leitung der Prieſter war der kriegeriſche Geiſt der Kriegerkaſte erſchlafft und ſo war es möglich, daß die tapfern Söhne der Wüſte das ganze, ſtarkbevölkerte Land ſich unterwerfen konnten. Die Cultur Aegyptens aber war ſo wohl begründet, daß dieſer Einfall der tapfern Hirten derſelben keinen weſentlichen Schaden bringen konnte, ja es wurden dieſelben von dieſer Cultur ſelbſt erfaßt und derſelben theilhaftig.

In die Zeit dieſer Fremdherrſchaft fallen mehrfache Auswanderungen von Aegyptern nach Europa, wie denn Kekrops der Gründer von Athen und Kadmos der von Theben wurde. Durch die Anweſenheit der Hirten wurde der kriegeriſche Geiſt der Eingebornen aufs Neue geweckt, ſo daß ſie endlich denſelben entgegentreten und ſie aus dem Vaterlande vertreiben konnten.**) Von da an unternahmen die Könige, namentlich die von Theben, Kriegszüge nach dem Oſten. So führte Tnephachthus ein Heer nach Arabien. Als der eigentliche

*) Herodot benutzte die Genealogien von Memphis, Diodor die von Theben, der ägyptiſche Prieſter Manetho die von Heliopolis. Das Werk des Manetho iſt nur in unvollſtändigen Auszügen von Julius Africanus, Euſebius und Georg Syncellus auf uns gelangt. Die chronologiſchen Forſchungen und Vergleichungen über die ägyptiſchen Königreiche findet man bei Gatterer Abriß der Univerſalhiſtorie, 2. Ausg. Gött. 1773. S. 154. Heerens Ideen. Abth. II. Th. II. S. 101 u. 421. Rosellini monumenti Parte I. namentlich Tom. II. S. 249 der catalogo generale. Wilkinson manners and customs T. I. und die neueſte Arbeit, die mir leider erſt während des Druckes zukam, iſt: Henry l'Egypte pharaonique ou histoire des institutions des Egyptiens sous leurs rois nationaux. Par. 1846. 2 Bde. 8. Th I. S. 65. histoire chronographique des Pharaons.

**) Der letzte Hirtenkönig war Aſſet oder Aſſys und wurde 1771 vor Chr. Geb. vertrieben. ſ. Henry l'Egypte pharaonique I. 98.

Begründer der Herrlichkeit von Theben wird **Buſiris** genannt. Theben erhielt unter ihm große Gebäude und herrliche Tempel und Privathäuſer von vier bis fünf Stockwerken; ſie enthielt den Beinamen der hunderttHorigen; an dem Fluſſe entlang nach Memphis hin ſtanden hundert Pferdeſtälle, deren jeder zweihundert Roſſe für die Streitwagen enthielt. Alle Pracht concentrirte ſich in den Tempeln und in den königlichen Grabſtätten, an deren Fortſetzung die Nachfolger des genannten Königs eifrig arbeiteten,*) von denen Oſymandyas die größten Werke ſchuf, worunter auch mehrere Coloſſalſtatuen waren, ſo daß er die ſtolze Inſchrift auf eine derſelben ſetzen konnte: „Ich bin Oſymandyas, der König der Könige. Wenn Jemand wiſſen will, wie groß ich ſey und wo ich liege, der übertreffe eins von meinen Werken."

Der achte Nachfolger des Oſymandyas, **Uchoreus**, verbreitete ägyptiſche Cultur nach Norden, indem er am Nil die Stadt **Memphis** gründete. Er ordnete die Waſſermaſſe des Nils, die ſich hier in mehrere Arme zu zertheilen beginnt. Um ſeiner neuen Pflanzung alle Vortheile zu gewähren, welche der Nilverkehr darbietet, legte er ſie ſo an, daß der Strom, ſie ganz umfließend, ihr auch als Schutzwehr gegen feindliche Angriffe dienen konnte. Deßhalb führte er auch an der Südſeite einen großen Wall auf, der zugleich als Citadelle wie auch als Damm gegen den Fluß benutzt wurde. An den übrigen Seiten ließ er einen breiten und tiefen See anlegen, welcher das Uebermaaß des Waſſers aufnehmen konnte. So war er im Stande, die ganze Umgegend unter Waſſer zu ſetzen und die Stadt ganz unzugänglich zu machen. Dieſe neue Stadt gedieh ſo vortrefflich, daß faſt alle folgende Könige Theben verließen und ihr Hoflager in Memphis aufſchlugen. So begann denn ſeitdem Theben zu ſinken und Memphis emporzukommen. Die Königsburg, die der Erbauer von Memphis daſelbſt anlegte, war aber bei weitem nicht ſo groß und prachtvoll als die der vorigen Könige.

Zwölf Menſchenalter nach ihm gelangte **Möris** auf den Thron von Aegypten, der die nördlichen Propyläen an die Burg von Memphis bauete, welche an Pracht die andern bei weitem übertrafen. Oberhalb der Stadt ließ Möris in einer Entfernung von zehn ägyptiſchen Meilen einen See anlegen, deſſen Umfang 3600 Stadien (112 Meilen) und deſſen Tiefe an den meiſten Stellen fünfzig Klaftern betrug. Von dem Strome bis zum See ließ er einen Canal graben von 80 Stadien (2½ deutſche Meilen) Länge und 300 Fuß Breite, wodurch das Waſſer dem See zugeführt oder auch durch künſtlich angebrachte Schleußen darinnen zurückgehalten werden konnte. In der Mitte des Sees erhoben ſich zwei Pyramiden von 600 Fuß

*) S. namentlich den Bericht von Diodor I. 45 ff.

Höhe, eine für den König, die andere für deſſen Gemalin; eine jede trug die ſitzende Bildſäule der Perſon, deren Andenken ſie beſtimmt war.

So berichten thebaniſche Prieſternachrichten (bei Diodor I. 51. und 52.) über die Coloniſation des Delta, die eben von der Sage in eine ſehr frühe Zeit verſetzt wird, denn die glorreiche Zeit Aegyptens war die des Seſooſis, nach Diodor, Seſoſtris, nach Herodot, oder Ramſes III., der 1389 vor Chr. Geb. feierlich gekrönt wurde.*) Die widerſprechenden Nachrichten der Prieſter und der Dichter verſuchte Diodor (I. 53—58.) mit den Denkmälern in Uebereinſtimmung zu bringen, wobei er zu folgendem Reſultate gelangte.

Als Seſooſis geboren worden, ließ deſſen Vater alle an dieſem Tage geborenen Kinder zuſammenbringen, gab ihnen Ammen und Wärter und ließ ſie alle nach einerlei Regeln erziehen, weil er glaubte, daß die, welche in einer ſo engen Verbindung mit einander erzogen worden und gleiches Vertrauen zu einander gewonnen hatten, die wohlgeſinnteſten Diener und tapferſten Mitſtreiter im Kriege ſeyn würden. Er ließ ihnen Alles reichlich geben und erhielt die Knaben beſtändig in Leibesübung und Ertragung von Strapazen. Keiner bekam etwas zu eſſen, bevor er nicht eilf Stunden Weges gemacht hatte. Als ſie daher zu männlichen Jahren gekommen, hatten ſie alle einen ſtarken, abgehärteten Körper und durch die Anleitung zu den edelſten Beſchäftigungen einen ausdauernden Befehlshabergeiſt. Als nun Seſooſis das erſtemal von ſeinem Vater mit einem Heere nach Arabien geſchickt wurde, wobei ihn ſeine Jugendgenoſſen begleiteten, übte er ſich in der Erlegung des Wildes und in der Ausdauer beim Mangel an Speiſe und Trank. Er unterwarf das ganze arabiſche Volk. Dann ſendete ihn der Vater nach Lybien, deſſen größten Theil er ebenfalls zur Unterwerfung brachte.

Als er nun nach dem Tode des Vaters den Thron beſtieg, unternahm er, von ſeiner Tochter Athyrtis und andern Wahrſagungen ermuntert, die Bezwingung der Welt.

Bevor er jedoch dieſe Unternehmung ausführte, ordnete er zuvörderſt die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes. Er theilte das ganze Land in ſechsunddreißig Bezirke, deren jedem er einen Vorſteher ernannte, und vervollſtändigte und erneuerte die Geſetzgebung; er behandelte das Volk mild, gewann ſich einzelne durch Geſchenke von Geld und Ländereien, andere aber durch Erlaß von Strafen und bezahlte für die in den Gefängniſſen ſchmachtenden Schuldner. Den Bezirksvorſtehern übergab er die Verwaltung der königlichen Einkünfte und die Gerechtigkeitspflege.

Hierauf ſuchte er die kräftigſten Männer aus dem Volke und ſtellte ein Heer von 600000 M. zu Fuß, 24000 M. zu Roß und

*) Wie das aſtronomiſche Gemälde im Grabmale des genannten Königs darthut; ſ. **Henry I. 97. Rosellini m. st. I. 256. Wilkinson I. 63.**

27000 Streitwagen ins Feld. Den Befehl über die einzelnen Abtheilungen übergab er denen, die mit ihm auferzogen worden waren und mit ihm bereits die Feldzüge in Arabien und Lybien getheilt hatten. Ihre Zahl betrug 1700. Dieſen allen theilte er das beſte Land aus, damit ſie mit hinlänglichen Einkünften verſehen und ohne Mangel zu fürchten ſich ganz dem Kriege widmen möchten.

Mit dieſem Heere wendete ſich Seſooſis zuvörderſt nach Süden und beſiegte die Aethiopier; er zwang ſie, ihm einen Tribut in Gold, Ebenholz und Elefantenzähnen zu geben. Dann ließ er 400 lange Schiffe bauen und in das rothe Meer auslaufen und damit eroberte er alle in dieſem Meere gelegenen Inſeln und die ganze Küſte bis Indien. Mittlerweile hatte er auch ſein Landheer nach Aſien gebracht und eroberte mit demſelben ganz Aſien; er überſchritt den Ganges und unterwarf ganz Indien bis an den Ocean und das Land der Skythen, wo der Tanais Aſien von Europa ſcheidet.*) Von ſeinem Heer ſoll das kolchiſche Volk am Mörisſee herſtammen. Er beſiegte auch das geſammte übrige Aſien und die meiſten der kykladiſchen Inſeln. Darauf ging er nach Europa über und durchzog Thracien, wo er in Gefahr kam, durch Rauhheit des Clima und Mangel an Lebensmitteln ſein ganzes Heer vernichtet zu ſehen. Daher ſetzte er hier ſeinem Heerzuge ein Ziel. An vielen von ihm eroberten Orten ließ er Denkſäulen mit der Inſchrift ſetzen: „Dies Land hat der König der Könige und der Herr der Herrn, Seſooſis, mit ſeinen Waffen erobert.“ An einigen Orten richtete er ſeine eigene Bildſäule, im Waffenſchmuck, auf. Mit den Unterworfenen verfuhr er mild und ordnete den Tribut, den ſie alljährlich nach Aegypten bringen ſollten. So kam er denn nach einer Abweſenheit von neun Jahren mit unermeßlicher Beute und zahlreichen Gefangenen nach Aegypten zurück. Er füllte darauf alle Tempel des Landes mit koſtbarer Beute, belohnte die Tapferkeit ſeiner Soldaten mit Würden und Geſchenken und geſtattete ihnen nun den Genuß der erworbenen Güter.

Er ſelbſt begann nun aber großartige Bauwerke aufzurichten. Zuvörderſt baute er in jeder Stadt Aegyptens demjenigen Gott einen Tempel, der daſelbſt vorzüglich verehrt wurde. Die Arbeiten bei den Bauten mußten die Gefangenen ausführen, daher er denn auch überall die Inſchrift anbringen laſſen konnte: daß bei dieſen Gebäuden kein Einheimiſcher ſeinen Schweiß vergoſſen habe.

Nächſtdem ließ Seſooſis viele und große künſtliche Hügel anlegen, auf welche er diejenigen Städte verpflanzte, welche nicht von Natur auf Anhöhen gelegen waren, damit zur Zeit der Ueberſchwemmung Menſchen und Vieh eine Zuflucht haben möchten. Im ganzen

*) Ich erinnere an die Abbildungen der Kalmücken auf der CIII. Tafel von Roſellini monum. storici, ſo wie an den ſkythiſchen Wagen aus Birkenholz daſ. m. c. Taf. CXXII.

Delta, von Memphis bis an die Seeküſte, ließ er aus dem Fluſſe viele Canäle graben, damit der Transport der Früchte abgekürzt und erleichtert und ein gleichmäßiger Verkehr unter den verſchiedenen Bezirken ſtattfinden möge. Er befeſtigte das Land gegen feindliche Angriffe von Außen und erſchwerte den Einfall in daſſelbe; denn vorher konnte man zu Roß und zu Wagen leicht durch das Land ſtreifen; dieß aber wurde durch die Canäle ſehr erſchwert. Die Oſtſeite Aegyptens befeſtigte er mit einer Mauer von Peluſium an bis Heliopolis durch die Wüſte, in einer Strecke von 1500 Stadien, gegen die Einfälle, die von Arabien und Syrien ausgingen. Er ließ ferner ein Schiff aus Cedernholz bauen von 280 Ellen Länge, deſſen Außenſeite mit Gold, deſſen Inneres mit Silber beſchlagen war, und widmete daſſelbe dem zu Theben vorzüglich verehrten Gott, alſo dem Amunre. Er errichtete zwei Obelisken von 120 Ellen Höhe, auf welche er ein Verzeichniß ſeiner Kriegsmacht, die Summe ſeiner Einkünfte und die Zahl der von ihm überwundenen Völker ſetzen ließ. In dem Tempel des Vulcan zu Memphis ließ er zwei Statuen aus einem Stein ſetzen, welche ihn und ſeine Gemalin dreißig Ellen hoch und ſeine Söhne zwanzig Ellen hoch darſtellten. Es geſchah dieß in Folge eines Gelübdes; denn als er von ſeinem großen Kriegszug zurückkehrend in Peluſium angekommen war, hatte ihm ſein Bruder Verrath bereitet. Es hatten nämlich alle bei den Freudenfeſten zu viel des Weines genoſſen und als ſie nun ſchliefen, ließ des Königs Bruder eine Menge dürren Rohres herbeibringen und anzünden. Die Dienerſchaft konnte bei der plötzlichen Gefahr keine kräftige Hülfe leiſten; da erhob der König die Hände zu den Göttern und that Gelübde für die Rettung ſeiner Gemalin und Söhne und entkam aus den Flammen. Seit dieſer Zeit verehrte er die Götter, vor allem aber den Vulkan, mit Tempelgeſchenken. Dieſer König, bemerkt Diodor (I. 58.), ſcheint alle, die je regiert haben, an Kriegsthaten, an Größe und Menge der Werke, die er in Aegypten errichtet, und in der Verſchönerung dieſes Landes übertroffen zu haben. Als er nach einer Regierung von 33 Jahren ſein Geſicht verlor, nahm er ſich ſelbſt das Leben.

Die Regierung von Ramſes dem Großen oder Seſooſis, Seſoſtris, zeigt uns Aegypten auf dem Culminationspunct ſeines Glückes und ſeines Glanzes. Das ganze Land war unter einem Herrſcher vereinigt. Vorher fanden wir Herrſcher in This, Elefantine, Heraklea, Memphis und Theben — Seſooſis breitete die ägyptiſche Herrſchaft auch über die Gränzen des Landes aus. Nach ſeinem Tode folgte ſein Sohn, unter deſſen Nachfolgern jedoch lange Zeit kein ausgezeichneter Mann ſich befindet. Das Reich ging zurück und als Amaſis durch Gewaltthaten und Uebermuth die Herzen des Volkes von ſich abwendig gemacht hatte, gelang es dem Aethiopenkönig Aktiſanes den Thron von Aegypten zu erobern. Aktiſanes gewann ſich die Liebe der Aegypter durch ſeine Güte und Gerechtigkeit.

Nach ſeinem Tode kam abermals ein Aegypter auf den Thron, **Meades**, welcher als Erbauer des Labyrinths genannt wird. Unter ſeinen Nachfolgern machte ſich **Remphis**, des Ketes Sohn, durch ſeine Geldgier berühmt. Er ſammelte Reichthümer und verwendete nicht das Mindeſte auf Geſchenke für die Götter noch auf Wohlthaten gegen die Menſchen. Der Schatz, den er hinterließ, ſoll ſich auf 400000 Talente oder 512½ Millionen Thaler belaufen haben. Ihm folgten ſieben Menſchenalter hindurch nur träge, einem üppigen Leben fröhnende Könige, worauf die Sage die Erbauer der Pyramiden einreihet. Sie heißen Chembes, Kephren und Mykerinus. Doch herrſchen in dieſen Angaben große Widerſprüche. (Diodor I. 63—65.)

Lange Zeit nachher finden wir einen **Aethiopier, Sabakon**, als König von Aegypten; über die Art, wie er zur Herrſchaft gelangte, findet ſich keine Nachricht. Diodor bemerkt nur, daß er ſowohl körperlich als auch geiſtig ſich vor ſeinen Vorfahren ausgezeichnet, daß er die Todesſtrafe aufgehoben und an deren Stelle Gefängniß und Zwangsarbeit angeordnet habe. Er ließ Feſtungswerke und Canäle herſtellen und bewieß ſich ſehr ergeben gegen die Prieſterſchaft. Seine große Frömmigkeit, ſagt Diodor (I. 65.), kann man aus ſeinem Betragen in Beziehung auf ein Traumgeſicht erkennen. Es erſchien ihm der Gott von Theben im Traume und ſagte zu ihm, er könne nicht glücklich und nicht lange Aegypten beherrſchen, wenn er nicht alle Prieſter zerhauen laſſe und mit ſeinem Hofſtaate mitten zwiſchen ihnen durchgehe. Da ſich dieſes Geſicht öfter wiederholte, ließ er alle Prieſter aus dem ganzen Lande zu ſich kommen und ſagte ihnen, ſeine Anweſenheit im Lande müſſe dem Gotte unangenehm ſeyn, weil er ihm ſonſt nicht dieſen Befehl im Traume würde gegeben haben. So wolle er denn ſelbſt lieber gehen und ſein Leben, rein von aller Gewiſſensſchuld, endigen, als durch Beleidigung des Herrn und durch ungerechten Mord über Aegypten herrſchen. Darauf übergab er den Einheimiſchen das Reich wieder und kehrte nach Aethiopien zurück.

So zerfiel denn Aegypten aufs Neue in eine Anzahl kleiner Staaten, aus denen es früher zu einem einzigen Reiche erwachſen war. Wir dürfen wohl annehmen, daß die hohe Cultur des alten Aegyptens und die Bildung, die über alle Theile deſſelben verbreitet war, vornehmlich durch die Prieſterſitze und Tempel, als die Mittelpuncte der einzelnen Staaten, ausgegangen war. Die Cultur aber war im ganzen Lande, etwa die Marſchländer an den äußerſten Nilmündungen ausgenommen, eine gleichmäßige, da die verſchiedenen Prieſterſitze in innigem Verkehr mit einander ſtanden, ein Verkehr, der auch dann noch fortdauerte, als alle Staaten unter einem einzigen Herrn vereinigt waren.

Nachdem alſo Sabakon in ſeine Heimath zurückgekehrt und es an einem allgemeinen Mittelpunct fehlte, entſtanden Unruhen und

Gewaltthaten im Volke. Da traten zwölf der angeſehenſten Kreishauptleute zuſammen und ſchloſſen einen Bund. Sie verſammelten ſich zu Memphis, errichteten Verträge über ihre Einigkeit und Treue und erklärten ſich zu Königen. Nachdem ſie ſo fünfzehn Jahre einig unter einander geherrſcht hatten, beſchloſſen ſie für alle ein gemeinſames Grab zu erbauen, damit, wie Diodor (I. 66.) ſagt, ſo wie ſie im Leben gegeneinander wohlgeſinnt geweſen wären und gleiche Ehre genoſſen hätten, auch nach ihrem Tode, wenn ihre Körper beiſammen lägen, das Grabmal den Ruhm der dort Beſtatteten gemeinſchaftlich erhalten möchte. Das Gebäude lag an der africaniſchen Seite an der Einfahrt zum Mörisſee und war aus den ſchönſten Steinen gemacht. Es bildete ein Viereck, deſſen jede Seite eine Stadie lang und ganz mit Bildhauerarbeit bedeckt war. Allein ehe das Werk ganz zur Ausführung gelangte, wurden die Könige uneins.

Pſammetich,*) einer der zwölf Herrſcher, der zu Sais thronte und die Seeküſte beherrſchte, war in lebhaften Verkehr mit den Phöniciern und Griechen getreten. Er verkaufte an ſie die Producte ſeines Landes und tauſchte die der Fremden dagegen ein, ſchloß auch Freundſchaft mit den Beherrſchern jener Völker. Dadurch aber machte er ſich ſeine Mitregenten zu Feinden und mußte endlich vor ihren Verfolgungen in das Marſchland an der Seeküſte entweichen. Er warb indeſſen in Arabien, Jonien und Karien Hülfsvölker und behielt in einer Schlacht bei Momemphis die Oberhand. Seine Gegner wurden theils geſchlagen, theils zur Flucht genöthigt. Aus Dankbarkeit gegen die Götter ſchmückte der Sieger den großen Tempel zu Memphis herrlich aus und baute eine lange Vorhalle, die von zwölfelligen Coloſſen getragen wurde. Die Hülfsvölker aber erhielten außer dem bedungenen Solde noch anſehnliche Geſchenke, und er wies ihnen oberhalb der peluſiſchen Mündung einen Landſtrich an, von welchem ihre Nachkommen unter Amaſis nach Memphis überſiedelt wurden. Von nun an unterhielt Pſammetich ſtets ein großes Heer fremder Söldner, denen er auch Antheil an der Verwaltung des Landes geſtattete. Bei einem Feldzuge nach Syrien zog er ſie ſogar ſeinen einheimiſchen Truppen vor und ſtellte ſie auf den rechten Flügel. Die Aegypter aber wurden dadurch ſo aufgebracht, daß ſie, an 200000 M. ſtark, von ihm abfielen und ſich nach Aethiopien wendeten. Vergebens ſandte er ihnen einige ſeiner Heerführer nach, die ihn in ihren Augen rechtfertigen ſollten; er ging daher ſelbſt mit ſeinen Räthen zu Schiffe zu ihnen und traf ſie bereits auf äthiopiſchem Gebiete. Aber auch er vermochte nichts auszurichten und mußte ſie in Aethiopien laſſen. So entging dem Lande ein Theil der alten Kriegerkaſte und es bildete ſich eine neue.

Pſammetich ordnete hierauf die Verfaſſung und Verwaltung des

*) Herodot II. 151. Diodor I. 66 ff.

Landes aufs Neue und ſchloß mit den Athenern und andern griechiſchen Staaten Bündniſſe. Den Fremden, die freiwillig nach Aegypten kamen, erzeigte er viele Wohlthaten; vor allen begünſtigte er die Griechen und gab ſogar ſeinen Söhnen griechiſche Erzieher. Den fremden Kaufleuten wieß er beſondere Handelsplätze an und gewährte ihnen ſichern Aufenthalt. So regierte Pſammetich vier und fünfzig Jahr (671—617 v. Chr. G.).

Sein Sohn **Neko** ſetzte das Werk des Vaters fort und gründete den Canal, der das mittelländiſche Meer mit dem rothen verbinden ſollte, ein Werk, das erſt Darius vollendete. (Herodot II. 158.) Ein Orakelſpruch: „daß er damit den Barbaren vorarbeite,“ beſtimmte ihn, die Arbeit aufzugeben. Nachdem er noch einen Feldzug nach Syrien unternommen, ſtarb er (ums J. 601 v. Chr. G.).

Sein Sohn und Nachfolger **Pſammis** regierte nur ſechs Jahr; er ſetzte den Verkehr mit den Griechen fort und that einen Feldzug nach Aethiopien. Ihm folgte ſein Sohn

Apries, der, wie Herodot (II. 161.) ſagt, der glücklichſte unter den Nachfolgern des Pſammetich während einer Herrſchaft von fünf und zwanzig Jahren (595—570 v. Chr. G.) war. Er unterhielt ein ſtarkes Heer zur See und zu Lande und bekämpfte und beſiegte Cypern und Phönicien, nahm Sidon mit ſtürmender Hand ein und unterwarf die übrigen Städte Phöniciens. Dann aber ſandte er ein gewaltiges ägyptiſches Heer gegen Cyrene und Barka, welches jedoch zum großen Theile umkam. Die übrig bleibenden Soldaten kehrten zwar nach Aegypten zurück, verbreiteten aber die Anſicht, der König habe den Zug unternommen, bloß um das ägyptiſche Volk zu ſchwächen und daſſelbe dann mit Hülfe der Fremden um ſo ſicherer beherrſchen zu können.

Wir ſehen hier alſo die alten Bande zwiſchen dem König und der neuen Kriegerkaſte zum zweiten Mal gelöſet, und dürfen wohl annehmen, daß die Prieſterſchaft weſentlichen Antheil an dieſem Ereigniß hatte. Sie war durch den Verkehr, den der Herrſcher mit dem Auslande eröffnet hatte und den abzuſchneiden ſie nicht im Stande war, in ihrer Macht bedroht, es lag ihr alſo daran, die Dynaſtie des Pſammetich zu ſtürzen und eine neue zu gründen, welche eben dadurch ſchon mehr Ergebung für ſie haben müßte.

Auf die Nachricht von dem Abfall der cyrenäiſchen Armee ſendete Apries den **Amaſis** zu derſelben, um ſie zur Rückkehr zu bewegen; allein während Amaſis zur Sühne redete, ſetzte ihm ein Aegypter, der hinter ihm ſtand, einen Helm auf und erklärte dabei, mit dieſem Helme habe er ihn als König bezeichnet. Es würde nun aber dieſe Krönung kaum einen großen, dauernden Eindruck gemacht haben, wenn ſie nicht mit Bewilligung, ja im Auftrag der Prieſterſchaft ſtattgefunden hätte. Amaſis fügte ſich auch ganz willig in ſein Geſchick, nahm die dargebotene Krone und ſchickte ſich an, gegen ſeinen alten Herrn und König auszuziehen. Die Geſandten deſſelben

behandelte er mit Verachtung und Apries war fortan auf ſeine ausländiſchen Hülfstruppen, namentlich auf 30,000 Mann Karier und Ionier beſchränkt, mit denen er ſich in ſeine Königsburg zu Sais einſchloß. Endlich zogen beide Könige gegen einander und es kam bei der Stadt Momemphis zur entſcheidenden Schlacht. Apries wurde geſchlagen und gefangen und von dem Sieger in ſeiner eigenen, ehemaligen Burg zu Sais eingeſperrt. Hier hielt ihn Amaſis in anſtändiger Haft, bis er endlich dem dringenden Verlangen der Aegypter nachgeben mußte. Die Aegypter, ſagt Herodot (II. 169.), erdroſſelten den König und begruben ihn dann in den Gräbern ſeiner Väter, im Heiligthum der Athene.

Das Volk verachtete anfangs den Amaſis, da er nicht aus königlichem Stamm war, doch ſetzte er ſich mit Hülfe der Prieſterſchaft in Anſehen. Dieſe hatte bei ihrer Auswahl gar wohl berückſichtigt, daß er ein jovialer Lebemann war, der, wenn die Amtsgeſchäfte des Vormittags beendigt waren, ſich heiterem Lebensgenuß überließ und mit ſeinen Freunden beim fröhlichen Zechgelage aushielt. (Herodot II. 173.) Die Tempel bedachte er reichlich und führte herrliche Bauwerke aus. So ſchaffte er von Elefantine einen coloſſalen Monolith, ein ganzes Haus aus einem einzigen Steine von 21 Ellen Länge, 14 Ellen Breite und 8 Ellen Höhe, nach Saïs. Zweitauſend Männer brauchten drei Jahre Zeit, daſſelbe auf Walzen und mit Zugleinen fortzuſchaffen, ein Weg, den man ſonſt in ein und zwanzig Tagen zurücklegt. Auch in Memphis ſchuf Amaſis große Bauwerke.

Unter Amaſis ſoll Aegypten in höchſter Blüthe geſtanden und 20,000 bewohnte Städte gehabt haben. Die Verwaltung war neu geordnet, wie denn von Amaſis das Geſetz ſtammt, daß jeder Aegypter alljährlich dem Kreishauptmann ſeine Erwerbsquellen anzeigen mußte. Die Fremden, namentlich die Griechen, behandelte er im Ganzen mild, da der Verkehr mit denſelben den Aegyptern viel Gewinn brachte und ein vollſtändiger und plötzlicher Abſchluß des Reiches gegen das Ausland nicht gut möglich war; doch beſchränkte er ſie inſofern, als er ihnen nur die Stadt Naukratis zur Niederlaſſung anwies, obſchon er mit mehreren griechiſchen Staaten freundſchaftliche Bündniſſe abſchloß. Er ſtand unter anderen auch mit Polykrates von Samos in freundſchaftlichem Verkehr.

So war denn unter Amaſis das Gleichgewicht zwiſchen der Prieſterſchaft und dem Königthume wieder hergeſtellt, als von Außen her ein Feind heranzog, dem das alte Reich doch nicht widerſtehen konnte. In Aſien war das perſiſche Reich entſtanden und dehnte ſeine Macht namentlich über die civiliſirten Nachbarländer aus, und ſo kam denn auch Aegypten an die Reihe. An mancherlei Vorwänden zur Bekriegung dieſes Staates konnte es nicht fehlen. (Herodot III. 1.) Amaſis ſtarb indeſſen, bevor das perſiſche Heer durch die Wüſte nach Aegypten heranzog. Amaſis Sohn und Nachfolger Pſammenit hatte an der peluſiſchen Mündung dem perſiſchen Heere ſich entgegengeſtellt,

auch kariſche und joniſche Hülfstruppen angeworben. Kambyſes führte ſeine Schaaren heran und ſiegte gleich im erſten Treffen; das ägyptiſche Heer zog ſich in wilder Flucht nach Memphis zurück. Kambyſes ſendete ihm ein mitylenisches Schiff mit einem perſiſchen Herold nach. Die Aegypter kamen heraus, nahmen das Schiff und zerfleiſchten die Mannſchaft und den Herold. Kambyſes kam nun ſelbſt heran und belagerte die Stadt ſo lange, bis ſie ſich ergab, worauf er denn die Einwohnerſchaft hart ſtrafte und den König als Gefangenen behielt. Er würde übrigens den Pſammenit auf dem väterlichen Thron gelaſſen haben, wenn dieſer nicht Umtriebe gegen die perſiſche Oberherrſchaft begonnen hätte. Pſammenit mußte den Giftbecher trinken. Kambyſes ging darauf nach Sais und ließ die Leiche des Amaſis aus ihrem Grabe nehmen und verbrennen.

Es iſt nun merkwürdig, mit welchem Uebermuthe Kambyſes in dem heiligen Lande Aegypten auftrat und wie er die Dinge, die dem Volke am theuerſten waren, auf das ſchonungsloſeſte verhöhnte. Als gerade während ſeiner Anweſenheit ein Apis geboren worden und das Volk deshalb die üblichen Freudenfeſte anſtellte, erſtach er nicht allein das heilige Thier, ſondern ließ auch die Prieſter desſelben geißeln und tödten. Die Götterſtatuen verſpottete er; er drang in die Grabkammern und beſah und verhöhnte die Leichen. Allgemach verwandelte ſich aber dieſer Uebermuth in förmliche Raſerei. Er ließ ſeine Brüder tödten, mordete ſeine Frau, ſeine Vertrauten und endigte zuletzt ſein Leben in Syrien.

So war Aegypten im Jahre 525 vor Chr. G. aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Staaten ausgetreten und ward perſiſche Provinz.

Der Nachfolger des Kambyſes, Darius, des Hyſtaspes Sohn, auf ägyptiſchen Denkmalen Ndareoſch genannt, war dem Lande ein milder und gerechter Herrſcher; er ſchonte die religiöſen Formen und Einrichtungen, unterrichtete ſich genau über die Verfaſſung, beſonders die Geſetzgebung des Landes, ſo daß ihn Diodor (I. 95.) als den ſechſten Geſetzgeber des Reiches nennt. Er erwarb ſich dadurch eine ſolche Verehrung, daß er der einzige unter allen perſiſchen Königen war, welcher bei ſeinen Lebzeiten von den Aegyptern Gott genannt wurde und nach ſeinem Tode gleiche Ehre erhielt, wie die alten einheimiſchen Könige. Dennoch aber erhoben ſich im letzten Jahre der Regierung des Darius, als dieſer eben mit den Griechen beſchäftigt war, die Aegypter und vertrieben die Perſer aus dem Nilthal. Dieſe Unabhängigkeit dauerte nicht lange, denn des Darius Sohn und Nachfolger, Xerxes, ſendete ſchon im Jahre 484 ſeinen Bruder Achämenes nach Aegypten, der das Land wiederum dem perſiſchen Scepter unterwarf. Xerxes, Kſcheerſch der Aegypter, blieb zwei und zwanzig Jahr im ungeſtörten Beſitze des Reiches; nach ſeinem Tode aber, als Artabanus in Perſien Unruhen ſtiftete, begannen die Aegypter aufs Neue nach ihrer Unabhängigkeit zu ſtreben, wobei ſie von den Athenern Unterſtützung erhielten. Die perſiſchen Garniſonen wur-

den angegriffen und überwunden. König Artaxerxes Artkeſcheſches ſandte zwar den Achämenes mit einer Flotte von 200 Segeln und 400,000 Mann zu Fuß nach Aegypten, allein der Libyer Inarus, des Pſammetich Sohn, und Amyrtäus von Saïs, welche zu Königen ernannt worden, vereinigten ihre Heere und ſchlugen den Feind mit großem Verluſt zurück, wobei Inarus dem Achämenes eine tödtliche Wunde beibrachte. Die Behauptung Aegyptens war für den Perſerkönig zur Ehrenſache geworden; er ſandte alſo ein neues Heer unter Megabyzus und Artabazus nach Aegypten, das mit dem vorigen vereinigt auf 500,000 Mann ſtark war. Es kam zur Schlacht und diesmal ſiegten die Perſer. Inarus entwich nach Byblos, mußte ſich aber an Megabyzus ergeben und ward auf ausdrücklichen Befehl des Königs gekreuzigt. Amyrtäus entwich in eine ſumpfige Inſel, wo er beſſere Zeiten erwartete, indeſſen die Perſer alle feſten Plätze beſetzten. Trotz mancher Anregungen von Seiten der Athener blieben die Perſer im ungeſtörten Beſitz Aegyptens bis zum zehnten Regierungsjahre des Darius Nothus (414 v. Chr. G.), nachdem ſie den Sohn des Inarus, den Thamyrus, und den Sohn des Amyrtäus, den Pauſiris, als zinspflichtige Könige anerkannt hatten, obſchon den Aegyptern, namentlich der Prieſterkaſte die Herrſchaft der andersgläubigen Perſer, ſo wie die Zahlung eines Tributs an dieſelben unerträglich ſeyn mußte. Endlich ermuthigte ſie den Amyrtäus, ſich an die Spitze zu ſtellen. Die Empörung brach aus, die Perſer wurden vertrieben und Amyrtäus nahm Memphis ein, von wo aus das ganze Land befreit wurde. Amyrtäus war ſechs Jahr hindurch (414—408 v. Chr. G.) König von Aegypten; er ſtellte die durch die Perſer zerſtörten Heiligthümer, namentlich Theben her, verband ſich mit den Arabern und ſein Name Aomahorte erſcheint auf den Monumenten *).

Auf den Saïten Amyrtäus folgte Nepherites von Mendes oder Nepharaot, der mit ſeinen Nachfolgern Achoris, Hakori, Pſammoutis, Pſemaut, Nepherites und Mouthis zwanzig Jahr lang herrſchte. Dieſe Könige lebten in freundſchaftlichem Verhältniſſe mit den griechiſchen Staaten, welche gleiches Intereſſe gegen das perſiſche Reich mit ihnen hatten. Das große Unglück, welches ſeit dem Einfall des Kambyſes über Aegypten hereingebrochen, die Verluſte an Menſchen, an Eigenthum und Beſitzthum aller Art, namentlich an Heiligthümern und Kunſtwerken machten Anſtrengungen aller Art nothwendig und bewirkten zunächſt eine innigere Vereinigung der verſchiedenen Claſſen der Bevölkerung. Die ſechs und zwanzig Jahre der 28. und 29. Dynaſtie floſſen in raſtloſer und ungeſtörter Thätigkeit für Wiederherſtellung des alten Zuſtandes hin.

Nach des Mouthis Tode beſtieg ein Sebennyte, Nectanebos,

*) Wilkinson I. 203. Rosellini m. st. II. 197. Er iſt der einzige König der 28. Dynaſtie.

Nacktnebo, den Thron (387 v. Chr. G. nach Wilkinſon II. 208., 377 nach Roſellini m. st. II. 227.). Mittlerweile hatte Artaxerxes II. Aegypten nicht aus den Augen verloren und bald, nachdem der neue König ſeine Herrſchaft angetreten, rückte eine perſiſche anſehnliche Kriegsmacht unter Pharnabazus und Iphikrates in Aegypten ein, allein dieſe Feldherren fanden die Städte ſo wohl befeſtigt und das Land durch Canäle ſo unzugänglich, auch Nectanebos Heer ſo zahlreich und wohlgerüſtet, daß ſie ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder abziehen mußten.

Nectanebo folgte dem Beiſpiel ſeiner Vorfahren, ſtellte die Tempel wieder her und erweiterte dieſelben, ließ auch einen Obelisken errichten und verwendete, einem griechiſchen Papyrus zu Folge, große Sorgfalt auf den Tempel des Kriegsgottes zu Sebennytos*). Nachdem er achtzehn Jahre regiert, folgte ihm Teos oder Tachos, der ſich, bei drohender Kriegsgefahr von Seiten der Perſer, aufs Neue mit Sparta und Athen verbündete. Er herrſchte nur zwei Jahr und mußte vor ſeinem Oheim Nectanebo II., den die Spartaner unterſtützten, nach Sidon entweichen.

Im zweiten Jahre Nectanebo's II. ſtarb Artaxerxes II. und Artaxerxes III. Ochus beſtieg den perſiſchen Thron. Nectanebo war mit Griechen und Phöniciern im Bunde und hatte die Gränzen wie die feſten Orte auf das Beſte verſehen, auch ein wohlgerüſtetes Heer in Bereitſchaft, wobei auch die griechiſchen Hülfsvölker waren. Artaxerxes wandte ſich erſt gegen die Phönicier und nachdem er hier geſiegt, drang er auch nach Aegypten vor. Es kam zur Schlacht, Nectanebo und ſein Heer fochten tapfer, allein nach blutigem Kampfe mußten ſie doch der Uebermacht weichen; Peluſium ging über, ebenſo Memphis; Nectanebo floh nach Oberägypten nnd von da nach Aethiopien und im ein und zwanzigſten Jahre ſeiner Herrſchaft, 340 v. Chr. G., wurde Aegypten aufs Neue den Perſern unterworfen.

Artaxerxes III. Ochus übertraf wo möglich den Kambyſes in ſeiner grauſamen Wuth gegen die unglücklichen Aegypter. Offenbare Ungerechtigkeiten, Mord, abſichtliche Entweihung der Heiligenthümer und ununterbrochene Verfolgungen dauerten zwei Jahre hindurch bis zu dem Tode des Tyrannen, der den heiligen Apis ſchlachten ließ und mit ſeinen Genoſſen verzehrte. Sein Name wurde in den Hieroglyphen als ein Schwert, das Zeichen der Zerſtörung, dargeſtellt.

So war Aegypten abermals perſiſche Provinz und als ſolche kam ſie im Jahre 332 v. Chr. G. an den macedoniſchen Alexander, mit welchem dem alten Reiche freundlichere Tage wieder heraufſtiegen. Alexander wurde als Befreier von dem verhaßten perſiſchen Joche mit Enthuſiasmus aufgenommen und er erwarb ſich die Liebe der Aegypter in hohem Grade nicht allein durch die Ehrfurcht, die er ihren Heiligthümern erwies, ſondern auch dadurch, daß er eine

*) Wilkinson I. 209.

neue Stadt, Alexandria, begründete, welche in kurzer Zeit herrlich aufblühete und der Mittelpunct des Handels, ja der geſammten Cultur der damaligen Zeit wurde.

Die Griechen hatten ſchon ſeit uralter Zeit namentlich durch die von Aegypten ausgegangenen Colonien des Kekrops und Kadmus, dann aber beſonders ſeit Pſammetich in freundlicher Beziehung zu Aegypten geſtanden. Griechiſche Kaufleute waren in Aegypten geduldet und es hatte ſich ein lebhafter Handelsverkehr zwiſchen beiden Nationen entwickelt. Die Griechen verehrten Aegypten als die Heimath jeglicher Weisheit und viele Griechen hatten in den Schulen der Aegypter Unterricht genoſſen, worunter Männer wie Pythagoras, Platon und Herodot. Die Griechen traten daher mit großer Ehrfurcht und nicht wie die Perſer mit Hohn und Verachtung in Aegypten ein und die Aegypter ſahen daher in ihnen nicht ſowohl haſſenswürdige, verkehrte Fremdlinge, als vielmehr jüngere, talentvolle Freunde. So konnte denn, als nach dem Tode des heldenmüthigen Alexander das Reich der Ptolemäer in Aegypten erſtand, allgemach eine Verſchmelzung der altägyptiſchen Prieſtercultur mit den griechiſchen freierern Anſichten erfolgen.

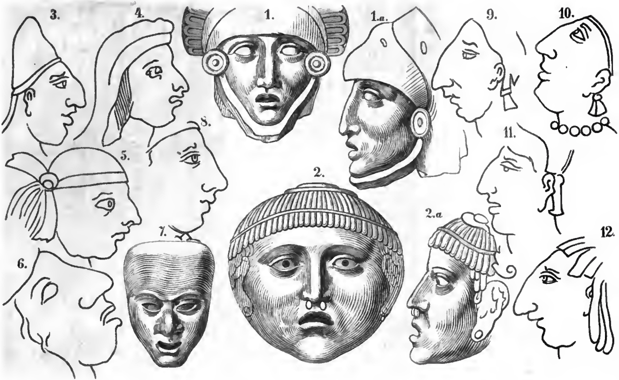
Aegypten, welches früher abgeſchloſſen nach Außen und in ſtolzer Selbſtgenügſamkeit dageſtanden hatte, welches nachmals von den perſiſchen Despoten ausgeraubt und arg gemißhandelt worden war, trat nunmehr in die Reihe der Staaten ein, deren Marktplatz das mittelländiſche Meer iſt. Wenn früherhin ſein Einfluß auf den Culturgang der europäiſchen Nationen nur ein mittelbarer, geheimer geweſen war, dem Lichte vergleichbar, das aus den Spalten einer verſchloſſenen Thür dringt, ſo wurde er fortan ein offenbarer, gewaltiger. Die weisheitdurſtige Jugend Griechenlands und der griechiſchen Colonien in Aſien und Europa ſtrömte nach Aegypten und brachte fortan die geiſtigen Schätze der Tempelſchulen nach der Heimath zurück. Die Reſultate der Forſchungen ägyptiſcher Gelehrten gingen nicht verloren; ſie wurden in die Cultur der europäiſchen Menſchheit aufgenommen und wirken in dieſer Beziehung noch heute fort. Den Einfluß, den Aegypten in früheſter Zeit auf die Cultur Indiens, Babyloniens und Kleinaſiens hatte, werden wir ſpäter, namentlich in der Geſchichte der Hebräer, näher betrachten.

Und ſo erſcheint uns denn das alte Aegypten, wie es in den Kreis europäiſchen Lebens eintritt, als ein herrlich gediehener Fruchtbaum, welcher der Menſchheit freudig ſeine gereiften Früchte entgegenhält, während die unglücklichen Staaten von Anahuac einem ſchönen vom Sturm geknickten, der Vernichtung preisgegebenen Blüthenbaume vergleichbar ſind.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Dresden.

0057 90006

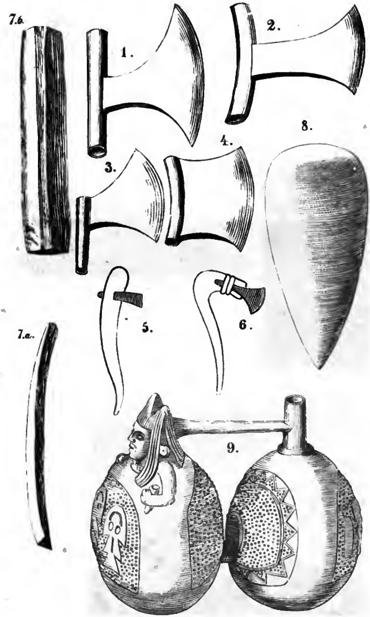
Tafel I.



BIBLIOTECA NAZ. CENTR. DI FIRENZE

Digitized by Google

Tafel II.



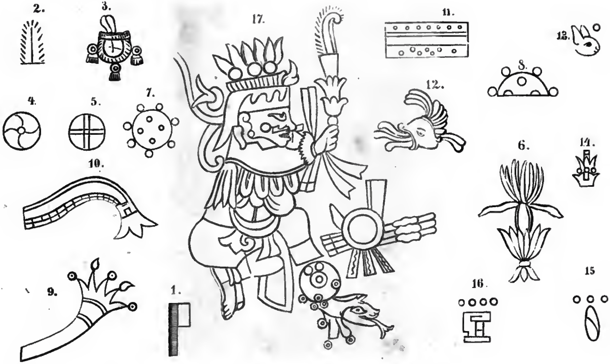
Digitized by Google

Tafel III.

Digitized by Google

BIBLIOTECA NAZIONALE FIRENZE

Tafel IV.



BIBLIOTECA NAZIONALE TORINO

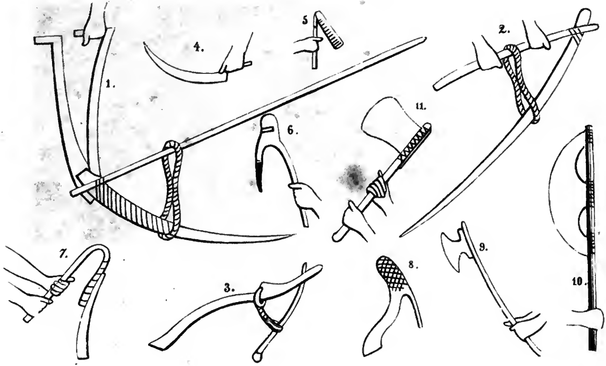
Digitized by Google

Tafel V.

BIBLIOTECA NAZIONALE FIRENZE

Digitized by Google

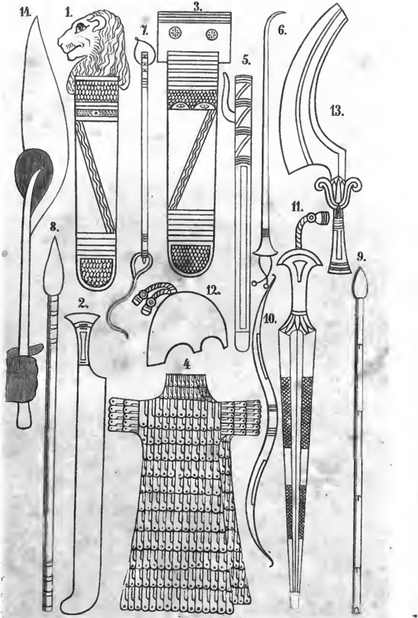
Tafel VI.



BIBLIOTECA NAZIONALE FIRENZE

Digitized by Google

Tafel VII.



Digitized by Google

BIBLIOTECA NAZIONALE FIRENZE

Digitized by Google

Tafel VIII.

550005

BIBLIOTECA NAZIONALE FIRENZE

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google